

Wilhelm v. Kügelgen

Selbstbildnis. Rom 1826

Wilhelm von Kügelgen

Wilhelm von Kügelgen

Erinnerungen

1802—1867

Erſter Band:

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

1802—1820

*

Zweiter Band:

Zwiſchen Jugend und Reife des Alten Mannes

1820—1840

*

Dritter Band:

Lebenserinnerungen des Alten Mannes

1840—1867



Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig

Wilhelm von Kügelgen

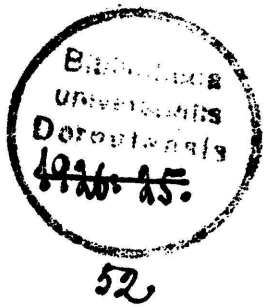
Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes

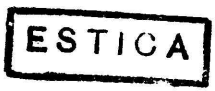
1820–1840

Aus Briefen, Tagebüchern und Gedichten gestaltet und mit reichem, zumeist noch nicht veröffentlichtem Bildschmuck herausgegeben von Professor Dr. Johannes Werner



Verlag von Koehler & Amelang in Leipzig 1925





A 126.

Copyright 1925 by Koehler & Amelang, G. m. b. H., in Leipzig
Nachdruck verboten
Der Herausgeber nimmt das gesetzliche Urheberrecht an diesem Werke, das er aus dem von ihm gesammelten Material gestaltet hat, für sich in Anspruch und hat dasselbe auf den Verlag Koehler & Amelang, G. m. b. H., in Leipzig übertragen

Abkürzungen im Text:

Jug.-Er. = „Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1802–1820" zitiert nach der Seitenzahl der neuen Originalausgabe des Verlages Koehler & Amelang in Leipzig 1924.

Leb.-Er. = „Lebenserinnerungen des Alten Mannes 1840—1867" Verlag Koehler & Amelang in Leipzig 1923.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Vorwort über Eigenart und Entstehung dieses Bandes VII
Verzeichnis der Bilder X
W. v. K.s Familienkreis. Lebensdaten und Zusammenhang der in diesem Bande erwähnten Familienglieder XIV
I. Vom Tode des Vaters bis zur ersten Estlandreise. Frühjahr 1820 bis Sommer 1822 1
II. Bei den Verwandten in Estland. Sommer 1822 bis Sommer 1823 19
III. Die letzten Studienjahre in Dresden. Herbst 1823 bis Herbst 1825 45
IV. Romfahrt und Verlobung. Herbst 1825 bis Sommer 1826 76
V. Von der Verlobung bis zur Übersiedelung nach Rußland. Sommer 1826 bis Herbst 1827 112
VI. In Estland und St. Petersburg. Herbst 1827 bis Sommer 1829 162
VII. Am eignen Herd in Dresden und Hermsdorf. Herbst 1829 bis Herbst 1833 212
W. v. K.s „Verzeichnis verkaufter Bilder" (1831–1846) . . 284
VIII. Die ersten Jahre in Ballenstedt. Herbst 1833 bis Ende 1835 288
IX. Still-Leben in Ballenstedt. 1836 bis 1840 349
Register 407

Über Eigenart und Entstehung dieses Bandes

Der vorliegende Band schließt die bisher in der Selbstbiographie Wilhelm v. Kügelgens noch bestehende Lücke, indem er zeigt, wie der Jüngling, den wir am Schlusse der „Jugenderinnerungen" verlassen, heranreift zu der eigengeprägten Persönlichkeit des „Alten Mannes", der uns durch die „Lebenserinnerungen" ans Herz gewachsen ist als ein Träger und Verkünder bester deutscher Art.

Dieser neue Band unterscheidet sich insofern wesentlich von den beiden anderen, die ihn umschließen, daß er nicht, wie diese, aus der Zeit der abgeklärten Reife des Alten Mannes stammt – denn auch die „Jugenderinnerungen" sind ja ein Produkt seines Alters –, sondern daß Wilhelm v. Kügelgen hier als ein noch mitten im Werden Stehender zu uns spricht. Darin liegt die Eigenart und der besondere Reiz dieses mittleren Bandes: die Entwicklung wird hier nicht, wie in den „Jugenderinnerungen", von der hohen Warte des weisen Alters aus geschaut und geschildert, sondern wir erleben das Werden und Wachsen der Persönlichkeit W. v. K.s in seinen Selbstzeugnissen von den noch unbeholfenen Anfängen des Achtzehnjährigen an unmittelbar mit – eine Entwicklung, durch die doch die Eigenart des „Alten Mannes" von Anfang an wie ein roter Faden sich hindurchzieht.

Diese Entwicklung hat sich auf wechselndem Schauplatz abgespielt. Hierauf beruht – gegenüber dem immer gleichen Ballenstedter Milieu der „Lebenserinnerungen" – die bunte Folge und dramatische Belebtheit des Inhalts dieses Bandes. Dresden in verschiedenen Stadien, Estland, eine Rheinreise bis Düsseldorf, Rom, Venedig und die Schweiz, dann die Verlobungszeit mit den köstlichen Briefen an die Braut, wieder Estland und St. Petersburg, das Idyll auf Schloß Hermsdorf, endlich das Leben an dem kleinen Hofe in Ballenstedt und Bernburg ziehen an uns vorüber und bieten vielfach kulturhistorische Bilder von intimstem Reiz; es gibt vielleicht keine zweite so anschauliche Schilderung des Lebens und Geistes einer deutschen Adelsfamilie im Baltikum vor hundert Jahren, wie sie das zweite, dritte und sechste Kapitel dieses Buches gewähren.

Neben dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte ist bei der notwendigen Sichtung des überreichen Stoffs namentlich der kunstgeschichtliche maßgebend gewesen. Wie aus kulturhistorischem Interesse Manches beibehalten worden ist, was für das Charakterbild W. v. K.s nicht unbedingt erforderlich erscheint, so waren wir mit Fleiß darauf bedacht, alle Nachrichten festzuhalten, die sich auf seine Entwicklung und Betätigung als Künstler beziehen. Dieser mittlere Zeitraum seines Lebens

ist in dieser Hinsicht besonders ergiebig, denn in ihn fallen sowohl sein — trotz der steten Selbstkritik — freudiges Vorwärts- und Aufwärtsstreben wie auch bereits die Anfänge der Hemmungen, die ihn sein hochgestecktes Ziel nicht haben erreichen lassen. So dürfte dieser Band für die Würdigung W. v. K.s als Künstler von grundlegender Bedeutung sein. --

In seiner literarischen Form gleicht dieser Band den „Leb.-Er." insofern, als sie beide nicht ein von W. v. K. sorgsam vollendetes literarisches Kunstwerk, wie es die „Jug.-Er." sind, darstellen, sondern vielmehr aus unmittelbaren, ohne jede Reflexion auf eine etwaige Veröffentlichung niedergeschriebenen, also ganz naturfrischen und echten Selbstzeugnissen bestehen. Anderseits unterscheidet er sich von den „Leb.-Er." dadurch, daß für diese die geschlossene Reihe der auf den gleichen Empfänger gestimmten Briefe an den Bruder Gerhard vorlag, während für diesen Band das Material erst gesammelt werden mußte und infolgedessen vielgestaltig ist. Die Darstellung ist hier nicht nur aus Briefen W. v. K.s an verschiedene Adressaten, sondern auch aus seinen Tagebüchern, sonstigen Aufzeichnungen und Gedichten gestaltet, ja es sind nicht nur Briefe von ihm, sondern auch solche an ihn und sogar von Anderen an Dritte über ihn verwertet worden.

Das Motiv hierfür war weniger das Bedürfnis nach einer stofflichen Ergänzung der Selbstzeugnisse — nur an wenigen Stellen erschien eine solche geboten —, als vielmehr der Wunsch, durch solche Stimmen Anderer die Umwelt W. v. K.s möglichst lebendig zur Anschauung zu bringen. Für die dritte Periode des Lebens des Alten Mannes lag dieses Bedürfnis nicht vor — da ist er die fertige Persönlichkeit, für die die Umwelt nur als Objekt in Betracht kommt. Hier aber bedeutet die Umwelt den Kreis, in dem sich seine Persönlichkeit entwickelt und der diese Entwicklung wesentlich beeinflußt hat. Darum erschien hier eine stärkere Hervorhebung des Milieus durch Einfügung von Stimmen aus der Umwelt geboten. Man nehme als Prüfstein für die Richtigkeit dieses Verfahrens, wie viel das Bild des Kreises, in dem Wilhelms Seele 1823 in Estland gesundete, durch die Aufnahme der Briefe der Pollschen Verwandten an Leben gewonnen hat.

Die Vielgestaltigkeit des Materials, aus dem die Darstellung zusammengesetzt ist, hat freilich zur Folge, daß die Lektüre dieses Bandes erhöhte Anforderungen stellt. Es wird dem Leser zugemutet, selbst aus dem bunten Mosaik der Quellenstücke die Entwicklung nachzuerleben; die Einleitungen des Herausgebers zu den einzelnen Kapiteln können und wollen dazu nur Fingerzeige geben. Trotzdem wird die Lektüre so erfreulicher wirken, als wenn ein verbindender Text zwischen den Quellenstücken den unmittelbaren Eindruck dieser Stimmen aus alter Zeit störend unterbrechen und den Leser gleichsam bevormunden würde.

Die Gedichte bringen wir um ihrer biographischen Bedeutung willen, weil sie von inneren und äußeren Erlebnissen zeugen und für W. v. K.s ganze Art charakteristisch sind. An dichterischem Wert überschreiten sie

zumeist kaum das Maß eines liebenswürdigen Dilettantismus, manche, wie z. B. die im Reisewagen bei Rossitten zu Frau Julies Geburtstag niedergeschriebenen Verse tragen den Charakter bloßer Gelegenheitsreime – uns klingt aus ihnen der echte Laut der Liebe entgegen. Anderseits sind unter diesen Gedichten doch manche, wie z. B. das in Heineschem Ton (vor Heine!) auf S. 65 und die Wilhelm Buschs Art vorausnehmende „Damencour" S. 345, die auch als Dichtungen Beachtung fordern. –

Die Entstehungsgeschichte dieses Bandes bewies von neuem die Zauberkraft des Namens des Alten Mannes. Nicht nur von den Kügelgens in ihren verschiedenen Zweigen, den Zoege v. Manteuffels, den zahlreichen Nachkommen des Atti Krummacher, sondern von allen Seiten, aus Schlössern und Hütten, sind uns, erbeten wie auch ungesucht, die Briefe und Bilder zugeströmt, die dieses Werk ermöglichen sollten. All die Freunde des Alten Mannes werden mit uns den Gebern dankbar sein. Nur so war es auch möglich, dem Buche einen Bilderschmuck beizugeben, der an Ursprünglichkeit und intimem Zusammenhang mit dem Text auf seltener Höhe stehen dürfte.

Wie viele Hände sich haben öffnen müssen, kann nur der ermessen, der weiß, in welcher Zerstreuung sich das hier verarbeitete Material und insbesondere die Briefe des Alten Mannes gegenwärtig befinden. Es ist, als ob ein jeder gern etwas von seiner Hand hätte besitzen wollen. Das hat dann zu einer so sinnlosen Verteilung geführt, daß z. B. von den drei Briefbogen, aus denen der Originalbrief an den Bruder Gerhard vom 4. Okt. 1831 besteht, der erste sich in Bielefeld, der zweite in Cassel, der dritte in Berlin fand, und ebenso die drei Bogen des Briefes vom 3. Jan. 1832 in Berlin, Burgsteinfurt und Cassel zerstreut waren.

Die erläuternden Anmerkungen werden namentlich den Lesern willkommen sein, die bei der Lektüre zugleich kulturhistorische Interessen im Auge haben. Die biographischen Daten über die Familienglieder sind nicht in Anmerkungen, sondern, um zugleich den Zusammenhang des Familienkreises kenntlich machen zu können, in einer besonderen Zusammenstellung auf S. XIV ff. gegeben. Damit der Leser jederzeit sich orientieren kann, sind die Stellen, an denen die Erläuterungen zu finden sind, im Register durch ein Sternchen bezeichnet. Einige biographische Erläuterungen sind auch noch im Register selbst untergebracht, sodaß dieses wohl in allen Fällen die gewünschte Auskunft vermitteln wird.

Runde Klammern im Text umschließen Stellen, die auch in den Originalen eingeklammert sind, eckige Klammern enthalten Notizen des Herausgebers.

Leipzig, im September 1925

Joh. Werner

Verzeichnis der Bilder und Faksimiles

I. Familienbildnisse

Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis Rom 1826. Ölgemälde, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . Titelbild

Wilhelm v. Kügelgen. Selbstbildnis 1822. Bleistiftzeichnung, im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schlesien . . . bei S. 1

Wilhelm v. Kügelgen 1824/5. Ölgemälde von Timoleon Neff, in gleichem Besitz. . . . . „ S. 64

Wilhelm v. Kügelgen 1826. Zeichnung von Ludwig Richter, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn „ S. 97

Wilhelm v. Kügelgen an der Staffelei. Scherenschnitt von unbekannter Hand, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen . . „ S. 289

Der Vater Gerhard. Zeichnung für Adolf Senff von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Ingenieur Pfleumer in Loschwitz . . . . . „ S. XVI

Die Mutter Helene (Lilla). Ölgemälde von Gerhard v. Kügelgen, im Besitz des Herrn Generalarzt Dr. Krummacher in Cassel. Photogr. von Ernst Braun in Cassel . . . . . „ S. XVI

Die Mutter Helene (Lilla). Ölgemälde von Timoleon Neff 1837, im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schlesien . . „ S. 384

Die Großmutter Zoege v. Manteuffel. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. von R. Preil „ S. 16

Der Bruder Gerhard als rusticus fumator. Bleistiftzeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen . . . . „ S. 1

Der Bruder Gerhard und seine Frau Elmine. Aquarellierte Zeichnungen von W. v. K., im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . „ S. 161

Die Schwester Adelheid. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgsteinfurt . . . . . „ S. 32

Der Atti F. A. Krummacher. Ölgemälde von W. v. K. 1838, im Besitz des Herrn Pfarrer Theodor Krummacher in Potsdam. Photogr. von W. Niederastroth in Potsdam . . . . . „ S. 80

Julchen „aus der Phantasie". Zeichnung von W. v. K. Rom 1826, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . „ S. 96

Julchen als Braut. Zeichnung von W. v. K., in gleichem Besitz . . . „ S. 113

Julchen. „Siehe mich an, wie ich Dich lieb habe." Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Dr. med. Ernst v. Kügelgen in Reval „ S. 113

Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. Loschwitz 1827, im Besitz des Herrn Dr. R. v. Sengbusch in Riga . . . . . „ S. 160

Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. von Odemar-Tiedemann in Dessau „ S. 221

Frau Julie am Schreibtisch. Scherenschnitt von unbekannter Hand, in gleichem Besitz . . . . . bei S. 289
Frau Julie. Ölgemälde von W. v. K. 1838, im Besitz von Frau Kommerzienrat Emily Weber, geb. Brassert, in Örlinghausen in Lippe. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . . . . „ S. 385
Das Töchterlein Bertha. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . . „ S. 176
Bertha „macht Pitsipatsa". Nach einer farbigen Zeichnung im Besitz von Fräulein Emely v. Kügelgen in Dresden . . . . . „ S. 176
Die Töchter Bertha und Anna und der Sohn Gerhard. Zeichnungen von W. v. K. 1834, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld „ S. 320
Die Tochter Bertha. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. v. Odemar-Tiedemann „ S. 321
Die Tochter Anna. Ölgemälde von W. v. K. 1836, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 337
Der Sohn Gerhard mit der Hermsdorfer Kapelle. Ölgemälde von W. v. K. 1836, in gleichem Besitz. Photogr. von Rob. Preil . . . „ S. 337
Die Tante Emilie v. Kügelgen mit ihren Kindern in der Landschaft bei Poll. Aquarell von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz des Herrn Pfarrer Lic. Constantin v. Kügelgen in Chemnitz . . „ S. 241
Constantin v. Kügelgen. Zeichnung von Carl Peschel, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Sally v. Kügelgen, geb. v. Zezschwitz, s. II. unter v. Zezschwitz . . „ S. 257
Der Onkel Gustav Adolph Baron v. Stackelberg. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg . „ S. 36
Die Tante Sophie Baronin v. Stackelberg. Kreidezeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover „ S. 16
Die Cousine Antonie v. Stackelberg. Bleistiftzeichnung von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . . „ S. 32
Die Cousine Auguste v. Stackelberg. Bleistiftzeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn Gerd v. Kügelgen in Gnadenberg in Schlesien „ S. 32
Die Cousinen Sophie und Auguste v. Stackelberg mit Wilhelm v. Kügelgen in Poll bei dem Mozartschen Requiem. Zeichnung von W. v. K. 1823, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld. Photogr. von H. Baumann in Bielefeld . . „ S. 33

II. Andere Bildnisse

Ferdinand Berthold. Zeichnung von Anton Krüger, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg. Ölgemälde von W. v. K. 1835, im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Photogr. v. Hofphotograph Frölich in Flensburg „ S. 336
Dora v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Dr. jur. Benno v. Heynitz auf Heynitz bei Meißen . . . . . „ S. 112
Ernst v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, in gleichem Besitz . „ S. 220
Erneſtine v. Heynitz. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Freiherrn v. Herzenberg auf Heuckewalde. Photogr. v. A. Firl in Zeitz „ S. 220

Karl v. Heynitz und Familie im Park zu Königshain. Ölgemälde von W. v. K. 1826, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. . . . . bei S. 112
Freiherr v. Lasperg und Prinzeß Marie zu Holstein. Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Herrn Geheimen Regierungsrat v. Geyso in Jauer in Schlesien. Photogr. von H. Bauer in Jauer . . . . „ S. 336
Auguste und Mathilde v. Lasperg. Kreidezeichnungen zu einem Ölporträt von W. v. K., im Besitz von Frau Magdalene Koopmann, geb. Schiller, in Hamburg . . . . . „ S. 368
Ludwig v. Maydell. Zeichnung von Carl Peschel, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Timoleon v. Neff. Selbstbildnis. Ölgemälde in den Uffizien zu Florenz „ S. 65
Carl Peschel. Zeichnung von Karl Vogel v. Vogelstein, im Besitz des Kupferstichkabinetts zu Dresden. Photogr. von Markert & Sohn . „ S. 240
Ludwig Richter. Ölgemälde von W. v. K. 1836, im Besitz des Stadt-Museums zu Dresden. Photogr. von B. Schulze. . . . . „ S. 97
Pastor Roller. Zeichnung von W. v. K., im Besitz des Herrn General v. der Schulenburg auf Probstey Salzwedel. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . . „ S. 256
Hofrat Karl v. Zezschwitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Major Joachim v. Zezschwitz in Dresden . . . . . „ S. 256
Sally v. Zezschwitz. Ölgemälde von W. v. K. 1833, im Besitz des Herrn Dr. Leo v. Kügelgen in Reval-Seewald . . . . . „ S. 257

III. Ansichten

Schloß Ballenstedt vom oberen Ausgang der Allee. Nach einer kolorierten Lithographie von C. Harding, im Besitz von Frau Kapitän z. S. Elisabeth Oxé, geb. Freiin v. Salmuth, in Ballenstedt . . . . . „ S. 288
Schloß Hermsdorf. Alte Zeichnung im Besitz des Herrn General v. d. Schulenburg auf Probstey Salzwedel. Photogr. v. R. Preil „ S. 212
Schloß Hermsdorf von der Parkseite. Zwei Ölgemälde von W. v. K., im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen. Photogr. R. Preil „ S. 213
Das Cavalierhaus zu Hermsdorf mit Frau Julie und Bertha im Rosengarten. Zeichnung von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . „ S. 212
Das Pollsche Herrenhaus. Zwei Bleistiftzeichnungen von W. v. K., in gleichem Besitz . . . . . „ S. 17
Der „Hausaltar" in Poll. Farbige Zeichnung von Auguste v. Stackelberg, im Besitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgsteinfurt in Westfalen . . . . . „ S. 37
Gartenhaus in Poll. Zeichnung von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz von Frau Pfarrer Schneider, geb. Smend, in Bielefeld . „ S. 37
Wiesental bei Poll. Aquarell von W. v. K. 1829, im Besitz des Herrn Oberstleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . . . „ S. 177
Landschaft bei Poll s. I unter Emilie v. Kügelgen . . . . . „ S. 241
Das Sakhoffsche Häuschen. Zwei Aquarellzeichnungen von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Besitz des Herrn Oberstleutn. v. Kügelgen „ S. 44
Mondscheinfahrt auf der Ostsee bei Sakhoff. Aquarell von der Tante Sophie v. Stackelberg, in gleichem Besitz . . . . . „ S. 45

Der Temoraſtein bei Sakhoff. Farbige Zeichnung von der Tante Sophie v. Stackelberg, im Beſitz von Frau Pfarrer Rothfuchs, geb. Smend, in Burgſteinfurt in Weſtfalen . . . . . bei S. 45

IV. Gemälde und Zeichnungen

Das Altarbild in der St. Olaikirche zu Reval. Ölgemälde von W. v. K. „ S. 268
Bibelbilder, gezeichnet und radiert von W. v. K.:
1. Eden und die erſten Menſchen. Erſtes Heft, zweite Tafel . „ S. 304
2. Lamech und ſeine Zeit. Zweites Heft, erſte Tafel . . . . „ S. 304
3. Die Brautwerbung. Drittes Heft, erſte Tafel . . . . . „ S. 305
4. Jakobs Kampf. Drittes Heft, fünfte Tafel . . . . . „ S. 305
Chriſtuskopf. Zeichnung von W. v. K. 1834, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. von Rob. Preil . . „ S. 369
Judith mit dem Haupt des Holofernes. Ölgemälde von W. v. K. 1832, in gleichem Beſitz. Photogr. von Rob. Preil in Hannover . . . . „ S. 257
Jugendkompoſition, getönte Zeichnung von W. v. K., in gleichem Beſitz „ S. 81
Madonna in Eigſifer. Ölgemälde von W. v. K. 1828/9, im Beſitz des Herrn Victor v. zur Mühlen in Eigſifer in Eſtland . . . . . „ S. 260
Madonna („Maria mit dem Kinde"). Ölgemälde von W. v. K. 1831, im Beſitz von Frau Senator Laura Achelis, geb. Krummacher, in Bremen. Photogr. von Rudolf Stickelmann in Bremen . . . . . „ S. 260
Marienköpfchen. Ölgemälde von W. v. K. 1832, im Beſitz des Herrn Otto v. Kügelgen in Sprottau. Photogr. von Odemar-Tiedemann „ S. 369
Nacht und Traumgeſtalten. Sepiazeichnung von W. v. K. 1832, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover . . . „ S. 269
Parabelbilder: „Die Schäfchen" und „Schlaf und Tod". Zwei Zeichnungen von W. v. K. zu F. A. Krummachers „Parabeln", im Beſitz von Frau Emily Weber, geb. Braſſert, in Örlinghauſen . . „ S. 261
Römerkopf. Modellſtudie in Öl von W. v. K. Rom 1826, im Beſitz des Herrn Oberſtleutnant v. Kügelgen in Hannover. Photogr. Preil „ S. 96
Illuſtrationen zu F. A. Krummachers „Das Täubchen". Zwei Zeichnungen von W. v. K. 1827 . . . . . auf S. 146

V. Faksimiles

Berufungsſchreiben des Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg für den Hofmaler W. v. K., im Beſitz des Herrn Oberſtleutn. v. Kügelgen . „ S. 267
Admiral Kruſenſtjern. Federzeichnung im Briefe W. v. K.s . . . . „ S. 173
Aus Paſtor Rollers Konfirmandenbüchlein . . . . . „ S. 17
Lockruf des Onno Stackelberg in Noten . . . . . „ S. 36

Kartenſkizze von Eſtland, gezeichnet von Wagner & Debes in Leipzig nach „General-Charte von Eſthland in 2 Blättern, mit Unterſtützung des Vereins für Merinozucht zu Orrenhoff hrsg. von O. H. Schmidt 1844", im Beſitz der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig . . . . . „ S. 20

W. v. K.s Familienkreis

Diese Tafeln erheben keinen Anspruch auf genealogische Bedeutung, sondern wollen lediglich die Lebensdaten der in diesem Bande erwähnten Familienglieder zusammen- und deren Verwandtschaftsverhältnis zu W. v. K. klarstellen.

*

Georg Wilhelm Alexander v. Kügelgen, * 20. XI. 1802 St. Petersburg, † 25. V. 1867 Ballenstedt, × Bremen 18. VI. 1827 mit Julie Krummacher, * 23. X. 1804 Duisburg, † 22. V. 1909 Dessau.

I. v. Kügelgen

W. v. K.s Eltern: Gerhard v. K., * 6. II. 1772 Bacharach am Rhein, Porträt- und Historienmaler, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, ermordet 27. III. 1820 zwischen Loschwitz und Dresden, × Altharm in Estland 15. IX. 1800 mit Helene (Lilla) Zoege v. Manteuffel, * 24. XI. 1774 Eigstfer in Estland, † 24. V. 1842 Ballenstedt.

Kinder: Bertha, * 14. IV. 1828 Poll, † 26. I. 1853 Ballenstedt.

Anna, * 7. II. 1831 Hermsdorf, † 12. II. 1919 Dessau.

Gerhard, * 27. V. 1833 Hermsdorf, gefallen als Hauptmann Füsilier-Reg. 38 bei Skalitz 28. VI. 1866.

Friedrich Adolph Hiob, * 9. V. 1835 Dresden, † 25. X. 1899 Rudolstadt als Preuß. Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat a. D., × 1893 mit Gabriele v. Blankensee.

Karl Wilhelm Benno, * 18. IV. 1837 Ballenstedt, Pastor in Harzgerode, Altenburg bei Bernburg und Steutz bei Zerbst, † 2. VIII. 1915 als Emeritus in Dessau, × 1870 mit Marie Körner († 1874).

Elisabeth, * 22. IX. 1839 Ballenstedt, † 17. XI. 1862 Ballenstedt.

Bruder: Gerhard v. K., * 11. V. 1806 Dresden, † 27. XII. 1883 Reval, × Reval 28. VIII. 1827 mit seiner Cousine Wilhelmine (Elmine) v. Kügelgen (1808–1889), Tochter des Onkels Carl v. K.

Von den 11 Kindern des Bruders Gerhard sind erwähnt:

Wilhelm v. K., * 16. VIII. 1829 Reval, † 5. III. 1882 Reval.

Paul Gerhard v. K., * 15. IV. 1837 Finn, † 16. II. 1838.

Schwester: Adelheid v. K., * 10. II. 1808 Dresden, † 11. XI. 1874 Osnabrück, × Dresden 1. XI. 1835 mit Julius Krummacher, Bruder von W. v. K.s Frau, siehe unter III.

Onkel: Carl v. K., Zwillingsbruder des Vaters, Landschaftsmaler, Kais. Russ. Hofmaler, † 27. XII. a. St. 1831 Reval, × 1807 mit seiner Schwägerin Emilie Zoege v. Manteuffel (1788–1835), s. unter II.

W. v. K.s Couſinen u. Vettern: Kinder des Onkels Carl:
Elmine v. K. (1808–1889), × mit W. v. K.s Bruder Gerhard.
Conſtantin v. K., * 6. I. a. St. 1810 Saratow, Landſchaftsmaler, † 28. IV. 1880 Dorpat, × Taubenheim 30. VIII. 1834 mit Roſalie (Sally) v. Zezſchwitz, * 20. I. 1814, † 25. II. 1839 München.
Alwina v. K., * 1812, † 1893 Dorpat, × 1829 mit ihrem Vetter Wilhelm Baron v. Stackelberg (1793–1871), ſ. unter II.
Sophie (Sonni) v. K. (1814–1875), × 1832 mit Dr. med. Krauſe in Reval.
Carlo v. K. (1817–1837).
Helene (Hella) v. K. (1819–1889).
Harry (Hermann) v. K., * 1828, † 1897 Dorpat, × 1854 mit Emma Schippang.

Über die rheiniſchen Verwandten vgl. S. 58 Anm.

II. Zoege v. Manteuffel ſamt v. Stackelberg

W. v. K.s Großmutter: Helene Zoege v. M., geb. v. Bock, * 30. VII. 1749 Kerſel, † 21. V. 1833 Reval, Witwe (× 1770 Woiſeck) von Wilhelm Zoege v. M. (1745–1816), Erbherr auf Eigſtfer, Poll, Neuharm, Kurküll, Herr auf Altharm.

Deren Kinder, alſo die Brüder und Schweſtern von W. v. K.s Mutter:

Tante: Sophie Zoege v. M., * 1775 Eigſtfer, † 3. II. a. St. 1828 Poll, × 1792 mit Guſtav Adolph Baron v. Stackelberg (1773–1848), Erbherr auf Ottenküll, erhielt Poll 1800 von ſeinem Schwiegervater auf Pfand. Deren Kinder:

Vetter u. Couſinen: Wilhelm Baron v. Stackelberg, * 1793, † 1871 Ottenküll, Erbherr auf Ottenküll, × 1829 mit Alwina v. Kügelgen (1812–1893), Tochter ſeines und W. v. K.s Onkels Carl v. Kügelgen (ſ. unter I).
Sophie Baroneſſe v. Stackelberg, * 1795 Altharm, † 1860 Poll.
Alwina Baroneſſe v. Stackelberg (1797–1879), × 1820 mit Frédéric de La Trobe († 1846).
Antonie Baroneſſe v. Stackelberg, * 1799 Altharm, † 1841, × 1834 mit Otto Baron v. Ungern-Sternberg, Herr auf Karris.
Auguſte Baroneſſe v. Stackelberg, * 1802 Ottenküll, † 1860 Poll.

Onkel: Peter Zoege v. M. (1777–1847), × I. 1802 mit Helene (Lidly) v. Reutz (1780–1861), geſchied.; II. 1814 mit Eliſabeth (Betſy) v. Bock (1790–1842).

Vetter: Sohn aus I. Ehe: Carl Amal Zoege v. M. (1809–1878), Landrichter in Dorpat.

Onkel: Heinrich Zoege v. M. (1779–1833), × 1818 mit Anna Gräfin Dücker (1789–1829).

Tante: Auguſte Zoege v. M. (1782–1855), × 1816 mit Alexander v. Radingh († 1834).

W. v. K.s Tante: Emilie Zoege v. M., * 1787 Altharm, † 7. III. 1835 Reval, × 1807 mit ihrem Schwager und W. v. K.s Onkel Carl v. Kügelgen (1772–1832), s. oben unter I.

Onkel: Carl Magnus Zoege v. M. (1789–1844), × 1818 mit Dorothea (Dascha) v. Berg (1797–1865), Schwester von Eleonore und Natalie v. Berg. Deren Sohn:

Vetter: Otto Zoege v. M. (1822–1889 Reval), als Maler Schüler W. v. K.s, × 1871 mit Emilie Gräfin v. Reischach-Ried.

Über die Familien v. Berg und v. Ziegesar vgl. S. 23 Anm. 1 und S. 158.

III. Krummacher

W. v. K.s Schwiegereltern: Friedrich Adolph Krummacher, * 13. VII. 1767 Tecklenburg † 4. IV. 1845 Bremen, Dr. theol., 1812 Oberpfarrer und Superintendent in Bernburg, 1824 Pastor zu St. Ansgari in Bremen, × Hamm 18. VII. 1794 mit Eleonore Möller (1763–1844), Tochter des Bürgermeisters M.

Deren Kinder, also die Brüder und Schwestern von W. v. K.s Frau Julie:

Schwäger u. Schwägerinnen: Friedrich Wilhelm („Fritz") Kr., * 1796 Mörs, † 1868 Potsdam, Dr. theol., 1823 Hilfsprediger in Frankfurt a. M., 1824 Pastor in Ruhrort, 1826 in Gemarke, 1834 in Elberfeld, 1847 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger in Potsdam, × Frankfurt a. M. 1823 mit Charlotte Pilgeram.

Emil Kr., * 1798 Mörs, † 1886 als Emeritus in Bonn, Dr. theol., 1822 Pastor in Baert, 1825 in Langenberg, 1841 in Duisburg, × 1823 mit Charlotte Hollmann.

Maria Kr., * 1799 Mörs, † 1880, × 19. V. 1823 mit Gustav Ludwig Natorp, Pastor in Wengern bei Witten a. d. Ruhr, † 1864 als Emeritus in Düsseldorf.

Eduard Kr., * 1803 Duisburg, Dr. med., prakt. Arzt in Bremen, † 1891 Bremen, × mit seiner Schwägerin Adelheid Natorp.

Julius Kr., * 18. V. 1807 Duisburg, Pastor zu Tecklenburg, † 5. XII. 1893 Tecklenburg, × 1. XI. 1835 mit W. v. K.s Schwester Adelheid v. Kügelgen (1808–1874), s. unter I. Deren Kinder:

Neffe: Martin Kr., * 15. XI. 1836 Tecklenburg, † 7. II. 1918 Cassel, Dr. phil., Direktor des Lehrerinnenseminars zu Cassel, × Reading bei London 1865 mit Susan Crisp (1839–1901).

Nichte: Maria Kr., * 3. VIII. 1839, † 19. XII. 1924, × 1864 mit Julius Smend (1837–1909), seit 1885 Pfarrer in Burgsteinfurt.

Über Julie v. K.s Onkel Gottfried Daniel Krummacher vgl. S. 391, über ihren Vetter Wilhelm Möller vgl. S. 387.

* * *



Der Vater

Zeichnung von W. v. K.

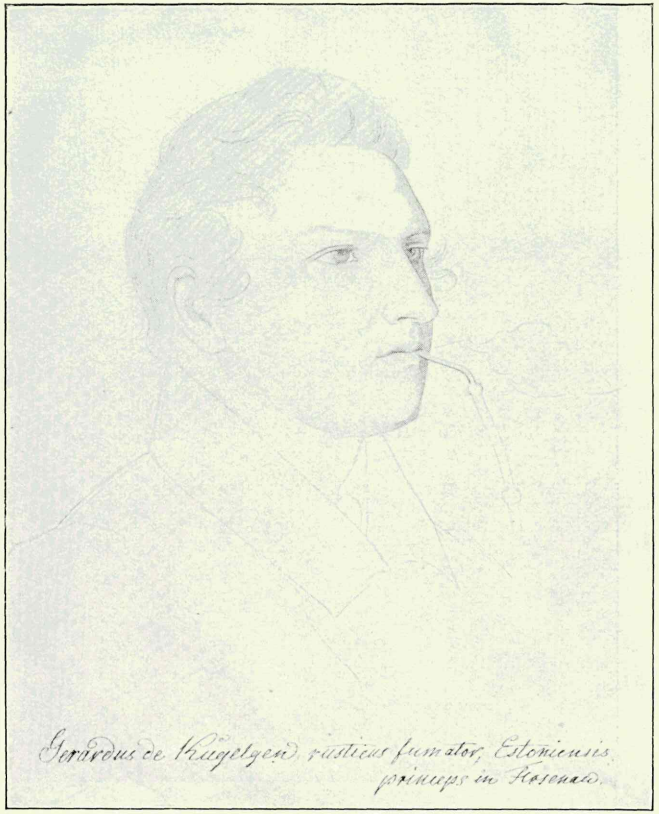
„Heute fuhr ich nach Dresden, um meinem alten Senff des sel. Vaters Porträt, das ich auf seinen Wunsch für ihn gezeichnet habe, zu bringen." W. v. K.s Tagebuch am 6. Aug. 1833

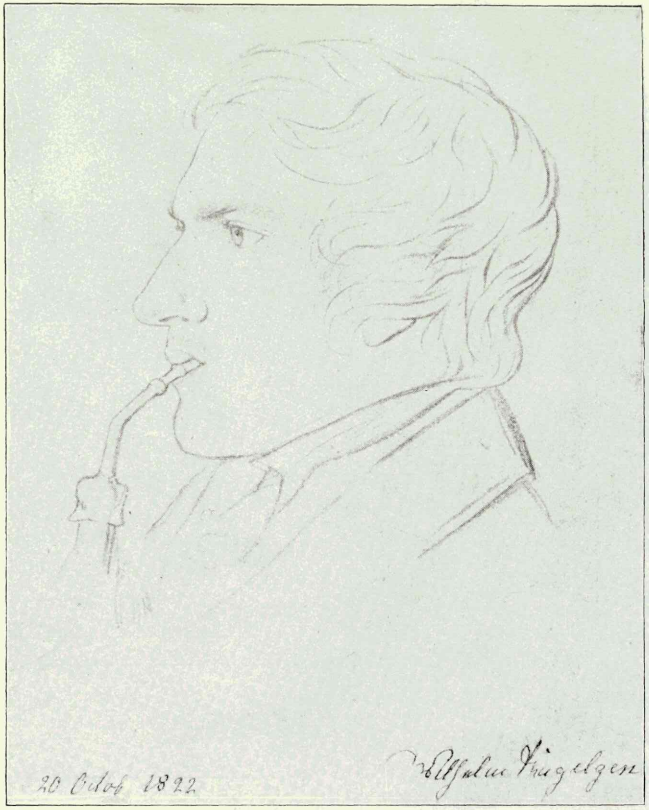


Die Mutter

Ölgemälde vom Vater Gerhard v. K.

„Habe Dank, Du treue Mutter, für Zucht und Liebe und für den Segen meines ganzen Lebens."
W. v. K. an seine Mutter am 17. Nov. 1837





Der Bruder Gerhard — Bleistiftzeichnungen von W. v. K. — Selbstbildnis 1822

„Ich aber muß meine Frau, meine Krone entbehren, ohne die ich mir den Kopf erkälte, die meine einzige Lebensfreude ist — nächst meiner Pfeife." W. v. K. an seine Frau Julie in Franzensbad am 1. Juli 1832

I

Vom Tode des Vaters bis zur ersten Estlandreise

Frühjahr 1820 bis Sommer 1822

„Die Jugenderinnerungen schließen mit einem unaufgelösten Septimenakkord" hat ein Freund des Kügelgen-Krummacherschen Hauses zur Begründung seines Wunsches nach einer Fortsetzung jenes Buches gesagt, als diese Frage bereits im Jahre 1871 im Familienkreise erörtert wurde. Daß der Alte Mann in dieser Weise die Schilderung seiner Jugend mitten in deren Entwicklung jäh abgebrochen hat, beweist deutlich, wie stark er noch damals – mehr als vierzig Jahre nach der Ermordung des Vaters – dieses grausige Erlebnis als den tiefsten Einschnitt in seinem Leben empfunden hat.

In der Tat ist der frische, sonnige Bursch der „Jugenderinnerungen" seitdem völlig verwandelt. Die Harmonie seiner zarten Seele ist zerrissen, das einst heitere Auge voll Schwermut. Sein frommes Gottvertrauen ist erschüttert durch das Unbegreifliche, das er doch als Gottes Willen hinnehmen soll; er ringt um seinen Glauben. Ein eisiger Frost hat die Blüte seiner Jugend zerstört. All die Ansätze seiner an sich zurückhaltenden Natur, aus sich herauszugehen, wie sie uns der letzte Teil der „Jug.-Er." in dem Verkehr mit den Kommilitonen, der Teilnahme an der „Singakademie", dem Verkehr im Rosenbergschen Hause erzählt, sind mit einem Male abgeschnitten – er ist zum grämlichen, weltscheuen Misanthropen geworden, „der [wie er sich selbst später kennzeichnet; vgl. S. 23] sich nichts Besseres weiß, als hinter seiner Staffelei zu sitzen und höchstens abends drei, vier Worte mit seinen Geschwistern zu wechseln". Diese Grundstimmung beherrscht, wenn auch Ausbrüche der Schwermut mit stillerer Resignation wechseln, W. v. K. während der nächsten zwei Jahre bis zur Reise nach Estland.

Es ist nicht zu verwundern, daß er bei solcher Grundstimmung keinen inneren Antrieb zum Briefeschreiben empfunden hat. Äußerlich lag keine Veranlassung dazu vor, da der engere Kreis der Familie vereint lebte und der treue Roller leicht zu erreichen war; der einzige, dem er auch brieflich zuweilen sein Herz öffnete, der Atti, scheint vor seinem Umzug nach Bremen die Mehrzahl seiner Briefe vernichtet zu haben. So ist dieser Abschnitt der an Selbstzeugnissen W. v. K.s dürftigste. Seine zahlreichen Gedichte aus dieser Zeit zeugen von seinem inneren Kämpfen

und religiösen Streben, sind aber zumeist literarisch kaum von Interesse. Mitten unter ihnen findet sich eines, das seiner alten Jugendliebe von 1818 [vgl. Jug.-Er. S. 291 u. 304] gilt; das überrascht vielleicht zunächst, paßt aber ganz zu der Grundstimmung seiner Seele, die, der Gegenwart fremd, nur in der Erinnerung an das Vergangene lebte.

Auch W. v. K.s Ausbildung als Künstler wurde durch den Tod des Vaters, bei dem eben der Unterricht im Malen beginnen sollte, betroffen. An Stelle des Vaters hat Ferdinand Hartmann, der auch zum Vormund der Brüder bestellt war, Wilhelms fernere Ausbildung geleitet. Dem scheint zu widersprechen, daß Hartmann nach der traditionellen Annahme, die auch in das sonst so zuverlässige Thiemesche Künstlerlexikon übergegangen ist, von 1820 bis 1823 in Rom gewesen sein soll. Diese Annahme beruht jedoch auf einem Irrtum. Die Nachprüfung der Akten der Dresdener Akademie ergab, daß Hartmanns Urlaubsgesuch an den König erst vom 18. Febr. 1822 datiert und ausdrücklich damit begründet ist: „seit 12 Jahren, daß ich das Glück genieße, in Ew. Königl. Majestät Diensten zu stehen, war ich nie einen Tag von hier abwesend", ferner daß der Urlaub am 2. März 1822 bewilligt wurde für „von Ostern dieses Jahres auf Ein Jahr". Die Abwesenheit Hartmanns von Dresden deckt sich also im wesentlichen mit der Zeit, während der auch Wilhelm durch seinen Aufenthalt in Estland von Dresden abwesend war. Steht es also fest, daß Hartmann in der Tat das gesamte weitere Studium W. v. K.s geleitet hat, so geht freilich anderseits aus einer Reihe von Äußerungen Wilhelms hervor, daß er nie in ein näheres, inneres Verhältnis zu seinem Lehrer und Vormund, weder zum Künstler noch zum Menschen, getreten ist. Stärkere Einwirkung auf W. v. K. hat offenbar Dräger gehabt, der treue Schüler des Vaters, der auch bei der Auffindung des Leichnams Wilhelms Begleiter war [vgl. Jug.-Er. S. 353]; die Dankbarkeit, die W. v. K. ihm und seinem pädagogischen Geschick in den Jug.-Er. S. 285 zollt, bezieht sich gewiß erst recht auf den Sommer 1820, in dem sich Dräger, der dann im Herbst nach Rom ging, des Verwaisten angenommen hat.

Die Hauptfrage, die während dieser zwei Jahre die Gemüter beschäftigte und namentlich die Mutter durch die Alternative: Reise oder Übersiedelung? in starke Unruhe versetzt, aber auch Wilhelm wohl das Gefühl der Stetigkeit in Dresden genommen hat, ergab sich aus den gleich nach dem Tode des Vaters einsetzenden Aufforderungen aus Estland, nach dort zu kommen. Schließlich wurde, da die Schwester Adelheid zuvor noch von Pastor Roller konfirmiert werden sollte, das Frühjahr 1822 dafür in Aussicht genommen; doch haben die endlos sich hinziehenden gerichtlichen Vormundschafts- und Erbschaftsverhandlungen die Abreise bis zum Juli verzögert.

W. v. K. an den Onkel Carl v. K. [ohne Datum, gleich nach dem Tode des Vaters]

O daß ich die Feder in bittere Tränen tauchen könnte, um Dir den ersten Brief zu schreiben! Meinen Meister, Deinen Bruder, meinen Vater habe ich verloren, und habe ihn verloren durch einen doppelten, ja dreifachen Tod. Ich habe meinen Vater gefunden geplündert, von Mörderhand entheiligt, gedrückt mit dem Gesicht in den kalten Acker. O Gott, daß ich diese Stunde überlebte!

Tröstlich war uns ja allgemeine Teilnahme. Die jungen Künstler begruben den Vater nachts mit achtzig Fackeln, der ganze Rat zog mit, alle Professoren und eine Menge Offiziere, die Straßen waren gedrängt voll Menschen, selbst auf Mauern und Bäume waren sie gestiegen. Den wahren Trost in der tiefsten Not aber schickt Gott. Er hat mich fest gemacht, ohne seine Kraft hätte ich es nicht ausgehalten, was ich ausgehalten habe. Der Vater ist heimgegangen, er wird uns drüben die Wohnung bereiten, wir haben einen der Unsrigen daheim, wo er mit Übermaß einerntet, was er hier gesät hat. Er läßt einen reichen Segen zurück, der gute Vater, er hat guten Samen in unsere Herzen gesät, den Gott der Herr aufgehen lassen wolle.

O könnte ich Dich jetzt nur einmal in meine Arme drücken, mein lieber Onkel, und in Dir das Bild meines Vaters umarmen. Komme doch zu uns, suche es doch möglich zu machen, es ist jetzt unser aller größter Wunsch, Dich zu sehen. Zu Dir kommen können wir nicht. Ich muß hier bleiben, und meine Mutter ist kränklich und würde sich auch schwerlich von uns trennen; nur Gerhard, der ein Landmann werden will, könnte in Rußland alles lernen, was er nötig hat. In einigen Tagen fange ich zu malen an bei dem Herrn Prof. Hartmann[1], meines Vaters bestem Freunde unter den hiesigen Malern, der auch mein Vormund geworden ist. Da will ich denn wünschen, daß ich meines Vaters Genius erben möchte. Ach wie schmerzt es mich, daß er mich nicht selbst einführen konnte in die Gefilde der Kunst, worauf er sich so sehr gefreut hatte, daß er mir nicht mehr konnte lehren den Pinsel führen. Ach, wie bin ich beneidet worden, solch einen Meister zum Vater und Meister zu haben, nun hab ich ihn gehabt und habe nur noch den Schmerz davon. Du guter Vater, Friede mit Deiner Asche, möge Dein Geist mich umschweben und Dein Sinn der meine sein, mein Leben lang! Amen.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, den 6. April 1820. O Wilhelm, wie ist so plötzlich Dein junges Leben geknickt worden! Wie hingest Du mit ganzem Herzen an dem unvergleichlichen Vater – ich sehe ihn, ich höre seine sanfte Stimme, als er bei uns war und Du immer ihn umfaßtest. Trost kann ich Dir nicht geben. Den müßt Ihr von der ewigen Weisheit und Liebe empfangen, deren Wege so unbegreiflich und dunkel sind. Bittet, so wird Euch

[1] Ferd. Hartmann (1774–1842), Historienmaler, aus Stuttgart, seit 1803 in Dresden, 1810 Professor, seit 1824 auch Direktor der Kunstakademie; Bildnis s. Jug.-Er.

ja wohl gegeben werden – und dieses Abels Blut muß Euch zum Segen werden. Kann ich Dir, mein teurer Wilhelm, in Deinem verdunkelten Leben ein Vater sein, und wollte mich Gott dazu ersehen und mir die Kraft geben – wie würde mich dieses erheben und erfreuen. Tröste Du nur Deine Mutter und Geschwister, denn Du bist der Älteste und sollst der Kräftigste und Edelste sein. O möge Deines verklärten Vaters frommer, kindlicher und herrlicher Geist auf Dich kommen, Du teurer Jüngling!

*

W. v. K.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 28. April 1820. Mir blieb von allem [einer tiefen Ohnmacht] nichts zurück in der Erinnerung, als der Befehl meines geliebten Verklärten, sein Atelier dem Wilhelm zu erhalten, weil er im Geiste ihn da fortleiten wolle. Es war die Rede davon gewesen, daß ich nun wohl eine Seite des Hauses vermieten müsse. Aber welche? Die Sonnenseite, unsre Wohnstube voll lieber Erinnerungen, wollte der Arzt erhalten wissen meiner Gesundheit wegen; die Abendseite, wo das Atelier ist, war mir beinah noch teurer.

Da bekam Wilhelm plötzlich die Idee, seines Vaters Bild zu zeichnen, in Stein drucken zu lassen und von dem Gewinn sich das Atelier künftig zu mieten. Er zeichnete das Bild zu meinem Erstaunen mit fester Hand und so ähnlich[1] und überhaupt so gelungen, daß ich nun blindlings an den Einfluß glaubte, den sein Vater noch auf ihn, den jungen Künstler, behalten. Der arme Junge! Diese Ostern sollte er anfangen, in Öl zu malen, er und drei junge Künstler, wozu ich die Zimmer schon hatte bereiten lassen, und der Vater wollte diesen Monat ganz ihnen widmen, um sie unter seinen Augen arbeiten zu sehen. Jetzt sitzt er allein und quält sich, doch sagte mir gestern der Professor Hartmann, es ginge gut.

Ach, wenn nur die beständigen Verhöre meine Seele nicht immer von neuem zurückwürfen in die Schrecknisse jener Nacht! Vorgestern wollte der Oberamtmann aus Schonung zu mir kommen, ich sollte den Mantel untersuchen und beeidigen, daß es der Mantel meines Mannes wäre – ich ward bei der bloßen Idee, den blutbefleckten Mantel meines Geliebten zu sehen und berühren zu müssen, wie ohnmächtig und in der Erwartung dieses Anblickes schon halbtot; aus Erbarmen erließ man mir auch dieses, weil nun auch der Oberrock gefunden war. Aber man legte mir einen Schlüssel in die Hand; wie mir ward, als ich seinen Stubenschlüssel erkannte und berührte! O Gott, stärke mich ferner!

Gestern mußte ich mit der Madame Schönberg nach dem Großen Garten fahren – wir gingen die einsamen Gänge, und ich fühlte mich wahrhaft gestärkt in der Luft und dankte ihr, daß sie mich beinah zu der Fahrt gezwungen hatte. Als wir zurückkehrten, war schon die Brücke bedeckt mit Menschen, in der Neustadt stand die Volksmasse noch gedrängter, und als wir in der Allee vor unserm Hause hielten, fragte der Kutscher:

[1] „Wilhelm hat das Ölgemälde des Vaters im schwarzen Frack [s. Abbild. Jug.-Er. bei S. 17] kopiert und will es in Steindruck herausgeben. Es ist ganz unbeschreiblich wahr aufgefaßt" [Gräfin Dohna 17. April 1820 an L. v. Schönberg].

„Was gibt es denn wieder?" — „Dort bringen sie ihn, den Totschläger!" rief ein Schiebebäcker uns gräßlich in den Wagen. Ich schrie laut auf, der Wagen ward aufgerissen und ich die Treppe halb sterbend hinaufgeschleppt. O Gott, auch da erbarmtest Du Dich meiner, daß ich das Angesicht des Unglücklichen nicht sehen mußte, der mir eben vorbei gebracht wurde — mir vorüber, der zerbrochenen Frau des unschuldig Erschlagenen!

Es sind zwei Artilleristen, die jetzt beide den Mord eingestehen, beide ihn nicht gekannt zu haben eingestehen und beide aussagen, er hätte seinen Tod nicht empfunden, denn ein einziger Schlag hätte ihm das Bewußtsein geraubt. Das sagten auch alle Ärzte, die ihn öffneten — er hat also den Tod nicht gesehen, aber den Himmel hat er gesehen, denn er wandelte heiter und fromm, wie in Gesellschaft der Engel, sein Gebetbuch in der Brusttasche. O Du seliger, seliger Mann, wie gönne ich Dir den Himmel, den Du hast! Uns blieb das Martertum, in Schmerz und Angst und Tränen zu leben. Doch wir wollen es tragen, was uns auferlegt ward, denn soll ich nicht den Kelch trinken, den mir mein Vater reicht? Wir wollen leben und hoffen, glauben und lieben!

*

Aus Briefen von Karl v. Zezschwitz[1] an seine Gattin Emilie, geb. v. Heynitz, z. Z. Kleinwelka bei Bautzen

Dresden, den 4. April 1820. Der herrliche Wilhelm Kügelgen wird Euch einen Brief von mir gebracht haben [nach Kleinwelka?]. Ich war vorgestern bei seiner Mutter und erhielt von ihr den herzerhebendsten Beweis christlicher Gesinnung bei solchem Leiden. Unser Roller[2] ist den Hinterlassenen durch Wort und Tat zum wahren Trost geworden.

11. April. Bei Frau v. K. war ich mehrmals. Gestern hat sie leider auch die schreckliche Todesart unseres teuren Vollendeten erfahren müssen, die man ihr bisher verbergen konnte. Wilhelm hat das zum Steindruck bestimmte Bild des geliebten Vaters mit großer Liebe und Ähnlichkeit gezeichnet. Das letzte schöne Bild des Vaters, der Verlorene Sohn, kommt wahrscheinlich auf die Bildergalerie. Das Gedicht des Ministers v. Nostitz [vgl. Jug.-Er. S. 354] an Wilhelm lege ich bei.

18. April. Am Donnerstag [13. April] elf Uhr war ich mit der Familie und Freunden bei den Exequien unseres Kügelgen in der katholischen Kirche. In der Untersuchung der Mordtat ist man noch nicht viel weiter.

23. April. Donnerstag war ich mit Frau v. Kügelgen, Wilhelm und Adelheid sehr traulich bei Roller und Dohnas[3] in Lausa und Hermsdorf.

---

[1] Karl v. Zezschwitz (1777—1854), der alte Freund des K.schen Hauses [vgl. Jug.-Er. S. 82], Hofrat im Geheimen Cabinet zu Dresden, seit 1822 Appellationsgerichtspräsident in Bautzen, in zweiter Ehe × 1816 mit Emilie v. Heynitz († 1820). S. Bild.

[2] David Samuel Roller (1779—1850), seit 1812 Pfarrer von Lausa. Vgl. Jug.-Er. S. 196 ff.; Bildnis in Jug.-Er. Biogr. von M. A. Blüher (Dresden 1852) und A. H. Rühle (Dresden 1878).

[3] Heinrich Ludwig Burggraf zu Dohna-Schlodien (1772—1833), Herr auf Hermsdorf (bis 1823), × 1806 mit Friederike Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1776—1858); vgl. Jug.- sowie Leb.-Er., Bild der Gräfin in Jug.-Er.

Die herrliche Gräfin war so klug, fromm und gut und so innig teilnehmend, daß mir dadurch ein froher Tag des Trostes und der Erhebung wurde. Gestern abend war ich wieder bei Frau v. K., Prof. Hartmann war auch mit da. Sie hatte schon immer den großen Wunsch, den mit der letzten Hand der Liebe des Vollendeten geschmückten Weinberg zu sehen, und doch schreckte sie der Weg. Da hat die Gräfin Dohna gestern die Liebe gehabt, mit ihr hinauszufahren. An der Stelle des Mordes war die arme Frau im Wagen bald zusammengesunken.

*

W. v. K.s Mutter an den Onkel Carl v. K.

Dresden, den 17. Mai 1820. Ihr wünschet mich bald in Livland zu sehen. Mein Bruder – daß ich noch lebe, sehen alle, selbst mein Arzt für ein Wunder an, nachdem ich den Winter dem Tode immer nahe war und jede Gemütserschütterung diesen nach menschlichen Ansichten herbeiführen mußte. Wenn Gott also mein Leben durch ein Wunder erhielt und noch erhält, so mußte mein Leben zum Wohl der Kinder notwendig sein, und so nehme ich es an und will auch gern für sie ferner leben, wie ich früher auch nur für den Gatten und die Kinder lebte.

Wilhelm hat hier freilich seinen besten und treuesten Meister in der Kunst verloren, doch der Professor Hartmann, hier der beste Freund des Vaters, liebt auch den Sohn und leitet jetzt seine Studien. Mein einziger Gerhard wollte diese Ostern das Ölmalen mit Wilhelm anfangen. Das konnte nun nicht sein, doch folgt er streng dem Plane seines verewigten Vaters, und dessen ältester und bester Schüler, Herr Dräger[1] aus Trier, sucht dem Sohne wiederzugeben, was er vom Vater empfangen, den ersten Unterricht im Ölmalen. Dies alles ist sehr mangelhaft – doch hat er hier die Akademie, die Bildergalerie, die Antiken, seines Vaters viele Gipse, seine letzten Bilder, seine besten Kupferstiche, meistens Raphael, Michelangelo, Rembrandts und Poussins, und vor allem sein Atelier. Du glaubst nicht, mein Bruder, wie das gewohnte Atelier des verehrten Vaters Wilhelm arbeiten hilft, und ich bin überzeugt, daß eine geistige Einwirkung hier stattfindet, so gelingt dem gänzlich Unerfahrenen nun alles. Gerhard ist hier in einer ganz vortrefflichen Schule – ich brauche die Geschwister nicht zu trennen und die Kinder nicht von mir, welches mir jetzt ganz unmöglich wäre. Auch für Adelheid kann ich hier noch Lehrer haben, da ich selbst nicht auf eine so feste Gesundheit rechnen darf, sie ganz allein unterrichten zu können.

Dies alles sind Gründe zum Hierbleiben, die wohl meine Sehnsucht nach Hause überwiegen könnten, wenn ich auch gar nicht an mich dabei gedächte. Nun kommt aber dazu meine schwache Gesundheit, mein heranrückendes Alter – es ist mir ein Bedürfnis geworden, zu Hause zu sein still für mich, selbst einsam, wenn ich es bedarf. Bei Mama könnte ich nicht sein in Kurkül, da ja Ihr Geliebten kaum dort Platz habt – also

[1] Anton Dräger (1794–1833) studierte seit 1817 in Dresden, lebte seit Herbst 1820 in Rom.

bei den Geschwistern oder in Dorpat. Hier bin ich sehr bequem eingerichtet, habe alles im Hause, was zur Erziehung der drei Kinder notwendig ist, Bücher, musikalische Instrumente, Malergerätschaft — es würde mir dies alles hier nicht bezahlt, wollte ich's verkaufen, und dort müßte ich mich teuer wieder einrichten, um noch teurer in Dorpat zu leben, denn von den Kindern könnte ich mich nicht trennen. Außer Lidly wäre mir beinahe alles fremd in Dorpat, eine neue Generation ist herangewachsen, die mich nicht kennt und die ich nicht kenne — hier lieben mich die Eltern, mit denen ich lebte, und ihre Kinder, die mit den meinigen aufgewachsen sind, ich bin mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen, mein Arzt [Dr. Pönitz] ist der treue Freund unseres Hauses, jede Umgebung hier ist mir lieb und wert geworden in den fünfzehn Jahren und — das Grab meines Mannes ist hier.

Doch — meine Mutter, meine Schwestern und Brüder wiederzusehen, das wünsche ich heiß, zu einem Besuch wünsche ich hinzukommen und dann zurückzukehren, um die Erziehung meiner Kinder zu vollenden, für die allein ich ja noch lebe, ob ich gleich auf diese Zeit mich von Gerhard trennen müßte, welches mir jetzt als das Härteste erscheint, und mit der Hin- und Herreise viel Geld vertun würde, welches wohl auch zu bedenken ist. —

Ich bin hier viel angesprochen worden um die Erlaubnis, meines Gerhards Lebensgeschichte schreiben zu lassen — ich habe nicht darauf gehört. Nun dringt man aber immer ernstlicher in mich ein; dem Professor Hasse [vgl. Jug.-Er. S. 82], auch einem Freunde unseres Verewigten, hat man [Brockhaus in Leipzig] den Antrag gemacht, und diesem konnte ich nichts mehr entgegensetzen gestern, als die Bemerkung, daß Du, mein Bruder, notwendig darum wissen und auch Deine Einwilligung dazu geben müßtest. Er will nämlich in diese Lebensgeschichte[1] auch gern einige Briefe, die den Verewigten als Künstler und Menschen charakterisieren, eingeschaltet haben und hofft, Du werdest ihm dazu verhelfen können. Dann sollen in diese Lebensgeschichte auch die Konturen von verschiedenen seiner Gemälde gestochen werden, und diese Konturen soll Wilhelm machen mit des Künstlers Bildnis vornan. Die Steindrucke von Wilhelms Zeichnung erwarten wir von Hardorff[2] in Hamburg nun auch bald — es ist die erste Spekulation des armen Wilhelm und unternommen, um sich einige Jahre das Atelier des Vaters erhalten zu können, da ich genötigt bin, die größere Hälfte des Quartiers zu vermieten; wird es nicht ähnlich, so ist Wilhelm unschuldig daran, da seine Zeichnung wirklich sehr gelungen war.

Wir stehen hier unter dem Oberamte, Hartmann ist der Vormund der Söhne und Herr von der Breling[3] Adelheids Vormund, ein hiesiger

[1] F. Ch. A. Hasse: Das Leben Gerhards v. Kügelgen. Leipzig 1824.
[2] Gerdt Hardorff, der Jüngere (1800—1834), Maler und Lithograph, auf der Dresdener Akademie ausgebildet.
[3] Kaufherr und Eigentümer des von K.s bewohnten Hauses „Gottessegen".

Senator aber mein Kurator geworden – erstere stehen aber selbst unter dem Obervormund, dem Oberamtmann. Diese Verhandlungen alle, die das Wohl der Kinder so sehr von dem Wohl der Mutter zu trennen scheinen, waren mir lange mit das Härteste – jede noch so leise Berührung verletzte mir Herz und Seele, und die Berührungen mit einer Juristenhand sind selten zart. Hätte mein teurer Gerhard diese meine Lage ahnen können, er hätte gewiß gern ein Testament hinterlassen! Denke Dir, mein Bruder, meine Lage, wenn fremde Menschen unter den Kleidern, den Sachen, den Papieren, der Wäsche wühlten, wenn alles aufgeschrieben wurde und meine Hand die aufschreibende war, wenn mehrere Taxatoren kamen, die alles taxieren mußten – ach, was hat mein armes Herz gelitten! Und bei alledem ist man noch mit unglaublicher Schonung mit mir verfahren.

Meine Freunde hier hoffen, der König werde mir eine kleine Pension verwilligen, weil er sehr ergriffen und gerührt von meinem Schicksal ist; es ist schon eine Bittschrift darum eingereicht worden, doch fehlt mir Wilhelms Taufzeugnis, um welches ich Dich, mein Bruder, im ersten Brief schon gebeten habe. Auch bitte ich Dich, mir zu melden, was außer der Transfiguration noch für Bilder von meinem Gerhard in St. Petersburg sind und bei wem sie sind? Und ob nicht der Hof sie vielleicht jetzt als ein letztes Andenken kaufte? Man weiß, daß von ihm Bilder dort sind, und ich soll von allem Rechenschaft geben, was zum Nachlaß gerechnet werden kann. Dann habe ich noch eine Bitte an Dich – unser Verklärter hatte sich eine Sammlung Porträts von Freunden gemalt, wo einige Familien sich schon als Käufer ihrer eignen Bilder gemeldet haben. Es ist unter anderen das Bild von Morgenstern [vgl. Jug.-Er. S. 38], ein wahres Kunstwerk und aus seiner schönsten Zeit – wünscht er es vielleicht für seine Gemahlin, so melde ich Dir, daß der Preis 100 sächs. Thaler ist. So haben wir auch noch ein sehr ähnliches Bild vom seligen Leis [vgl. Jug.-Er. S. 12], welches Beck vielleicht gerne nähme – befrage ihn wenigstens darum. Alles, was jetzt noch da ist, muß ich kaufen, wenn es im Hause bleiben soll, und da will ich lieber die letzte Arbeit meines seligen Gerhard, den Verlorenen Sohn[1], und einen Christus an mich behalten als diese Porträts.

Wie angreifend sind mir alle diese Erörterungen, und doch muß ich jetzt Tage hindurch und Wochen nichts anderes tun und vornehmen – oft bin ich so betäubt von alle diesem, daß mein Schmerz mir wie ein fremder Schmerz erscheint und mein Leiden wie ein fremdes Leiden, so daß ich oft heftig erschrecke, wenn ich mich in der tiefen Trauer im Spiegel erblicke und dann erinnert werde, daß ich's ja selbst bin, die Unglückliche, die ich so bedauerte.

*

[1] Der „Verlorene Sohn" wurde dann von der Dresdener Gemäldegalerie angekauft.

W. v. K.s Mutter an den Onkel Carl v. K.

Radeberg, am dritten Pfingsttage [23. Mai] 1820. Nach den allerunruhigsten Tagen bin ich hier in meinem alten Radeberger Bade angekommen, der Arzt wollte es so. Meine Kinder haben diese Woche Ferien, so habe ich sie denn mit hergenommen, denn ich fürchtete mich sehr vor dem Aufenthalt hier. Nach Tisch ging ich mit ihnen in ein nahes Dorf – wo wir früher sehr glückliche Tage verlebt hatten. Die guten Leute, bei denen wir sonst dort gewohnt, schwammen in Tränen, da sie uns erblickten, und ich konnte mich in dieser stillen Bauernstube recht satt weinen. Aus dem Fenster gebogen, an dem mein Mann so manches Bild gemalt, tropften meine Tränen auf die Narzissen und Schwertlilien unter dem niedrigen Fenster, und die einfachen herzlichen Worte dieser guten Leute, die ihn alle so lieb hatten, taten meinem Herzen unbeschreiblich wohl.

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, den 25. Mai 1820. Wie gerne wäre ich schon längst zu Ihnen geeilt, wie habe ich mich um unseren lieben, tiefempfindenden Wilhelm geängstigt, aber ich bin mit so vielfachen Banden gebunden, daß ich nicht loskommen kann. Wilhelms Brief hat mich gar sehr erschüttert, und noch bin ich nicht ohne Sorge um ihn. Sein Glaube und Vertrauen scheint mir mehr ein Sterben als die Ruhe, welche ich dem feurigen Gemüte wünschte.

*

W. v. K.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 20. Juni 1820. Ich war diese Tage über in einem Abgrund von Unruhe! Die Briefe, die alle so liebevoll mich zu Euch zurückriefen, stürzten mich in diesen Zustand, zum Teil aber auch mein eigenes schwaches Herz. Ich wollte vereinigen, was nicht vereinbar ist, wollte meinem Herzen folgen und auch meiner Pflicht, und so habe ich mich nutzlos abgemartert in diesem Kampf. Nur mit Tränen werde ich diese Berge, diese Höhen hier ganz verlassen – mit Tränen das Grab meines Gerhards! Wo man beinah zwanzig Jahre gelebt, wo man teure, unschätzbare Freunde liebgewonnen, wo man, ach – das Grab seines anderen Ich weiß, da sind einem Fesseln um das Herz gelegt, die schmerzen, wenn man sich abwenden will. Bleibe ich aber hier, so winken Mutterland, die Mutter selbst, Schwestern, Brüder, Verwandte, Freunde der Kindheit, und die älteren Bande mahnen, die neuen zu zerreißen. Gefühllos müßte ich sein oder undankbar, fühlte ich mein Inneres nicht zerrissen in diesem Streit; auch finde ich nur Beruhigung in dem Gedanken: weder hier noch dort ist dein wahres Vaterland – die rechte Heimat wird alles Zerrissene wieder vereinigen und alle Sehnsucht stillen.

*

G. H. v. Schubert[1] an W. v. K.

Erlangen, den 30. Juni 1820. Hab Du herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und für die meinem Herzen teure liebe Beilage, das gute,

[1] Der alte Freund des Elternhauses [vgl. Jug.-Er. S. 11] und bekannte Naturphilosoph (1780–1860), seit 1819 Prof. in Erlangen, später in München.

edle Bild des Bruders, der, seitdem ihn Gott selig vollendet hat, mir auch in seinem Bilde ein guter, lieber Schutzengel geworden ist, den ich zu meiner Stärkung im Guten ansehe und der mir ein täglich lieber Umgang und Erwecker zum Gebet ist. Nun kann ich das liebe Bild doch auch ins andre Zimmer hängen und es überall im Haus vor Augen haben. Ich habe eben schon an meinen Buchhändler Reclam in Leipzig geschrieben, er soll 50 Thaler an Dich schicken, dafür sende Du denn, mein guter Wilhelm, 50 Exemplare von dem Bild Deines seligen Vaters, die ich hier herum alle absetzen will, und hoffe bald noch eine ebenso große Zahl nachkommen lassen zu können. Auf Deine Arbeit, mein lieber Wilhelm, hat der liebe Gott einen recht sichtbaren Segen gelegt, und Du hast, das fühlt man wohl, noch ein anderes, höheres Licht dabei gehabt, als das gewöhnliche der Sonne.

Ich habe rechte Sehnsucht nach Dir, Du guter Wilhelm, und möchte Dich gern einmal an mein Herz drücken. Daß der traurige Fall, der entsetzliche, Dein junges Herz aus seiner Fassung gebracht und Dir die Meinung beigebracht habe, er sei Dir auch auf Deinem Glaubenswege nicht förderlich gewesen, glaube ich Dir gar wohl. Bedurften doch die, welche der Umgang des Herrn täglich mit Kraft und Licht von oben erfüllte, des Zurufs „Euer Herz erschrecke nicht", und als das, wovor alle sich entsetzten und erschreckten, eintrat, ärgerten sich alle für den Anfang daran. Aber siehe, es war ihnen doch allen gut gewesen, daß er hinging, sonst wäre der Tröster, der Geist der Gnade, der seitdem tausend Segensströme durch ihren Mund auf die Völker ergossen, nicht zu ihnen gekommen.

Glaub Du mir, mein in dem Herrn geliebter Bruder, Dein seliger Vater hat durch seinen schmerzlichen Tod Tausenden gepredigt, Tausende geweckt und erschüttert. Du weißt das gar nicht so, wie weit das gegangen ist; ich weiß es aus sehr entfernten Gegenden von Deutschland. Ja, Dein seliger Vater hat lauter, kräftiger, eindrücklicher gepredigt, als es wohl ein jetzt lebender Prediger kann, besonders allen denen, die es wußten, daß Dein seliger Vater den Herrn Jesum von Herzen lieb hatte. Sieh, Dein Vater ist durch seinen Schmerzenstod ein Prediger und Apostel geworden, ein Werkzeug in der Hand seines Gottes. Das wollte er ja immer gern sein und war es auch schon in seinem Leben.

*

Verzeichnis der am Augustustage, den 3. Aug. 1820, in der Königlich Sächsischen Akademie der Künste zu Dresden öffentlich ausgestellten Kunstwerke

No. 329: Eine Gruppe Köpfe, nach Gips grau in grau gemalt, von Wilhelm v. Kügelgen, Schüler des Professor Hartmann.

Verzeichnis usw. 1821:

No. 360: Maria, welche mit dem Jesuskind betet. Eigene Komposition von Wilh. v. Kügelgen, Schüler des Prof. Hartmann.

*

Das rechte Kloster

Hinüber, hinüber! Lasset zu Gott mich fliehn,
Frei von der Erde Staub
Und frei von der ätzenden Träne,
Die mir der Schmerz erzeugt.

Bei Dir, nur bei Dir, mein Vater, ist Freud und Kraft,
Urborn des Lichtes Du!
Ach laß mich den Gaumen nur netzen
Aus Deinem Himmelsquell!

Vergessen, verschmerzen will ich die ganze Welt
Und ihren Freudetrunk –
Nur Du sei die einzige Liebe,
Die mir im Herzen wohnt.

O Gott! Nur Du sei das einzige leuchtende
Licht, das den Geist erhellt!
Laß tief mich im göttlichen Busen
Bergen den Menschenschmerz.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schwester Luise v. Schönberg[1]

Dresden, den 1. Dec. 1820. Es war mir eine recht festliche Begehung Deines Geburtstages[2], unsere arme Kügelgen an diesem schweren Tage durch Dein herrliches Geschenk erfreuen zu können. Der Herr schenke ihr durch Zinzendorf die Erquickung seiner Liebe und Gnade. Zum Tee waren wir bei ihr, wo wir den weiblichen Teil der Brelingschen Familie und die ehemalige Marianne Thieroff [Jug.-Er. S. 189], jetzt unbeschreiblich glückliche Frau Doktor H., fanden. Die Kügelgen lebte und webte in allem, in der zarten Anordnung des Kleinsten und Größesten, aber ihre tiefe Blässe verriet wohl, wie schmerzlich ihr Gemüt verwundet ist. Wilhelm macht ihr viel stille Sorge, da erst jetzt der entsetzliche Eindruck seiner gehabten Schrecken in Gemüt und Körper überzugehen scheint und eine heftige Melancholie ihn von Zeit zu Zeit, aber verborgen allen Menschen, zu überwältigen droht.

*

W. v. K.s Mutter an ihre Mutter

Dresden, den 1. Januar 1821. Ich lege hier einen Brief von Wilhelm an seinen Onkel bei – ich öffnete ihn, teils um dieses Blatt dazu zu legen, teils aus Sorge, weil Wilhelm jetzt oft so am Gemüte leidet, daß mir für

[1] Louise v. Schönberg, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1771–1856), × 1807 mit Moritz Haubold v. Schönberg, 1815–1823 Regierungspräsident zu Merseburg, später Oberpräsident von Pommern und von Schlesien († 1860), ist ebenso wie ihre mit Adelheid v. K. zusammen konfirmierte Tochter Auguste (1808–1890, × 1828 mit Friedrich Magnus Graf von Schlieffen) den Lesern der Jug.-Er. [vgl. S. 226] von W. v. K.s Aufenthalt auf Schloß Merseburg im Mai 1817 her bekannt.

[2] Frau v. Schönberg und Frau v. K. hatten den gleichen Geburtstag, 24. Nov.

seinen Kopf bange wurde. Die Briefe, die er schrieb, waren verworren, und ich erfuhr, daß er oft ganz allein ganze Stunden im Schnee auf dem Grabe seines Vaters wie leblos lag und abwechselnd betete und verzweifelte, weil er den kindischen Einfall hatte, zu beten, sein Vater möchte ihm erscheinen und ihm Frieden geben. Als ich das alles erst entdeckte, ward es mir leicht, seiner Seele den Frieden anderswo zu erbitten und ihn zu überzeugen, daß ein Christ so nicht beten dürfe. Jetzt habe ich ihn in den Ferien zu einer Reise nach Bernburg zu Krummacher vermocht, die er großenteils zu Fuß macht, was ihm in doppelter Hinsicht heilsam sein wird.

Wilhelm hat mir zu meinem Geburtstag eine Musik gebracht – Text und Musik von ihm, der nie Musik studiert hat. Die Kinder beten für ihre Mutter, eine Engelsstimme ruft ihnen Erhörung zu, sie sammeln sich in einem freudigen Chor und schließen mit dem vollstimmigen Amen; die Baßstimme (Wilhelm) hält allein aus im Amen, und plötzlich ruft die Engelsstimme in der Höhe: Amen, Amen! und so verhallt das Amen wie in der Luft. Sie, meine Mutter, können mitempfinden, was mein armes Mutterherz empfunden. Gerhard fragte immer: „Aber kannst Du begreifen, Mutter, wie Wilhelm das gemacht hat?" Bis nachts um zwei Uhr hat er aufgesessen, da er am Tage bis abends spät keine Zeit hat. Arme gute Kinder! Es ist ihnen gelungen, mein Trauern in andächtige Freude zu verwandeln.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 26. Dec. 1820. Hier, meine Freunde, sende ich Ihnen unsern Wilhelm, und wäre er nicht mein Wilhelm, so könnte ich ihn beneiden um die Freude, Sie alle wiederzusehen. Wie gern hätte ich Sie selbst gesprochen, wenn mir zuweilen bang werden wollte für die Seelenstimmung unsres jungen Reisenden. Er ist wie ein junger neuverpflanzter Baum, dessen schwache Wurzeln der heftigen Erschütterung keinen Widerstand leisteten – bald hängt er hier, bald dort herüber, er schwankt, aber mit Gottes Hilfe soll er nur um so fester stehen lernen. Helfen Sie mit dazu, Sie, sein lieber Atti, den er liebt und dem er so herzlich vertraut. Helfen Sie mir das junge, beinahe zerrüttete Gemüt wieder in Ordnung bringen; ich habe getan, was ich konnte, indem ich so wenig als möglich zu tun schien, aber von Ihnen hoffe ich mehr noch. Vielleicht erzeigen Sie mir die Liebe, mir noch vor seiner Abreise von Ihnen zu melden, wie Sie ihn jetzt finden, ob ruhiger, ergebener, oder noch allem Wirrwarr und Zweifel einer unreifen Seele preisgegeben? Ach, mein Freund! Der Schlag war vielleicht zu hart für seine Kraft – doch nein, seine Kraft ist nicht gering, doch seine Phantasie übermäßig geschäftig und wirklich Unheil bringend. Doch halte ich mich fest an dem Glauben, der Herr, der zuließ, daß der Körper des Vaters getötet wurde, wird nicht zulassen, daß die Seele des Sohnes verloren gehe. Ich wünschte diese Reise zu Ihnen und habe die gewisse Hoffnung, sie werde ihm an Leib und Seele wohltun.

*

Aus einem Briefe von Maria Krummacher, ſpäter Frau Natorp

Drei Tage nach Weihnachten kam Wilhelm v. Kügelgen, um uns auf einige Wochen zu beſuchen. Der tiefſte Schmerz drückte ſich in ſeinen Zügen und ſeinem Weſen aus, aber ſein Sinn war ergeben, ruhig in dem Herrn. Ich konnte ihn nicht ohne den tiefſten Schmerz anſehen. Den Silveſterabend brachten wir traulich zu, blieben auch zum Neuen Jahr auf und waren alle in wehmütiger Stimmung, die durch Kügelgens Anblick noch erhöht wurde. Den erſten Tag im neuen Jahre waren wir recht vergnügt. Kügelgen iſt nicht glücklicher als im engen Kreiſe der Familie. Mehrere vergnügte Menſchen machen ihn ſtumm und in ſich gekehrt. Er blieb im ganzen drei Wochen bei uns und ſchied dann mit großem Schmerz, wie wir auch von ihm. O, er iſt ein herrlicher Menſch! er lebt und webt nur in dem Höheren, die Welt vermag ihm nichts zu bieten.

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, Silveſter 1820. Herzlichen Dank Ihnen, meine teure Freundin, daß Sie unſern lieben Wilhelm haben zu uns kommen laſſen und für die lieben Worte, die Sie ihm mitgegeben. Ich habe mit ihm ſchon viel über den teuren hinweggenommenen Vater geredet. Es wurde mir anfangs ſchwer – aber Wilhelm hat es mir erleichtert. Er erſcheint mir als ein vortrefflicher Jüngling, kindlich und männlich, dem freilich in der Blütezeit ſeines Lebens ein Sturm und eine ſchwarze Wolke vorübergegangen ſind, in welchen der Herr nicht zu ſein ſchien, aber ich meine, auch das linde Sauſen wird kommen, wo er Ihn finden und dann auch in jenen Ihn erkennen wird. Möchte der Herr ihm einen leitenden Azarias immer zur Seite ſtellen, deſſen bedarf er. Doch werden Sie ihm ja mehr ſein, ehe er ſeinen eignen Weg einſchlägt, und auch dann wird ihn das treue Mutterbild umſchweben, welches – ich weiß es aus Erfahrung – den Engel erſetzen kann.

Wir alle finden Wilhelms Auge und Geſicht, beſonders in Momenten des ſtillen Denkens, ernſter – die Augen tiefer. Aber wie könnte es anders ſein. Mein Troſt iſt ſein ſonſt ſo kindlich frohes Weſen, das bei jeder Anſprache wieder hervortritt. O, er wird ein Menſch Gottes werden und in ſeinem Leben wie in ſeiner Kunſt das Heilige verkünden. Sein Forſchen, Fragen, Zweifeln iſt beſcheiden und demütig; ſo wird auch das Licht ihm wieder aufgehen und Freude ſeinem Herzen. Darum meine ich Ihnen getroſt zurufen zu dürfen: Weine nicht! Dein Sohn lebet!

Heute iſt der Silveſterabend – ich habe ſoeben über die himmliſche Stimme geredet, die da ſprach und ſpricht: Selig ſind die Toten, die in dem Herrn ſterben. – Der Kelch, den Wilhelm mir brachte[1], iſt mir ein teures Geſchenk. Er erinnert mich an den Leidenskelch, den der Herr und ſein treuer Knecht in einer Woche tranken. Iſt jener uns ein Freudenkelch geworden – wie ſollte es nicht auch dieſer werden?

*

[1] Der Atti erhielt des Vaters Weinglas zum Andenken.

Selbſterkenntnis

„Warum willſt Du immer weinen?
Wende doch den trüben Blick
Nur ins eigne Herz zurück,
So wird reicher Troſt erſcheinen."

„„Magſt's ja redlich mit mir meinen!
Aber grade weil mein Blick
Fiel ins eigne Herz zurück –
Darum muß ich immer weinen.""

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, den 10. April 1821. Daß Du noch in Dir zerrüttet biſt, mein teuerſter Wilhelm, wie könnte es anders ſein! Ich hoffe aber, Du wirſt Dich doch wieder finden. Auch daß Du an Deiner Kunſt und dem Gelingen Deiner Beſtrebungen zweifelſt, hängt mit jenem zuſammen. Überhaupt iſt es ja mit der Kunſt und mit dem Schönen nicht anders als mit dem Guten. Wo wäre Vollendung hier auf Erden! Unſer Wiſſen und Können und alles, was unſer iſt, iſt Stückwerk. Ich bin überzeugt, daß auch Raphael das erkannt hat, ſonſt wäre er nicht groß geworden, und ebenſo unſer van Eyck und Memling und andre. Jenen wurde aber, ſo denke ich, die Demut leichter als in unſerm anſpruchsvollen Zeitalter. Ich halte die Nacht, die jetzt in Dir iſt, mein lieber Wilhelm, für eine ſolche, woraus die Dämmerung und der Tag, auch hinſichtlich Deiner Kunſt, hervorkommen wird. Du wirſt ein rechter Künſtler werden, weil die Demut Dich ergriffen hat. In ihr kommt der Geiſt. Daß Du einſiehſt, daß Du nicht einmal ein lumpiges Naſenloch zeichnen kannſt, gefällt mir gar ſehr. Ei, ſo lerne es zeichnen! Du willſt fliegen, bevor Dein Fuß feſtſteht und Deine Flügel erſtarkt ſind. Alſo zeichne, treibe das Mechaniſche der Kunſt aus allen Kräften, das ABC, die Grammatik – und kreuzige Dein Fleiſch und Deinen Hochmut. Daß Du zu alt ſeiſt, iſt eine törichte Einbildung und wieder ein Beweis Deines Übermutes, der ſich grämt, daß er nicht weiter iſt, als er iſt. Du ſprichſt von Flammen in der Bruſt – dieſe Flammen ſind nicht das heilige Feuer, das in Dir wohnen, Geiſt und Herz erwärmen und begeiſtern und Hand und Pinſel ſtärken muß und wird. Du wirſt beſtimmt ein vortrefflicher Künſtler werden, aber erkenne nur, daß Du es jetzt unmöglich ſchon ſein kannſt und ebenſo unmöglich es mit Gewalt und Sturm und Drang erzwingen kannſt. Du biſt noch ein Jüngling, kennſt weder Dich ſelbſt noch die Menſchen überhaupt – wie willſt Du denn ſchon Menſchen und Götter darſtellen können! Ja, Ihr Künſtler wärt wahrhaftig die Seligen und Götter ſelbſt, wenn Euch alles gelänge und Ihr nie einen Arm oder eine Hand auszuwiſchen brauchtet, und wenn das gar bei Dir, mein Sohn, ſchon ſo wäre. Nein, wandle Du nur Schritt vor Schritt, tue das Deinige und erwarte in Demut die Kraft und das Gelingen von Oben.

Daß das schwere Leid, das Dich und Dein liebes Haus getroffen hat, schädlich auf Dein Gemüt gewirkt habe, kannst Du, lieber Wilhelm, noch nicht sagen, und ich glaube es nicht. Es wird schon zu seiner Zeit seine Frucht bringen, sei Du nur der Sohn Deiner Mutter und denke oft an den frommen, sanften und stillen Sinn Deines Vaters. Ja, mein lieber Wilhelm,. komme zu uns; wir wollen Dich väterlich und mütterlich empfangen, und Du sollst uns ein lieber Sohn und Gast sein. Komme, wann Du willst.

*

An Lilla[1]

1821

Kann Dich doch nimmer vergessen,
Hab' Dich so heiß geliebt.
Monden und Jahre verschwinden —
Bleib' ich doch immer betrübt.

Schau' ich nach eilenden Wolken,
Horch ich dem wehenden Wind —
Träume ich goldne Zeiten,
Die, ach, vergangen sind.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, im März 1822. Über Dein Richterstühlchen, von dem herab Du Dich über Deinen Bruder und Schwester vernehmen läßt, habe ich lächeln müssen. Du redest wie ein Hausvater, und das steht Dir gut — doch auch wie ein lieber Bruder, und das steht Dir noch besser. Ich preise Dich glücklich, daß Du eine so liebe Schwester hast und sie liebst. Einem jungen Unband, wie Du bist, ist das ein Segen Gottes. Ein schwesterliches Vorbild ergänzt das mütterliche und ist ein Mittelband.

Was Du über einen gewissen Wilhelm sagst, halte ich für sehr wahr, auch daß sein Schifflein oft schwankt und Wasser schöpft. Was Du aber von seiner Herzhaftigkeit prahlest, erinnert mich an einen gewissen Felsenmann, der sich auch ein Schwert kaufte und damit — welche heroische Tat! — dem Malchus ein Ohr abhieb; nachher bei dem Kohlenfeuer verhielt sich's etwas anders. Das Übrige, was Du von dem gewissen Wilhelm schreibst, ist darin zusammenzufassen: Er hat zu viel Wind und zu wenig Steuer. Es ist aber gut, daß Du solches erkennst und suchest, was da bleibet. Wirst Du nicht ein frommer, christlicher Maler, so wirst Du auch kein tüchtiger. In Gott müssen wir ruhen, wenn wir Gottes Werke recht erkennen und anschauen wollen — um wieviel mehr, wenn wir selbst Schöpfer sein wollen! Nur der feste, solide Glaube gibt dem Menschen Festigkeit und Solidität.

[1] Die rheinische Cousine Helene Kügelgen, W. v. K.s erste Liebe [vgl. Jug.-Er. S. 291 u. 304].

Es ist ein grundloser Wahn – Du führst mich auf diese Bemerkung –, zu glauben, ein Maler müßte ehelos bleiben, ebenso grundlos, als wenn manche meinen, ein Maler müßte katholisch sein. Wenn Du einmal eine Frau ernähren kannst, will ich Dir das klar beweisen. Vorläufig magst Du noch die Palette für Deine Liebste halten. Von Deiner Kunst und Deinem Wirken in und für dieselbe schreibst Du mir nichts. Ich hätte doch gern ein Wörtchen davon vernommen. Also tue nicht so jüngferlich bescheiden, sondern sage frischweg, auf welcher Stufe Du zu stehen meinst und welche Studien Du treibst. Ich höre das gern.

Unser Hauswesen wird immer kleiner, ein kleiner runder Tisch faßt nun uns alle. Sonst geht's in altgewohnter Weise. Alle grüßen Dich herzlich, vater-, mutter-, brüder- und schwesterlich, desgleichen die lieben Deinigen, Deine Mutter, Adelheid und Gerhard, den Ackersmann. Der hat sich von Euch allen das solideste Fach erwählt – ich denke, er wird auch noch seine roten Pausbacken haben. Maler, Gelehrte und Schneider können schon ein wenig bleich und blaß aussehen; sie sind aus der Welt nach dem Sündenfall. Ich wünsche Dir, lieber Wilhelm, aber doch auch rote Backen und ein einfältiges Auge, welches des Leibes Licht ist.

*

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann[1] in Leipzig

Hermsdorf, den 1. April 1822. Gestern am Palmsonntag wurde unsere Adelheid hier[2] konfirmiert mit Caroline Stolberg, jüngster Tochter des Erbgrafen von Wernigerode, und mit Auguste Schönberg, Schwestertochter unsrer lieben Gräfin Dohna, in Gesellschaft von sechsundzwanzig Bauernkindern. Gott gab mir Kraft, diesen angreifenden Tag zu überleben, da Zeit und Ort und Menschen so schmerzlich feierliche Erinnerungen wach in mir erhielten. Die Kirche war mit grünen Zweigen von Nadelholz dekoriert, das Geländer um den Altar mit Zweigen vom Lebensbaum durchflochten, und auf dem Altar lagen zwei große Palmen kreuzweise übereinander. Die drei Mädchen aber, einfach weiß gekleidet, standen in ihrer Demut wie Tauben davor, und des guten Pastor Rollers ehrwürdiges Angesicht schwamm in Tränen, als eine nach der andern vor ihm hinkniete und mit dem Handschlag gelobte, dem Herrn zu leben und zu sterben. Den Gründonnerstag gehen wir alle mit den Kindern zum heiligen Abendmahle, und dann kommt die Trennung von so liebenswürdigen Menschen. Auch das muß noch überstanden werden, und Gott wird meine Kraft nicht sinken lassen.

*

[1] Wilhelm Volkmann (1772–1856), Senator der Stadt Leipzig, der alte Freund des K.schen Hauses [vgl. Jug.-Er. S. 30], × in zweiter Ehe 1814 mit Antonie Hübel aus Dresden. Bildnis s. Jug.-Er.

[2] Am 5. Febr. 1822 schreibt die Gräfin zu Dohna an ihre Schwester Luise v. Schönberg: „Ich bat mir von der Kügelgen ihre Adelheid, welche auch hier konfirmiert werden soll, auf die ganze Zeit ihres Unterrichts aus, und so zieht sie denn bereits künftigen Montag bei uns ein, in mein Nebenzimmer."



Die Großmutter Zoege v. Manteuffel

Ölgemälde von W. v. K.

„Meine alte Großmama ist wirklich das Urbild aller Großmütter, und ich habe eine unbeschränkte Ehrfurcht vor ihr."

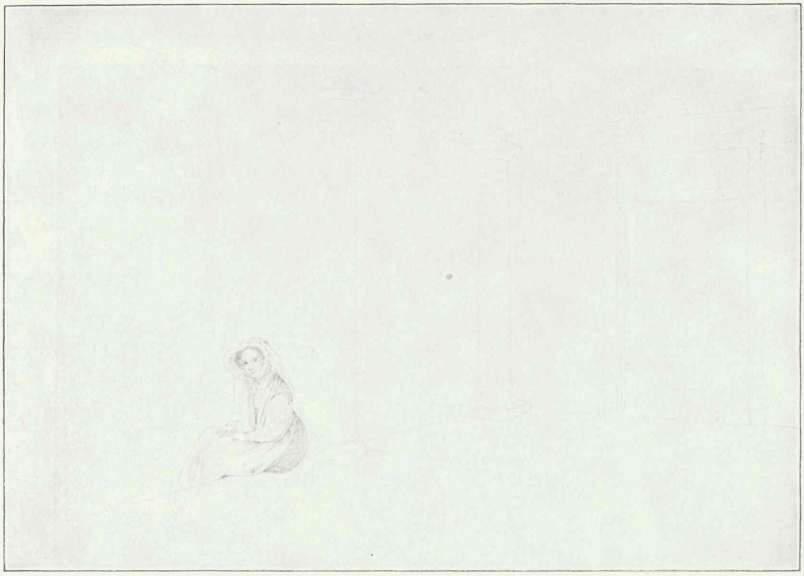
W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823



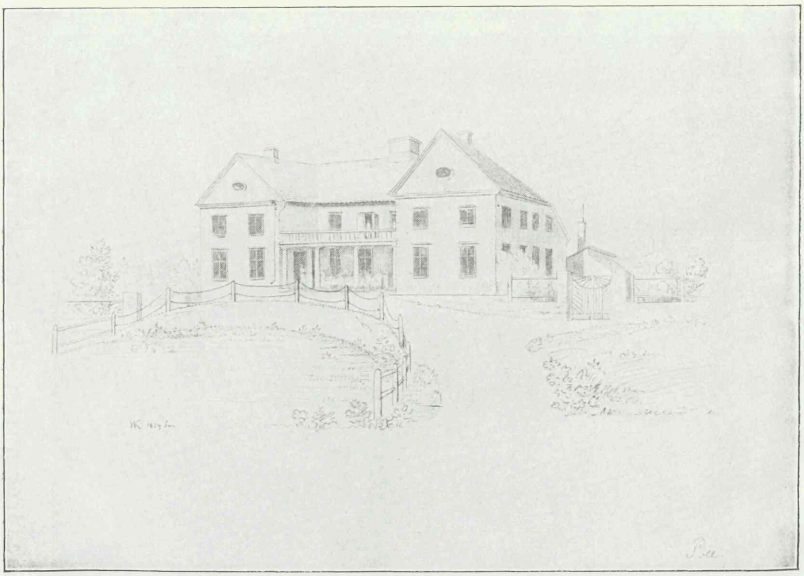
Die Tante Sophie v. Stackelberg

Kreidezeichnung von W. v. K.

„Ihre ganze Lebensgeschichte steht auf ihrem Gesichte geschrieben, aus ihren Augen scheint ein ungeheures inneres Licht und Leben und viel Trost und Milde." W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823



„Es ist dies aber ein sehr, sehr liebes Pünktchen Erde, wie man nicht viele andere Pünktchen mehr findet.“ W. v. K. an den Atti am 2. Mai 1823

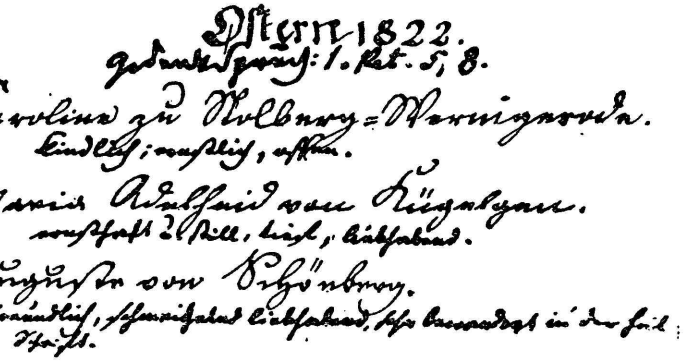


Das Pollsche Herrenhaus

Bleistiftzeichnungen von W. v. K.

„Das schönste Jahr meines Jünglingslebens habe ich in Poll verlebt oder verträumt, ein Jahr der irrenden Ritterschaft.“ W. v. K. an den Bruder Gerhard am 11. Sept. 1835

Aus Paſtor Rollers Verzeichnis ſeiner Konfirmanden[1]



*

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann in Leipzig

Auguſtusbad, den 29. Juni 1822. Mein ſehr geliebter und ſehr guter Bruder! Morgen ſind es acht Tage, daß ich hier bin, und morgen gehe ich auch zurück nach Dresden, da ich Montag früh wieder im Amt erſcheinen muß und mich dann, will's Gott, zur endlichen Abreiſe anſchicken kann. Ich bin bereit, mein Reiſepaß iſt ſogar ſchon beſorgt, ich brauche nur meinen Koffer zu packen und mich mit meinen Kindern in den Wagen zu ſetzen, wird nur erſt die ewige Vormundſchaftsgeſchichte reguliert ſein.

Deine Bitte wegen der Madonna konnte ich nicht erfüllen, denn die jungen Leute, die Wilhelm befragte, getrauten ſich nicht das Bild zu kopieren, und die älteren Schüler meines Mannes ſind ſchon alle fort nach Rom. Wilhelm ſelbſt aber hatte über ſeine Kräfte zu tun, um nur den „Verlorenen Sohn" für den Biſchof von Ermeland zu vollenden[2], und darnach mußten wir ja jeden Tag erwarten, abreiſen zu können, indem man auf dem Gerichte geringe Geſchäfte nur in die Länge zog. Ich verſpreche Dir aber, daß Wilhelm das Bildchen in Livland für Deine Antonie kopieren und Euch dann ſelbſt mitbringen ſoll, wenn er es nicht vielleicht ſchon früher mit einer ſchicklichen Gelegenheit ſenden kann.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schweſter Louiſe v. Schönberg

Hermsdorf, den 5. Juli 1822. Heute werde ich unſere Kügelgen zum letzten Male ſehen, die mit ihren Kindern zum Abſchied nach Lauſa kommt.

[1] Dieſes Fakſimile iſt nicht, wie die über Wilhelms und Gerhards Konfirmation [Jug.-Er. S. 218], dem Kirchenbuch zu Lauſa entnommen, ſondern einem im Nachlaß der Gräfin zu Dohna erhaltenen Notizbuch Rollers, in das dieſer vor Beginn jedes Konfirmandenkurſus die Namen mit roter Tinte eingetragen und nach erfolgter Konfirmation ſeine Beurteilung mit ſchwarzer Tinte hinzugefügt hat.

[2] Eine Kopie des Gemäldes des Vaters. Über den Biſchof vgl. Jug.-Er. S. 171, Anm. 2.

Gestern besuchte ich sie in der Stadt. Ich fand sie munter und gestärkt, ohngeachtet sie die letzten unangenehmen Geschäfte auf dem Amte usw. wieder sehr angegriffen und ihr Innerstes erschüttert hatten. Morgen werden die Gemälde gepackt, und dann steht sie da wie eine reisefertige Wanderin.

6. Juli 1822. Ich ging gestern gegen drei Uhr bei glühender Hitze nach Lausa, um unsere liebe Kügelgen dort zu sehen, welche, um Abschied zu nehmen, schon früh mit ihren Kindern zu P. Roller gekommen war. Wir saßen den ganzen Nachmittag auf der „Insel" im kühlen Schatten der hohen Bäume, bis ich gegen sechs Uhr zu Fuß wieder heimkehren wollte. Die Kügelgen ließ aber, aller Einwendungen ohngeachtet, ihren großen englischen Reisewagen anspannen, um mich darin noch zu begleiten und mir ihren Kanarienvogel und noch allerhand Andenken selbst in Hermsdorf zu übergeben; der Wagen kehrte dann mit der Mutter und Tochter Kügelgen auf der Stelle wieder um. Weinend trug ich den kleinen, mir fast unter den Händen singenden Vogel und das Dir wohlbekannte Fußbänkchen der lieben Frau in meine Stube.

Ich sende Dir hier den heute früh erhaltenen Abschiedsbrief unserer Freundin Kügelgen; ich glaubte sie bereits gestern [von Lausa] abgereist, als Wilhelm uns heute beim Frühstück diesen Brief und ein Päckchen seiner an der Schenke haltenden Mutter brachte. Wir eilten gleich hinunter. Im Päckchen fand ich ihr kleines Miniaturgemälde, außerordentlich ähnlich und anziehend durch den darin waltenden Geist; ich behalte es nun, bis Gott es mir gibt, daß ich es den Kindern wieder einhändigen kann. Ich mußte sehr weinen und für die liebe Frau, mit der wir so Vieles und so Großes durchlebt haben, beten. In diesem Leben wohl nicht, aber in jenem sehen wir sie durch die Gnade des Herrn gewiß wieder.

* * *

II

Bei den Verwandten in Estland

Sommer 1822 bis Sommer 1823

Als Lilla v. Kügelgen im Juli 1822 mit ihren Kindern die Reise nach Estland antrat, war diese nicht als ein Besuch bei den Verwandten, sondern als Rückkehr in die alte Heimat für immer gedacht – der Dresdener Haushalt war aufgelöst, die Gemälde des Vaters wurden mitgenommen, der Abschied von den Freunden in Deutschland als eine Trennung für immer empfunden. Nur mit der Wahrscheinlichkeit, daß Wilhelm zum Abschluß seines Studiums nochmals für einige Zeit nach Dresden zurückkehren werde, ist wohl von vornherein gerechnet worden.

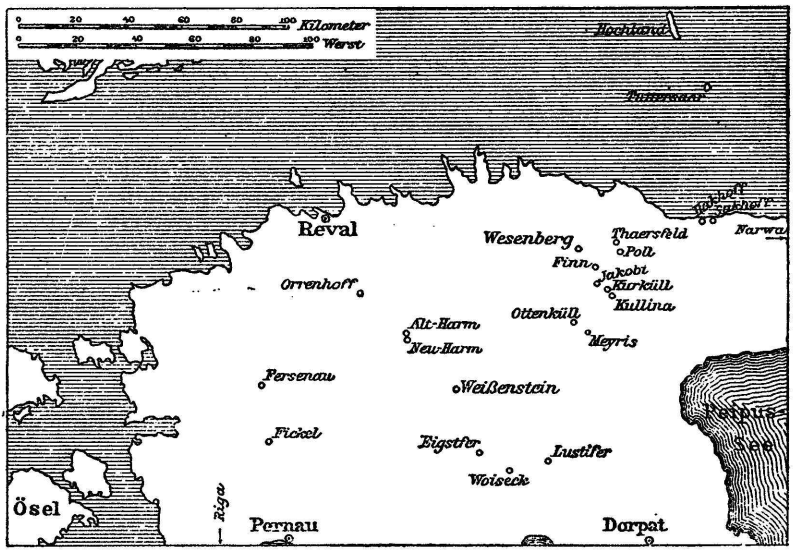
Diese Rückkehr erwies sich bald als eine Notwendigkeit. Der Unterricht des genialen Onkels Carl v. K. konnte Wilhelm die Akademie eben doch nicht ersetzen, um so weniger, als der Onkel Landschafter war, Wilhelms Neigung aber der Kunstrichtung seines Vaters folgte; auch war der Onkel als Landschafter viel auf Reisen und als Hofmaler im Winter für längere Zeit in Petersburg. – Was übrigens W. v. K. damals schon als Maler leisten konnte, zeigt sein [als Titelbild zu unserer Ausgabe der „Jugenderinnerungen" veröffentlichtes] Selbstbildnis von 1823, mit seinen feinen Farben und dem tiefen seelischen Ausdruck.

Im Frühjahr 1823 stand aber nicht nur Wilhelms Rückreise, sondern auch die der ganzen Familie (mit Ausnahme Gerhards, der in Dorpat studierte und in Estland seine Ausbildung als Landwirt erhalten sollte) fest. Die verschiedensten Gründe mögen zu diesem Entschluß zusammengewirkt haben; was die Gräfin Dohna darüber sagt [s. unten S. 31], klingt etwas geheimnisvoll; wesentlich erscheint, was W. v. K.s Mutter am 4. Okt. 1823 an ihre rheinische Schwägerin Högg schreibt: „Das Vermögen meiner Kinder verwaltend, sah ich mich genötigt, wieder hierher zu kommen. Breling [Adelheids Vormund], der noch Einiges von mir hatte, machte einen so unerwarteten Bankerott, und ein Gut, wo das Meiste von der Kinder Geld darauf gesichert stand, ward zu Aller Erstaunen verkauft; da dies ein Familiengut war, kam mir dies so unerwartet als Brelings Sturz. Wir haben aber gottlob nichts verloren."

Doch waren anderseits der Abschied von Estland und die Rückkehr nach Dresden auch nicht als für immer gedacht. Vielmehr bestand der Plan, sobald Wilhelm sein Studium in Dresden und Rom abgeschlossen

haben würde, für dauernd nach Estland zurückzukehren und dort in Poll oder bei dem Bruder Gerhard, der bis dahin zur Selbständigkeit gelangt sein würde, zu leben; von diesem sicheren Port aus sollte Wilhelm dann sein Glück in Petersburg versuchen. In diesem Sinne sind 1825/6 (ergebnislose) Verhandlungen geführt worden, um das alte Zoegesche Gut Meyris für Gerhard zu erwerben. — —

Für W. v. K. bedeutet dieses Jahr in Estland die Periode seiner Genesung. Seine seit dem Tode des Vaters eingefrorene Seele taute im Kreise der Verwandten zu neuer Lebensfreude auf. Das patriarchalische Leben auf den weltfernen Gütern, auf denen doch Geist und Kultur in hohem Maße gepflegt wurden, die einfache und doch großzügige, herb-



kräftige Landschaft, zuletzt der mächtige Eindruck des Meeres haben ihre heilende Wirkung auf sein Gemüt ausgeübt. Der Alte Mann ist in seinem Leben vielleicht nie unbefangen glücklicher gewesen als in diesem Jahre.

Sein Standquartier ist bis gegen Weihnachten 1822 das seinem Onkel Heinrich Zoege v. M. gehörende Kurkûll gewesen, wo außer der vierundsiebzigjährigen Großmutter auch der Onkel Carl v. K. mit seiner zahlreichen Familie [s. das Bild „Bei Poll"] seit dem Scheitern seiner Unternehmungen in Südrußland [vgl. Jug.-Er. S. 168] lebte; von Weihnachten an war W. v. K. in Poll, das der mit seiner Mutter Lieblingsschwester Sophie verheiratete Baron Gustav Adolph v. Stackelberg, allgemein „der Onno" [= Onkel] genannt, besaß. Beide Orte gehören, ebenso wie das Stiftsgut Finn, auf dem der Bruder Gerhard später sein Leben verbrachte, zu dem südlich der Stadt Wesenberg gelegenen Kirchspiel Jakobi.

Poll liegt etwa zwei Reiseſtunden nordöſtlich von Kurkûll, faſt öſtlich von Weſenberg. Etwas weiter von Kurkûll in entgegengeſetzter Richtung entfernt liegen Meyris, wo der Onkel Carl Zoege v. M. lebte, und Ottenkûll, ein Stackelbergſches Gut, das W. v. K.s Vetter, der einzige Pollſche Sohn Wilhelm, verwaltete. Noch gute anderthalb Tagereiſen weiter ſüdweſtlich, alſo in der Richtung nach Riga hin, liegt Woiſeck, wo die mit Frédéric de La Trobe verheiratete Pollſche Tochter Alwina lebte, nicht weit entfernt von Eigſtfer, dem Geburtsort von W. v. K.s Mutter.

Zur eigentlichen Heimat in Eſtland iſt für Wilhelm Poll geworden. Wer die „Lebenserinnerungen" kennt, weiß, wie dem Alten Mann das Herz jedesmal weich wird, wenn er an Poll gedenkt. „Mein Herz iſt tief eingewurzelt auf dieſem entfernten kleinen Fleck der Erde. Die Erinnerungen von da durchwehen mich wie Ahnungen aus einer ſeligen Präexiſtenz" [Leb.-Er. S. 115]. Man leſe dort S. 85 die Beſchreibung ſeiner Wanderung von Kurkûll nach Poll nach.

Eine harmoniſche Vereinigung von tiefer Religioſität und ernſter Lebensauffaſſung mit weltoffener Fröhlichkeit und einer zuweilen an Ausgelaſſenheit grenzenden Heiterkeit – das iſt der Geiſt des Pollſchen Hauſes. Neben dem behaglichen Onno und der herrlichen Perſönlichkeit der Tante Sophie haben ihm hier die drei Couſinen das Leben zum Paradies geſtaltet. Sophie, geiſtvoll, gediegen, praktiſch, eine in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit, war ſieben Jahre, Antonie, temperamentvoll, von klarem Ernſt und fröhlichem Sinn, drei Jahre älter als Wilhelm, Auguſte, eine zarte, weiche, ſchwärmeriſche Seele, ihm gleichaltrig. Von dieſen drei Couſinen hat nur Antonie geheiratet, 1834 den Baron Otto v. Ungern-Sternberg, einen Witwer mit drei Kindern, darunter einer neunzehnjährigen Tochter; Antonie hat den Alten Mann in Ballenſtedt 1843 beſucht, und bald darauf beklagt er ihren Tod [vgl. Leb.-Er. S. 49 u. 57]. Sophie und Auguſte ſind unvermählt geblieben; jene wohl, weil ſie kränklich war, dieſe vielleicht, weil ſie – Wilhelm nicht vergeſſen konnte, der ſeinerſeits allen drei Schweſtern in freundſchaftlicher Liebe wohl gleich nahe geſtanden hat.

In ſeinen Briefen an die Braut [ſ. Kapitel V] hat W. v. K. das Leben und die Menſchen in Poll mehrfach charakteriſiert. Noch näher treten uns beide aus den vielen Briefen entgegen, die ſeit dem Sommer 1823 aus Poll nach Dresden flogen. In dieſen Briefen ſpielen die Erinnerungen eine ſolche Rolle, daß ſich aus den vielen „Weißt Du noch?" ein gut Stück des Lebens von 1822/3 in ſeinen Einzelheiten rekonſtruieren läßt. Deshalb iſt eine Anzahl von ihnen, obwohl ſie zeitlich in den folgenden Abſchnitt gehören, doch ſchon hier angefügt, weil ſie das von W. v. K. ſelbſt gezeichnete Bild ſeines Lebens in Eſtland vervollſtändigen.

Insbeſondere gilt dies für den Schluß- und Höhepunkt des Jahres in Eſtland: den Aufenthalt am Strande von Sakhoff. Dieſer der auf dem nahen Hakhoff wohnenden Familie Loewis of Menar gehörende Ort liegt am Meere nach Narwa zu an einer Stelle, wo die Kalkplatte,

auf der Estland liegt, besonders steil und romantisch zur See abfällt. Hier hatten sich Stackelbergs schon seit 1821 alljährlich von dem befreundeten Peter Loewis of Menar (1769–1829) ein Häuschen gemietet, um in voller Einsamkeit den Aufenthalt an der See in „arkadischem Leben" zu genießen. So auch im Juni 1823. Hier hat Wilhelm das Meer lieben gelernt, hier hat er, in Ossianischen Erinnerungen schwelgend, seinen „Temora-Stein" besungen. Der Tagebuchbrief, den Auguste und Toni dort 1824 für Adelheid geschrieben haben, spiegelt das Leben von 1823 wider, von dem aus W. v. K.s eigenem Munde nur seine Lieder an das Meer zeugen.

Dieser Anhang von Pollschen Briefen erscheint zunächst vielleicht als ein entbehrlicher Exkurs, der nur dem sympathischen und kulturgeschichtlich interessanten Bilde von dem Leben einer deutschen baltischen Adelsfamilie vor hundert Jahren zuliebe unternommen sei; er hat für dieses Lebensbild W. v. K.s doch die wesentliche Bedeutung, daß er den Geist des Hauses und das Wesen der Menschen lebendig veranschaulicht, unter denen Wilhelm Heimat und Genesung gefunden hat.

Am 22. Juli 1823 sind Kügelgens von Poll geschieden, und in den ersten Tagen [alten Stils!] des August haben sie die Reise nach Dresden über Dorpat, Riga und Königsberg angetreten.

W. v. K.s Mutter an Senator Dr. Volkmann

Memel, den 25. Juli 1822. Von meiner Reise kann ich Euch heute nur soviel sagen, daß uns Gott durch Staub und Hitze, durch verderbliche Gewitter und Wasserfluten, durch den unsicheren Tuchelschen Wald, in dem kurz vorher der Sohn eines dortigen Predigers ermordet worden ist, bei Nacht hindurchgeleitet und gestern bei großem Sturm auch die Reise am Strande überstehen half, indem wir erst um ein Uhr nachts über das Haff setzen konnten und erst gegen vier Uhr heute morgen zur Ruhe kamen. Wir sind ja ganz auf den Herrn angewiesen, da keine irdische Hilfe da ist, auf die wir uns verlassen könnten. Am Strande ist keine Poststation; wenn da der Postillon mit den Pferden nach dem weitgelegenen Posthause ritt, um andere Pferde zu bestellen, und wir nun in der grenzenlosen Öde so ganz allein am brausenden Meer bleiben mußten – da machten sich die Psalme von selbst in jedem Herzen.

In Königsberg waren wir zwei Tage, aber gänzlich in Anspruch genommen von der Madame Consentius[1], durch die ich den liebenswürdigen Prediger Ebel[2], den Grafen Kanitz und eine junge verwitwete Gräfin

[1] Nach Hasse S. 368 besitzt Frau Consentius in Königsberg die 1816 gemalte (vierte) Madonna Gerhard v. K.s.

[2] Joh. Wilh. Ebel (1784–1861), seit 1810 Prediger in Königsberg, sammelte durch sein biblisches Christentum, mit dem er die Gedanken der Schönherrschen Theosophie verband, einen Kreis um sich, zu dem auch der Graf Ernst v. Kanitz, später Obertribunalsrat, und die Gräfin Ida v. der Groeben, eine Tochter des Königs-

Groeben kennenlernte, die ich alle drei unter die vorzüglichsten Menschen zählen muß, und besonders erquickend war es mir, daß alle diese meine liebe Gräfin Dohna kannten und liebten. Welch eine Freude ist es doch, gute Menschen und geprüfte Christen zu finden, wenn man, so wie ich, Freunde verlassen mußte und die vor mir noch nicht erreichen kann.

Wilhelm ist ausgegangen, um einen Auftrag aus Königsberg auszurichten, Gerhard hat von der großen Hitze eine Augenentzündung und muß sie mit einem Wasser kühlen, welches unser treuer Pönitz uns mitgab, Adelheid schreibt an ihrem Tagebuch – alle drei grüßen Deine Kinder, Dich und Antonie mit mir. In einigen Stunden geht es weiter nach Mitau zu.

*

W. v. K. an seine Mutter in Poll

Kurkūll, Sonntag morgen [Sommer 1822]. Mit wahrhafter Sehnsucht habe ich die ganze Woche über den Tag erwartet, da ich zu Dir kommen könnte, meine geliebte Mutter, und nun geht es doch nicht. Ich lebe hier in Saus und Braus, alle Tage ist Sonntag, ich habe die ganze Woche zu keiner ordentlichen Arbeit kommen können, und wenn das so fortgeht, werde ich auf einmal verlöschen wie ein Licht. Denke Dir, daß der alte Einsiedler Wilhelm, Dein alter grämlicher Stubenhüter, der sich nichts Besseres weiß, als hinter seiner Staffelei zu sitzen und höchstens abends drei, vier Worte mit seinen Geschwistern zu wechseln, sich jetzt alle Abend im brausenden wirbelnden Tanze dreht, schwatzt und lacht, bis er endlich todmüde in einen Stuhl sinkt und nicht mehr kann.

Nein, aber im Ernst – wenn jemand anders als die Bergs[1] mir diese Streiche spielte, so würde ich ernstlich knurrig werden, aber das sind wirklich so herrliche vortreffliche Mädchen, daß ich mich freue, wenn ich sie nur ansehen kann; ja wenn sie selbst nur tote Bilder wären, so sollten sie mir als Schwestern meiner so geliebten Tante Marie schon unbeschreiblich wert und schätzbar sein. Man weiß wirklich nicht, welche man vorziehen soll, Norchen oder Natalie; es wird mir in Beider Nähe so wunderbar heimatlich zumute, als wenn ich vor diesem schon ein Erdenleben mit ihnen durchlebt hätte und wir alte Bekannte wären.

Ich bin auch in Meyris bei Onkel Carl [Zoege v. M.] und Tante Dascha [geb. v. Berg] gewesen, und zwar zum Talkus[2]. Das hat mir außerordentlich wohlgefallen, ich habe mit den Bauernmädchen getanzt

---

berger Oberpräsidenten v. Auerswald, gehörten; beide wurden auch in den gegen Ebel 1835–42 geführten sogen. „Königsberger Muckerprozeß" verwickelt, über den Graf Kanitz eine „Aufklärung nach Aktenquellen" (1862) veröffentlichte.

[1] Eleonore (1794–1862) und Natalie (1799–1879) v. Berg, Stiefschwestern von Marie v. Ziegesar [vgl. Jug.-Er. S. 145]; alle drei waren durch ihre Mutter Hedwig Dorothea v. Sivers, die 1785 und 1792 zwei v. Bergs heiratete, Cousinen zweiten Grades von W. v. K.s Mutter.

[2] Der estnische Talkus war eine Art Arbeitserntefest. Wenn die Ernte eilig eingebracht werden mußte, lud der Gutsherr das ganze Dorf zur freiwilligen Sonntagsarbeit ein, die durch reiche Bewirtung und am Abend durch ein Tanzfest vergolten wurde.

oder vielmehr gerast wie ein Erzlümmel, und da war mir's dann hernach zumute, als wenn ich gedroschen hätte, aber ich durfte mich doch nicht lumpen lassen.

Tante Gustchens [Auguste v. Radingh, Schwester von W. v. K.s Mutter] Porträt habe ich gemalt, und zwar recht mit Vergnügen; sie saß wirklich wie eine Bildsäule und so willig, daß ich sie immer bitten mußte, doch einmal aufzustehen und sich etwas Bewegung zu machen. Das Bildchen ist gar nicht gelungen, wie ich es wünschte. Ich dachte ein recht liebliches Bildchen zu malen und habe nichts als eine halbe und trockene Ähnlichkeit hineingebracht. Es ist erst halb fertig, aber alle wollen es sehen und ihr Kritikertalent daran auslassen. Einer findet es sprechend ähnlich, der andere sagt: es kann werden, der dritte: die Augen sind schlecht, der Mund ist gut, der vierte: die Augen sind gut, der Mund ist schlecht, und ich sage: der Henker mach's Euch recht! Radingh wird's auf jeden Fall unähnlich finden, weil es die übrigen meistenteils ähnlich finden.

Ihr sollt so ein inniges, herrliches Leben in Poll führen, ein Leben, um das ich Euch recht beneide. Ich wünsche schon manchmal, Adelheids Schwester zu sein, um zu Euch zu kommen und mich mit von Euch erziehen zu lassen; es könnte vielleicht eine recht liebenswürdige junge Dame aus mir werden. Es ist nicht so leicht, Mutter und Geschwister zu haben, und nicht bei ihnen sein zu können. Wie wird mir's erst sein, wenn ich in Rom bin!

Eben wurde ich abgerufen, um mit Norchen Choräle zu singen. Wir sangen nur unser Aller Lieblingslied: „Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr"; bei den Worten „Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr" konnt ich mich der Tränen nicht erwehren, so deutlich glaubte ich Tante Maries Stimme [vgl. Jug.-Er. S. 146] zu hören. Norchen singt gar lieblich, und ihre Stimme erinnert sehr an die von Tante Marie. Wie gern sänge ich öfter so einen Choral vierstimmig, ich lasse dafür alle andere Musik. Morgen fange ich mein kleines Madonnenbildchen an und möchte auch beten: Mein Herr und Gott, in Schanden laß mich nimmermehr.

Wann ich zu Dir kommen werde, weiß ich nicht – so bald als möglich. Meiner lieben Tante Sophie küss' ich die Hand. Empfiehl mich doch auch meinen lieben Cousinen und grüße meine beiden Schwestern von mir und sag ihnen, wenn ich käme, würde ich ihnen beiden was mitbringen, Elminen[1] ihr wohlverdientes Vielliebchen und Adelheid irgendein freies Gnadengeschenk, so werden sie sich gewiß auf meine Ankunft freuen. Ehe ich nicht die Sorge mit der verfluchten Pension[2] vom Hals habe, hab ich keinen frohen Tag mehr. Bete für Deinen ungeratenen Sohn, daß er geraten möchte und seine Bilder mit.

---

*

[1] Tochter des Onkel Carl, später des Bruders Gerhard Frau.

[2] Kaiserliches Reisestipendium, das der Onkel Carl für Wilhelm nachgesucht hatte; vgl. unten S. 30.

W. v. K. an den Atti

Poll, den 2. Mai a. St. 1823. Was werden Sie von mir denken, mein viel-, vielgeliebter Atti, daß ich Sie so lange ohne Nachricht gelassen habe. Es ist mir selbst eine Unbegreiflichkeit, zumal wir hier so oft von Ihnen sprechen. Doch wo nun anfangen und wo enden?! Noch vor Anfang des Winters hoffe ich bei Ihnen zu sein und Ihnen mündlich Alles der Reihe nach zu erzählen. Jetzt lassen Sie mich Ihnen nur unseren gegenwärtigen Aufenthalt beschreiben, der bis zu meiner Abreise, kleine Reisen ausgenommen, wohl unverändert bleiben wird.

Wir leben auf dem Gut Poll bei der ältesten Schwester meiner Mutter, Tante Sophie, die an einen Stackelberg verheiratet ist. Poll liegt zwischen Dorpat und Reval, östlich von der Stadt Wesenberg, ungefähr zwanzig Meilen von Reval entfernt und zwei starke Meilen vom Strande. So können Sie sich's mit dem Zirkel auf der Karte abmessen, wenn Sie sehen wollen, auf welchem Pünktchen Erde wir jetzt sitzen. Aber es ist dies ein sehr, sehr liebes Pünktchen Erde, wie man nicht viel andere Pünktchen mehr findet. Die Familie besteht aus dem Hausvater, der Mutter und drei Töchtern, die sämtlich älter sind als ich[1]. Der Hausvater ist ein sehr gutmütiger, pomadiger Kerl, mit dem ich allerhand sinnliche Lüste treibe. Die Tante macht einen Eindruck auf mich wie wenige Frauen; ihre ganze Lebensgeschichte – sie hat viel Drangsale erfahren – steht auf ihrem Gesichte geschrieben, aus ihren Augen scheint ein ungeheures inneres Licht und Leben und viel Trost und Milde, und ihr Mund ist ein Spiel ihres stets lebendigen Gefühls und ihres beweglichen Herzens [s. das Bildnis]. Setzt man ihre drei Töchter zusammen, die auch sehr, sehr seltene Mädchen sind, so kommt ungefähr wieder so ein Wesen heraus.

Als wir von Deutschland kamen, so fuhren wir gerade nach Kurküll, welches zwei Stunden von hier landeinwärts liegt, und wo meine alte Großmutter haust. Wir schickten, um die gute alte Großmutter nicht zu erschrecken, einen Boten vor uns her, und als wir nun in den Hof einjagten, da saß in aller ihrer königlichen Würde die alte Großmutter inmitten eines breiten Balkons und an beiden Seiten wohl zwanzig Glieder der Familie, die sich gerade versammelt hatten. Ich wußte nicht, daß die Freude des Menschen Herz so sehr angreifen könnte – so rührte mich dieser Anblick. Als ich aber unter denen, die liebend die Arme nach uns ausstreckten, auch meinen Vater erblickte, da brach mir das Herz und es wurde mir ganz finster vor den Augen, meine Mutter schrie laut auf und wurde eilig weg in das Haus gebracht. Ein ähnliches Gefühl habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt. Ganz mein Vater in Gang und Gebärde, in der Stimme, in der Sprache und den Wendungen seiner Rede, und doch war's ein anderer. Liebe und Grausen, exzentrische Freude und ein verzweifeltes Weh zerspalteten mein Herz den ganzen Abend und noch viele Tage nachher, so oft ich den Onkel sah und sprechen hörte.

[1] Sophie ist 1795, Antonie 1799 und Auguste (wie W. v. K.) 1802 geboren.

Bis Weihnachten blieb ich in Kurkŭll und arbeitete an der Seite meines Onkels, dann reiſte er nach Petersburg, und ich kam hierher zu meiner Mutter, die des beengten Raumes wegen nicht lange in Kurkŭll hatte bleiben können.

Das Leben iſt mir hier fremd und neu, aber eben deswegen deſto anziehender und intereſſanter. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß ich hier viel gearbeitet hätte, aber ich habe doch ſo manches gelernt, und wenn's auch nur wäre, den Schlitten zu lenken. Wenn ich in Dresden geblieben wäre, ſo müßte ich freilich jetzt weiter ſein in meiner Kunſt, aber ich darf da überhaupt nicht zu viel „Wenn's" machen, ſonſt werde ich gleich melancholiſch. Auch hoffe ich, wenn ich erſt wieder ohne Zerſtreuung in Dresden bin, werde ich viel nachholen können. Ich bin hier recht von Herzen glücklich geweſen, und das rechne ich auch für was.

Meine Mutter beſtand zu unſerer aller Verwunderung die Reiſe glücklich und befand ſich auch hier recht wohl bis nach Weihnachten. Doch jetzt ſind ihre Kräfte ſehr erſchöpft, ſie iſt krank geweſen und kann ſich noch gar nicht wieder erholen. Wir erwarten mit Schmerzen den Sommer, daß er ſie erquicke und wieder aufrichte, aber der Kerl kommt gar nicht; die Tage ſind jetzt ſchon ſo lang, daß ich um zehn Uhr ohne Licht ſchlafen gehe, und doch ſchneit es beinahe jede Nacht noch, und am Tage ſind nie mehr als fünf Grad Wärme. Ich fühle jetzt manchmal die Verſuchung, das Lied zu ſummen: „Komm, lieber Mai, und mache".

Überhaupt ſumme ich viel. Sie hätten im Winter meinen Aufzug ſehen ſollen, wenn ich ſpazieren ging. Ich hatte einen großen grünen Pelz mit einem unendlich weit zurückfallenden Pelzkragen, um den Leib eine breite rote Schärpe mit langen Quaſten, dabei eine ſehr phantaſtiſche Mütze und ein breites Schwert, ſodaß ich wenigſtens ausſah wie der Seekönig Ragner Lotbrok[1]. So ging ich durch den tiefbeſchneiten Forſt und ſummte Lieder mit gezücktem Schwerte, um mich im Notfall gegen das Ungeziefer des Waldes zu verteidigen. Mit der Wolfsjagd, auf die ich mich ſo gefreut hatte, war's nichts, weil mein Onkel Stackelberg zu faul war, mit mir zu ziehen, und ich allein nichts ausrichten konnte. Die gewöhnliche Wolfsjagd iſt ſehr amüſant: es ſetzen ſich zwei in einen kleinen Rennſchlitten, einer kutſcht und kneift dabei ein kleines Schwein, ſo daß es ſchreit, da kommen dann die Wölfe und verfolgen den Schlitten, und dann ſchießt der Andere; es iſt aber doch ſehr ſelten, daß ein Wolf geſchoſſen wird, denn ſie ſind unglaublich liſtige Tiere. Bären ſind hier auch zu Hauſe, ich habe aber noch keinen geſehen, auch gibt ſich keiner meiner Verwandten mit der Jagd dieſer monstrorum ab, welches mir ſehr leid tut.

Auch ohne Wolfsjagd habe ich den Winter außerordentlich angenehm zugebracht, und Sie werden erlauben, daß ich Ihnen unſere dabei befolgte Tagesordnung mit herſetze. Zu einer willkürlichen Zeit ſtand ich auf und arbeitete bis halb acht Uhr in meinem Zimmer, dann ging ich

[1] Der aus der Ragnarssaga bekannte däniſche König Ragnar führte den Beinamen lod-brok, d. h. Zottelhoſe.

herunter in das Speisezimmer, wo sich die ganze Familie um den Kaffeetisch versammelte, und frühstückte mit Behagen und großer Gemütlichkeit im Kreise der Meinen, bis die Hausfrau dem Ding ein Ende machte und aufstand. Dann zogen wir ihr nach in den Saal, allwo sie eine große Bibel aufschlug und uns, die wir im Kreise herum saßen, mit ihrer lieben weichen Stimme ein Kapitel ins Herz las. Nach geendigter Vorlesung zogen wir alle im Saale in einer langen Kolonne auf und ab und erwarteten, daß es Tag werde, wobei man mir zugestand, eine Pfeife zu rauchen. Sobald es hell wurde, setzte ich mich zum Malen bis zwölf Uhr, dann stürzte ich aber wie ein wilder Bergstrom unaufhaltsam die Treppe hinunter und ergoß mich in das Speisezimmer, allwo ich mit meinem Onkel um die Wette schmarotzte und ihn nicht selten besiegte. Nach Tisch wurden zwei kleine Schlitten angespannt, und wir fuhren spazieren, d. h. die Jugend allein, wobei ich nicht selten meinen Schlitten umgeworfen und meine Fracht beschädigt habe. Dann wieder gemalt, solange es Tag war und bis der Teetisch uns wieder freundlich zusammenrief. Nach dem Tee musizierten wir oder setzten uns im Saal um den großen runden Tisch, an den ich noch für meine Person meinen Zeichentisch anfügte. Und nun wurde vorgelesen bis acht Uhr, wo wir alle ganz einig und ohne Widerspruch aufstanden, um uns wieder zu nähren. Nach Tisch gingen wir wieder auf und ab im Saale unter den angenehmsten Gesprächen bis zehn Uhr, und dabei rauchte ich noch unzählige Pfeifen.

Jetzt ist meine Tante mit ihrer jüngsten Tochter nach Woiseck zu ihrer Tochter Alwina gereist, um diese zu pflegen; sie ist an einen de La Trobe verheiratet, der äußerst musikalisch ist und selbst schön komponiert; er ist ein Bruder von dem bekannten englischen Missions-La Trobe. Dadurch und durch das anhaltende Übelbefinden meiner guten Mutter leben wir jetzt etwas weniger gesellig. Im Sommer denke ich wieder öfter in Kurkühl sein zu können, bei meiner alten Großmama, die wirklich das Urbild aller Großmütter ist und vor der ich eine unbeschränkte Ehrfurcht habe. Sie hat ein außerordentlich mütterliches Ansehen [s. das Bildnis], welches dadurch erhöht wird, daß sie recht rundlich ist, so daß man schon begreifen kann, wie alle die sie umgebenden Kinder und Kindeskinder von ihr abstammen können. Als ich vom Wagen sprang und sie ihre Arme nach mir ausstreckte und mich an ihr Herz nahm, wußte ich mich gar nicht zu fassen, daß ich nun wirklich eine Großmutter hatte, deren Dasein mir sonst immer nur eine Fabel gewesen war, und nun gar eine so gute und mütterliche Großmutter. Solange wir hier im Lande sind, sind ihr schon drei Enkel geboren worden, worunter ein Urenkel, und zwei sind schon wieder im Anmarsch. In Kurkühl sind manchmal bis dreißig Menschen bei Tisch, alles Brüder und Vettern unter einander, und dann ist bei weitem noch nicht die ganze Verwandtschaft beisammen.

So sehr wohl es mir hier auch geht, so sehne ich mich doch oft nach Deutschland, und besonders freue ich mich auf einen Spaziergang nach Bernburg, um bei Ihnen wieder recht einheimisch zu werden, denn fremd

werden dürfen wir uns ja nicht unser ganzes Leben lang. Ich bin hier öfter gebeten worden, besonders von meinen Cousinen Stackelberg, die Sie aus Ihren Schriften schon kannten und liebten, von Ihnen zu erzählen, und dann wurde es mir erst recht wohl ums Herz, wenn ich so von Ihnen und meinem alten Roller plaudern konnte, und es ging mir wie Wasser vom Munde. Herzliche, herzliche Grüße an meine liebe Pflegemutter und an alle Ihre Sprößlinge, die ich so herzlich liebe.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Poll, den 14. Mai n. St. 1823. Auch mir ist es unbegreiflich, daß ich erst heute an Sie schreibe. Aber Gott weiß es, welch eine Menge Geschäftsbriefe ich zu schreiben bekam. Auch hatte das Wiedersehen meiner Mutter und Geschwister mich sehr angegriffen, besonders das Wiedersehen meines Schwagers, des Zwillingsbruders meines lieben Mannes. Als mein Schwager mit meines Mannes Blick, mit meines Mannes Stimme, mit offenen Armen mich begrüßte, hatte mich der Laut seiner Stimme in einen Zustand versetzt, der wirklich dem Wahnwitz ähnelte, sodaß ich's noch heute für eine Gnade Gottes halte, daß mein Verstand nicht zerrüttet wurde. Noch heute stürzen große, heiße Tränen aus meinen Augen, da ich des Tages nur gedenke, und nie, nie werde ich mich daran gewöhnen, diesen Schwager zu sehen und zu hören, ohne einen inneren Schmerz und Schauder zu empfinden. Dieser Zustand aber machte mir das Schreiben zur Pein und schädlich – ich hoffte viel von dem ruhigeren Leben hier, aber seit Weihnachten bin ich nicht mehr gesund gewesen, und meine Kraft ist wie gebrochen. Nur ein eiserner Glaube an die Stimme des Herrn und Seine Hilfe kann mir den Mut geben, an eine Rückreise nach Dresden zu denken, wo ich, will's Gott, zu Michaelis einzutreffen denke.

Da Wilhelms Bericht etwas unvollständig ist, so will ich noch einiges hinzusetzen, z. B. warum ich nicht bei meiner Mutter bin. Diese lebt im Hause meines zweiten Bruders, der selbst schon drei Kinder hat, überdem hat sie aber noch meine jüngste Schwester, eben die Frau meines Zwillingsschwagers, mit sieben Kindern bei sich, was denn schon ein sehr gefülltes Haus macht. Auch bleibt es immer das Versammlungshaus der ganzen Familie, und ich bin oft da mit meinen Kindern, würde aber andern Hinkommenden den Raum nehmen, wäre ich immer da. So entschloß ich mich denn, zwei Stunden von meiner Mutter zu meinem Schwager, Baron Stackelberg in Poll, zu ziehen, weil ich auch diese Schwester sehr liebe, die uns überdem gemächlich unterbringen konnte – hier leben wir Alten denn so geschwisterlich wie auch unsere Kinder mit einander.

Nun bleibt mir noch, Ihnen zu sagen, was aus unserem Gerhard geworden. Er ist in Dorpat, im Hause eines alten Freundes von mir und meinem Manne; er ist so wohl aufgehoben in dieser Familie, als Wilhelm es bei Ihnen war, und das ist viel gesagt! Wir ließen ihn als Student der Philosophie einschreiben. Unter diesem Namen hört er nun die Wissenschaften lesen, die für ihn als künftigen Landwirt nützlich und

angenehm sein können, als Mathematik, Geometrie, Mineralogie, Chemie. Dabei setzt er sein Latein fort, geht in die Fechtstunde, hat aber gottlob Friede mit allen Menschen. Sein Inneres entwickelt sich sehr erfreulich. Sein Pflegevater, der Professor Moritz v. Engelhardt[1], gibt nicht allein seinem Fleiß, sondern auch seiner Sittlichkeit die besten Zeugnisse. Wüßte ich ihn nicht so einzig gut bei Engelhardt aufgehoben, so würde ich ihn nicht zurücklassen, doch jetzt lasse ich ihn mit ruhigem Herzen hier; er wird uns zur Zeit nachfolgen. Vorvorgestern wurde er erst siebzehn Jahre alt.

Adelheid hat hier gar keine Lehrer haben können auf dem Lande, doch übt sie sich in allem fleißig selbst und macht mir viel Freude. Sie ist meine beständige Gesellschaft und meine Pflegerin bei diesem langen Unwohlsein.

Für Wilhelm soll dies versäumte Jahr, denke ich, auch nicht viel Schaden bringen. Er hat hier an den Bildern seines Vaters eine gute Galerie und Schule, hat auch einiges fleißig kopiert und dabei nach der Natur gearbeitet. Er hat doch nun auch die Mutter, die Schwestern und Brüder seiner Mutter mit deren Familien kennen gelernt, hat viel Liebe und Freude genossen und wird nun gewiß mit doppeltem Eifer seine Akademie in Dresden besuchen.

Sie, unser geliebter Atti, beten Sie für uns — nie bedurften wir es mehr, als da wir den Gedanken einer Rückreise notwendig gefaßt haben. Dresden ist für mich ein freundliches liebes Grab, so werde ich es wieder betreten, so bewahren!

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Woiseck, den 4. April a. St. 1823. Dein Brief, mein lieber Wilhelm, ist mir Beweis einer Liebe, die ich noch so wenig erwarten durfte. Noch habe ich keine Gelegenheit gehabt Dir zu beweisen, wie teuer Du mir bist, wie meiner Schwester Kinder von jeher eine Art von geliebtem Eigentum mir waren, und wie jetzt diese mütterliche Empfindung durch den Anblick Deines Strebens nach allem Guten zu höherer Liebe und Erwartung gereift ist.

Ja, lieber Wilhelm, wohl ist die Kunst, christlich zu leben, die schwerste von allen. Wer kann sagen, daß er es ergriffen hätte? „Doch daß ich meine Seele rette, jag' ich dem Kleinod eifrig nach." Das Übrige wird Gott tun. Wir wollen zusammenhalten auf diesem guten Wege, und Dank sei's Deiner herrlichen Mutter, daß wir nun auch darin verwandte Gefühle haben, wenn wir auch so viel später den Lauf begonnen haben[2].

---

[1] Moritz v. Engelhardt (1779–1842), seit 1820 Prof. der Geologie zu Dorpat [vgl. Jug.-Er. S. 21].

[2] Erst der Einfluß von W. v. K.s Mutter hatte das religiöse Leben in Poll angefacht. Darüber schreibt die Gräfin zu Dohna am 18. Jan. 1824 an ihre Schwester Louise v. Schönberg: „Was aber der Herr an den Herzen der ganzen Familie der Mutter durch diesen kurzen Aufenthalt getan hat, das ist nicht zu beschreiben. Dein Zinzen-

Dank dem Himmel, der uns in einem Hauſe zuſammenführte und gegenſeitig einander das wahre Leben der Seele durch Mitteilung zu erhöhen erlaubte!

Nun ſteht uns noch ein arkadiſches Leben in Sakhoff bevor — ja, die Freude iſt eine Tochter des Himmels, dieſe Freude ganz gewiß! Es ſoll Dich kein trübes Nebelbild von hier weg begleiten, es ſollen Strahlen einer ſonnigen Erinnerung Dein Herz hier durchdringen und Dir alſo zum Vaterlande umſchaffen, was Du als Mutterland mit dem Herzen erkannt haben wirſt.

Auguſte war recht erfreut über Dein Briefchen. Ich habe über Deine Frage, ob es unſchicklich oder unmoraliſch ſei, ihr zu ſchreiben, gelächelt, doch ſehr zufrieden, denn ein junger Mann tut immer wohl, wenn er in zweifelhaften Fällen bei geachteten Frauen anfragt, was ſchicklich ſei. Manches kann an ſich unſchuldig und gut ſein und doch, durch Anſtoß gegen die Sitte, Übel hervorbringen. Ihr aber, Du und Gerhard, ſeid meiner Kinder Brüder und ſomit als ein und dieſelbe Familie mit den Pollſchen anzuſehen.

[Die Couſine Auguſte fährt fort:] Der Gedanke, daß ich in Poll auch ein wenig vermißt werde, wenn es auch nur geſchieht, indem Ihr das Requiem ſingt, erleichtert mir die Trennung um vieles, und es wird mir nun leichter, Deinen Rat dabei zu befolgen, das Köpfchen nicht hängen zu laſſen. Es iſt wohl wahr, daß die Zukunft mehr Freuden für mich hat als die Gegenwart, und doch gebe ich dieſe Gegenwart, in der ich auch einmal nützen kann und nicht bloß genießen, um keinen Preis fort. Sagſt Du doch ſelbſt in Deinem Briefe an Mutter, daß, wo man Gelegenheit hat, ſich als Menſch zu fördern, man alle anderen Zwecke hintanſetzen muß. Sieh, lieber Bruder, dieſe Worte beſtärken mich in meiner freudigen Entbehrung. Du denkſt wie ich, und das erhöht meine ſchweſterliche Liebe für Dich. Auf ein frohes Wiederſehen denn!

*

St. Petersburg, d. 5. Juni 1823.

An den Kayſerlichen Hofmahler Herrn Carl von Kügelgen.

Es gereicht mir zum großen Vergnügen Ew. Hochwolgeboren benachrichtigen zu können, daß Seine Kayſerliche Majeſtät die Gnade gehabt haben, Ihrem Neffen Wilhelm von Kügelgen 150 Dukaten jährlich auf 4 Jahre zu bewilligen als Unterſtützung zur Vervollkommnung ſeines Mahlertalents in Deutſchland und Italien.

Ew. Hochwolgeboren
Ergebenſter Diener
Graf Cancrin.

*

dorf-Büchlein, das Du der lieben Kügelgen gegeben, hat viel dazu beigetragen, und wenn ich ſie erzählen oder aus den Briefen ihrer Schweſter vorleſen höre, ſo gehen mir die Augen über vor innerem Jubel."

Der Onkel Carl v. K. an seine Schwester Cordula [am Rhein]

Kurkûll, den 30. Juli a. St. 1823. Meine Sehnsucht, Euch in diesem Leben noch einmal wiederzusehen, ist unendlich groß, und obgleich meine Schwägerin Lilla mich meines Versprechens entbunden hat, meinen Neffen Wilhelm nach Rom zu geleiten, so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, noch einmal nach Deutschland zu kommen und meine Schwestern zu besuchen.

Das Wiedersehen mit Lilla, die nun fast zwölf Monate bei uns ist, war über alle Maßen ergreifend. Sie reist mit dem ältesten Sohne und der Tochter in diesen Tagen wieder nach Dresden. Dort wird der Sohn noch auf zwei Jahre seine Studien fortsetzen und dann seine Pilgerfahrt nach Italien antreten. In vier Jahren kommen Alle, so Gott will, wiederum hier zusammen; der jüngere Sohn wird mittlerweile in Dorpat seine Studien vollenden. Es sind der Ursachen viele, die alles dies veranlaßt haben.

*

Die Gräfin zu Dohna an ihre Schwester Louise v. Schönberg

Hermsdorf, den 25. Juli 1823. Frau v. Kügelgen hat sich bereits von Michaelis an in Dresden ein Quartier nehmen lassen, am Elbberge. Man beurteilt sie vielfältig wegen dieser Rückkehr, scharf und milde, aber niemand ahnt wohl den Zusammenhang. Adelheids Kränklichkeit, das immer schmerzlichere Einwirken der großen Ähnlichkeit des Zwillingsbruders usw., damit beruhigt man das Unbegreifliche dieser Tat. Solch weite Reise!

* *

Schlittenfahrt bei Poll

Hui! wie mein Schlitten über das Land,
Über Feld, über Heide hinrast!
Der hat noch keinen rechten Verstand,
Der nie mit dem Sturm um die Wette gerannt
Und dennoch zu leben sich anmaßt.

Die Nacht wohl schon in den Wäldern graut,
Die stehen in weißen Perücken.
Wer nie diese uralten Wälder geschaut,
Bei Nacht und bei Nebel sich durchgetraut,
Mag hinter dem Ofen ersticken.

Drei zottige Wölfe am Wege stehn,
Zwei Junge mit der Alten.
Wer nie drei zottige Wölfe gesehn,
Der mag nur wieder nach Hause gehn
Und sein Geheimnis behalten.

Mein flüchtiges Tier durch den endloſen Wald
Hat balde hindurch mich geriſſen.
Da, wo das letzte Echo verhallt,
Da, wackerer Renner, da halten wir bald,
Um Pflege und Gunſt zu genießen.

*

An Sophie Stackelberg

Sophie iſt ein Name voller Klang,
O wie ſo lieblich tönt er und wie zart!
Prunklos in einfachem Geſang
Hat ſich die Weisheit offenbart.
Ja ſtille wird's und Friede in der Seele,
Entdeckſt Du mir der Wahrheit heil'ge Quelle.

*

An Toni ins Stammbuch

Treue iſt doch das Beſte!
Ohne ſie hält nichts feſte.
Nur wo Treue ſich findet,
Iſt die Freundſchaft begründet.

*

An Auguſte zum Geburtstag

Das Frühlicht, das in Dein Fenſter dringt
Und leiſe Wiegenlieder Dir ſingt,
Das ſoll Dich von mir grüßen.
Das Frühlicht, das es ſo freundlich meint,
Bis in die innerſte Seele Dir ſcheint,
Das mußt Du ins Herze ſchließen.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K. [unmittelbar vor der Abreiſe von Reval]

Kurküll, den 28. Juli a. St. 1823. Vorgeſtern kamen wir auf Großmutters Bitte, die noch Vieles von Eurer Abreiſe hören wollte, hierher. — Das Herz zieht mich zu Dir in dieſem ſonnigen Augenblick. Die liebe Sonne, meine Heilerin, möge Dich milde und liebend beſcheinen auf Deinem Kutſchbock — von innen und außen immerfort, daß Du mögeſt Lichtſtrahlen einſammeln, um ſie leuchten zu laſſen Deiner lieben Mutter in der einſamen Kutſche und der kleinen Ade, die nicht ſo ſonnig ſitzen darf. Du lieber Wilhelm! Du mußt ja auch die Sonne lieben wie ich. Deinen Brief an Großmutter haben wir geleſen. Du wirſt alſo in Dresden fleißig arbeiten, ſorge nur auch für Deinen Körper, auch das iſt Befehl Gottes. Deine zwei Flaſchen Fachinger werde ich Deine Schweſter Sophie trinken laſſen — wenn Ihr ſympathiſiert, wird es Dir wohl bekommen — ſie lacht eben, da ich ihr das vorleſe, und wer weiß, was ſie für möglich



Die Couſine Antonie

Bleiſtiftzeichnung von W. v. K.

„Ihr kräftiger Geiſt und ihre folgerechte Art, zu denken, haben mir in Poll faſt hinlänglich den Umgang mit einem Mann erſetzt.“

W. v. K. an ſeine Braut am 10. Dez. 1826

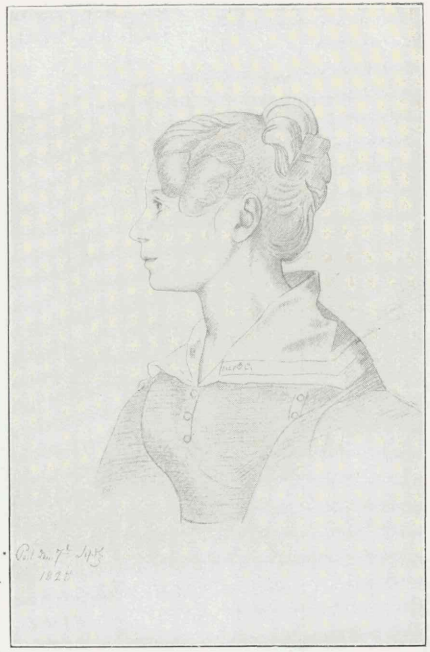


Die Schweſter Adelheid

Ölgemälde von W. v. K.

„Wilhelm iſt ein Seelenbruder der Pollſchen wie Du ihnen eine Seelenſchweſter.“

Die Couſine Auguſte v. Stackelberg an W. v. K.s Schweſter Adelheid am 22. Aug. 1824



Die Couſine Auguſte

Bleiſtiftzeichnung von W. v. K.

Auguſte iſt Adelheids beſte Freundin. Sie iſt eine eben ſo fröhliche Perſon wie Du und dabei auch eben ſo ſtille wie Du.“ W. v. K. an ſeine Braut am 14. Okt. und 10. Dez. 1826



W. v. K. mit den Poller Couſinen bei dem Mozartſchen Requiem

Zeichnung von W. v. K.

„Auguſte iſt die vorderſte auf meinem Requiembildchen. Die andere iſt Sophie; ſie iſt von Taubenart und ein tätiges wirtſchaftliches Mädchen, das einſtimmig überall geliebt wird; das Muſizieren verſteht ſie aus dem Grunde."

W. v. K. an ſeine Braut am 10. Dez. 1826

hält. Wenigstens das gewiß, daß unser Aller einstimmige Liebe für Dich Dir wohl tun muß, Du magst wollen oder nicht.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 23. Aug. a. St. 1823. Gott segne Deine Gedanken am Embach [in Dorpat], mein lieber Willi! Sie waren von Oben, also müssen sie gesegnet sein und fortwirken im Guten. Du klagst Dich selbst am härtesten an. Aber auch meine Kinder fühlten sich jede besonders betroffen, und ich, Deine Tante, die Du sehr artig ausgelassen hast, war es nicht minder. Vielleicht am meisten, da mancher Umstand in meinem Leben mitwirkte bei der Erziehung meiner Kinder, sie poetischer zu stimmen als gut war. Denn ebenso wie ein bloß praktisches Leben uns leicht zu kalt macht, so kann zu viel Poesie uns ganz und gar irreführen, und den Indifferenzpunkt zu finden, lehrt keine Menschenklugheit – nur Er, der für Alles Rat weiß. Du wirst fragen, was spricht die Tante von Poesie, da ich doch über den Egoismus schelte? Deshalb, lieber Wilhelm, weil ich überzeugt bin, daß aus dieser Quelle der Fehler entspringt, den wir gemeinschaftlich haben. Man will die Menschen durchaus so haben, wie sie uns gefallen, wir wollen unser liebes Ich immer mit Genuß füttern, wollen keine Langeweile, keine Häßlichkeiten sehen. Unsere Fühlhörner ziehen sich alle Augenblick zurück von jeder uns fremden Natur, und wo sie eine Verwandtschaft finden, da möchte man ganz wie zwei Tautropfen zusammenfließen. Nicht alle Menschen haben dagegen zu kämpfen, aber wer in dieser Art Egoist ist, der hüte sich!

Wir alle wollen arbeiten an uns, und wir danken es anbetend dem Vater, der so grobe Späne abzuhauen ein so liebendes Mittel erwählt hat. Tränen der Freude und Rührung hat mir Dein Brief in die Augen gebracht – dieser Brief macht Engelsaugen, Willi, solche, wie Du einmal im Herbst hattest, als Du in Deinen Ofenwinkel Dich setztest, und dann beim Abschied in Ottenküll. Laß ihn nie wieder von Dir, diesen Engel im Herzen! Dann wirst Du ein Menschenfreund sein. Die Wolken, die Du so gern über Deine Augen mitmalst in Deinem Bilde, die müssen fort, rein fort!

Es ist gewiß nichts Geringes, was wir verloren haben. Es war mehr noch als Verwandtschaft, es war ein Segen des Himmels, der uns auch jetzt einen himmlischen Frieden bewahrt, da wir doch um Deine Mutter, um Dich, um Adelheid trauern müssen, Euch selbst nicht mehr besitzen. Möchten die Bilder, die in dieser Oase an Dir vorübergegangen sind, Dir so segensvoll werden, wie sie Dir von Gott zugedacht sind! Möchten sie uns alle demütiger, duldsamer, vorsichtiger und liebender gemacht haben – wie viel Segen liegt dann in diesem Zeitraum, wie viel Freude, wie viel Gewinn für unsere Herzen in dieser so gleichen Seelenstimmung und dem Vorsatz, uns gegenseitig liebend zu helfen mit Warnung, Bitte, Lob, Ermunterung und Gebet für einander.

Deine Madonna grüßt Dich auch; wie lieb ist mir dieses Bild, Dein Geschenk! Man muß ein Herz haben wie Dein Vater, um einen Blick

malen zu können, wie das göttliche Kind ihn hat. Auguste läßt Dir sagen, daß an Deinem Birkenbaum[1] Deine guten Eigenschaften sich mächtig entfalten, er hat einundzwanzig neue Blätter getrieben; die arme kleine Ade hat gar nichts Neues bekommen, im Frühling wird dafür die Kleine Dir gewiß über den Kopf wachsen. Deine Höhle, die keine Höhle mehr ist, grüßt Dich auch durch der neuen Bewohnerin Mund, die aber zu krank ist, um selbst zu grüßen [die Cousine Sophie]. Deine Staffelei und Möbel sind darin geblieben und beide Guitarren. Deine geheiligte Palette hängt noch in meinem Zimmer und soll da unangerührt bleiben, wie Du sie anhingest. Deine Schwestern lieben Dich, grüßen Dich herzlich, haben große wehmütige Freude gehabt an Deinen Briefen und Gedichten. Bleib' unser Wilhelm! Wir wollen auch Deine treuen Herzensverwandten bleiben. „Der Kleine" [Bruder Gerhard] ist ganz zärtlich gegen uns geworden, auf ihn muß nun alle Liebe für die ganze Familie übertragen werden, solange Ihr fort seid, er ist ja so allein; er hat uns auch Deinen Brief aus Königsberg mitgeteilt. Dein Onno grüßt und liebt Dich so sehr, daß bei Tisch seine Augen ganz verschwinden, wenn wir ihn an seine Liebe erinnern. Wie liebt Dich Deine Tante?!

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 23. Aug. a. St. 1823. Wir haben alle diese Tage in Gedanken mit Euch verlebt. Nun hoffen wir Euch im sicheren Hafen und daß Deine Mutter den letzten Teil der Reise ebenso glücklich überstanden hat, wie nach Deinem Briefe aus Riga den ersten. Hier rückt der Herbst mit Macht heran, schon ziehen die Kraniche scharenweise fort, und wenn wir abends auf unserer Halle sitzen zu den Füßen der Säulen und in den gelben Abendhimmel schauen, kommt solch ein schwarzes Gefieder nächtlich herangezogen und fliegt oft so dicht an uns vorbei, daß wir deutlich das schwere Fortarbeiten ihrer Flügel hörten [vgl. W. v. K.s Gedicht S. 46/7].

Zur Lindenallee gehe ich noch oft, und wenn ich da einbiege und meine kleine dichtbeschattete Laube mich einladet, muß ich immer an Euch denken. Es lebt durchaus ein Stück von Eurem Geist in dieser friedlichen Umgebung, nirgends sah ich Euch so oft, und die lachendsten Erinnerungen schweben mir gleich vor der Seele. Weißt Du noch, Adchen, wie wir da oft bordierten und nicht selten bei der uns lau anfächelnden Luft, bei dem Lispeln der Blätter über uns und dem Geflüster der Vögel sanft einschliefen? Und dann kam Wilhelm und weckte uns mit übermütigem Geschrei.

Am vorigen Sonntag kleideten wir uns alle drei schneeweiß an und gingen hinunter nach dem Saal, der nach den weißen Lilien, die dort standen, süß duftete. Indes ich den Kaffee bereitete — es war meine Woche — und Antonie im Saal auf und ab ging, setzte Sophie sich an den Flügel und spielte den herrlichen Choral „Herzlich lieb hab' ich Dich,

[1] Wie bei Roller so wurde auch in Poll für jeden dem Herzen Nahegetretenen ein Baum gepflanzt, der diesem zu eigen war.

o Herr!" Mir wurde so feierlich zu Mute, es war mir, als müßten wir uns nun bald versammeln, um mit vereinten Stimmen den Herrn zu loben, ich sah Deine Mutter, festlich gekleidet in ihrem weißen Häubchen und schwarzen Capote, mit andachtsvoller Miene aus dem blauen Zimmer treten und meine Mutter schon die Bücher zusammenlegen – in diesem Augenblicke hielt Timo[1] mit seinem Pferde vor der Halle und trat bald darauf mit großem Geräusch in den Saal, von seinen Unfällen bei den vielen Morastlöchern sprechend. Sophiens Choral verstummte, meine feierliche Stimmung war zerrissen. Der gute Junge hatte mir aber zwei seiner hübschesten Kompositionen mitgebracht, ich weiß nicht, ob Du sie kennst: eine weibliche Gestalt, aus der See gen Himmel schwebend, und eine männliche, verhüllte, ebenfalls schwebend über schwarzen Klippen und schäumenden Wogen, vom Mondschein beleuchtet. Das sind Kompositionen zu einem Trio, welches wir singen: „Seele des Menschen wie gleichst du dem Wasser."

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 19. Sept. a. St. 1823. Der 16te, Antoniens Geburtstag, war durch den Genuß des heil. Abendmahls unser Aller Seelen Geburtstag; selbst unsere gute alte Großmutter kam zur Kirche. Am Morgen nach dem Kaffeetisch, bei dem wir Antonie Glück gewünscht hatten, führte Mutter sie hinauf nach unserm Cabinettchen. Als sie die Tür öffnete, erblickten wir gleich gegenüber „die himmlische Liebe" [ein Gemälde des Vaters Gerhard v. K.], auf dem Tisch unter dem Bild stand auf der Bibel das Kruzifix, dazu drei Rosenstöcke, deren zarte Knöspchen sich an die Füße der „Liebe" schmiegten. Es machte einen tiefen Eindruck, als die himmlische Liebe mit ihren seelenvollen Augen uns entgegenstrahlte und mit ihren ausgebreiteten Armen alle einzuladen schien. Ich schicke Dir ein Bildchen [vgl. die Abbild.] von diesem kleinen Altar, der von nun an immer dort bleiben soll. Wir gingen dann wieder hinunter, um den Choral „Schmücke dich, o liebe Seele" zu singen, darauf las Mutter noch etwas aus dem Kempis vor, und dann setzten wir uns alle in die große grüne Familienkutsche. Wir waren die ersten in Jakobi und gingen gleich zur Kirche, um die estnische Predigt zu hören. Das Rührendste war, als Elmine nach der Konfirmation am Altare vor unserer guten frommen Großmutter niederkniete und von ihr gesegnet wurde. Ach wie zärtlich segnend schloß sie alle ihre Kinder und Enkel in ihre Arme!

[Die Tante Sophie fährt fort:] Eben war ich in Euren Cabinettchen, wo ich die Fenster öffnete. Ihr seid nur nach Kurküll gefahren, hinter dem Zaun wird bald eine Kutsche gefahren kommen, ein Jubel wird auf der Halle entstehen, Deine Mutter wird in ihr Zimmer, ihr „Gewölbe", eilen und alles ordentlich verschließen. Dann kommt alles zum langen Teetisch,

[1] Timoleon (v.; seit 1860) Neff, geb. 1804 in Kurküll, Pflegesohn von W. v. K.s Onkel Heinrich Zoege v. M., † 1876 als Kaiserl. Hofmaler, Professor an der Akademie und Direktor der Eremitage zu St. Petersburg, × mit F. Baronesse v. Kaulbars.

ein prächtiger Apfelkuchen iſt gebacken, doch – „der Tee iſt wieder viel zu ſtark für die Kinder! Gießt Waſſer zu!“ Dann geht es auf und ab im Saal – von hinten geſehen verſchiedene Taillen, aber wenn ſie umkehren, alle einen Ausdruck: Lachen und Freude und rot bis an die Ohren. – Deine Aſtern blühen wunderſchön; geſtern habe ich Saat von allen Blumen geſammelt – ihre Kinderchen ſollſt Du wiederſehen. Wir arbeiten recht viel im Garten, um die Empfindſamkeit zu mäßigen.

*

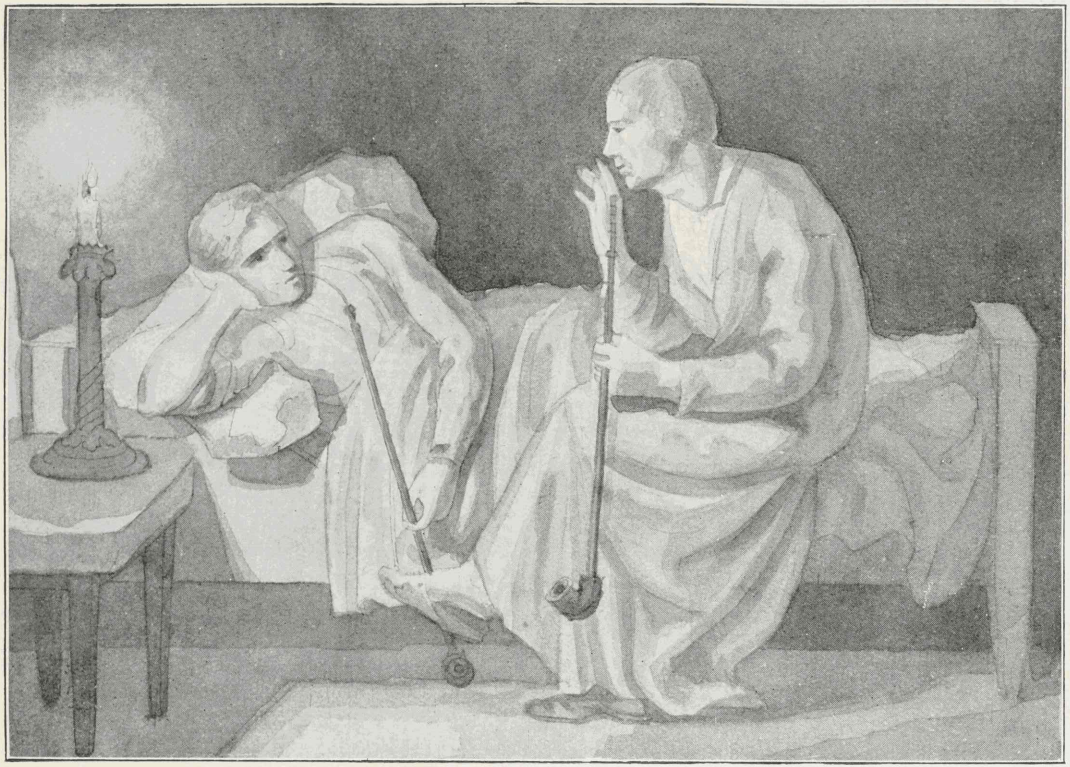
Der Onkel v. Stackelberg an W. v. K.



Poll, den 27. Oct. a. St. 1823. Mit beſonderem Behagen, mein lieber Willi, weilt meine Phantaſie noch oft bei den Bildern Deines Hierſeins. So wie Du meinem Herzen lieb biſt, biſt Du auch meiner Seele gegenwärtig. Ich finde Dich nicht in den Zimmern – Du biſt wohl ins Freie geſchlichen, um dem Mufflichwerden zu entfliehen – ſchnell eile ich Dir nach, um die Hausecke, ſtoße die widerſpenſtige Gartenpforte auseinander und trällere, um Dich zu finden, Dir obige wohlbekannte Lockung zu. Aus den Linden ertönt die antwortende Naſenſtimme, und ſiehe da, im gelben Flauſch ſchreiteſt Du ſinnend, gemeſſenen Schrittes den Lindengang hinunter auf Auguſtens Laube zu. Wir ſprechen von Mayers naher Ankunft, dem Künſtler und ſeinem Feuerwerk; meiner Attribute gewiß, greifſt Du gewohnt in meine Rocktaſche, holſt den bockledernen Schlauch heraus, und bei einer friſchen Pfeife Wagſtaff vertiefen wir uns in Geſpräche über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

So iſt mir Dein Bild immer lebendig, ſo oft ich es mir in Feierſtunden vor Augen rufe, und längſt würde ich Dir daher geſchrieben haben, wenn ich vor dem Taumel von Beſuchen, Geſchäftsreiſen und Arbeiten zur Ruhe hätte kommen können. Jetzt erſt, nachdem mich die bisherige wunderſchöne Witterung des September und halben October nicht mehr zerſtreut und die zum ſtillen Genuß ſo einladenden langen Abende eingetreten ſind, ſchleiche ich mich, nachdem Antonie ſoeben ihre Vorleſungen begonnen hat, nach meinem Zimmer und etabliere mich hinter meinem Schreibtiſche auf den Dir bekannten ſchwarzen Sitz, zwiſchen Ulyſſes und Penelope, um mit Dir zu koſen. Vor mir guckt unter den Papieren ein Stückchen Schachtelhalm heraus (ein Andenken Deiner Pfeifenpolitur) und täuſcht mich auch hier, als wenn Du eben erſt aus meinem Zimmer gegangen wärſt.

Beſonders lieb iſt es mir, in Deinem Brieflein die Spuren Deines ſüßen Blutes nach einem Pollſchen Bade zu erkennen. Erhalte Dir, mein geliebter Willi, dieſe gute Laune, die gleich kräftig auf Seele und Körper wirkt. Du biſt in reichem Beſitz ſo vielen Glückes, Du darfſt, ohne zu

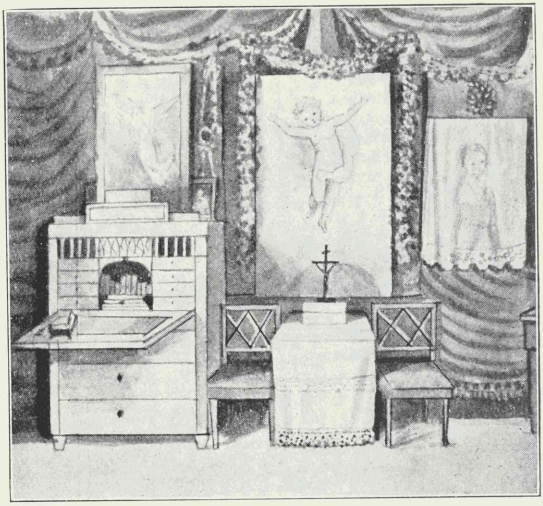


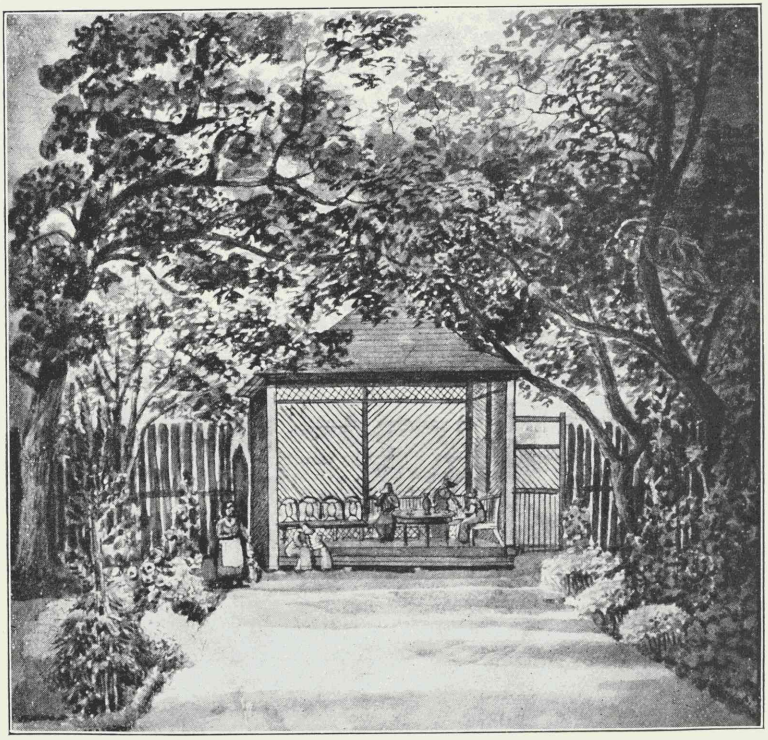
Der Onkel Gustav Adolph Baron v. Stackelberg

Tuschzeichnung von W. v. K.

‚Abends kam der Onno noch manchmal im Schlafrock aus dem Bette mit seiner Pfeife zu mir herauf, setzte sich auf mein Bett und erzählte mit glänzenden Augen von seiner Jugend.“ W. v. K. an seine Braut am 25. Mai 1827

„Als Mutter die Tür von Antonies Cabinettchen öffnete, strahlte uns »die himmlische Liebe« mit ihren seelenvollen Augen entgegen und auf dem Tisch unter dem Bild stand auf der Bibel das Kruzifix. Ich schicke Dir ein Bildchen von diesem kleinen Altar, der von nun an immer dort bleiben soll." Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid am 19. Sept. 1823





„Deiner Mutter schicke ich ein neues Stückchen von Poll — dies ist allgemeiner Lieblingssitz geworden, man hat die herrliche grüne Wiese und den Weg nach Kurkül vor Augen und den ganzen Wald. Die kleine Pforte geht auf die Wiese und trägt viel zu unseren arkadischen Freuden bei." Die Tante Sophie an W. v. K. am 5. Sept. 1824

sündigen, nicht mufflich sein. Die Gegenwart befriedigt alle Deine Wünsche, für die Zukunft baust Du Luftschlösser, für welche Dein seltenes Talent, Dein rastloser Fleiß schon ein solides Fundament bereitet haben, um Dich ohne Sorgen durch ein genußvolles Leben zu führen. Dein armer Onno dagegen kauert in seinen Sorgen und krümmt sich unter dem Gebete „Unser täglich Brot gib uns heute" – für die bessere Zukunft diesseits hat er alle früheren sanguinischen Hoffnungen aufgegeben, die Aspekten sind überall flau – nur am jenseitigen Ufer sucht er Trost. Sage mir, hörst Du auch in Dresden die Ökonomen über schlechte Zeiten oder eigentlich über den Mangel an Absatz von Landesprodukten bei größeren Geldbedürfnissen klagen? Bei einer gesegneten Ernte sitzen wir wieder da mit all unseren Schätzen, die weder das In- noch das Ausland bedarf, es sei denn, daß wir sie unter dem Produktionspreis verhökern – Kõig on lauale[1] ruft eben der Jaan zu rechter Zeit, um von dieser Materie abzubrechen. Ich sage Dir also für heute gute Nacht, aber vor dem Einschlafen lasse mich noch auf die Geistertöne Deines Guitarrespiels von oben her lauschen, um Sauls Unmut zu bändigen.

Den 7. Nov. a. St. Ehe ich weiter schreibe, eine angelegentliche Bitte: Bringe meine Faseleien nicht vor Rollers prüfende Augen! Nur Du verstehst mich, für Dich schreibe ich nur. Sähe er noch dabei mein Konterfei mit den scheußlichen Schlagschatten – welches Bild würde er sich von dem durch Dich so gerühmten Onno machen? Nein, Deine teure Mutter hatte recht, daß sie mir es erlaubte, Dir ein solches Andenken nicht zu lassen. Bist Du aber hübsch artig und labst mich und die Meinigen zu Weihnachten mit einer Schilderung Eures Lebens und Treibens, so sollst Du zum Lohn eine Komposition Pollscher Szenen von mir und Deinem zu Weihnachten hier anwesenden Bruder Gerhard prompte erhalten. Ihr Lieben, Deine vortreffliche Mutter, Deine sanfte, fromme Schwester und Du, mein geliebter Willi, seid uns allen so teuer und wert, daß ein Blick in Eure jetzige Mitte uns ein köstliches Geschenk sein würde.

In Kurküll bin ich lange nicht gewesen. Böse Herbstwege, außer zwei Tage, da es sich schon lustig im Schlitten rutschte, haben mir nur meine täglichen Wirtschaftspromenaden verstattet, und dann ist mir auch die fromme Einsamkeit des Herbstes gar zu lieb. Zerstreuungen außer dem Hause sind mir fade – das gewöhnliche Gewäsch von dem Treiben unserer Alltagswelt ist mir gar zuwider. Sind das Spuren des herannahenden Alters, mein Willi? Ob ich etwa auch noch mufflich werde, ehe Du von Leos Pantoffelkuß zurückgekehrt bist? – Daß unser Wagstaff dem biedern Roller auch mundet, freut mich. Ein Vivat diesem Wagstaff-Bund! Morgen an Deinem Geburtstag werden wir, ich und Dein treuer Roller, die Luft mit verwandtem Opferrauch erfüllen für die Erhaltung des sanften Friedens Deiner Seele.

*

[1] Estnisch = „Alle sind bei Tisch", d. h. die Meldung des Dieners, daß das Essen bereit ist.

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 4. Jan. a. St. 1824. Am Neujahrstag war in Kurküll große Maskerade. Am Nachmittag um vier setzten wir uns in den Schlitten, es war eine wahre Lustfahrt. Der Weg war wie ein Spiegel, unser Schlitten flog mit munterem Schellengeläut durch die frische Winterluft. Am Horizonte zeigte sich ein breiter goldener Streif, wie die offene See anzuschauen, wenn sie im Abendsonnenlichte liegt. Darüber hing der dunkle Himmel geheimnisvoll und schweigend, die hohen Fichten ragten mächtig, das schönste Abendrot ergoß sich nach und nach am Himmel und warf seinen rosigen Widerschein durch den Schleier auf unsere Gesichter. Unter den fröhlichsten Gesprächen näherten wir uns Kurküll, und plötzlich stand es in der Dunkelheit des Abends prachtvoll erleuchtet vor uns.

Dein Bruder Gerhard empfing uns an der Treppe, der liebe Junge. Nachdem wir unsere Pelzhüllen abgeworfen hatten, traten wir geblendet in einen wahren Ballsaal. Da war ein Gewimmel von Groß und Klein, ein Grüßen und Umarmen. Die Kullinaschen und Jakobischen waren da und unsere ganze Verwandtschaft. Nichts rührte mich aber so als die Zärtlichkeit unserer geliebten Großmutter. Sie war immer gütig gegen uns, aber jetzt hat sie eine Innigkeit, die wir früher nie an ihr bemerkten. Mir waren die Tränen nahe, als sie mich fest in ihre Arme schloß und mit weichem Tone zu mir sagte: Du, liebes Kind! Beim Abschied segnete sie mich — ach, diese liebe, liebe Großmutter! Gott erhalte sie uns noch lange!

Dann begann bald die Maskerade. Toni war eine maurische Prinzessin und ich ein Schweizer Mädchen. Timo hatte eine sehr schöne Maske als Bergschotte; aber „der Kleine" [Bruder Gerhard] übertraf ihn noch in der Kleidung eines Polen mit schwarzsammtnem Barett und einem kleinen Stutzbart. Emiliens Kinderchen waren zum Entzücken. Am reizendsten war Harry, er erinnert mich immer an die Gegenwart eines Engels. Mit seinen unschuldigen dunklen Augen, die offene Stirn vom blonden Haar halb bedeckt, im weißen Röckchen mit roter Bordière lief er ohne Furcht vor den seltsamen Masken durch alle Zimmer und ließ sich sogar von seinem Bruder Constantin in der Maske eines Teufels auf den Arm nehmen. Von der kleinen Hella [Helene v. K., die spätere Freundin des Alten Mannes] erzählte mir Großmutter einen rührenden Zug. Tante Emilie befand sich nicht wohl und mußte sich zu Bett legen; da hörte sie am Abend, wie Hella in ihrem Bettchen betet: Lieber Gott, ich bitte Dich, mach meine Mutter wieder gesund! — und nach einer Pause antwortet sie sich selbst mit ganz tiefer Stimme: Ja, ja, mein liebes Kind, das soll geschehen. Die gute Tante Emilie verdient das Glück in ihren Kindern aber auch im reichsten Maße. Elmine ist ein allerliebstes hübsches Mädchen geworden, sie sieht veredelt aus, welches wohl auf dem angenehmen jungfräulichen Ausdruck beruht, den ihre Seele jetzt erhalten hat. — Vater lud dann die ganze Gesellschaft zum folgenden Mittag nach Poll, und wir hatten nach dieser halb durchschwärmten Nacht Mühe, rechtzeitig am anderen Morgen vor unseren Gästen in Poll einzutreffen.

Gestern morgen fuhr die lange Schlittenreihe der Gäste nach Haus, nur Gerhard blieb hier. Es war ein schöner Tag. In der Dämmerung breiteten wir den schwarzen Teppich vor dem heizenden Ofen aus, legten eine Menge Polster und Kissen herum und lagerten uns dann im Kreise im traulichen Ofenschein, der Mond malte die Fensterscheiben auf der Tür des blauen Cabinetts. So lagen wir und sprachen viel von Euch, nur von Euch.

*

Aus dem Reisetagebuch-Brief von Auguste und Antonie v. Stackelberg für W. v. K.s Schwester Adelheid

22. Juni a. St. 1824. Vor dem Mittags-Kruge. Heute schreibe ich Dir aus der Kutsche, während Onkel Carl [Zoege] und Tante Dascha, die mit uns reisen, und Toni und Sophie draußen auf und ab spazieren. Wir fahren zum Johanni-Markt auf fünf Tage nach Reval. Unsere Karawane ist äußerst amüsant, Equipagen ohne Ende rollen an uns vorüber mit vielen bekannten Gesichtern; ich glaube, ganz Estland hat sich aufgemacht, um den Kaiser zu schauen. Denn, denke Dir, nicht allein der Großfürst Nicolai, sondern auch der Kaiser kommt nach Reval, sie werden im Cathrinthalschen Schlosse wohnen. Von Reval werden wir dann gleich nach Sakhoff ziehen, die Trossen nach dort sind schon vorausgeschickt. –

Sakhoff am Ostseestrande, den 22. Juli a. St. 1824. Heute vor einem Jahr! Weißt Du wohl, Ade, was da war? Der 22ste, unser Scheidetag! Nun leb' wohl, du Jahr, das eine Erinnerung des verflossenen war; morgen muß ich nun schon sagen: das und das war vor zwei Jahren!

Drei Wochen sind nun schon fast verstrichen, daß wir bei dem Stein von Temora, dem unvergeßlichen, angelangt sind. Indem wir die Gegenwart genießen, leben wir mit Euch in der Vergangenheit. Wo sitze ich eben? Hoch oben auf unserem Felsenhäuschen, auf der Bank mit der Aussicht aufs Meer, derselben, die voriges Jahr mehr liebe Gestalten neben mir sah. Unabsehbar in ihrer majestätischen Pracht dehnt sich die See dunkelblau vor meinen Augen, weiße Möwen ziehen eben mit ängstlich wehklagendem Geschrei über sie hinweg – mir ist's, als säßest du neben mir, Adelheid! Fühlst Du den frischen Seewind? Sieh die liebliche Aussicht links, wie die Küste in der Ferne sich verliert, und näher zu uns der Krug bei Hakhoff, wo nicht fern in der Bucht die Salzböte landen, die von Hochland und Tuttersaar herübersegeln. Eben liegen zwei vor Anker; wie sie schwanken, vom Winde und spielenden Wellen geneckt! Ruhiger schlägt das gelbe Kornfeld vor dem Kruge seine Wellen, und grau und düster erhebt sich der Hof Hakhoff aus all dem Sonnenglanz. Und vor uns die beiden Eilande im blauen Duft, und da, rechts von uns, nur vier Schritte von der Brücke, unser Zelt, angefüllt mit fröhlichen Menschen, den grünen Rasen dahinter, einladend zum Auf- und Abgehen; es ist so herrlich grausig, dicht am Abgrund zu wandeln und tief zu Füßen das wogende Meer zu erblicken.

Am Abend. Heute war so recht ein Sonntag nach meinem Herzen. Wir gingen zum Strande hinab, da Mutter den Temora-Stein abzeichnen wollte [s. die Abbild.]. Sophie sang, und ich accompagnierte dazu auf

der Guitarre, Wilhelms „Am Oſtſeeſtrande da liegt ein Stein“ und dann ſein Lied ans Meer, das La Trobe ganz himmliſch in Muſik geſetzt hat. Vor uns zogen eben zwei Boote voll bunter Geſtalten ins Meer, und die Sonne ging wolkenlos unter und ſandte einen breiten goldenen Strahl über die See zu uns herüber. Da ſang Sophie „O wie ſchön muß ſich's ergehen dort im ewigen Sonnenſchein“ – der gute Schiller! ſollte er nicht ſchon vor ſeinem Tode erkannt haben, was dieſe Sehnſucht befriedigen kann? Aber ach, ihm fehlte der rechte Fährmann! Gottlob, Adelheid, daß wir ihn kennen, den Fährmann, der uns den ewigen Sonnenſchein herüberbringt!

Der Stein von Temora[1]

Sakhoff 1823

Am Oſtſeeſtrande da liegt ein Stein,
Der ſchauet weit in die See hinein
Und ſchauet bei Tage und ſchauet bei Nacht,
Was Gott für gewaltige Wellen gemacht.

Doch wie die Woge ſich bäumet und bricht,
Der Stein macht immer dasſelbe Geſicht
Seit vielen tauſend Jahren ſchon,
Des Meergrundes uralter Heldenſohn.

Die Wogen, die ſtürmen den Stein hinauf
Und kommen doch nimmermehr oben drauf,
Sein Scheitel ſteht heiter in freier Luft,
Umweht von der Küſte balſamiſchem Duft.

Und oben auf dieſem Felſenſtein
Da ſteh' ich und ſchau in die See hinein,
Und wie die Welle am Steine erklingt,
Die Stimme des Liedes im Herzen mir ſingt:

„Herr Gott, mein Herrſcher in Ewigkeit,
Wie ſind Deine Werke ſo groß und weit,
Und wie allgewaltig iſt Deine Kraft,
Die alle Geſtaltung durchdringet und ſchafft!

Sei Du im Leben mein Felsgrund, o Herr!
So ſtehe ich ſicher im ſchäumenden Meer.
Dann weiche und wank' und erzittre ich nicht,
Wie wild auch die donnernde Woge ſich bricht.

Und ſtürmten auch Kummer und Sorge und Not
Mir bis an die Seele, ſo bleibſt Du, mein Gott,
Doch meine Hilfe und feſte Burg
Und hilfſt mir gar herrlich mit Ehren hindurch.“

*

[1] Ein erratiſcher Block im Meere am Strande von Sakhoff, von W. v. K. benannt nach dem Helden des Oſſianſchen [James Macpherſon] Epos „Temora“.

Das Meer

Gerne, ach, trag' ich sehnend den weiten Blick
Fern nach dem Meere hin,
Labe das Ohr der Erinnerung
Mit seinem Donner.

Heilige, Psalmen tönende Meeresflut,
Tief in mein Herz hinein
Hast du mit mächtiger Hand dein
Bild mir gezeichnet.

Wenn ich am Strande suchte in Einsamkeit
Still die Gedankenwelt,
Horchend dem wunderbar ernsten
Donner der Fluten,

Ach, dann ergriff unnennbares Sehnen mich,
Schauder der Ewigkeit
Zuckten mir durch das Gebein hin,
Gott! Halleluja!

Wo ist der Mund, der lauter verkündete,
Daß ihn der Herr erschuf?
Wo ist ein Psalmen, der gliche,
Heiliges Meer, dir?

Gerne ach trag ich sehnend den weiten Blick
Fern nach dem Meere hin,
Labe das Ohr der Erinnerung
Mit seinem Donner.

*

Aus dem Tagebuch von Auguste und Antonie v. Stackelberg

24. Juli a. St. 1824. [Antonie:] Wir lesen jetzt ein Buch, das uns unbeschreiblich anzieht: Stillings Leben, aus dem Wilhelm uns so manches erzählte in der Lindenallee, deren gelbe Blätter damals zu unseren Füßen rauschten. Stilling hat sehr viel Ähnliches mit Wilhelm. Welch selige Empfindung ist es, solch eine christliche Geschichte zu lesen! Das ist ein warmer Regen auf eine durstende Pflanze — Romane und dergleichen sind kochend Wasser, wovon die Pflanze gelb wird und verdorret.

Heute, nachdem wir gebadet hatten, sehnten wir uns nach einer Seefahrt, um den Tag würdig zu beschließen. Da wir die Ruderer nur von der Güte der Sakhoffer erlangen konnten, gingen wir den Weg am Meeresstrande nach Hakhoff herauf. Da sahen wir zu unserem Erstaunen ein Boot gerade zur Abfahrt bereiten. Sie baten uns freundlich, mit ihnen zu fahren. An seinem gewöhnlichen Platz saß hinten der alte Fischer. Aus seinem braunen Meergottsgesicht stieg mir eine lebhafte Erinnerung an voriges Jahr auf. Weißt Du noch, Ade, wie wir drei auf der mittleren

Bank saßen und Deine Brüder vor uns ruderten, und wie Wilhelm mit ungezähmt jugendlichem Mut in die weite See hinaus wollte und dieser alte Fischer mit weise lächelnder Miene seine Wünsche vereitelte? Jetzt saßen andere gute Menschen da, aber nicht so liebe. Aber es war schön, das sanfte Schaukeln des Bootes, wenn es der Willkür des Meeres übergeben ist.

26. Juli. [Antonie:] Welch ein Tag der gestrige! Es regnete unaufhörlich, der ganze Himmel war grau überzogen, See und Himmel waren in Eins verschmolzen. Wir aber da drinnen lachten und weinten vor Freuden. Warum? Du kleine Törin! Weil ein Brief aus Dresden angekommen war. Eben hatte uns Mutter aus der Bibel vorgelesen, da kam er an. Der liebe, liebe Wilhelm ist also endlich wieder vom Rhein zurück und bei Euch! Und Deine Mutter ist so froh und glücklich! Elmine, die jetzt bei uns ist, um das Seebad zu gebrauchen, teilte recht sehr unsere Freude. — Nun könnte ich Dir noch viel erzählen, von einer Amazone, die heute mit wehendem Federbusch bei uns ansprengte, von den Palastbewohnern [Loewis'], die wie ein Bienenschwarm zu unserer kleinen Hütte kamen und unser ganzes Zelt füllten, von all den schönen Dingen, die sie uns sagten — wie ich meine Mutter bei solchen Visiten lieb habe, kann ich gar nicht sagen: es ist dann solch ein herrliches Gemisch von innerlicher Angst vor diesen Leuten und freundlicher Menschenliebe in ihrem Gesicht.

15. August. [Antonie:] Endlich habe ich jetzt Fouqués „Sängers Liebe" [1816] erlangt, wonach ich immer strebte, seit Wilhelm und Du uns so viel daraus erzähltet. Ich lese es allein für mich und bin entzückt davon. Heute, als ich am Felsabhang saß mit Auguste, die Guitarre spielte, und an die Stelle kam, wo der böse Ultramonte im Sterben sich noch ein Kreuz an die Wand gekritzelt und, Angesicht und Hände dahin gewendet, tot dalag — da flossen meine Tränen. Ach, es ist alles so frisch, einfach und rührend. Pst!!

[Auguste fährt fort:] Heute gleich nach Tisch packte Mutter ihren Zeichenapparat in ein Ränzel. Toni, Elmine und ich taten desgleichen — Sophie war zu matt und blieb daheim —, der kleine Maddis wurde mit einem großen Sack mit Brot und Milch bepackt. Wir gingen frisch darauf los, denn es galt ein fernes Ziel: der Wasserfall bei Ontika, den Mutter zeichnen wollte. Wir gingen immer oben längs dem Glint, wo die wilden Rosen wuchsen, die Wilhelm uns pflückte. Es war ein herrliches Wandern, die Sonnenstrahlen wurden durch den Seewind gemildert, linker Hand lag immer das Meer zu unseren Füßen. In stolzer sicherer Ruhe zogen hinten am Horizont drei mächtige Schiffe vorüber. Bald umgab uns ein dichter Wald von Birken und Eichen, mitten darin öffnete sich ein Blick aufs Meer, von schroffem Felsen schauten wir aus schwindelnder Höhe hinab auf die Flut. So sieht es aus in dem Lande, wo Ossian lebte, und das jetzt auch Walter Scott beschreibt. Als wir dann aus dem Walde traten, lag die ungeheure, grausige Schlucht vor uns, die sich wohl dreihundert Schritt ins Land hineinzieht. Wir Mädchen lagerten uns unter

den Tannen am Abhang, während Mutter zeichnete. Als sie fertig war, warf die Sonne schon lange Schatten, wir eilten, nach Haus zu kommen. Der Seewind hatte Mutter rote Backen angeblasen, sie sah so begeistert und glücklich aus, daß es eine Freude war. Wundervoll sank die Sonne ins Meer, Feuer und Wasser schienen auf der Fläche miteinander zu kämpfen. Kaum betraten wir unsere Grenze, als eine Menge Menschen auf uns zukamen, alle Loewis', die Gräfin Sievers, eine Menge Tanten von ihr — uns wurde schwindlig, den Waldmenschen. Jetzt ist es dunkle Nacht. Die See rauscht sanfter, die Ellern flüstern im Winde, und die Fischer unten am Strande rufen, ihre Boote ans Land ziehend, in wunderbaren Tönen. Bald reisen wir ab; Vater ist schon fort.

Poll, den 22. Aug. a. St. 1824. [Antonie:] Ich habe hier unser Tagebuch überlesen und einen gewaltigen Fehler darin gefunden. Du wirst uns für schwärmerische Mädchen halten, die nur die Farbe der See ansahen und nicht ihre Arbeit. Und doch wäre das ungerecht. [Auguste fortfahrend:] Freilich hätten wir Dir auch von unserer kleinen Milchkammer, unseren häuslichen Verrichtungen, den schönen Morgenandachten, die wir im Zelt hielten, schreiben sollen — wenn ich aber den Freuden an der See allen Platz einräumte, so geschah es, um Eure Sehnsucht nach diesem Lande aufzuregen, diesem Lande, das Eures werden soll.

Wie schmerzt es mich, Ade, daß Du jetzt so oft traurig bist. Aber Du hast doch Wilhelm so nah! Nimm doch in solchen Augenblicken seinen Arm und schütte ihm Dein kleines Herz aus. Du schriebst mir: „Nur Pollsche konnten meine Zunge lösen." Wenn das der Fall ist, so muß Wilhelm es auch können, denn er ist Pollsch, ein Seelenbruder der Pollschen, wie Du ihnen eine Seelenschwester.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Sept. a. St. 1824. Auguste schickt Dir hier Dein eigenes liebes Temora-Lied mit Sophiens Komposition dazu, und ich füge zum Dank für Deine Verherrlichung der Pollschen Quelle [vgl. S. 47] eine kleine Zeichnung bei, vorstellend den Temora-Stein mit Sophie, Auguste und Toni [s. die Abbild.]. Sie ist gut von Seewasser durchtränkt und sogar damit gezeichnet; wäre das nicht, so würde ich nicht einem Künstler so etwas schicken. Deine Lieder machen uns große Freude, denn ihre Seele erquickt und stärkt. Gott segne Dich ferner, mein gesegneter Wilhelm, Du Künstler nach meinem Herzen! Du hast gut die Lehre inne: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar und gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet — dem trachtet nach." Daher lieben wir Dich auch und fürchten nicht, Dich jemals auf einer niederen Stufe zu sehen. Wenn Du auch Fehler begehen kannst — wer begeht sie nicht? — Du wirst sie doch erkennen und getrost weiter schreiten.

Dann schicke ich Dir noch ein Mondbild [s. die Abbild.] nach der Natur, wie wir ein Boot vor uns bei einer Seefahrt erblickten und die Küste mit Ageluths Haus, den Wasserfall darüber und Lauras Hütte. Adelheid

bekommt unſer Sakhoffſches Häuschen [ſ. die Abbild.], wo ſie ſelbſt einmal, ſo wie jene ſchlanke Dirne, nach dem Bade heraufſtieg, die Magd mit Badetüchern hinter ihr. Deiner lieben Mutter ſchicke ich ein neues Stückchen von Poll; es iſt unſer geweſenes Hühnerhaus, das ich im Frühling an die hintere Lindenallee ſtellen ließ, gegenüber dem mittleren Gange, da biegſt Du rechts nach Auguſtens kleiner Laube. Dies iſt allgemeiner Lieblingsſitz geworden, man hat die herrliche grüne Wieſe und den Weg nach Kurkül vor Augen und den ganzen Wald. Die kleine Pforte geht auf die Wieſe und trägt viel zu unſeren arkadiſchen Freuden bei. Ich habe das alles gezeichnet und geſchickt, weil es mir ſo unendliche Freude gemacht hat, was Adelheid an Auguſte geſchickt hat an Bildern, die uns ſo lebhaft zu Euch verſetzen. Laß doch das liebe Kind immer auch zeichnen! Es iſt ebenſo erfreulich, ſolche Talente bei der Hand zu haben, als widerlich, wenn ein Weib es zur Hauptſache macht.

Weißt Du, wie mein Sohn Wilhelm Dich liebt? Sein einziges Ideal aller Weiblichkeit: Lilli Tiefenhauſen ward verheiratet, und er ſetzte den Fall, Du hätteſt ſie hier kennengelernt und ſie hätte Dir gefallen wie ihm — „Ja", ſagte er, „ihm hätte ich meine Liebe opfern können! Ihm allein!" Leb wohl, mein lieber, lieber zweiter Willi!

*

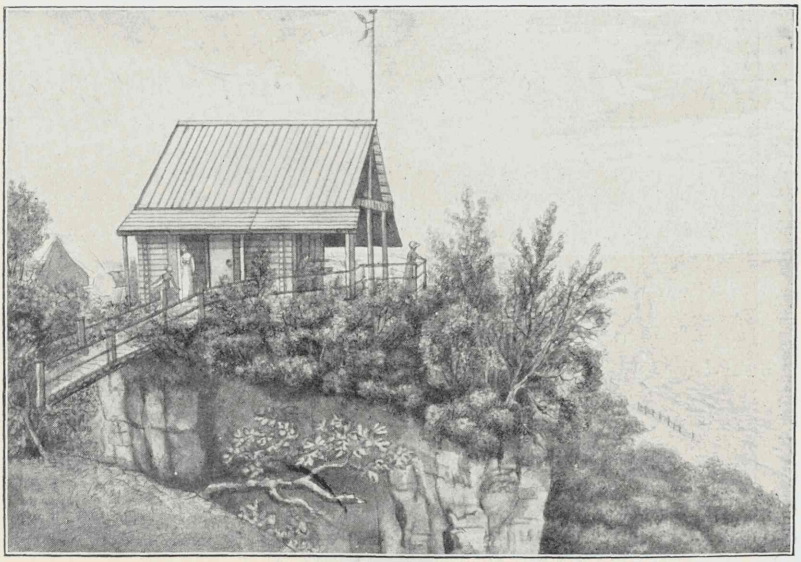
Die Couſine Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Sept. a. St. 1824. Du haſt auch mir wieder ein ſo ſchönes herzſtärkendes Gedicht geſchickt! Du haſt eine Seele, die ſo ſehr mit der unſrigen harmoniert. Wir haben in Sakhoff Stillings Leben geleſen, da habe ich recht an Dich denken müſſen, denn das warſt Du, ganz und gar! Und ſo lebten wir denn noch einmal am Strande zuſammen mit unſerem Wilhelm, ohne daß Du es wußteſt, wie nah' Du uns warſt. Ich muß Dir auch ſagen, daß das Meer und all ſeine Wellen, große und kleine, Dich grüßen. Sie erzählen noch alle von Dir, wollen Dich auch nie vergeſſen, ſondern gedenken immer daran, wie Du ſie ſo lieb gehabt. Der Temora-Stein aber ſcheint größer und ſtolzer geworden zu ſein, ſeit Du ihn beſungen, doch trägt er noch ſein altes einfaches Gewand, und Wellen ſah ich größer und höher als ſonſt, doch keine kommt noch obendrauf! Wie liebe ich dieſen Temora-Stein! Wollen wir ihn nie vergeſſen!

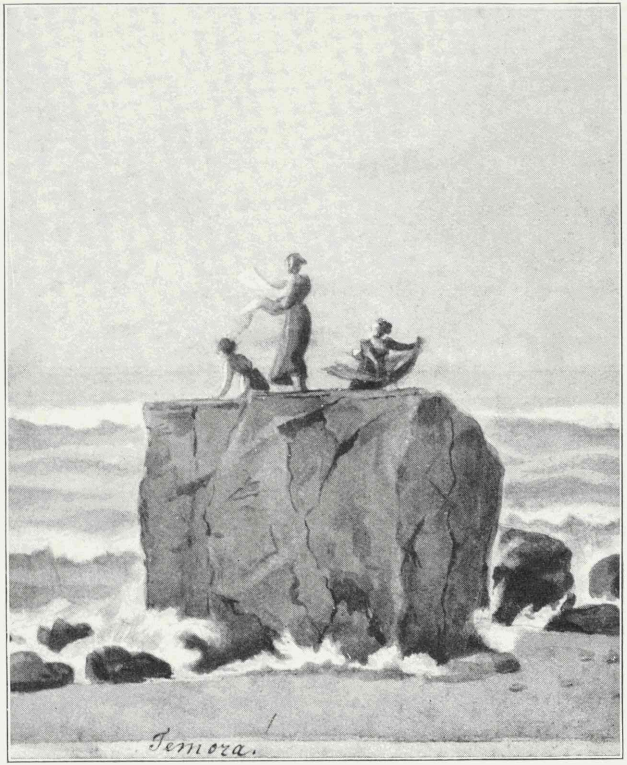
Ja, der Oſtſeeſtrand iſt ſchön, aber noch ſchöner iſt es in Poll. Es empfing uns mit einer Liebe und Herzlichkeit, die wirklich rührend war, ich glaube, es hat mit uns geweint, als wir uns wiederſahen. Denn unſer Poll hat eine Seele, eine ſo zarte, edle Seele! Doch das brauche ich Dir nicht zu ſagen, Du unſer echter Bruder, denn Du erkannteſt gleich, wo Du warſt und was Dich umgab. Doch jetzt iſt Poll ganz ſtill, denn viel Beſuch iſt hier, und dann ſeufzt Poll und zieht ſich in ſich ſelbſt zurück. Dein Zimmerchen, worin ich eben ſitze, läßt Dich recht ſehr grüßen, hier ſteht noch manches von Deinen Sachen, die mich täglich an Dich erinnern. Vergiß auch Du nicht Deine Schweſter Sophie.

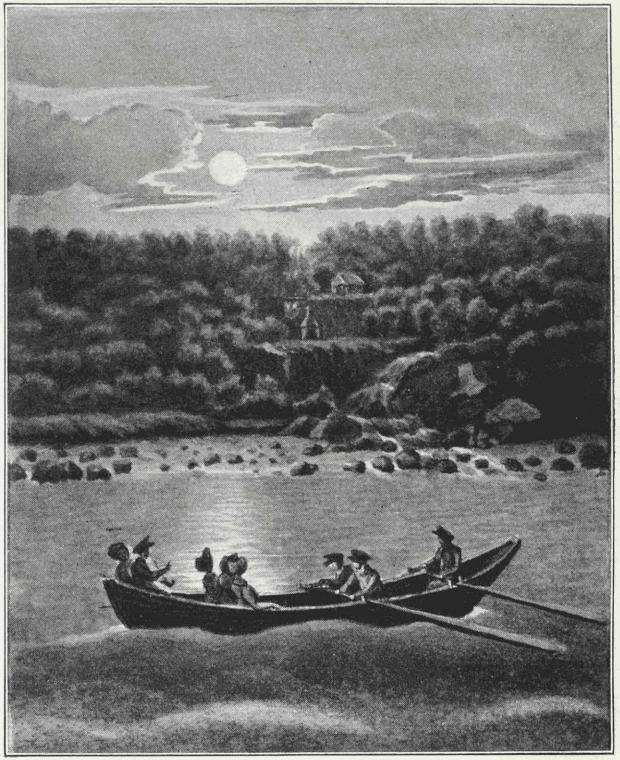


„Adelheid bekommt unser Sakhoffsches Häuschen, wo sie selbst einmal, so wie jene schlanke Dirne, nach dem Bade heraufstieg, die Magd mit Badetüchern hinter ihr."
Die Tante Sophie an W. v. K. am 5. Sept. 1824



Das Sakhoffsche Häuschen
Aquarellzeichnungen von der Tante Sophie v. Stackelberg





„Ich füge eine kleine Zeichnung bei, vorstellend den Temorastein mit Sophie, Auguste und Toni; sie ist gut von Seewasser durchtränkt und sogar damit gezeichnet. Dann schicke ich Dir noch ein Mondbild nach der Natur, wie wir ein Boot vor uns bei einer Seefahrt erblickten und die Küste mit Ageluths Haus, den Wasserfall darüber und Lauras Hütte." Die Tante Sophie an W. v. K. am 5. Sept. 1824.

III

Die letzten Studienjahre in Dresden

Herbst 1823 bis Herbst 1825

Heimweh nach Poll, eine ernste und schwermütige Stimmung und die aufkeimende Liebe zu Julchen Krummacher kennzeichnen das innere Leben W. v. K.s während des Winters nach der Rückkehr aus Estland.

Ein letzter Besuch in Bernburg – die Übersiedelung des Atti nach Bremen stand nahe bevor – um Palmarum 1824 brachte Wilhelms Liebe zu Julie zur Reife. Nach Dresden heimgekehrt, faßte er am Ostertag den Entschluß, sie dem Atti zu offenbaren, unter freudiger Zustimmung seiner Mutter. Diese trotz manchem schwärmerischen Zuge ihres Wesens doch in allen Lebenslagen praktisch kluge Frau hat Wilhelms Neigung für Julchen eifrig begünstigt, vielleicht auch deshalb, weil sie einer neuen Verwandtenehe vorbeugen wollte, zu der die Freundschaft der Pollschen Cousine für ihren „Seelenbruder" wohl hätte führen können.

Wilhelms Anfrage traf den Atti zu einem Zeitpunkte, der so ungünstig wie möglich war. Der glückliche Familienkreis, in den Wilhelm einst als Knabe eintrat [vgl. Jug.-Er. S. 238/9], war zersprengt [vgl. unten S. 53], – nur Julchen war noch bei den Eltern. Der Gedanke, auch sie noch entbehren und ihrem Manne sogar in das ferne Estland und das weltlich-vornehme Hofleben von St. Petersburg folgen lassen zu müssen, war dem Atti gerade damals um so unerträglicher, als er eben selbst bangen Herzens in die Fremde ziehen sollte. Dazu die Jugendlichkeit und noch ganz unsichere Lebenslage des Bewerbers. So erhielt Wilhelm bei einer Unterredung im Gasthof zur Kugel in Bernburg, wohin der Atti ihn zitiert hatte, eine Absage, die von ihm wohl nur als eine vorläufige gemeint war, von dem Abgewiesenen und seiner Mutter aber als eine solche für immer aufgefaßt wurde.

Nach dieser Enttäuschung hat eine Reise an den Rhein Wilhelms beschwerte Seele mit neuen frohen Bildern erfrischt und ihm durch den Eindruck, den Cornelius und seine Schule in Düsseldorf auf ihn machten, auch neue künstlerische Anregung geboten. Von Wilhelms Rückkehr nach Dresden im Juni 1824 bis zum Mai 1826, den die von Rom Heimkehrenden in Florenz verlebten, ist Timo Neff sein steter Studiengefährte gewesen; dieser frische Mensch und hochbegabte Künstler hat damals zweifellos wohltätig auf ihn eingewirkt. Das Kunststudium war allmählich aus dem Schülerverhältnis zum selbständigen freien Schaffen über-

gegangen. Von den in W. v. K.s Mappe „Meine früheſten Compoſitionen" erhaltenen (nicht datierten) Zeichnungen iſt jedenfalls die Mehrzahl in dieſer Zeit entſtanden. Leider iſt es bisher nur bei wenigen gelungen, ihren Gegenſtand feſtzuſtellen; eine Bemerkung in einem Briefe aus Poll [vgl. S. 69] ermöglichte es, jetzt wenigſtens die aus dem Jahre 1824 ſtammenden zu Fouqués „Zauberring" zu identifizieren. Im Jahre 1825 hat W. v. K. auch das Bildnis eines Fräulein v. Ehrenſtein, der Braut ſeines Freundes Otto v. Loeben, in Öl gemalt.

Erinnerung an Poll

In fernem nord'ſchen Lande
Da liegt von Wieſ' und Bach
Umſäumt am Waldesrande
Ein gaſtfreundliches Dach.

Dort weilt Erinnerung immer,
Und ſtets und jederzeit
Steht's da im Roſenſchimmer
Heil'ger Vergangenheit.

Du ferne Friedenshütte,
Verlornes Paradies,
Das in der Jugend Blüte
Sich mir ſo hold erwies,

Mit deinem ſtillen Frieden
Und deinem ſüßen Troſt
Warſt du wohl für den Müden
Die rechte Krankenkoſt.

Ich denke dein mit Tränen,
Wenn meine Seele bangt,
Die oft mit heißem Sehnen
Nach dir zurück verlangt.

*

Alleweile[1]

Alleweile zög' ich gerne
Mit dem Kranich in die Ferne
Zu Euch hin!
Fährt mir doch der Wunſch ja freilich
Alleweile gar zu eilig
Durch den Sinn.

---

[1] „Alleweile" war in Poll ein geflügeltes Wort. Die Kraniche beziehen ſich auf den Brief der Couſine aus Poll vom 23. Aug. 1823 [vgl. S. 34].

Halt, Herr Kranich! Alleweile
Höre mich erſt an und eile
Nicht ſo ſehr.
Nimm den Gruß mit! — wenn ſie fragen:
„Alleweile", mußt du ſagen,
„Denkt er her!"

*

Die Pollſche Quelle

Kühler kriſtallener Born!
Fluten des Lebens
Hebt aus dem dunklen
Schoße der Erde
Murmelnd dein Quell.
Biſt mir ein Gleichnis
Himmliſcher Wahrheit,
Welche den Tiefen
Dunkler Verheißung
Leuchtend entquillt.

Blumen und Kräuter und Gras
Beugen ſich liebend
Über dein Auge,
Laben ihr Leben
Aus deiner Flut,
Wie arme Menſchen
Auf zu der Sterne
Ewiger Schönheit
Tragen verlangend
Aufwärts den Blick.

„Urquell des Lichts und der Kraft,
Schaue Dein nied'res,
Freundliches Bild an,
Füll' es mit Kräften,
Segen und Heil —
Und wenn ſich nahen
Teure Geſtalten,
Baden ihr Auge
In ſeinen Fluten:
Gib ihnen Licht!"

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 5. Oct. a. St. 1823. Ich lege meinen lächelnden Blick mit hinein, der Dich belauſchen ſoll, was für Anſtalten Du machſt, um dieſen Brief zu leſen; Deine Mutter hat mir dieſe Anſtalten einmal beſchrieben,

und was sie beschreibt, vergißt sich nicht. Also eine außerordentliche Positur und außerordentlich gesammelte Aufmerksamkeit muß ich jetzt bei Dir voraussetzen. Wir waren, als uns Lisa die Posttasche mit Deinem Briefe vom September brachte, gerade alle oben versammelt, machten schnell die Türen zu und, nachdem ich an die edle Mäßigung erinnert, erbrach ich den lieben Brief. Erst las Auguste Adelheids wirklich allerliebsten Brief vor, dann ich den Deinigen. Was soll ich Dir von meiner Empfindung sagen, wenn Du und Deine Schwester mich Mutter nennen?! Ich bin es von jeher dem Herzen nach gewesen, doch daß Ihr mich so nennen könnt, die Ihr den Wert dieses Namens besser als andere kennen gelernt habt, das gibt mir eine ernste Rührung ...

Da kamen eben zwei Meischen und pickten an dem Fenster, woran ich sitze, und sahen mich mit ihren unschuldigen Vogelaugen seitwärts an. Ihr kleinen Boten, woher? Wollt Ihr uns an Eure fröhliche Sorglosigkeit erinnern, Ihr Kinder des himmlischen Vaters? — Siehst Du, es gingen so viele Gedanken wirklicher Sorge für Dich und Deine Mutter durch meinen Kopf, daß ich diese Warnung recht nötig hatte. Daß ich ein mütterliches Herz für Dich habe, erkannte ich zuerst an der Sorge um Dich, als Du krank wurdest. Ich sah vor mir Dein tiefes Gemüt, das in Freude und Schmerz es so viel schwerer hat, die breite Straße der Mäßigung zu finden, ja nicht einmal darauf wandeln möchte, ja sogar als Künstler berufen ist, sich zu exaltieren. Dazu Deine Körperanlage, die einer ganz entgegengesetzten Lebensart bedürfte. Deine Seele hat das ergriffen, was sie vor dem Hungertod ewig schützen wird — aber Dein Körper kann nur durch eine rustike Lebensart, wie die z. B. Deines Roller, im Gleichgewicht mit Deinem tiefen Gefühl gehalten werden; und da das Sitzen, das Du auf eigene Manier noch schädlicher machst, nun einmal zu Deinem Geschäft gehört, so bitte ich Dich, drücke nicht Deinen Leib so zusammen, den Gott so schlank und gesund erschuf, übe Dich, auch für ihn zu sorgen, der auch ein Geschenk von Gott ist.

Du armer Wilhelm, fast böse ward ich über Deinen Professor und fand seinen Namen sehr passend zu ihm, daß er den Flug Deiner Phantasie so mit einmal niederriß. Ich kann mir denken, wie schmerzhaft und ermattend das war. Doch lasse Dich nicht irren, lerne bei ihm die trockene Regel, wie er sie nach dem Buchstaben erlernt hat, und Deine Seele bewahre, die wird den Tempel schon beleben, wenn er erbaut ist. Ein Tadel reift mehr als Lob. Aber der an einem Bilde, das wir Ungeübten mit Freude betrachtet hätten, Alles verwirft — der ist ein harter Mann. Mut, Mut und Demut, mein lieber Wilhelm! Aber höre, wie kannst Du auch Deiner Elisabeth [eine Skizze zum Rosenwunder der heil. Elisabeth] das Unrecht antun, ihr eine so winzige Gestalt und eine so mongolische Gesichtsbildung geben zu wollen — da wird Dein Meister ganz verzweifeln an Dir.

Deine Offenheit bei Erzählung Deiner Sache mit Hartmann hat mich sehr erfreut — wäre es selbst wahr, was damals Deinen Mut niederschlug, Du wirst doch ein guter Künstler im echten Sinne des Worts werden und

viel Gutes damit wirken, wenn auch auf den Ausstellungen und durch manchen Kunstrichter Dein Ehrgeiz gedemütigt werden sollte. Halt' es aus, das fördert zum Allerhöchsten und wird und kann Deinem angeborenen Talent doch nichts rauben. Sieh, lieber Wilhelm, wenn ich nach Kurkül komme, so weide ich meine Augen immer in Großmamas Stube an Deinem eigenen Bilde [vgl. das Titelbild zu den Jug.-Er.]. Eine so spiegelreine Unschuld, die mich daraus anlächelt und erquickt, konnte nur eine so reine Seele wie Du hineinlegen; diesen Eindruck wird das Bild auf jeden machen, der eine Seele hat, und das ist doch, däucht mir, die Hauptsache. Die Nebensachen lernt ein Mensch wie Du bist, jung und mutvoll, ganz unfehlbar.

Also Roller nennt Dich schon „Kügelgen" und nicht mehr „Schwimm" [Jug.-Er. S. 207]. So ist es doch wahr, was Deine einundzwanzig Birkenblättchen glänzend grün von Deinen Fortschritten erzählen! Adelheids Baum bestrebt sich sogar, ein kleines Nebenbäumchen zu produzieren.

*

Der Mutter zum Geburtstag

24. November 1823

Stiller noch als die Lampe am Himmel
Hoch über nächtlichen Wolken,
Süßer noch als das Geflüster der Quelle
Fern in dem Lande der Heimat,
Lieblicher als des Morgenrots Schimmer
Früh in der Welle des Meeres,
Wohne der Friede des Herrn,
Süße Mutter, bei Dir!

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid.

Poll, den 15. Dec. a. St. 1823. Wilhelm hat uns wieder so herrliche ergreifende Gemälde geschickt, eines immer schöner als das andere – ich konnte gestern abend lange nicht einschlafen, so viele Bilder zogen an mir vorüber. Bald sah ich die katholische Kirche, wie Wilhelm sie gemalt hat, mit den hellen Lichtern und dem schwarzen Sarge und seinen silbernen Totenköpfen, und es war mir dabei, als hörte ich feierliche Musik, bald trat mir wieder das wunderbar schöne Bild meiner kleinen Adelheid vor die Seele, weiß gekleidet, mit herabfallenden Locken, an der Harfe sitzend im matt erleuchteten Zimmer [s. die Abbild.].

*

Himmel und Erde

Das Antlitz der Erde ist dunkel und schön,
Mit tiefen Gewässern und bergigen Höhn,
Umgaukelt von Zaubergestalten.
Ich liebe die Erde, es neigt sich mein Sinn
Ohnmächtig zu ihren Umarmungen hin,
Die schmeichelnd gefangen mich halten.

Das Antlitz des Himmels ist strahlend und rein,
Blickt heiter ins Dunkel der Erde hinein
Und schmückt es mit farbigem Leben.
Mein Auge strebt aufwärts, ich suche das Licht,
Ich lieb' es, doch ach! — ich begreife es nicht,
Weil nächtlicher Wahn mich umgeben.

Das Antlitz des Menschen ist düster und wild,
Ist traurig und fröhlich und selig und mild,
Nach Himmel und Erde gewendet.
Wohl neigt sich zur Tiefe mein träumender Blick,
Doch Gottes Erbarmen hebt ihn zurück
Zur Höhe, die Leben mir spendet.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 23. Januar a. St. 1824. Heute kam Deiner Mutter Brief mit der Beschreibung der ängstlich durchlebten Krankenzeit[1]. Wer konnte besser als ich in Deiner Mutter Seele mitfühlen, was sie gelitten hat! Ihr habt uns grüßen lassen mit matter Stimme. Bist Du denn nun wieder gesund, Wilhelm? Und meine geliebte Adelheid, lächelt sie wieder der Sonne entgegen? Der Genesende fängt ein neues Leben an, voll Dank, voll guter Vorsätze, voll Wohlgefühl des Körpers und der Seele — o, möchtest Du jetzt in dieser Stimmung sein! Es ist nicht immer so nach einem Nervenfieber. Doch Gott sind alle Dinge möglich, und ich will auch beten für Dich voll Glauben. Ich habe es an mir erfahren, daß alle schwarzen Beängstigungen fliehen vor der Gegenwart Gottes und heitere Zuversicht ein Herz erfüllt, das in zerfließender Liebe sich in dessen Arme wirft, der einzig zu lieben versteht! So will ich Dich denn sehen, mein Wilhelm, heiter schon wieder an Deiner Arbeit sitzend mit jugendlichem Mut und frischem Eifer.

Was hätte Deine Mutter und ich jetzt für Sorge gehabt, wärest Du nun allein in Dresden! Gottlob, daß Ihr alle beisammen seid, das ist meinem Herzen ein großer Trost; und daß Ihr eine freundliche Wohnung gefunden und Deine Mutter die erste finstere verworfen hat, ist mir auch sehr lieb. Wir sollen weder äußerlich noch innerlich uns verfinstern. Sind wir Kinder Gottes, so werden wir auch fröhlich sein und nach jeder Blume haschen, die Er uns bietet, und nicht grämlich im Winkel stehen und sagen: Ich will ernst aussehen! Du wirst mich nicht mißverstehen. Die Balten haben schaudererregende Bilder gern und können ohne Weh daran gedenken, aber wer verwundbar ist, fliehe solche düstere Lebensweise. Deine Mutter ist da weit vor mir voraus, sie hat die Heiterkeit fest — ich suche das noch. Wir beide, mein Wilhelm, wollen von Deiner Mutter lernen und meine Töchter sollen es auch, immer gleich heiter zu bleiben. Der Traurigkeit wollen wir sagen: Satan, hebe Dich von mir! Der Sehnsucht

[1] Adelheid war schwer an Scharlach, Wilhelm gleichzeitig am Nervenfieber erkrankt.

wollen wir aber zuweilen erlauben, ihre Arme auszustrecken — nach einander! Denn Liebe zu guten Menschen ist schon hier unsere Seligkeit, wenn wir sie vor Gott geordnet haben, wie es bei uns gewiß geschehen ist.

Heute ging ich mit Sophie ins Vorzimmer zu meinen Spinnerinnen und zupfte Wolle, ich sprach mit ihnen von ihren Bedürfnissen und wir wickelten die Seele in Wolle. Da sah ich an dem Vorhang, der an Auguftes Zeichentisch vor dem Fenster hängt, Deinen Namen wie mit Bleistift geschrieben. Es war der Schatten Deines von Dir selbst eingeschnittenen Namens in der Scheibe, und ganz unglaublich rührte uns diese kleine Erscheinung.

* *

Bei einem nächtlichen Gange über den Ägidienkirchhof in Bernburg 1823

Freundlich liegt das Häuschen da,
Häuschen meiner Liebe.
Meinem Engel bin ich nah,
Daß ich's immer bliebe!

Deine Fenster blinken dort
Hell im Mondesschimmer,
Wär' ich an des Mondes Ort,
Blickt' ich in Dein Zimmer.

Lieblich schlummernd lägest Du
Fromm in Deinem Bettchen —
Gute Nacht! winkt' ich Dir zu,
Schlafe wohl, mein Mädchen!

*

Eine Mitternacht in Bernburg 1824

Spät in Bernburg angekommen,
Allzu spät, zu ihr zu gehn,
Hatte ich mir vorgenommen,
Nur das Haus noch anzusehn.

Einsam schritt ich durch die Straßen,
Still' und öde überall,
Hörte in den dunklen Gassen
Nur der eignen Schritte Schall,

Bis ich vor dem lieben Häuschen
Bei der Kirche stille stand.
Drinnen, dacht ich, schläft mein Mäuschen,
Julchen Krummacher genannt.

Sieh! – da lockt ein ſchwacher Schimmer
Mich zum niedren Fenſter hin,
Und ich blicke in das Zimmer
Und wahrhaftig – ſie iſt drin!

Eingeſchmiegt ins Sophaeckchen
Sitzt mein Lämmchen ganz allein,
Stützt das roſenrote Bäckchen
In ihr liebes Händchen ein.

Träumt vielleicht ſich in die Nähe
Des entfernten Freundes hin,
Weiß nicht, daß ich draußen ſtehe
Und ganz nahe bei ihr bin.

Sieh! nur dieſe Fenſterſcheibe
Schützt Dich noch vor dem Verdruß,
Daß ich Dir den Traum vertreibe
Mit Geſchrei und Gruß und Kuß.

Aber laß die Nacht nur ſchwinden,
Dieſe Nacht voll Träumerei,
Morgen wollen wir uns finden,
Und das Träumen iſt vorbei.

Lange ſtand, da Alle ſchliefen,
Ich im Dunkel, unerkannt –
Bis ſie nach dem Licht gegriffen,
Sich entfernte und verſchwand.

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, den 18. Januar 1824. Am 9. Nov. 1823 ſchrieb Frau Helene Kügelgen an den Bernburger Superintendenten einen lieben freundlichen Brief, und der Superintendent ließ ihn vor ſich auf dem Tiſche liegen ohne Antwort von dem Jahre 23 bis ins Jahr 24! Iſt das nicht erſchrecklich?! Aber, liebſte Freundin, das entſprang nicht aus Mangel an Liebe, ſondern aus einigen andern Dingen, die dem Gemüte nicht die rechte Ruhe ließen, um ſchriftlings von Buchſtabe zu Buchſtabe zu gehen. Zu dieſen andern Dingen gehört denn auch, daß der Superintendent nicht Superintendent bleibt, ſondern fortan nichts weiter ſein wird als ein Diener des Wortes und zwar in Bremen. Hierhin hat mich die dortige Gemeinde zu St. Ansgari zu ihrem Paſtor gewählt. Sie haben dort großes Verlangen, Chriſtum und nur Ihn gepredigt zu haben, und ſie meinen, ich könnte es. Es muß etwas daran ſein, denn ſonſt hätte Er mich nicht gerufen. In voriger Woche habe ich meine Entlaſſung von meinem Landesherrn erbeten und erhalten. Bis gegen Oſtern werde ich noch hier auf meinem Poſten verbleiben und alsdann – in des Herrn Namen den irdiſchen Plunder auseinander geworfen,

gestiefelt an Beinen, aufgesessen mit dem lieben, lebendigen Sack und Pack und fort nach Bremen!

Geld und Gut ist's nicht, was mich hingezogen hat. Doch ist das Gute dabei, daß wir unserem lieben Doppelkleeblatt um einige Tagereisen näher rücken. Vorigen Sommer wurden unsere drei ältesten Kinder uns verdoppelt. Unsere liebe Marie vereinigte ich selbst mit einem lieben, frommen, kräftigen Pfarrherrn, Gustav Natorp. Wengern in der Grafschaft Mark, in einer wunderherrlichen Gegend an der Ruhr gelegen, heißt der Ort, wo er seine Herde weidet, und wo Marie nun, selig in freudiger Hoffnung, Loblieder singt. Eine kleine Tagereise davon am Rhein [in Ruhrort und in Duisburg] verkünden unsere beiden ältesten Söhne das reine Wort vom Kreuze, und der Herr hat ihnen Weiber gegeben wie Rahel und Rebekka. Der Herr hat unser Haus freundlich gesegnet. Julchen ist bei uns und wie das Morgenrot in unserem Lebenstage, so blühet sie auch und liebet den Einen. Eduard studiert in Leipzig seine Medizin mit Fleiß und Gebet, der Jüngste, Julius, wird Ostern die Schule verlassen, brummt Burschenlieder und will ein Theologe werden. So wächst's heran, knospet, blühet. Und der Stamm? – ei nun, der harret auf den Herrn und wird somit laufen und nicht müde werden, bis er auffährt mit Adlersflügeln.

Nun werde ich Sie und Ihre Lieben dieses Jahr nicht in Dresden sehen, wie ich hoffte. Wilhelm aber muß ich auf jeden Fall vor unserer Abreise umhalsen. Es mag schwer sein, sich in und mit sich selbst ganz zurechtzufinden, wenn man die Kunst, die Darstellung des Idealen, zu seinem Lebenszweck gewählt hat. Eine Glaubenseinfalt, wie ich sie mir in A. Dürer denke, kann vielleicht nur zur Tiefe und Klarheit führen, und diese ist heutzutage schwerer als in früheren kindlicheren Zeiten. Ich hoffe, Wilhelm wird sie erringen und dann mündig sein. So lange noch der Ehrgeiz ihn reitet, ist er noch nicht sein eigener Herr, folglich auch unmündig. Ich schreibe von ihm, als wenn er mein eigener Junge wäre – und so ist's auch, ich bin ja sein Ätti.

*

Der Ätti an W. v. K.s Mutter

Bernburg, den 14. April 1824. Ich kann doch unseren Wilhelm nicht ziehen lassen, ohne ihm ein paar Buchstaben mitzugeben. Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie den lieben Sohn zu uns haben kommen lassen. Er ist meinem Herzen ein rechtes Labsal gewesen und ich habe meine innige Freude an ihm gehabt. Freuen Sie sich, verehrte Freundin, des lieben Sohnes, seiner Kindlichkeit und seiner Männlichkeit, die so schön in ihm vereint sind. Sie können ihn nun auch getrost nach Rom ziehen lassen, obwohl auch ich ihn ungern in dem Italienerlande wissen werde. Der Herr wird ihn aber hüten und schirmen.

Ich werde nun bald mit meinem Hause aufbrechen in ein Land, das ich nicht kenne. Hätte ich nur Abrahams und Jakobs Glauben! er steht auf harter Probe. Wie ein Sterben erscheint mir mein Abzug nach

Bremen. Wilhelm hat auch mit mir und durch mich leiden müssen, ich bin aber auch durch ihn erquickt worden. Der Herr führe ihn frisch und fröhlich in Ihre Arme.

*

Vor einer Entscheidung
Ostersonntag 1824

Der Du in finsteren Wäldern thronst
Wie in der Wolke des Lichtes,
Der du im sanften Wehen wohnst
Wie in dem Zorn des Gerichtes,

Der Du Jahrhunderte unter Dir
Wälzest im Fluge vorüber,
Der Du die Härlein am Haupte mir
Zählst und den Blick „Hinüber"

Tief in mein Auge gepflanzt, das Dich liebt
Und nach den Sternen blicket –
Wische hinweg, was das Auge mir trübt,
Lichte die Nacht, die mich drücket!

Lichte mein Aug' mit des Himmels Licht,
Laß Dein Gebet mich erfüllen
Und verbirg, o mein Gott, mir nicht
Deinen hochheiligen Willen!

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 2. Osterfeiertag [19. April] 1824. Die Sache, die ich Ihnen vorzutragen habe, ist reiflich durchdacht von der klügsten und frömmsten Frau, die ich kenne, meiner Mutter, und von mir selber mit der größten Kälte und Unbefangenheit geprüft und jetzt erwünscht und ersehnt mit dem heißesten Herzen. Ja, mein lieber Atti, ich habe die Perle gefunden, und Gott gab mir die Augen, sie zu erkennen. Wenn nun einer eine Perle findet, so streckt er seine Hand aus, hebt sie auf und hält sie fest, und wenn er auch in drei bis vier Jahren erst die Krone erhoffen darf, deren Zierde sie werden soll. Julchen ist meine Perle, meine liebe, gefundene Perle, und ich befrage in Ihnen, mein lieber Atti, jetzt den Willen Gottes – Ihr Ja oder Nein soll ein Befehl des höchsten Fürsten der Fürsten sein!

Julchen ahnt nichts, und wenn Sie Nein sagen, so wird ihre Ruhe nicht gestört werden, und was mich anbelangt, so würde mich Gott dann auch schon halten. Sind Sie es zufrieden und zufrieden mit Freudigkeit, so sagen Sie das bloß mir und nicht Julchen, damit sie ungestört in ihrer Kindlichkeit bleibt, und ich werde dann zu meiner Zeit schon erscheinen und sehen, ob sie mich auch lieben kann. Meine Mutter läßt Ihnen sagen, daß sie mich in keine Familie lieber hätte heiraten sehen als in die Ihrige, und daß sie Julchen schon liebt mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Ach könnte Julchen diesen Sommer bei meiner Mutter auf dem Weinberge wohnen, in dem stillen Häuschen des Friedens, ich käme dann wöchentlich einmal hinaus und tränke Leben und Liebe aus ihrem Auge. Meine Mutter holte sie selbst noch ab von Bernburg. Doch, das wird wohl nicht angehen, und wir hängen alle drei die Köpfe, wenn wir denken, daß es wohl nicht angehen wird.

Gestern abend ging ich hinaus in den hohen Wald und beredete mich ernstlich mit Gott, aber der Name Julchen tönte laut aus meinem Herzen wie Glockenton. Und in dem Brüllen des Sturmes und in dem Chorgesang der alten Tannen hörte ich nur den Namen des lieben Kindes.

[Nachschrift der Mutter.] Mit gerührtem und sehr freudigem Herzen unterschreibe ich die gewiß frommen Wünsche meines Sohnes. Wollen Sie ihn nicht verwerfen, so erziehen Sie selbst ihn vollends sich und dem lieben Kinde, das ich so gerne Tochter nennen und an mein Herz legen möchte. Ach warum gehen Sie noch ferner – wie soll ich Sie in Bremen finden? Nun, alles dieses sei den Händen und der Führung unsres lieben Herrn übergeben. Er wird es wohl machen mit Ihnen und mit uns! Amen.

*

Der Atti an W. v. K.

Bernburg, April 1824. Du hast noch keinen festen Standpunkt in der Welt – diesen suche erst zu gewinnen. Dazu bedarfst Du der vollen Freiheit Deines Gemütes. Dieses ist bei Dir noch keineswegs in dem Gleichgewicht, worin es sein soll und muß, und dazu bedarf es keiner Liebe und Liebeskorrespondenz, die vielmehr störend einwirken könnte. Hast Du erst Standpunkt und Gleichgewicht gewonnen, dann auch erst kannst Du eine Wahl treffen, wobei der Verstand ebensogut eine Stimme hat als das Herz und die Leidenschaft. Julchen ist noch so jung und noch viel jünger als ihre Jahre. Jetzt bedürfen wir vor allem ihrer ungestörten Heiterkeit. Sie selbst wird sich, ohne sich mit uns Eltern zu beraten, in kein Verhältnis einlassen. Also – befiehl dem Herrn Deine Wege und gib ihm, o Sohn, Dein Herz, so wird er Dir geben, was zu Deinem Frieden dient! Ich zweifle nicht, daß Deine liebe Mutter, die Deinen Wünschen mit zärtlicher Liebe entgegenkam, auch dem, was ich Dir jetzt geschrieben, zustimmen wird. Und somit Gott befohlen!

*

Scheiden und Meiden ist giftiger Schmerz,
Wie die Verdammnis drückt es mich nieder.
Licht meines Lebens, ich kehre nicht wieder,
Leb' wohl, mein Herz!

Alles verloren! Hinaus in die Nacht
Starren die Blicke. Unsinnigem Streben
Hab' ich die Liebe, das Glück und das Leben
Zum Opfer gebracht.

* *

Reise nach Frankfurt und an den Rhein
Mai/Juni 1824
[Spätere Niederschrift]

Um eine kleine Erbschaft zu erheben, die mir von einem verstorbenen Jugendfreunde meines Vaters, dem Weinhändler Nebrich, zugefallen war, reiste ich im Mai 1824 nach der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. mit der Absicht, nach beendigtem Geschäft von da aus auch meine rheinischen Verwandten aufzusuchen.

Da die Art und Weise, wie ich in Frankfurt meinen Zweck erreichte, für die damaligen Zustände bezeichnend ist, so will ich ihrer hier etwas ausführlicher gedenken. Die Behörde, bei welcher das mir zufallende Kapital deponiert war – wenn ich nicht sehr irre, war es die Stadtvogtei – machte mir eine Schwierigkeit, die mich in große Verlegenheit brachte. Um die Identität meiner Person nachzuweisen, hatte ich außer einem eigenhändigen Schreiben des Nebrich, in welchem er mich noch selbst von seiner Absicht, mich erben zu lassen, in Kenntnis gesetzt hatte, meine akademische Matrikel vorgelegt, ferner meine vom Dresdener Oberamt ausgestellte Mündigkeitserklärung, meinen Paß, mein Konfirmations- und mein Taufzeugnis. Nur das letztere, das von Petersburg datiert war, wurde beanstandet, weil die Unterschrift des Pastors von keiner Behörde konstatiert war; diese fehlende Bescheinigung sollte ich beschaffen, andernfalls mir mein Geld nicht verabfolgt werden könne. Ich wandte ein, daß Petersburg dreihundert Meilen weit entfernt sei, und daß meine Konfirmation und Mündigsprechung in Dresden ja auch nur auf Grund der Anerkennung des beanstandeten Zeugnisses habe erfolgen können. Vergebens – entweder ein korrektes Taufzeugnis oder kein Geld!

Da ich nun sehr wenig Neigung empfand, der Petersburger Antwort wegen drei bis vier Wochen in einem teuren Frankfurter Hotel zu liegen, und sehr überzeugt war, daß man mich bloß chikaniere, so wandte ich mich an einen Advokaten. Dieser sagte mir, wenn ich das Zeugnis eines Frankfurter Bürgers erlangen könne, so wolle er versuchen, was sich damit ausrichten ließe; aber der Erfolg würde zweifelhaft bleiben, da die Behörde, wenn sie pointilleus sein wolle, allerdings ein Recht zu ihrem Verlangen habe. Mir fiel Rat Schlosser[1], Goethes Freund, ein, der vor nicht langer Zeit unser Haus besucht und meine Dienste als Führer durch die Museen Dresdens gar sehr in Anspruch genommen hatte. Ich ging zu ihm. Er empfing mich freundlich und hörte mich an, dann aber erklärte er, er wolle gern bezeugen, daß ich ein Sohn von Gerhard v. Kügelgen sei, ob aber der ältere, in Nebrichs Testament genannte oder der jüngere, dafür habe er nur sein moralisches Bewußtsein, das bekanntlich vor Gericht nichts gelte. Er riete mir daher, nach Petersburg zu schreiben und, bis ich Antwort hätte, sein Haus recht viel zu besuchen. Schlosser hätte

[1] Friedrich Schlosser (1780–1851), der Mäzen, Vertreter Frankfurts auf dem Wiener Kongreß, war ein Neffe von Goethes Schwager († 1799).

um so eher für mich zeugen können, als ihn der Erblasser Nebrich selbst mit mir bekannt gemacht hatte, im übrigen schon die Einsicht in meine Papiere ihn vollständig beruhigen konnte. Ich war sehr ärgerlich, antwortete ihm kein Wort und verließ ihn mit einer kurzen Verbeugung.

Was aber nun? – Da schoß mir plötzlich noch auf der Treppe ein rettender Gedanke durch den Sinn. Ich eilte ins Hotel zurück, ließ anspannen und fuhr mit einem Lohnbedienten zum russischen Gesandten, damals einem Herrn v. Arnstetten. Dieser empfing mich gleich mit den Worten: „Ihre Mutter ist eine Zoege v. Manteuffel?" Ich bejahte. „Ich habe sie wohl gekannt zu Kaiser Pauls Zeit; auch Ihren Vater habe ich gekannt. Freut mich, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann." Hierdurch ermutigt, setzte ich dem wohlwollenden Manne die Verlegenheit auseinander, in der ich mich befand, ihn schließlich ersuchend, mir mein Taufzeugnis zu vidimieren. Arnstetten lachte. „Solche Ehre – sagte er – wollen wir diesen schafsköpfigen Pedanten doch nicht antun!" Setzte sich darauf an seinen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf einen offenen Streifen Papier, den er mir dann mit den Worten überreichte: „Gehen Sie mit Gott, mein junger Freund, man wird Ihnen hierauf Ihr Geld nicht länger vorenthalten." Der Gesandte hatte mir außerordentlich gut gefallen, ein jovialer frischer Mann, ein Gott im Vergleich zu all den Steckenpferden, mit denen ich bis dahin in Frankfurt zu schaffen gehabt. Ich dankte ihm freudig und fuhr sofort zur Stadtvogtei, indem ich unterwegs den Zettel las. Da stand denn Folgendes geschrieben: „Ich erwarte, daß dem Vorzeiger dieses, Herrn Wilhelm v. Kügelgen aus St. Petersburg, keine weiteren Schwierigkeiten gemacht und demselben die für ihn deponierten Kapitalien ohne Verzug ausgezahlt werden. v. Arnstetten."

Ich zeigte meinen Talisman vor. Die Herren steckten die Köpfe zusammen, und ich hörte die Worte: „Das ist echt russisch!" Man beriet ein Weilchen, darauf ward ich gefragt, wann ich mein Geld wolle. Ich bat um sofortige Zahlung und nach einer Viertelstunde war ich befriedigt. – Es war allerdings ein trauriges Zeichen für unsere deutschen Zustände, daß der Gesandte einer fremden Macht und noch dazu am Vorort des Deutschen Bundes mit Erfolg so auftreten konnte, wie Herr v. Arnstetten es für mich getan. Ich aber hatte den Vorteil davon, verzieh es daher großmütig und begab mich nun mit frohem Herzen auf die Reise zu den rheinischen Verwandten.

Von Mainz aus gelangte ich mit einem Paquetboot stromabwärts nach Rhens, allwo auf altem Familienbesitz in der sogenannten Wackelburg die Witwe des älteren Bruders meines Vaters mit einigen Töchtern hauste. Brennenden Herzens trat ich dort ein. Eine ältliche, wohl konservierte Frau mit einnehmenden Gesichtszügen saß arbeitend am Fenster, umgeben von ihren Kindern, zwei blühenden jungen Mädchen, Mine-Bas und Lise-Bas, wie sie von den rheinischen Vettern genannt wurden, und einem auffallend schönen jungen Menschen in studentischer Kleidung,

ihrem einzigen Sohne, dem Vetter Joseph[1]. „Ich wünsche Madame Kügelgen zu sprechen" sagte ich. Die alte Dame erhob sich und trat mir freundlich entgegen. Mein Gefühl überwältigte mich, mit den Worten: „Meine liebe, liebe Tante!" umarmte und küßte ich sie. Erschrocken taumelte sie in ihren Stuhl zurück und sah mich zweifelnd an. Der Sohn aber rief: „Das ist gewiß der Vetter Wilhelm aus Dresden!" — und der war es auch und leugnete nicht und fiel allen um den Hals, und die Tante weinte und streichelte mir Gesicht und Haare und sagte: „Bist Du's denn auch wirklich, lieber Wilhelm?" und ich antwortete: „Nun ja, wer denn sonst?!" Es wurde Wein gebracht vom besten selbstgezogenen Gewächs und brauner Tabak, ich mußte rauchen, trinken und erzählen und erzählen hören, daß die Stunden bis zum Abendessen wie Minuten hinflogen. Im Laufe des Gespräches entfuhr mir die Bemerkung, es habe mir geschienen, als wenn die Tante mich anfänglich für einen Wechselbalg gehalten und mit einigem Mißtrauen angesehen hätte. Da erfuhr ich als Erklärung die folgende, allerdings recht sonderbare Geschichte.

Die Tante hatte einen Bruder, der in frühester Jugend nach Rußland auswanderte, dort geheiratet hatte und seit einer langen Reihe von Jahren als Baumeister in Reval domiziliert war. Die Geschwister hatten sich nicht wieder gesehen und nur spärliche Nachrichten von einander gegeben. Nun war vor etwa einem Jahr ein fremder Herr mit einem leichten Reisetäschchen in der Wackelburg erschienen, hatte seine Arme ausgebreitet und war (gerade so wie ich) der Tante um den Hals gefallen, sie mit Küssen bedeckend, indem er weinend ausrief: „Aber Lottchen! Kennst Du denn Deinen einzigen Bruder nicht mehr? Ja, die Zeit verändert die Leute, und auch Du bist nicht mehr das kleine muntere Lottchen, das ich verließ. Arme Schwester! Ich weiß es, es ist seither manches bittre Herzeleid über Dich weggegangen!" Lottchen brach nun auch in Tränen aus und erwiderte die Zärtlichkeit des Bruders und es dauerte eine Weile, bis sie zum näheren Erzählen kamen.

Da zeigte es sich denn, daß der arme Bruder ein Pechvogel gewesen. Durch angestrengte Arbeit war seine Gesundheit in die Wicken gegangen, er hatte sich deshalb zu einer Ausreise bequemen müssen, um Wiesbaden zu brauchen, und bei dieser Gelegenheit die teure Schwester überraschen wollen. In Köln aber war ihm sein Koffer abhanden gekommen, was um so schmerzlicher war, als dieser Koffer außer allen Reiseeffekten und seinen Wertpapieren auch die kostbaren Geschenke enthielt, welche er für die Schwester und deren Kinder mitgebracht hatte. Jetzt mußte er nun den Verwandten schon zur Last fallen, bis der Koffer aufgefunden oder neue Geldmittel von Rußland bezogen seien. — Das alles hätte freilich etwas auffällig klingen können, allein der Herr Bruder erging sich gleichzeitig

[1] Die Tante Christine Charlotte, geb. Braun, war die Witwe von W. v. K.s Vatersbruder Joseph K. (1770—1821) und Mutter von W. v. K.s Jugendliebe Lilla K. (1804—1858, × 1823 mit ihrem Vetter Karl Holthoff.) Der Vetter Joseph war später Notar in Münstermaifeld.

in so reichen Jugendreminiszenzen und war so vertraut mit allen Verhältnissen, daß Bedenken nicht aufkamen und die ganze Familie sich unbefangen der Freude hingab, endlich einmal den fernen geliebten Onkel in ihrer Mitte zu sehen.

Während nun die nötigen Schritte wegen des verlorenen Koffers getan wurden, lebte das geliebte Brüderchen in Herrlichkeit und Freuden bei der entzückten Schwester. Durch das Gerücht seiner Anwesenheit wurden auch andere Verwandte, die ihn früher gekannt hatten, nach Rhens gezogen. Deren Erinnerungen wollten aber nicht immer zu denen des Revaler Onkels stimmen, und so entstand Verdacht. Man unterzog den Fremden allerlei Proben, die er schlecht bestand, und gewann bald die Überzeugung, daß man es mit einem wildfremden Gauner zu tun habe. Jetzt wurde polizeiliche Hilfe in Anspruch genommen, und in einer schönen Nacht drangen plötzlich zwei bis an die Zähne bewaffnete Gensdarmen in das Zimmer des Verdächtigen, um ihn festzunehmen. Aber siehe da! Das Nest war leer, der Verdächtige, der ebenfalls Verdacht geschöpft haben mochte, war verschwunden samt seiner Reisetasche. Steckbriefe flogen jetzt nach allen Seiten und schon nach acht Tagen fand man den Verschwundenen zu Köln in den Armen einer Frau, für deren in Amerika verschollenen Eheherrn er sich ausgegeben hatte.

Nach solchen Erfahrungen war es der armen Tante freilich nicht zu verdenken, wenn es ihr anfänglich bei meiner Umarmung etwas zweifelhaft zu Mute gewesen war. Inzwischen mußte aber doch mein ehrliches Gesicht ausreichend für mich gezeugt haben, denn man frug mich – so wenig wie der russische Gesandte in Frankfurt dies getan hatte – weder nach Paß noch sonstiger Legitimation, sondern erkannte mich schnell und vollständig als vollberechtigten Vetter an und fütterte mich wie einen Prinzen[1].

In dieser schönen Zeit nun hörte ich ab und zu eines gewissen Herrn Sommer Erwähnung tun, eines reichen jungen Ackerbürgers, welcher kürzlich von einer der Cousinen einen Korb bekommen hatte und seitdem nicht aufhörte, die Familie auf alle Weise zu necken und zu chikanieren. Als wir nun eines Mittags bei Tisch saßen, fiel plötzlich ein Schuß dicht unter den Fenstern. Die Tante fuhr heftig zusammen und verfärbte sich. „Das ist der Sommer wieder – sagte Lise-Bas – und das tut er nur aus Bosheit, weil er weiß, daß er die Mutter damit erschreckt."

Paff! fiel der zweite Schuß. „Dem wollen wir bald abhelfen!" sagte ich und eilte ans Fenster. Die Cousinen wollten mich zurückhalten: „Er schießt Dir gerade ins Gesicht, so ein gottvergessener Mensch, wie er ist!" Ich aber hatte schon das Fenster aufgestoßen und schrie hinunter: „Wer

[1] In Erinnerung an diesen Aufenthalt schreibt W. v. K. 1845 an seine (eben von einer Rheinreise zurückgekehrte) Schwester Adelheid: „Der Garten in Rhens ist eines meiner Lieblingsplätzchen in der Welt. Damals wuchsen dort Lorbeern im Freien, aus der alten Mauer blühte und duftete überall der wilde Goldlack hervor und über das tiefe Tal stromaufwärts war ein wunderbarer Farbenhauch gegossen. Ich gestand mir damals ein, noch nie eine so zauberhafte Gegend gesehen zu haben, und die Vorzeit sprach aus ihr lebendig zu mir."

unterſteht ſich da zu ſchießen!" Aus einer Gruppe von Schiffern trat ein junger Mann mit der rauchenden Flinte: „Ich — ſagte er — unterſtehe mich's!" und dabei lud er das Gewehr von neuem. Es entſpann ſich nun ein Wortwechſel. Sommer behauptete, er ſei Jagdpächter, und kein Teufel ſolle ihn hindern, hier nach Schwalben oder wonach er ſonſt wolle zu ſchießen. Ich dagegen erklärte ihm, daß wenn er es ſich weiter beikommen ließe, die Jagd hier unter den Fenſtern auszuüben, ich Sorge tragen würde, daß er beides, Jagd und Gewehr, verlöre.

Als Antwort folgte ein dritter Schuß. Ich ſchlug das Fenſter zu und proponierte meinem Vetter Joſeph, gemeinſchaftlich mit mir den Schlingel abzuprügeln. Der aber meinte, er würde alle Schiffer für ſich und überdem für jeden von uns einen Lauf haben, eine Klage würde wirkſamer ſein. So ſchrieb ich denn einige Zeilen an den Bürgermeiſter des Ortes, ihn erſuchend, meine Tante vor weiterer Ungebühr zu ſchützen. Darauf erſchien denn auch ein anſehnlich breitſpuriger Ratsdiener mit dem Magiſtratsbefehl, das Schießen bei den Häuſern ſofort einzuſtellen.

Sommers Antwort war: „Der Herr Bürgermeiſter könne ihm ſonſt was" und er fuhr fort zu ſchießen. Nun ging ich in Begleitung Vetter Joſephs perſönlich zum Bürgermeiſter, teilte ihm den Effekt ſeines Verfahrens mit und forderte ihn auf, ſeiner Würde Geltung zu verſchaffen. Der aber ſagte lächelnd, wenn der Sommer den Weiſungen des Magiſtrats nicht nachkommen wolle, ſo ſeien ſeine Mittel erſchöpft, und es bleibe nur übrig, ihn höheren Orts zu verklagen; ſolches gerichtliche Verfahren ſei aber eine weitläufige Sache, die mir nur Zeitverluſt, Unkoſten und Ärger verurſachen und den Sommer immer geneigter machen würde, die Familie, die ich ſchützen wolle, erſt recht zu kränken; zudem ſei der Erfolg im vorliegenden Falle fraglich. Er riete mir, meinerſeits die Sache fallen und den ganzen Handel ihm zu überlaſſen, er werde den jungen, etwas wilden Menſchen gewiß in guter Stunde zur Einſicht bringen; ſich vertragen ſei immer beſſer als ſich ſchlagen. Ich war aufs äußerſte empört. „Herr Bürgermeiſter! — ſagte ich endlich — ich ſehe nur zwei Wege: Entweder Sie verklagen Sommer, oder ich wende mich morgenden Tags nach Coblenz und verklage Sie. Und nun erſuche ich Sie zum letzten Male, meine Klage zu Protokoll zu nehmen." Da langte der Beamte nach Feder und Papier, ſchrieb nieder, was ich ihm erzählte, und durfte nichts auslaſſen, ſelbſt nicht die Antwort, die der Schwalbenſchütze dem Amtsboten gegeben; endlich Punktum und Streuſand drauf, das Protokoll wurde vorgeleſen, genehmigt und unterſchrieben.

Inzwiſchen hatte der Bürgermeiſter, wahrſcheinlich in der wohlmeinenden Abſicht, noch einen letzten Sühneverſuch zu machen, den Sommer aufs Rathaus zitiert. Ob er kommen werde, mußte freilich abgewartet werden, aber ſiehe da — nach Verlauf einer Viertelſtunde trat der Friedensſtörer wirklich im Amtslokale ein, in einer runden Stalljacke und Reiterſtiefeln, die Peitſche in der Hand; er ſah trotzig und verbiſſen aus. Der Bürgermeiſter ſagte ihm, es ſei ſoeben eine Klage wider ihn

zu Protokoll gegeben worden, ehe sie aber ihren Weg nach Coblenz ginge, möge er sich äußern, ob er die Wahrheit der Aussage in allen Punkten anerkenne. Das Schriftstück ward nun noch einmal verlesen, Sommer hatte nicht das Geringste einzuwenden, der Bürgermeister reichte ihm die Feder und zu unser aller Erstaunen setzte Sommer seinen Namen unter die unsrigen.

Jetzt wandte ich mich an ihn: Es täte mir aufrichtig leid, nicht in der Lage gewesen zu sein, seine Bekanntschaft auf angenehmere Weise zu machen. Meiner Meinung nach hätten wir beide gefehlt, er hätte nicht schießen und ich ihn auf höflichere Weise ersuchen sollen, das Schießen einzustellen. Er möge mir meine Aufwallung verzeihen, so wie ich erbötig sei, die Klage gegen ihn fallen zu lassen, wenn er hier in Gegenwart des Herrn Bürgermeisters auf Ehrenwort erklären wolle, daß er sich in Zukunft ähnlicher Neckereien gegen das Haus meiner Tante enthalten wolle. Darauf erwiderte er, es sei ihm nicht entfernt eingefallen, meinen Verwandten, die ihm herzlich gleichgültig seien, necken oder beleidigen zu wollen, es hätte ihm nur Vergnügen gemacht, nach den dort zahlreichen Schwalben zu schießen; er würde daher gern das gewünschte Versprechen gegeben haben, wenn nicht eine Drohung damit verbunden wäre. So aber würden die Leute sagen: Nun hat der Sommer doch zu Kreuze kriechen müssen, und solchen Reden sich auszusetzen, sei er nicht der Mann. Bei dieser Negation blieb er unerschütterlich trotz aller Bemühungen des Bürgermeisters. „Der Sommer kriecht nicht zu Kreuze!" – „Nun – sagte ich – so geht morgen der Bericht nach Coblenz ab." – „Mir ganz egal! – erwiderte Sommer – ich hab' Geld, und die Herren in Coblenz tun mir nichts, das weiß auch der Bürgermeister aus Erfahrung. Die Sache kann mich nur aufs angenehmste unterhalten."

Da vermaß ich mich zu sagen: an Geld fehle es auch mir nicht, und was gute Freunde anlange, so schmeichle ich mir, deren einflußreichere zu haben als Herr Sommer. Meine Verwandten vor Beleidigungen zu schützen, sei ich fest entschlossen und verpfände hiermit mein Ehrenwort, daß ich nicht eher ruhen würde, bis die Jagdgerechtigkeit einem Menschen genommen wäre, der sie so arg mißbrauche. Ich würde nötigenfalls zu diesem Zweck bis an den König gehen – und damit verließ ich samt meinem Vetter das Rathaus.

So standen nun die Sachen und ich war ganz zufrieden mit mir selber. Als ich aber des Abends auf mein Zimmer kam, um mich zu Bett zu legen, fiel mir das Verrückte meines Benehmens wie eine Last aufs Herz. Ich hatte mich in einen ärgerlichen, vielleicht sehr kostspieligen Handel eingelassen, der mich an der Weiterreise hindern und unterdes die Lage meiner schutzlosen Tante nur verschlimmern konnte; hatte sogar mein Wort gegeben, nicht nachzulassen, bis Jenem die Jagd genommen sei. Hatte ich mich nicht so zweckwidrig betragen wie ein rechter Dummkopf? Warum war ich, statt jenen übermütigen Flegel, dem ich nicht das Geringste zu befehlen hatte, so großbrotig anzuherrschen, nicht lieber zu ihm

hinuntergegangen, um ihn durch ein vernünftiges Wort von seinem Unfug abzubringen? Und nötigte er mich wirklich zur Klage, hätte ich es dann nicht ruhig der öffentlichen Gerechtigkeit überlassen sollen, auf welche Weise sie ihn zur Ordnung führen wollte, ohne ihm meinerseits eine bestimmte Strafe im voraus zuzusichern? Doch alle diese Erwägungen kamen nun zu spät – ich mußte die Suppe ausessen, die ich mir eingebrockt, und keine Macht der Erde konnte, ohne meine Ehre zu verletzen, wieder gut machen, was ich verdorben. Morgen, dachte ich, wird der freche Schlingel wiederkommen und wieder schießen, und was wird dann?!

Ratlos ging ich im Zimmer auf und nieder. Gab es denn Niemand, der mir helfen konnte, die Sache auch jetzt noch zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen? Aber nein – hier war kein russischer Gesandter und Zettelschreiber, und wenn auch einer dagewesen wäre, so war doch mein Ehrenwort verpfändet und mußte eingelöst werden, so oder so. Trotz aller Connaissancen, deren ich mich gerühmt hatte, kam ich mir unbeschreiblich hilflos vor. – Da gedachte ich eines Freundes, der sogar noch mächtiger als der russische Gesandte ist, und dessen ich in den Zerstreuungen der letzten Zeit nur zu wenig gedacht hatte. Das Schriftwort trat mir ins Gedächtnis: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten", ich warf mich auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott. Da kam eine große Ruhe über mich, und ich wußte, daß Er mir helfen würde. Nun riß ich das Fenster auf, unter welchem der Rhein vorüber rauschte, und meine jubelnde Seele ergoß sich in heißem Danke gegen ihren himmlischen Vater.

Als ich am andern Morgen, nachdem ich noch einige Stunden süß geschlafen, mich eben fertig machte, um mich wohlgemut beim Familienfrühstück einzufinden, klopfte es an meine Tür, und ein freundlicher alter Herr trat ein, der sich mir als den Ortsgeistlichen vorstellte. Ich möge entschuldigen, sagte er, daß er zu so ungehöriger Stunde beschwerlich falle, aber es führe ihn eine Mission zu mir, die keinen Aufschub gestatte. Wir setzten uns, und nun erfuhr ich folgendes: Sommers Mutter hatte gestern abend zufällig etwas von meinem Handel mit ihrem Sohne erfahren, hatte diesem Vorstellungen gemacht und, da sie ihn nicht bewegen konnte nachzugeben, schon am frühesten Morgen nach ihrem Beichtvater geschickt und diesen beschworen, den Frieden zwischen mir und ihrem Sohne herzustellen, ehe die Klage abgehe. Es sei eine liebe gute Frau, die Madame Sommer, aber sie habe ihren Sohn die Rute zu wenig fühlen lassen und ernte jetzt die Früchte ihrer Schwäche in mannigfachem Verdruß, den er ihr mache. Diese Sache aber habe sie ganz besonders angegriffen; wie er (der Pfarrer) vermute, weil ich vom Könige gesprochen, von dessen Einmischung sie die entsetzlichsten Folgen fürchte, eine Auffassung, bei welcher er sie gern gelassen. Übrigens sei er durch den Herrn Bürgermeister schon am Abende zuvor ganz au fait gesetzt gewesen und müsse gestehen, daß meine Forderung ihm recht und billig erscheine. Das sehe denn auch endlich der junge Sommer ein und sei jetzt ganz erbötig,

mir das geforderte Versprechen abzulegen, wenn ich als Zeichen meiner versöhnlichen Gesinnung es nicht verschmähen wollte, heute morgen das Frühstück bei ihm einzunehmen. Ich sagte das zu, indem ich erwiderte, daß ich überhaupt nichts anderes bezweckt habe, als meinen Verwandten Ruhe zu verschaffen, und wenn ich dies in Frieden erreichen könne, so würde ich natürlich deshalb keinen Krieg führen.

Wie schwoll mir doch das Herz voll Dankbarkeit gegen Gott, der mir so treulich geholfen! – Fröhlich ging ich hinab zu den Meinigen, die sich über den Zweck jenes geistlichen Besuches bereits den Kopf zerbrochen hatten, um sie von der günstigen Wendung meines Handels in Kenntnis zu setzen. Da sah ich denn erst recht, wie übel mein Freund Sommer bei ihnen angeschrieben stand, denn sie wollten mich durchaus nicht gehen lassen: er würde mich vergiften, von seinen Knechten durchprügeln lassen oder sonst zu Schaden bringen; den Herrn Pfarrer, der durchaus kein lux mundi sei, habe er jedenfalls nur als Lockvogel gebraucht. Ich aber wußte, was ich wußte, und ging getrosten Mutes. Sommer empfing mich in der Haustür und führte mich in ein schönes Zimmer, wo bereits eine imposante Collation für uns beide aufgetragen war. Wir setzten uns. Mein Wirt war heute wie ausgetauscht. Gern hätte er schon gestern meiner Forderung genügt, sagte er, wenn nicht das Rathaus gewesen wäre und das lauernde Gesicht dieses schafsköpfigen Bürgermeisters; es wäre wider sein Ehrgefühl gewesen, sich zwingen zu lassen, aber heute täte er's freiwillig. Und damit reichte er mir die Hand: „Ich schieße dort nimmer wieder, auf Ehre nicht! Sind Sie zufrieden?" Ich schlug freudig ein, und Sommer überbot sich in Artigkeiten, stellte mir sogar sein Pferd, seine Gewehre und sein Jagdrevier zur Verfügung, wovon ich allerdings keinen Gebrauch machte. Wenige Tage darauf verließ ich Rhens, um mit leichterem Herzen meine Reise fortzusetzen.

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 25. Juli a. St. 1824. Also Wilhelm ist von seiner anmutigen Rheinreise zurückgekehrt und erzählt Euch von den unbekannten lieben Verwandten. Es kommt mir ganz sonderbar vor, daß Ihr noch andere Verwandte habt außer uns. Erzähle mir doch bald einiges von diesen Cousinen.

Wie sehr begreife ich die Angst und Sorge Deiner lieben Mutter, als Wilhelm so lange nicht geschrieben hatte. Du hast recht: die Genies! Doch nein – Wilhelm kann seine Lieben nur betrüben aus Vergeßlichkeit, und er macht es dann von Herzen wieder gut. Der Arme wird genug gelitten haben, als er erfuhr, wie sehr sich das treue Mutterherz geängstigt hat.

*

W. v. K. an seine Mutter

Mainz, den 14. Juni 1824, abends. Du wirst sehr ungehalten sein, meine liebe Mutter, und mit Recht, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen; ich kann aber zu meiner Entschuldigung durchaus nichts

anführen, als die mir von Gott anvertraute Nachlässigkeit. Indessen Du hast mich bei den Verwandten gewußt und wirst gedacht haben, daß ich zum Schreiben zu zerstreut war. Ich freue mich, bald wieder bei Dir zu sein und Dir erzählen zu können – ich habe die meisten von der Familie kennengelernt und bin sehr fidel gewesen. Lilla [vgl. S. 58 Anm.] war nicht in Rhens, sie ist bei Justina in Lörzweiler, und dahin will ich denn morgen noch auf zwei Tage gehen – dann habe ich sie alle gesehen. Ich bin überall entsetzlich aufgehalten worden. Die Leute wollten mich gar nicht mehr von sich lassen, und ich habe mich recht mit Grobheit losreißen müssen. In Bacharach beim Vetter Diele wollte ich einen Nachmittag bleiben und blieb drei Tage. Bewundernswürdig gut ist mir der Wein bekommen; ich trank im Anfang mäßig und bin zuletzt so weit gekommen, daß ich mit meinen Vettern Schritt halten konnte, ohne im geringsten Übelbefinden oder Hitze zu verspüren. Nun freue ich mich darauf, in Dresden wieder ein ganz mäßiges und stoisches Leben zu führen.

O wäre ich doch schon so weit, daß ich mich gerade in den Schnellwagen setzen könnte und zu Dir zurückfahren; bloß der verdammte Wechsel hält mich hier noch auf, sonst könnte ich heutigen Tages die Rückreise antreten. Ich werde wohl mit Timo zu gleicher Zeit in Dresden eintreffen und wünschte nicht, daß er eher käme, es würde ihm doch zu fremd da sein, da Du auf dem Lande wohnst.

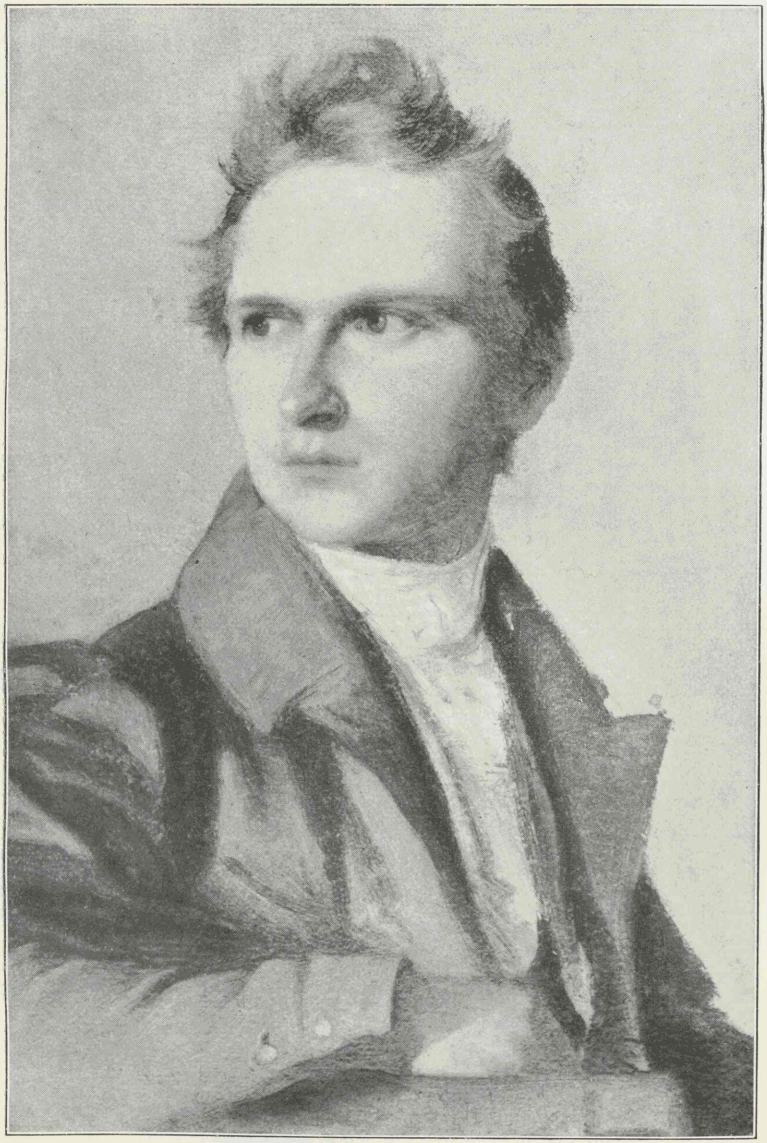
Denke Dir, ich bin, um den Cornelius[1] kennenzulernen, bis Düsseldorf gegangen. Der Mann hat mir außerordentlich gefallen, und seine Schüler sind allesamt verliebt in ihn, er gibt sich ihnen aber auch ganz hin und ist ihnen alles in allem. Er hat mich eingeladen, ich sollte zu ihm kommen und Fresco malen lernen, ich will mir aber die Sache erst mit Dir überlegen. Ich habe wunderschöne Zeichnungen von ihm gesehen, und das ganze Wesen in Düsseldorf hat mir den Kopf schier verrückt. Mit Anschütz[2] und einigen anderen Dresdener Kameraden bin ich auch ein paar Tage zusammen gewesen.

Sie alle haben mich bestürmt, doch nach Düsseldorf zu kommen, und vielleicht tue ich's auch später, anstatt nach Rom zu laufen. Cornelius vertraut seinen Schülern die größten Wandgemälde an und geht ihnen nur manchmal ein bißchen zur Hand mit seinem Rate. Der junge Hermann[3] aus Dresden hat jetzt einen Carton gezeichnet von vielen lebensgroßen Personen und wird ihn auch diesen Sommer selbst mit Hilfe von einigen anderen jungen Leuten in Bonn auf die Wand malen. Dieser Hermann hatte eine solche Freude, als ich eintrat, daß er beinahe von

[1] Peter Cornelius (1783–1867) war, bevor er 1826 nach München übersiedelte, seit 1819 Direktor der neubegründeten Kunstakademie zu Düsseldorf.

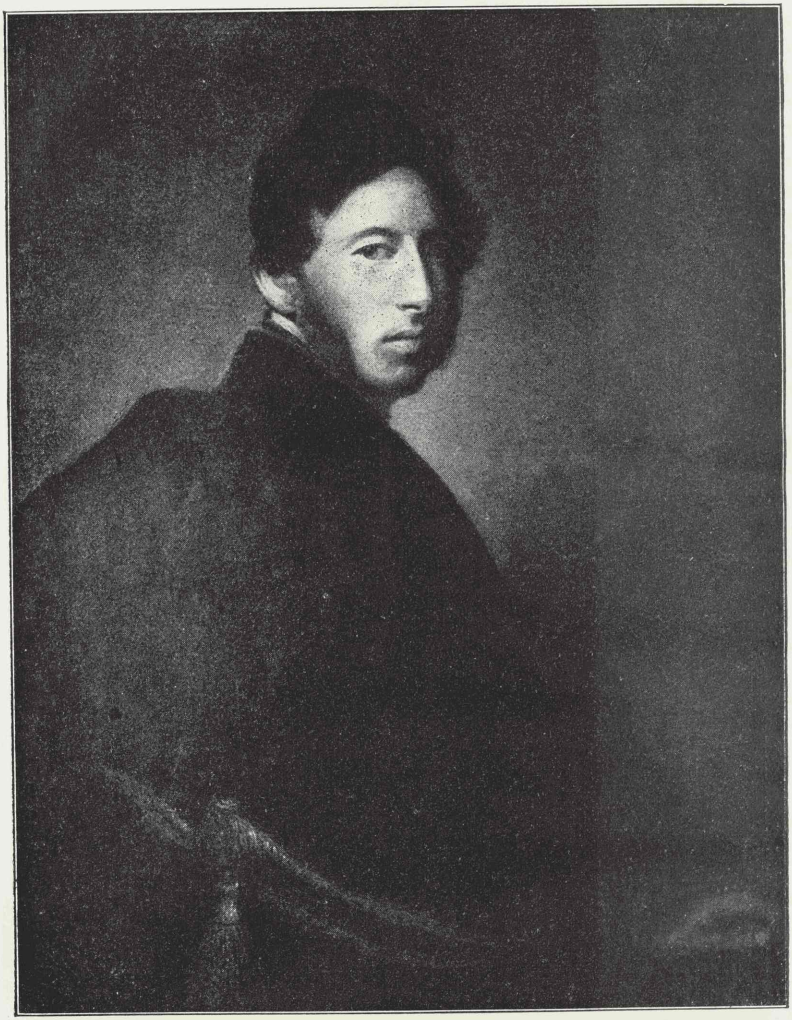
[2] Hermann Anschütz (1802–1888), Schüler von Hartmann in Dresden, seit 1822 in Düsseldorf bei Cornelius, mit dem er 1826 nach München ging.

[3] Carl Hermann (1802–1880), in Dresden Schüler von Hartmann; vgl. Jug.-Er. S. 282. Cornelius übertrug ihm die Fresken für die Universitätsaula zu Bonn, von denen er mit J. Götzenberger und E. Förster zusammen die „Theologie" fertigstellte; 1826 ging er mit Cornelius nach München.



Wilhelm v. Kügelgen

Ölgemälde von Timoleon Neff 1824/5



Timoleon v. Neff

Selbstbildnis. Ölgemälde in den Uffizien zu Florenz

„Mein täglicher Umgang ist ein junger Livländer, Timoffey Neff, der sich durch ein großes Talent für alle Art von Bildnerei auszeichnet; wahrscheinlich wird er künftigen Herbst mein Begleiter nach Rom sein."

W. v. K. an den Ätti am 21. Dez. 1824

seinem Gerüste gestürzt wäre. Er sagte, es wären so viel große Bestellungen da, daß mir Cornelius gewiß auch eine übertragen würde, wenn ich nur ein halb Jahr erst mit ihm gearbeitet hätte – ich wollte aber diese großen Bilder gern den Ärmeren überlassen, wenn ich nur mit so vielen anderen braven jungen Leuten gemeinschaftlich studieren könnte.

Ach, liebe Mutter, ich habe in Düsseldorf ein Leben gesehen, wie es unter Raphael in Rom gewesen sein muß. Ich bin gewiß auf dieser Reise weiter gekommen in meiner Kunst, ich werde jetzt mit ganz anderer Lust und in einem ganz anderen Geiste arbeiten und freue mich auf meine Kompositionen in Dresden wie ein Toller. Diese brutale Kaufmannsreise ist mir doch sehr nützlich geworden in vielerlei Hinsicht, ich habe jetzt eine weit freiere Kunstansicht als früher. Wenn ich meine angefangenen Arbeiten fertig habe, will ich anfangen, Fresco zu malen; ich habe mir alles dazu Nötige aufgeschrieben und freue mich wie ein Kind darauf.

Ehe ich zurückkomme, schreibe ich Dir noch einmal von Frankfurt aus. Grüße mein Schwesterchen und auch die guten alten Poncets [vgl. Jug.-Er. S. 177]. Ängstige Dich nicht um mich, ich bin in Gottes Händen.

*

Eine Geschichte[1]

Man sagt zu allen Sachen
Nicht immer: wohlgetan!
Doch gibt es alte Geschichten,
Die man nicht vergessen kann. –

Durch Ginster und Gerölle
Schlang sich der Weg hindurch
Bis zu des Berges Krone,
Der alten Ritterburg.

Dahin hatt' ich geleitet
Ein schwaches Frauenbild,
Fast hatt' ich sie getragen
Und keine Last gefühlt.

Nun lehnte sie ermüdet
An der bemoosten Wand
Des alternden Gemäuers
Und sah hinab ins Land.

Da trieb mir ihren Schleier
Der Wind ins Angesicht.

[1] Dieses durch seine Heinesche Tonart besonders interessante Gedicht ist hier eingefügt, obwohl kein fester Anhalt besteht, daß das ihm zugrunde liegende Erlebnis gerade in diese Rheinreise fällt. Jedenfalls ist es vor W. v. K.s Verlobung (1826), also vor Heine, entstanden. Daß ihm ein Erlebnis zugrunde liegt, ist daraus zu schließen, daß es unter allen seinen, von W. v. K. selbst zusammengestellten Gedichten das einzige sein würde, das nicht als Niederschlag eines besonderen inneren oder äußeren Erlebnisses oder aber für einen bestimmten Zweck entstanden wäre.

Den konnt' ich leise küssen –
Allein sie merkt es nicht,

Sie hob die Hand und zeigte
Still in die Welt hinab –
Da zog ich das Gewebe
Von meinen Augen ab.

Die Sonne war schon nieder,
Strahlt' ihren goldnen Schein
Nur noch in Dunst und Wolken
Zum Lebewohl hinein.

Der ganze Himmel flammte
In Feuerglut und Licht,
Und drunter lag die Erde
Wie ein Vergißmeinnicht.

Es war ein Bild so prächtig,
So zauberhaft und schön,
Wie's nie kein Maler malte –
Doch mocht' ich's gar nicht sehn,

Denn sie war ja viel schöner
Als aller Farben Licht,
Ich sah allein ihr liebes
Verklärtes Angesicht.

Ich sah sie an und träumte,
Ich sah nur sie allein,
Bis allgemach verglühte
Des Abendlichtes Schein.

Da wandte sie das Auge
Und sah mich plötzlich an,
Und ich – – sah weg, als hätt' ich
Was Unrechtes getan.

Sie aber hat mich leichthin
So mit der Hand berührt
Und sprach: „Wir wollen gehen,
Weil es schon dunkel wird."

Da führte ich sie wieder
Bergab den steilen Pfad,
Wobei sich nichts Besondres
Mehr zugetragen hat.

Am andern Morgen zog sie
Weit in ein fernes Land.
Ich aber bin ganz einsam
Den Berg hinauf gerannt,

Und habe das Gemäuer,
Wo sie gelehnt — geküßt.
Das ist die ganze Geschichte,
Wie sie geschehen ist.

* *

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. Oct. a. St. 1824. Gestern erhielt ich Deinen Brief, und heute schon muß ich Dir antworten — so stark hast Du an dem Seile gezogen, das uns verbindet von hier bis Dresden. Als ich den Brief meinen Kindern vorlas, rührte mich, was ich aussprach, durch meine eigene Stimme, die sich nach Deiner Stimmung in Moll umwandelte. Ich will Deinen Brief beantworten mit einer Dir zufliegenden Seele voll Mutterliebe und als säßest Du neben mir in Deiner alten Höhle in Poll.

Ich hoffe, Dein Onkel Kügelgen wird Dir schon längst geschrieben und einen Teil des Nebels verscheucht haben, der sich zwischen das arme Estland und Deine Seele gelagert hatte, denn anders kann ich es mir gar nicht erklären, daß Du Dich auf einmal hier gehaßt glaubst und gar für Deine Mutter fürchtest, daß sie hier keine Stille und Ruhe finden und zur Zielscheibe des Spottes werden könnte. Nein, mein Wilhelm, das würde hier nicht schlimmer sein als überall. Ich verschweige hier meinen Glauben nicht und bin doch still, ruhig und freudvoll geblieben, wenn ich schon weiß, daß spottlustige Menschen zuweilen über uns spotten. Im Grunde ist es so übel nicht gemeint, und ich lache wohl selbst mit, wenn ich an die Ansicht denke, die sie von meinen Handlungen haben müssen. So denke ich jetzt, wie sie mich darum lächerlich machen, daß ich mich mit drei krätzigen verwahrlosten Pflegekindern schleppe — und unklug ist das auch, aber nicht ungöttlich, denn es geschieht auf Gottes Befehl. Daher lächle ich mit meinem Bruder Peter, wenn er darüber spottet, und tue doch freudig, was er belacht — und, glaube mir, er liebt und ehrt uns trotz dieser Zoegeschen Unart. Ein Spottgeist ist in uns allen. Krummacher hat wohl recht: wir wissen nicht, was göttlich ist, sondern was menschlich ist — aber Du, mein Wilhelm, darfst nicht mehr stumpf und traurig werden über diese Wahrheit! Blicke auf zum Herrn und, was auch der Feind für Unkraut säe, tue Gottes heiligen Willen und folge Seinem höchsten Gebote der Liebe!

Wenn Du mir sagst: Es ist kaum möglich, daß Gott in einem heißen, lebendigen Herzen wohnen kann, so widerspreche ich Dir und sage: Eben weil ein heißes Herz so unaussprechlich selig werden kann, so wehrt ihm der Satan, so viel er kann, diese Seligkeit zu finden; und für ein heißes Herz ist das Gebot gegeben: von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, aus allen Kräften — das kann ein Wilhelms-Herz alles halten! und das ist genug, mehr verlangt der Herr nicht, ohne Wissen und Verdienst kommt dann das Göttliche von Ihm.

Um Dich darüber zu beruhigen, wie man hier von Dir denkt, so laß mich Dir erzählen, wie Dein Brief an Deinen Onkel aufgenommen ward.

Ich weiß nicht, was er über Dich zu klagen haben konnte – tröste Dich, es war nur eine Kunstansicht, sagte mir Tante Emilie, wo Du seinen Weg nicht gehen wolltest – genug, Dein Brief hat sein gutes Herz ganz durchwärmt. Diesen Brief las uns Emilie vor, und ich glaube, der Herr war bei Dir, als Du ihn schriebst. Bei der Stelle, wo Du Dein Geld dem Onkel anbietest, räusperte sich mein Bruder Heinrich auf einmal und stand auf, er hatte Tränen in seinen Augen. „Herrlicher Junge!" sagte er, und später, als alles vergessen schien am Teetisch, wiederholte er: „Herrlicher Junge!" Die liebevolle Art, mit welcher Du Dich dem Onkel nahest, hat mich entzückt. Es ist Dir ganz gelungen, jeden Schatten der Unzufriedenheit zu tilgen, Du bist geliebt, wie Du es noch nicht warst, von allen Verwandten – und vorher war's auch nicht wenig – nur wie gesagt, Dein Onkel Kügelgen war mit dem Wege seiner beiden Neffen nicht zufrieden gewesen. Doch beide haben ihn versöhnt, auch Gerhard hat ihm sehr gut geschrieben.

Du, mein Wilhelm, wirst nie gehaßt werden – Du hast eine Johannesseele bei allem Reichtum der Phantasie. Wache nur über dieses unbändige Roß und zwinge es zum Dienst des Herrn, so wird es Dich nicht verhindern, auch überall Liebe zu finden, Du geborener Liebling Gottes und der Menschen! Ich zittere aber manchmal bei der Befürchtung, daß Du es für ein Verdienst Dir zurechnen könntest, gehaßt zu werden. Zinzendorf sagt: Ein Bruder hat dahin zu sehen, daß er geliebt werde, und suche den Schaden in sich, wenn es nicht geschieht. Eigensinn, Rechthaberei, Trotz, das sind unsere oft zu warm sitzenden Teufel; wo Gott die Sonne scheinen läßt, möchten wir gern in Finsternis hinausstoßen, und die Güte, sich in die Seele des Anderen hineinzudenken, will man aus Stolz nicht lernen. Das Hauptgebot wird so oft vergessen, indem man wie Petrus die Ohren abhaut. Hüte Dich davor! Du sollst nie gehaßt, sondern immer geliebt werden, Willi – dazu hat Gott Dich bestimmt.

Dein Brief ist in trauriger Stimmung geschrieben, was so natürlich durch das Übelbefinden Deiner Mutter entstand. Gott schenke ihr doch die kostbare Gesundheit wieder, wie Er sie mir wiedergeschenkt hat und dazu so viel Gutes. Mein Haus scheint mir ein Himmel. Meine Töchter haben den Vormittag jede ihr Pflegkind vor, die sitzen dann um den kleinen Tisch mit ihrer Arbeit wie eine kleine Pflanzschule, der ich Gedeihen von Gott erbitte. Jede hat nun Arbeit vollauf, und daraus erwächst Vergnügen, Heiterkeit, oft Jauchzen und Scherze und Sprünge, wenn es die Treppe hinunter geht zum Speisen oder zum Tee und zur Abendpromenade im Saal, der noch nie so rosenrot, silberrein und ausgeschmückt uns empfing wie jetzt. Wir denken dann jedesmal Deine liebe Mutter mit dem Strumpf in der Hand da wandeln zu sehen und Dich und die Kleine neben uns – unvergeßliche Zeit! Möge sie wiederkehren! Wir leben in der Hoffnung, der lieben, freudigen, aufatmenden Hoffnung auf ein Wiedersehen, hier schon im Erdenleben – Pollsches Wiedersehen! Wenn wir aber nach Gottes Willen getrennt bleiben sollten für dieses

Leben, so haben wir uns zu beugen. Es wäre traurig, aber wir sollen nicht jetzt schon über den bloßen Gedanken weinen. Solche weinerliche Menschen sind mir recht zuwider, die nicht wie Bienen aus Allem Honig saugen, sondern sogar, wenn sie überzeugt sind, daß Gott sie überschüttet mit Gnade, immer noch wimmern und mehr verlangen.

*

Die Cousine Antonie v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester Adelheid

Poll, den 26. Nov. 1824. Wilhelm schreibt an Vater, daß sie jetzt mit Timo so fleißig aus dem Zauberring[1] komponieren. Wie gerne möchte ich diese Bilder sehen, denn es interessiert mich unbeschreiblich, weil wir eben jetzt ihn lesen. Er ist so reich an Bildern, daß wir oft ausrufen müssen: Ach, wie schön ließe sich das komponieren! Blancheflour und der Ritter Folko von Montfaucon sind meine Lieblinge. Adchen, schreibe mir doch, ob Du einige dieser Kompositionen kopierst. Das war ja immer Deine Sonntagsfreude hier in Poll, die Du so emsig betriebst, daß Deine Wänglein hochrot davon wurden.

*

Der Atti an W. v. K.

Bremen, Dec. 1824. Wenn ich Dich betrübt habe, Du lieber Wilhelm, so konnte das nicht anders sein; aber mein Herz und meine Liebe ist darum keinen Augenblick und um kein Hälmchen breit von Dir gewichen und wird es nimmer tun. Ich kenne Dich ja so lange, und Du bist mir ein Sohn geworden; Du müßtest es arg anfangen, wenn Du aufhören solltest, mir dieses zu sein. Deine Unruhe, Dein Fleisch und Blut und Dein Ungestüm habe ich nur angreifen und besänftigen wollen, und das hast Du, armer Junge, ja oft nötig gehabt und wirst auch ferner noch des Mahners bedürfen, der Dir zuruft: Du meinst nicht was göttlich ist, sondern was menschlich ist, und darum führt Dich Dein himmlischer Freund und Führer in so mancherlei eigene Lagen. Ich hoffe mit Vertrauen, Du wirst immer geläuterter daraus hervorgehen.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 21. Dec. 1824. Zuerst vielen, vielen Dank für Ihren lieben Brief, der mir einen sehr frohen Tag machte und mich beruhigt hat. Ich danke Ihnen für Ihre Liebe; möchte ich Ihnen doch nie Ursache geben, sie von mir abzulenken! Daß Sie im Anfange in Bremen von allerhand Unruhen und Zerstreuungen herumgetrieben werden würden, ließ sich voraussehen; nun aber, hoffe ich, werden Sie wieder im gewohnten Gleise sein und sich einer gewissen Behaglichkeit erfreuen, die doch einmal eine Bedingung unseres Erdenglückes ist.

---

[1] Friedrich Baron de la Motte Fouqué: Der Zauberring. Ein Ritterroman. 3 Teile. Nürnberg, bei Joh. Leonhard Schrag 1812. – Eine der Zeichnungen W. v. K.s zum „Zauberring" (Teil III, Kap. 24 Schluß und Kap. 25: Otto v. Trautwangen schützt seinen Vater Hugh) ist infolge einer irrtümlichen Deutung des Bildes bereits in unserer Ausgabe der „Jug.-Er." (bei S. 337) als „Der erste Ritter Kügelgen" veröffentlicht worden.

Ich meinerseits lebe recht zufrieden hier in Dresden, einzig und allein mit meinem Studium beschäftigt und im Umgang mit sehr wenigen Menschen. Mein Studium fängt nun an mir leichter zu werden und sich in praktische Kunstausübung und eigenes Hervorbringen umzugestalten, sodaß ich gewiß, wenn Gott mir meinen Willen läßt, künftigen Herbst nach Rom ziehen werde, um dort im Wetteifer mit anderen jungen Malern mich zum Meister auszubilden. Und dann gehe ich und vergrabe mich am Strande der Ostsee mit meiner Mutter und meinen Geschwistern unter einer Hütte Dach, muß aber vorher noch nach Petersburg, um durch Verfertigung eines tüchtigen Bildes mich der Unterstützung des Kaisers würdig zu zeigen. Dies ist so mein Lebensplan, den ich mir nach meinen und der Meinigen Bedürfnissen ausgesonnen habe, mein äußerer Lebenspfad, auf dem sich's recht gemütlich wird zum Grabe pilgern lassen.

Mein Bruder ist von der Universität abgegangen und lebt bei einem christlichen Edelmanne auf dem Lande unfern des Meeres, auf dem Gute Piersal bei einem Herrn v. zur Mühlen. Dieser ist ein in aller Art ausgebildeter Mann und, wie Gerhard schreibt, fertiger Mensch. Mein Bruder liebt ihn sehr und sagt, er lerne viel bei ihm, denn Mühlen betreibt die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen und wendet die Thaerschen Theorien mit dem glänzendsten Erfolge auf den estnischen Boden an. 1826 wird Gerhard herauskommen, noch etwas in Deutschland reisen und dann seine Mutter und Schwester nach Estland zurückbringen. Es ist eine rechte Gnade Gottes, daß Gerhard wieder zu einem christlichen Manne gekommen ist und nicht zu einem Spötter, deren es dort zu Lande ebenso viele gibt als hier bei uns. Meines Bruders Entwicklung wird einst auf unsere Gesamtfamilie von größerem Einfluß sein als die meinige, und daher interessiere ich mich auch beinahe mehr für ihn als für mich selber.

Meine Mutter ist seit nun zehn Wochen wieder bettlägerig gewesen, sie litt an einer gänzlichen Erschlaffung aller ihrer Kräfte. Ihre Nerven waren äußerst empfindlich, sodaß sie nach empfangenen Besuchen, wenn nur etwas viel gesprochen wurde, gleich die heftigsten Schmerzen in Kopf, Rücken und Brust bekam, die Tage lang anhielten, daher wir auch eine Zeit lang niemanden mehr zu ihr ließen; aber es ist schwer, Hausfreunde, die aus inniger Teilnahme und Liebe kommen, abzuweisen. Jetzt geht es nun schon besser, sie kann schon mehrere Stunden des Tages außer dem Bette zubringen und sprechen und sprechen hören, soviel sie will. Übrigens war sie während dieser ganzen Zeit immer sehr freundlich und geduldig. Adelheid hat sie treulich gepflegt und dabei immer ihr Lernen fortgesetzt. Sie spielt sehr fertig die Harfe, treibt Englisch und Französisch und hat überdem noch Kochstunden mit elf anderen jungen Mädchen zusammen, in welchem Fach sie sich auch privatim fleißig übt zu meiner großen Freude.

Mein täglicher Umgang ist ein junger Livländer, Timoffey Neff, der sich durch ein großes Talent für alle Art von Bildnerei auszeichnet; wahrscheinlich wird er künftigen Herbst mein Begleiter nach Rom sein. Es ist

unglaublich, wie viel man lernt, wenn man mit einem anderen zusammenarbeitet und wetteifert. Wie wird das erst in Rom sein! Ich werde gerade noch zu Ende des großen Jubeljahres nach Rom kommen und dort die Freude und den Triumph einer Kirche sehen, die weinen sollte und Asche auf ihr Haupt streuen. Ich glaube nicht, daß ich in Rom verloren gehen werde, denn ich suche mich jetzt schon vorzubereiten und studiere die Grundlehren unserer Kirche und die der päpstlichen, damit ich bestimmt weiß, was die beiden Kirchen wollen und worin sie sich im wesentlichen unterscheiden, um nicht etwa von einem klugen Mann überlistet zu werden.

Der Umgang eines sehr ausgezeichneten Mannes, des hier allgemein gehaßten und verketzerten Predigers Stephan[1], den ich vor nicht gar langer Zeit kennenlernte, ist mir zu diesem Studium sehr dienlich. Er ist ein Mann wie Felsen, von innen und außen, und sucht mich zu wappnen und zu stählen für Zeit und Ewigkeit. Mit meinem Roller gehe ich auch um, soviel es mir meine Zeit erlaubt, und frage ihn über dies und das, denn ich fühle eine Bewegung meines Herzens zu Gott hin und einen Durst nach göttlichen Dingen.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. März a. St. 1825. Daß Du Dich im Glauben von allen Seiten her befestigen willst, ist gut; wenn Du sie sicher verwahrst, wird Dir die köstliche Perle, die Du bis dahin so schlechtweg im Busen stecken hattest, nicht verloren gehen. Sieh in diesen Worten keinen Tadel oder Befürchtung – kenne ich denn nicht meinen Wilhelm? Er will nur sein Vaterhaus ganz kennen und alle dunklen wie hellen Wege und Winkel überschauen, um, selbst nicht irrend, auch Anderen mit Zuversicht helfen zu können und den Vorwitzigen zu warnen, der entweder den Vorhang des Allerheiligsten wegziehen oder gar nicht zum Vaterhause gehören will. Du strebst nach Befestigung im Glauben, indem Du auch die Vernunft befriedigt haben willst. Mich dünkt, das ist notwendig, besonders für den Mann. Aber, Wilhelm, laß nur keine Eitelkeit sich einmischen, diesen versteckteſten aller Feinde, der viel auf Disputieren hält!

Das alles sage ich Dir, weil ich ganz Ähnliches durchgemacht habe. Ich bin nur ein einfaches Weib, aber lange Zeit habe ich gekämpft, weil ich das, was ich so herrlich durch Deine Mutter erfuhr, mit dem vereinigen wollte, was ich durchaus nicht verwerfen wollte, was Gottes Geschenk auch ist, meiner Vernunft. Klar geworden ist mir dann alles durch die Sonne, die so wohltätig meinen kranken Leib wärmt und heilt. Was ist die

[1] Martin Stephan (1777–1846), seit 1810 Pfarrer der Böhmischen Gemeinde in Dresden, streng konfessioneller Lutheraner, der durch seine Erweckungspredigten und seine Persönlichkeit eine starke Wirkung ausübte. Die von ihm veranstalteten nächtlichen Erbauungsversammlungen veranlaßten 1836 das Einschreiten der Polizei. 1838 ging St. infolgedessen mit 700 seiner Anhänger nach Amerika und gründete dort am Mississippi eine eigene Gemeinde, wurde aber schon 1839 von dieser wegen erwiesener Unzucht abgesetzt und exkommuniziert. Die Enttäuschung über St. hat später auf W. v. K. stark eingewirkt.

Sonne? ist sie es selbst, die hier mich wärmt? Nein, es ist nur ein Strahl von ihr – was sie selbst ist, werde ich hier nicht erfahren, sie ist mir völlig unbekannt. Und doch ist sie mir so wohlbekannt, ich liebe sie, sie ist mir unentbehrlich. So, lieber Wilhelm, gewinnen wir auch die Überzeugung, daß ein Gott lebt und uns hilft, nicht durch das Nachdenken unserer Vernunft, sondern nur durch eigene Erfahrung, und sie läßt sich nicht lehren. Ein jeder muß das selbst erleben; es gibt Menschen, die erst aus den Windeln kriechen, wenn sie schon vierzig oder sechzig Jahre alt sind, andere werden früher losgewickelt.

Du schreibst, wie schwer es ist, einen wahren Freund zu finden. Du tust recht daran, daß Du Dich einem, der Dir von außen wohl gefällt, nicht gleich anschließen magst. Findest Du aber einen Menschen, der von Deinem Herzen anerkannt wird, so wirf Dich nur getrost an seine Brust, wenn es auch scheint, als stände er hoch über Dir. Nur laß das Herz entscheiden, nicht den Kopf, der den Glanz von bunten Steinen wohl mit Sonnenlicht verwechseln könnte. Aber wo Du dieses alles durchdringende Licht findest, wo Du nicht Stückwerk, Tugend und schön übertünchte Laster nebeneinander, sondern ein Ganzes findest – da wirst Du angenommen werden, denn Du stehst auch da! Was nun Gott diesen Menschen übrigens an liebenswürdiger Natur verliehen hat, das ist dann als wahre Gottesgabe recht froh zu genießen, ohne Schlangen darunter zu fürchten. Eine solche Freundschaft gönne und wünsche ich Dir von ganzem Herzen; ich zweifle auch gar nicht, daß es noch solche Jünglinge gibt.

Wie sehr gefallen mir Deine gemütvollen Bilder! Wenn doch alle Kunst so wirkte, wozu sie bestimmt ist, die Herzen zu erwärmen! Aber Goethe hat nur eine Iphigenie geschrieben, und was die Menge in der Musik sucht, das treibt mich fort. Mozart und die alte echte Kirchenmusik und meines La Trobes kindlich reine Melodien, die sind erhebend und nicht verwirrend. Hat nicht das Requiem von Mozart uns alle erquickt, wie Dein schönes Bildchen [s. die Abbild.] an Sophie auch noch zeigt? Mögen doch Deine Bilder alle so wirken auf jeden, der sie sieht, mögen sie nicht allein Form, sondern auch sittlichen Wert haben und von Herzen zu Herzen gehen, ohne je ein unschuldvolles Auge zu beleidigen! Möchten sie dabei den Stempel des Geistes tragen, der auch Lasterhafte anzieht, und sie im Anschauen zum ersten Male fühlen lassen, daß Gott allein die Leuchte unseres Weges ist – für Maler, Fürsten und Tagelöhner und kranke alte Frauen, die im Bette liegen und auf ihren Knien an ein liebes Schwesterkind schreiben.

*

Der Onkel v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 22. August a. St. 1825. Es ist Bedürfnis meines Herzens, dem scheidenden Gerhard dieses Blättchen mitzugeben, welches, wo es Dich auch antreffen mag, Dir sagen soll, daß Dein Onno Deiner mit alter treuer Liebe gedenkt. Die mir von Dir gewordenen Nachrichten bestätigen es zu meiner großen Freude, daß Du im Besitz wahrer Lebens-

weisheit bist. Preise Gott für diesen seltenen Schatz! Gesundheit der Seele und des Körpers, Unabhängigkeit von allen Lebenssorgen – diese himmlische Aussteuer ward Dir zuteil und setzt Dich in den Stand, an Deinem genußvollen Lebensplan mit ungestörter Kraft zu bauen. Der Herr schütze Dich vor Übermut im Glück!

Du hast Deine Wallfahrt zur geweihten Roma, den Künstler mit Sieg krönend, vielleicht bereits begonnen. Welche Freuden erwarten Dich auf dieser Pilgerreise! Ach, könnte ich mich auf ein kleines Blättchen setzen und Dir nachschwimmen! Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergreift mich noch am Abend meines Lebens, mich auf Gottes schöner Erde zu sonnen. In Estland gibt es nur einen Sommermonat, nun beschränkt schon wieder der grauliche Herbst unter unfreundlichen Stürmen den armen Onno im grauen Flaus auf Zimmer und Schreibtisch. Mir wird dabei zu Mute, als müßte ich mit den Schwalben davonziehen.

Grüße meinen Vetter Stackelberg[1] in Rom, der, wie ich ihn dafür halte, wert Deiner näheren Bekanntschaft ist. Grüße auch den Timo und nimm seine Leidenschaftlichkeit unter Deinen weisen Schutz; in dem Jungen liegt viel Stoß zum Guten, er verdient es, daß Du, guter Willi, ihn unter deine Obhut nimmst. Nun, die paar Jahre, das Tröpfchen Zeit, werden Euch bald verrinnen, und dann wird es Dir größte Lebensweisheit scheinen, bei Deinen Dich liebenden Verwandten Deine Hütte zu bauen. Komm! ich will Dir eine monströse Pfeife mit edlem Wagstaff laden, und leichter soll uns das Lebensjoch werden. – Wie wird Dich Deines Bruders Lebensweisheit überrascht haben, der schon dafür gesorgt hat, daß er mit einer tüchtigen Portion Heimweh davonreist! Wer hätte das gedacht?!

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 4. Oct. 1825. Sie wissen nicht, wie sehr Sie mich mit Ihrem Briefe erfreut haben! Aber wie konnten Sie denken, daß ich nach Rom reisen würde, ohne Ihnen vorher noch Valet zu sagen, und sollte es auch nur, wie hier, mit ein paar schiefen Zeilen geschehen. Eigentlich sollte ich meinem alten Plane nach jetzt schon in Rom sein, allein ein Brief meines Bruders, den ich Anfang August erhielt und in dem er mir seine baldige Ankunft hier meldete, bestimmte mich, noch zu warten, um ein frisches Bild von ihm mit in die Fremde zu nehmen. Allein wer außen blieb, war Sir Gerard, und da auch keine erläuternde Nachricht von ihm kam, so konnte ich nichts anderes tun, als hier still warten, um meiner wegen Gerhards Außenbleiben schon sehr geängstigten Mutter durch meine Abreise nicht doppelte Unruhe zu machen. Dieses Warten war sehr peinlich, indem ich meine Arbeiten alle beendet hatte und doch nichts Neues mehr anfangen konnte.

Endlich kam Herr Gerhard angefahren. Der arme Junge war unschuldig an der Angst, die er uns gemacht hatte. Er hatte lauter Pech gehabt,

[1] Otto Magnus Baron v. Stackelberg (1787–1834), Archäolog und Maler, lebte 1816–1828 in Rom.

denn erstlich war der Brief, in welchem er uns seine verzögerte Abreise meldete, verlorengegangen, und zweitens hatte er noch unterwegs die Masern gehabt, welches ihn bedeutend aufgehalten hat. Er ist so lang wie ein Kirchturm, männlich geworden und hat fürchterlich rote Backen nebst einer bedeutend braunen Gesichtsfarbe. Er hat sich in Livland mit einem der liebenswürdigsten und herrlichsten Mädchen, die ich kenne, verlobt[1], und eben diese Angelegenheit hatte ihn dort so lange aufgehalten, indem er fürchtete, das Mädchen möchte ihm, wenn er sich nicht gleich erklärte, in seiner Abwesenheit von einem Anderen weggekapert werden. Sie ist die älteste Tochter meines Onkels Kügelgen, ich kenne sie sehr genau, sie paßt ganz für Gerhard und er hätte unter Gottes Sonne keine klügere Wahl treffen können. In einem halben Jahre, will's Gott, kehrt er mit Mutter und Schwester nach Livland zurück und tritt dort, sobald es möglich ist, ein Gut an, und wenn ich dann von Rom aus nach zwei oder drei Jahren wieder zu ihnen stoße, soll die Hochzeit gehalten werden. Gerhard ist sehr ruhig und ganz unverändert in seinem Betragen, welches ich für einen Beweis der Solidität seiner Empfindung ansehe.

Den 10ten dieses früh um vier, so Gott will, reise ich von hier ab in Begleitung meines Freundes Neff, der seine Anhänglichkeit an mich dadurch recht an den Tag gelegt hat, daß er volle vier Wochen hier mit mir wartete, um in meiner Gesellschaft zu reisen, obwohl er schon alle seine Sachen und Mobilien verkauft hatte und auch ohne Arbeit war. Jetzt treibt's mich wie mit Stahlfedern hier fort. Ich werde wohl nicht hierher zurückkehren, sondern, wenn ich's in Petersburg zum Cabinetsmaler gebracht habe, welches spätestens nach einem zweijährigen Aufenthalt dort erfolgen muß oder nie, in Livland bei meinem Bruder meine Tage verleben; auch denke ich in diesen zwei Jahren der Candidatschaft nur den Winter über in Petersburg zuzubringen.

Mir braust der Kopf, ich bin erst drei Tage mit meinem Bruder zusammen und soll nun gleich von ihm wieder fort, ich habe greulich viel zu laufen, zu schreiben, zu packen, lauter Verwüstung und Zerstörung zu einer neuen Geburt in Rom, dem Backofen. Mein lieber, lieber Atti, begleiten Sie mich mit Ihrem Gebet! Die liebe Hausmutter, Julchen, Eduard, alle, alle grüße ich herzlich — o Ihr lieben guten Menschen!

*

W. v. K. an seine Base und zukünftige Schwägerin Elmine

Dresden, den 2. Oct. 1825. Meine geliebte Schwester! Nimm meinen herzlichen Bruderkuß, Du meines Bruders guter Engel! Sei uns willkommen, tausendmal willkommen im Kreise unserer kleinen Familie und nimm hin, was wir Dir geben können, unsere Bruder-, Schwester-, Mutterliebe, die Dich auf Armen tragen soll und, wo sie's kann, Dein Leben Dir versüßen. Habe Dank, Du liebe Schwester, für das Herz, das Du meinem Bruder geschenkt hast, für das Vertrauen, das Du uns

[1] G. v. K. verlobte sich am 9. Aug. 1825 mit seiner Base Wilhelmine (Elmine) v. K., geb. 1808.

allen gibst! Du wirst meinem Bruder liebend zur Seite stehen und ihm gewiß den Weg zum Himmel erleichtern, und er Dir auch — das soll und muß so sein, und darum sind Mann und Weib geschaffen, damit's den Menschen leichter werden soll, zu Gott zu gehen. Ja, meine liebe Elmine, das sei Dir unverhalten, hätte ich mit Laternen (wie der selige Diogenes die Menschen suchte) mir eine zweite Schwester suchen sollen, ich hätte keine liebere finden wollen als gerade Dich, so weit Du auch am äußersten Ende der Erde, da hinten in Deinem Estlande stecken magst.

Nun wartet aber mit der Erfüllung Eurer Wünsche, bis ich aus Rom zurückkomme und durch unerhörtes Jubeln und unbegreifliche Freudigkeit Euer schönstes Fest verschönern helfen kann. Dann will ich Euch auch malen mit schönen bunten Farben, im Hintergrunde Kurkül und Dresden, sodaß ein Blöder glauben muß, es wäre ein Ding. Doch Spaß beiseite! Du weißt ja, daß ich gern spaße, und weißt auch, daß ich's gut mit Dir meine und alles Spaßen jetzt nur Ausbruch reiner Freude über das Glück meines Bruders ist. Gott segne und behüte Dich!

*

W. v. K. an seine Großmutter Zoege v. Manteuffel

Dresden, den 8. Oct. 1825. Im Begriff, eine weite Reise zu tun, nahe ich mich noch Ihrer mütterlichen Liebe, mir Ihren Segen zu erbitten. O meine teure Großmutter, begleiten Sie mich mit Ihrem Gebete, mich und Timo, und bitten Sie Gott, daß keiner von uns verloren gehe. Morgen, als dem letzten Tage unseres Aufenthaltes hier, werden wir noch das heilige Abendmahl genießen in Begleitung meiner Mutter, meines Bruders und Adelheids. Möchte es nun endlich einmal gute Früchte bringen bei mir, auf längere Zeit, denn mit der Rührung, die eine Folge der feierlichen kirchlichen Handlung ist, schwindet mir auch immer bald die Heiligung aus dem Herzen wieder weg, in der wir doch eigentlich immer leben sollen, wenn wir Gotteskinder heißen wollen.

Nun hat uns Gott doch endlich den Gerhard hergeführt gesund und wohl, nach langer Besorgnis und Angst, besonders von seiten meiner Mutter. Er hat die Masern unterwegs gehabt, sieht aber so gesund aus, als wenn Gott ihn eben erst erschaffen hätte. Wunderbar! Hier sterben so viele an dieser Krankheit, umringt von Müttern und Geschwistern, gepflegt und behandelt von den geschicktesten Ärzten, und sterben doch trotz aller Sorge, die man für sie hat — und er sitzt in seinem elenden kleinen Postwagen, dem Wind und Wetter und allen erdenklichen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, hat niemand zu seiner Pflege als einen unerfahrenen Bauernjungen, und, statt zu sterben, scheint er vielmehr erst recht gesund geworden zu sein. Wir finden ihn unglaublich gewachsen und stark geworden, nur sein Kopf ist durchaus unverändert geblieben und auch sein Gemüt, was mir besonders große Freude macht.

Nun, meine Herzensgroßmutter, nochmals empfehle ich mich Ihrer Liebe. Möchte Gott mir doch die Freude schenken, daß ich Sie noch wiederfinde in dem lieben Estenlande!

IV

Romfahrt und Verlobung

Herbst 1825 bis Sommer 1826

Nur fünf Monate hat W. v. K. – er ist um den 1. November eingetroffen – in Rom geweilt; zwei davon sind ihm noch verloren gegangen durch die Krankheit, die ihn zur Zeit seines Geburtstages (20. Nov.) befiel und von der er erst in der zweiten Hälfte des Januar unter dem freudigen Eindruck des Ja-wortes des Schwiegervaters genas.

Es ist schade, daß wir nicht nähere Schilderungen W. v. K.s erhalten über seine Eindrücke von Rom, seine Reisen ins Gebirge (von denen noch zahlreiche Skizzen nach der Natur zeugen), über seine Kunststudien und eigenen Arbeiten, seinen Verkehr mit dem alten Joseph Anton Koch (einem Freund des Vaters) und Thorwaldsen, mit den alten Dresdener Freunden (Senff, Dräger, Koopmann, Remy, Zimmermann), die er in Rom antraf, und den neuen, die er dort gewann (v. Maydell, Peschel, Ludwig Richter, den er von Dresden her nur äußerlich kannte). Gerade über W. v. K.s Briefen aus der Zeit des römischen Aufenthaltes hat ein besonderer Unstern gewaltet. Ein Teil von ihnen ist schon dadurch verlorengegangen, daß die Mutter sie an den Atti sandte. Die anderen scheinen gerade zu denen zu gehören, die dem dann bald von den Verwandten verhinderten Werk der Vernichtung anheimgefallen sind, das die beiden Herausgeberinnen des Lebensbildes der Mutter W. v. K.s bald nach der Vollendung dieses Buches begannen, weil sie die vorhandenen Familienbriefe in diesem genugsam verwertet glaubten. Die von uns aus diesem Werke übernommenen kurzen Auszüge zeigen aber, daß, der eigenen Einstellung der Herausgeberinnen entsprechend, hier eigentlich nur auf das religiöse Leben bezügliche Äußerungen ausgewählt worden sind.

Nun ist es zweifellos, daß W. v. K. sich gerade in jenen Jahren besonders eifrig um sein Seelenheil bemüht hat; das Heimweh, das den von jeher an einen traulichen Familienkreis Gewöhnten in der Fremde befiel, die angstvolle Erkrankung bestärkten in Rom diese Neigung; zudem trat er in Rom in einen durchaus religiös gerichteten Freundeskreis hinein – aber trotz alledem ergibt sich ein (zwar nicht unrichtiges, aber doch) nur einseitiges Bild seines Lebens in Rom, wenn man über dieses als Ganzes das Motto setzen wollte: „Das Glaubensleben ist hier mein Hauptstudium."

Besonderen Einfluß hat damals der junge preußische Gesandtschaftsprediger Richard Rothe, der spätere berühmte Heidelberger spekulative

Theologe, auf W. v. K. ausgeübt. Man ist in Versuchung, eine nachhaltige Einwirkung Rothes auf die religiöse Gedankenwelt des Alten Mannes anzunehmen; denn die bei diesem allmählich immer klarer hervortretende Erkenntnis des ethischen Charakters der christlichen Religion liegt ganz in der Richtung des Grundgedankens der Rotheschen Theologie, daß Religion und sittliche Weltkultur nicht getrennte Gebiete sind, sondern daß es zur Gesundheit beider gehöre, sich restlos zu durchdringen. Angesichts dieser Verwandtschaft ihrer theologischen Gedankenwelt und bei der dankbaren Verehrung, die W. v. K. in Rom mit Rothe verband, wirkt es allerdings überraschend, daß in den Hunderten von späteren Briefen W. v. K.s, die ich kenne, mit ihren vielen und langen theologischen Auseinandersetzungen, nicht einmal der Name Rothes sich auch nur ein einziges Mal erwähnt findet. — Die Einrichtung der religiös-literarischen Zusammenkünfte im Rotheschen Hause stammt übrigens schon aus dem vorhergehenden Winter 1824/5 [vgl. Ludwig Richter, Lebenserinnerungen, Ausg. von Max Lehrs, S. 191 u. 235]; sie wurden zu Anfang des Winters 1825/6 wieder aufgenommen, W. v. K. hat, durch seinen Freund Maydell eingeführt, begeistert an ihnen teilgenommen, keineswegs aber ihren Mittelpunkt gebildet.

Zur Erklärung der scharfen Kritik, die W. v. K. an den damaligen Erscheinungsformen des römischen Kirchenwesens übt, ist vielleicht der Hinweis angezeigt, daß er sich insofern in einer gewissen Verteidigungsstellung befand, als sowohl die Mutter wie auch der Atti ihn nicht ohne Sorgen wegen der Gefährdung seines evangelischen Glaubens nach Rom hatten ziehen lassen und die Periode der Konversionen der Nazarener und Romantiker damals noch keineswegs abgeschlossen war. —

Am 1. Mai 1826 ist W. v. K. zur porta del popolo hinausgezogen, der Heimat und der Braut entgegen, zusammen mit Timo Neff. Schon vier Wochen vorher hatte Ludwig Richter, mit dem dann W. v. K. zufällig auf dem Rigi zusammentraf, seinen Fußmarsch von Rom nach Dresden angetreten mitsamt seinem schwarzen Hündchen Piccinino, das ihm Rothes beim Abschied als Begleiter geschenkt hatten. Volle drei Monate, von denen allerdings vier Wochen auf einen Aufenthalt in Florenz entfallen, hat W. v. K. zu seiner Reise bis Bremen gebraucht.

Im Mittelpunkt dieses Abschnittes steht die Verlobung. Julchens Gestalt und Persönlichkeit wird aus diesem Bande der Selbstbiographie lebendiger vor Augen treten, als das in den „Lebenserinnerungen" der Fall ist. Aber sie hat nicht nur Wilhelms Jugend vergoldet, sondern sie ist ihm zeit seines Lebens die treue und tapfere, geliebte und unentbehrliche Gefährtin gewesen, die gerade für ihn die richtige Ergänzung war. Die geistvolle Art ihres Vaters hat sie von diesem nicht geerbt, sie war eher — wohl von ihrer Mutter her — eine nüchterne Natur. Aber diese zarte kleine Frau besaß eine herrliche, mit praktischer Klugheit gepaarte Tapferkeit und eine wundervolle Lebenskraft. Wer die sonnigen (hier nicht mit veröffentlichten) Briefe liest, die sie als ganz junge Frau 1828 von

Poll nach Petersburg an ihren bald hoffnungsfreudigen, bald verzagten Mann schreibt, wie sie ihn richtig beurteilt und freundlich berät, bald mäßigend, bald ermutigend — der erkennt, was sie, selbstlos und ohne Prunken, für ihn bedeutet hat. Wer in den „Leb.-Er." darauf achtet, wie sie in den dunklen Tagen, da der Tochter Elisabeth und später dem Alten Manne selbst der Tod naht, sich so wacker hält, daß Wilhelm wähnt, sie erkenne die Gefahr nicht — der gewinnt Respekt vor solcher stillen Tapferkeit. Kongenial ist sie ihrem Manne nicht gewesen, vielleicht sogar unter der Einwirkung der kleinen Hermsdorfer und Ballenstedter Verhältnisse immer weniger geworden — das mag für den Künstler und hochstrebenden Geist keine Förderung gewesen sein, aber es war für den unter seiner selbstquälerischen Geistigkeit Leidenden ein Segen. Wie vorahnend — doch war Julchen damals erst vierzehn Jahre und Wilhelm sechzehn alt — klingt es, wenn der Atti am 28. Dez. 1818 in Hinblick auf seine eigene Ehe und auch auf die der Eltern W. v. K.s an dessen Mutter schreibt: „Vor allem bedürfen Maler, Dichter und dergleichen schöpferische und halb im Himmel lebende Menschen einer menschlichen Umgebung, die sie mit den Füßen auf der Erde hält. Daher halte ich es auch für eine Ehe im Himmel geschlossen, wenn dem Poeten eine prosaische Frau gegeben wird."

Das zarte Julchen, deren Leben bei jeder Geburt in schwerer Gefahr schwebte, um deren Gesundheit Wilhelm so oft bange war, hat ihn um volle zweiundvierzig Jahre überlebt. In dem wunderbaren Alter von mehr als 104 Lebensjahren ist „das alte Mumchen" (Mumuchen), wie sie mit einem ursprünglich von ihren Kindern geprägten Kosenamen später von dem ganzen Kreise der vertrauten Freunde genannt wurde, erst im Jahre 1909 gestorben, körperlich und seelisch frisch bis zuletzt, nur zuweilen leise klagend: „der liebe Gott hat mich vergessen."

W. v. K. an die Mutter

Florenz, den 28. Oct. 1825. Voll Dank gegen Gott melde ich Dir, daß wir vorgestern abend wohlbehalten hier in Florenz angekommen sind, nachdem wir auf den Apenninen weidlich gefroren hatten. Von Innsbruck aus habe ich Dir geschrieben. Wir hatten von besagter Tiroler Stadt bis Verona einen herrlichen Wagen mit Scheiben, Jalousien und Gardinen und eine ausgesucht gute Gesellschaft, die aus zwei sich zärtlich liebenden Brüdern namens de Pauli und einem jungen italienischen Baron Castellrosso bestand. Der ältere de Pauli ist Appellationsrat in Mailand und sieht accurat so aus wie Onkel Heinrich [Zoege v. M.]; er war sehr väterlich besorgt um uns, gab uns überall guten Rat und war auf der anderen Seite so kreuzfidel, daß er des Abends in den Wirtshäusern seine Kräfte mit uns maß. Castellrosso war ein liebenswürdiger Mensch von den einnehmendsten Sitten, er hatte in Innsbruck studiert, um Deutsch zu lernen, und kehrte nun in sein Vaterland zurück; er war so unschuldig und unverdorben wie ein Kind und dabei reif von Verstand

wie ein Mann. Als wir des Abends in Trient ankamen, wo sich unsere Wege trennten, führte er uns noch in der ganzen Stadt herum, indem er sich mit rührender Freude an seiner Vaterstadt ergötzte.

Trient war die erste bedeutende italienische Stadt, die wir sahen, und uns deshalb sehr interessant. Gleich als wir aus dem Wagen gestiegen waren und ich voll Neugier eine Straße herunterschlenderte, zog mich das unsinnige Geschrei eines Menschen an. Er stand auf einem hohen Stein und schrie, während eine Straßenlaterne ihn und seine lange gestreifte Zipfelmütze malerisch beleuchtete: Jo sono un gran propheta, worauf ihm einer aus dem Volke antwortete Evviva! Als ich weiterging, freute ich mich sehr über eine kleine Szene ganz anderer Art. Es saß nämlich an einer Straßenecke ein alter zerlumpter Kerl und ein altes Weib von gleichem Genre, die Birnen und Weintrauben zu verkaufen hatten, und zwischen ihnen stand ein wunderhübsches erwachsenes Mädchen, die sich erst zu der alten Frau niederbeugte und ihr die Hand küßte und dann dem alten Mann, der ihr freundlich mit der Hand über die Stirne fuhr, ein gleiches tat, indem sie sagte: Felicissima notte, mio padre! Das italienische Volk hat wirklich außerordentlich viel Liebenswürdigkeit.

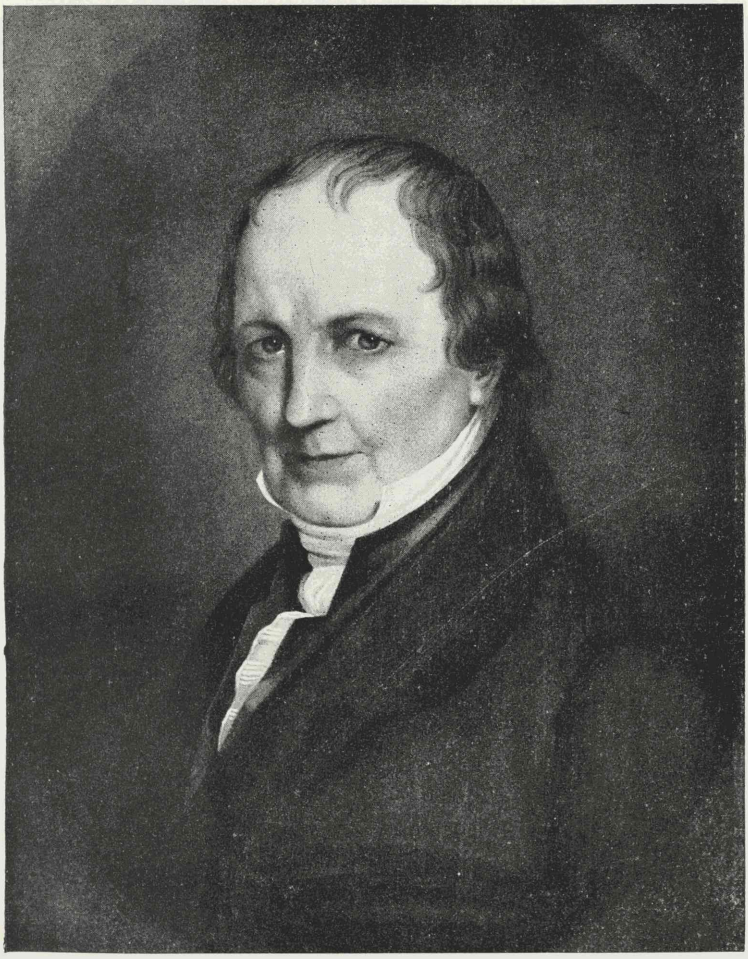
Wenn der Wagen hielt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, ging ich immer hinein in die Wirtshäuser — die den estnischen Krügen sehr ähneln, nur daß sie statt von Holz von Steinen und sogar manchmal teilweise von Marmor gebaut sind, aber ebenso schwarz und unreinlich und mit Säulen vor dem Hause — und unterhielt mich da mit den Wirtsleuten und den Bauern, wobei sie mir immer einhalfen, wenn ich stockte, und mich korrigierten, wenn ich Fehler machte, ohne im geringsten den Mund zum Lachen zu verziehen. Als ich einmal vor der Tür eines solchen Kruges auf einer Bank lag und mich sonnte, setzte sich ein fürchterlich aussehender Kerl zu mir und fing eine sehr angelegentliche Unterhaltung mit mir an. Ich sagte ihm, ich könne nicht italienisch sprechen, worauf er antwortete: Fa niente, Signor, fa niente, si impara parlando (das tut nichts, mein Herr; man lernt, indem man spricht). Und so fing ich denn an aus Leibeskräften mit ihm zu sprechen, und wir bedienten uns beide ebenso sehr der Finger- und Zeichen- als der Mundsprache, bis wir beide zuletzt die Unterredung mit einem herzlichen Gelächter endeten und er zufrieden auf seinem kleinen Esel davonritt. Aber auf diese Art mache ich große Fortschritte in der Sprache, und ich kann schon alles fordern und fragen, was ich nötig habe.

Von Bologna aus bis hierher habe ich fast nichts als französisch gesprochen, da wir mit vier Engländern reisten, von denen nur einer deutsch verstand. Die Reise war ungemein interessant, indem auf diesem Wege eigentlich erst der deutsche Charakter in der Natur mit dem italienischen wechselt. Man fährt von Bologna aus gleich den Apennin hinan, welcher ein furchtbar wildes, kahles und ödes Gebirge ist, und kommt erst dicht bei Florenz wieder herunter, wo man sich nun auf einmal in die schönste und üppigste Landschaft mit Zypressen-, Lebens-, Öl- und Feigenbäumen

versetzt sieht. Von Bologna fuhren wir bei trübem Wetter aus, und der ganze Himmel war mit Wolken überzogen. Als wir das Gebirge hinanfuhren, wurde die Gegend so merkwürdig, daß ich ausstieg und beinahe den ganzen Tag zu Fuß vor dem Wagen herging, welches ich mit Bequemlichkeit konnte, da der Wagen wegen des steilen Weges immer Schritt fahren mußte, obgleich er mit zwei starken Pferden und zwei ungeheuren Ochsen bespannt war. Bald war ich dem Wagen weit voraus, ich hatte schon eine ungeheuere Höhe erreicht und sah ein Meer von Felsen und kahlen Bergen unter mir liegen, öde und wüst, aber ungeheuer ergreifend zu betrachten, und in der Ferne sah ich das Adriatische Meer wie einen dunklen Strich.

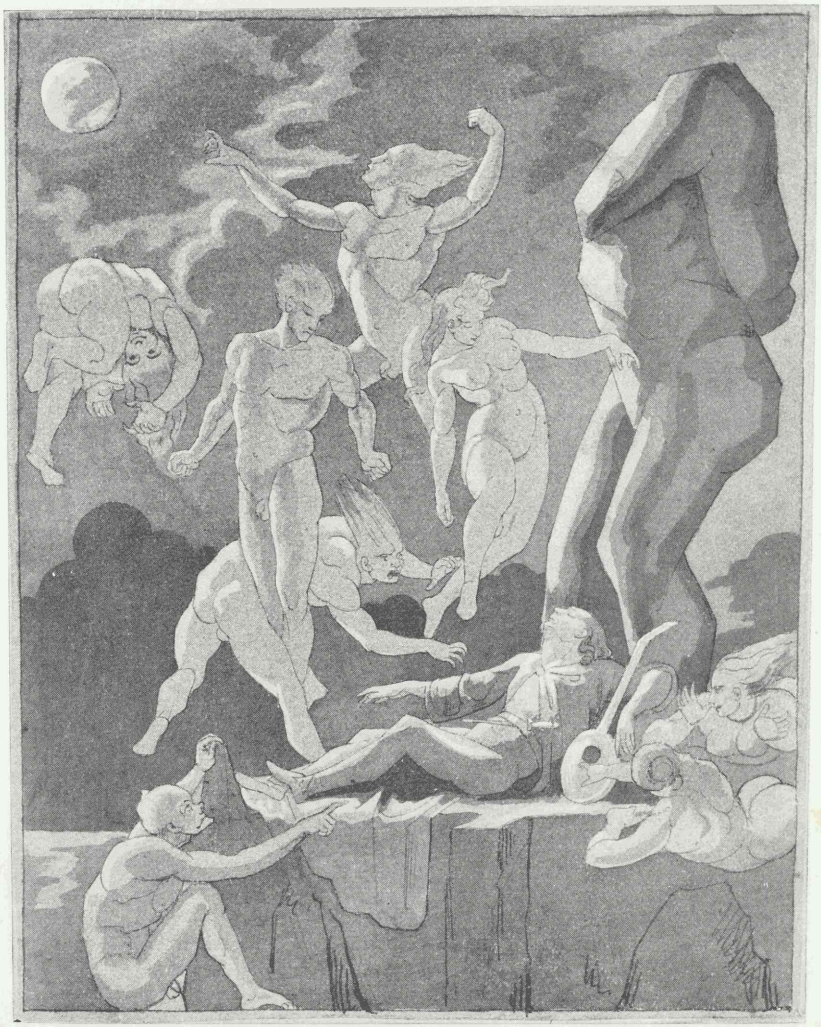
Als ich so in Gedanken versunken die merkwürdige Gegend betrachtete, sah ich auf einmal einen Kerl, der rechts aus dem Gebirge auf mich zulief und mich mit lauter Stimme anrief. Da ich ihn für einen Räuber hielt, ging ich ihm sogleich entschlossen entgegen, und als wir uns trafen, bot ich ihm die Hand und sagte ihm lustig: Buon giorno, camerado italiano! Er erwiderte meinen Gruß mit scheinbarer Herzlichkeit und fragte mich, ob vielleicht ein Wagen nachkäme. „O — sagte ich, der ich ihm immer noch nicht traute — ein großer Wagen mit drei Pferden und zwei Ochsen Vorspann und darin sind Offiziere." — „O, das tut mir leid, daß der Wagen schon Vorspann hat, denn ich habe auch Ochsen, schöne Ochsen, dort weiden sie; und dort ist mein Haus, will der Herr nicht mit mir in mein Haus kommen, ich habe auch guten Wein." Dabei zeigte er in einen Felsenschlund hinab, wo ich auch wirklich so etwas wie eine Hütte gewahr wurde. Nun fing ich an zu lachen und sagte ihm, ich müßte auf der Straße bleiben und er solle mich lieber begleiten — denn ich wollte ihn nicht gern im Rücken haben, bis der Wagen uns eingeholt hätte. Er ging auch wirklich mit und fing an, mir eine unbändig lange Geschichte zu erzählen, von der ich freilich gar nichts verstand, ihm aber immer nach der Betonung seiner Rede mit Aha oder Oh oder Si, si, camerado antwortete, bis uns endlich der Wagen einholte und ich mich auf den Kutschbock schwang.

Jetzt hatten wir die Wolkenregion erreicht und fuhren nun in den dichten Nebel hinein, sodaß man kaum zwanzig Schritt um sich sehen konnte. Ich rauchte eine Pfeife nach der anderen, bis wir auf einmal aus dem Nebel wieder herauskamen und über uns den schönsten blauen Himmel und Sonnenschein hatten. Unter uns lagen die Wolken wie Kreidefelsen, hell von der Sonne beleuchtet, und eine warf immer über die andere ihren riesenmäßigen Schlagschatten weg — dies war ein Anblick, der meine Seele jauchzen machte. Ich sprang vom Bock und fing wieder an zu laufen — da fuhr plötzlich von der Höhe herab ein Sturmwind unter das Wolkengesindel, und nun hättest Du den Spektakel sehen sollen, eine Wolke fuhr durch die andere hin, alle Gestalt verschwand, und in wenigen Augenblicken war ich wieder ganz in Wolken und Nebel eingehüllt. Ein furchtbar kalter Wind pfiff mir um die Ohren. Ich band mir meine kleine Ledermütze fest unter dem Kinn und fing nun



Der Atti F. A. Krummacher

Ölgemälde von W. v. K. 1838



Jugendkomposition von W. v. K.

Getönte Zeichnung

an wie ein Gemsbock bergauf, bergab zu galoppieren, und dachte beständig: ach hätteſt du doch den alten Roller hier, wie würde der ſich freuen über dieſen gräßlichen Skandal, den Wolken und Winde hier mit einander treiben! Endlich wurde es finſter, und ich ſtieg wieder in den Wagen. Wir fuhren ungefähr eine Viertelſtunde, da brach der Mond durch die Wolken, und bald waren wir ſo hoch, daß wir wieder ganz reinen Himmel hatten und den klaren Mond über uns – unter uns die vom Sturm getriebenen Wolken, vom Monde ſchwach beleuchtet. Ach, es war wunder-, wunderſchön!

Wir kamen ziemlich ſpät in die Herberge, ein ganz einſames Haus auf der Höhe des Apennins. Als wir in die ſteinerne Halle eintraten, kamen uns eine ganze Menge ſchöner Mädchen entgegen und umzingelten uns mit neugierigen Blicken, wir fingen unbändig an zu lachen und warfen unſere Mäntel auf das Kanapee und uns ſelbſt auf die Mäntel, von wo aus wir uns mit den Mädchen unterhielten, die unterdes im Kamin Feuer anmachten. Sie waren alle prächtig gekleidet, und wir haben nie ergründen können, wer ſie waren und wie ſie in ſo großer Anzahl in dies einſame Gaſthaus auf dem wilden Apennin kamen, weil keiner von uns fertig italieniſch reden konnte und in dem Gaſthaus niemand franzöſiſch ſprach. Ich bin ſelten ſo luſtig geweſen als dieſen Abend. Es war eine völlige Sprachenverwirrung. Die Engländer ſprachen engliſch, franzöſiſch und gebrochen italieniſch und wir deutſch, franzöſiſch, italieniſch, etwas eſtniſch und einige aufgeſchnappte engliſche Worte nebſt etwas Lateiniſch, alles durcheinander, dazwiſchen ſprachen die ſchönen Mädchen italieniſch und die eine ein paar falſche deutſche Worte. Jeder von uns hatte hinter ſeinem Stuhl eine Donna, die er mit einer fremden Sprache quälte, worauf ſie dann immer non capisco ſagten oder gerade das Verkehrte taten – kurz es war eine äußerſt lächerliche Szene. Beſonders freute ich mich aber, daß, obgleich wir alle durch den Wein äußerſt fidel und übermütig wurden, doch keine einzige Unanſtändigkeit oder Gemeinheit vorfiel. Aus übergroßer Sorge ſchoben wir ſogar beim Schlafengehen noch zwei große Riegel vor die Türe. Ach, wir haben ſo viel ſonderbares Zeug auf unſerer Reiſe erlebt, daß ich Dir ganze Bücher davon ſchreiben könnte, aber ich habe keine Zeit, denn morgen früh reiſen wir, ſo Gott will, ſchon nach Rom ab.

Hier in Florenz gibt es ſo viel Schönes zu ſehen, daß man ganz verwirrt wird. Die Galerien haben hier nur wenig Bilder, gar kein Vergleich mit der ſtarken Dresdener Sammlung, aber es ſind lauter ausgeſuchte Sachen. Ich habe hier Bilder geſehen, die ſo ſchön waren, daß mir die Tränen aus den Augen ſtürzten, ich habe nie geglaubt, daß die Malerei ſo etwas leiſten könnte. Ich brenne jetzt vor Begierde, wieder zu arbeiten. Ach, es iſt von einem ganz unſchätzbaren Nutzen, Italiens Kunſtſchätze zu ſehen, aber man muß ſchon viele Vorkenntniſſe haben, um die Schönheit dieſer Bilder einzuſehen und um nur ungefähr zu begreifen, auf welche Weiſe ſie hervorgebracht ſind.

*

Ludwig Richter[1]: Lebenserinnerungen [hrsg. von Max Lehrs, S. 233f.]

Bald nach Peschels[2] und Zimmermanns[3] Ankunft erschien noch ein dritter Landsmann, Wilhelm v. Kügelgen. Er brachte mir Briefe von Eltern und Geschwistern, und da er in meiner Nähe eine Wohnung genommen, so ging ich oft nach der Arbeit ein Stündchen zu ihm, wo ich um dieselbe Zeit – es war das Dämmerstündchen – gewöhnlich auch Peschel und Zimmermann antraf. Kügelgen war eine höchst liebenswerte Persönlichkeit; seine treuen Augen, aus denen Wahrhaftigkeit und Herzensgüte blickten, sein anziehendes, stets mit humoristischen Brocken gewürztes Gespräch gewannen ihm die Herzen.

Unsere Unterhaltungen wurden bald sehr lebhaft; denn da Kügelgen der pietätvollste Anhänger der Schule seines Vaters war und unsere Begeisterung für die neue Richtung nicht teilen konnte, so gab es die eifrigsten Kontroversen. Er wurde von den Kunstwerken des Vatikans und einigen anderen Sammlungen bedeutend ergriffen, fühlte sich aber abgestoßen von dem ihm unsympathischen italienischen Leben und von der landschaftlichen Umgebung Roms[4]. Ein stilles Wald- und Heidedörfchen seiner Heimat sprach lebendiger zu seinem Gemüte als alle italische Schönheit.

Vielleicht mochte diese Unempfänglichkeit durch die Stimmung vermehrt werden, die das Vorgefühl einer Krankheit war, welche bald ausbrechen sollte. Die Gelbsucht färbte sein sonst so blühendes Gesicht wie eine Zitrone und machte ihn stumpf und müde. Es war, als wolle das Land, „wo die Zitronen blühen", mit grausamem Spott und Grimm sich an ihm rächen; denn sein ohnedies kurz bemessener Aufenthalt wurde durch diese Krankheit noch bedeutend abgekürzt, es vergingen Wochen, wo er auf sein Zimmer gebannt war.

*

Aus W. v. K.s Briefen[5] an die Mutter aus der ersten Hälfte Nov. 1825.

Man geht hier mit den ältesten und berühmtesten Malern um wie mit seinesgleichen, und ich kann mit Thorwaldsen ebenso lustig und frei sprechen und mit ihm umgehen wie mit Remy[6] und Maydell[7], und das ist der größte Vorteil für die jungen Künstler hier. Wenn Du wüßtest, Herzensmutter, mit welcher Liebe und Sorgfalt der liebe Gott mich hier pflegt und mich weidet und hütet, so würdest Du weinen müssen vor

[1] Adrian Ludwig Richter (1803–1884) war bereits seit Herbst 1823 in Rom.

[2] Karl Peschel (1798–1879), aus Dresden, seit 1837 Prof. an der dortigen Akademie. Vgl. das Bildnis.

[3] Adolf Gottlob Zimmermann (1799–1859), vgl. Jug.-Er. S. 280; ging später von Dresden nach Düsseldorf.

[4] In späteren Äußerungen betont W. v. K. wiederholt, daß die Größe der römischen Landschaft sich ihm erst allmählich erschlossen habe.

[5] Zitiert nach: Helene Marie v. Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen, hrsg. von Anna und Emma v. Kügelgen (Stuttgart, Chr. Belser), 7. Aufl., S. 274.6.

[6] Carl Aug. Remy aus Pasewalk (1800–1872), in Dresden und Rom ausgebildet, später Professor an der Berliner Akademie.

[7] Ludwig v. Maydell aus Estland (1795–1846), Maler und Radierer, lange in Rom, gestorben in Reval. Vgl. das Bildnis.

Freude. Nicht allein, daß ich in dem schönsten und gesundesten Teile Roms bei sorglichen und ehrlichen Leuten ein gutes und wohlfeiles Quartier gefunden habe[1], sondern auch für meine Seele hat er gesorgt, daß sie hier Nahrung und Erquickung findet, wie ich's nicht erwartet hätte. —

Wir [mit Maydell] gingen Freitag abend nach dem Aktsaal [zu Pastor Rothe[2]] hin, und als mich der liebe, freundliche Mann auf seine schlichte, christliche Weise willkommen hieß, so wehte es mich an wie Heimatluft; es war mir, als wenn ich die Schwelle von alten lieben Freunden betreten hätte. Ach in der Fremde, wo man so verlassen steht, weiß man es erst zu schätzen, wenn Gott einem christliche Seelen zuführt, und findet einen ungemeinen Trost darin. Nachdem der Pastor uns willkommen geheißen hatte, setzten wir uns zu den übrigen an einen traulichen runden Teetisch; die kleine Versammlung bestand aus dem Pastor, seiner jungen Frau, dem Maler Schnorr[3], Herrn Simon[4], Hauslehrer bei [dem preußischen Gesandten in Rom] Bunsen, dem jungen Richter, aus Maydell, Timo und mir. Beim Tee wurde ein sehr gemütliches Gespräch geführt, wo ich erzählen konnte, wie es bei uns ums Reich Gottes stände. Später wurde eine Stunde lang Kirchengeschichte gelesen und dann mit einem Kapitel aus der Heiligen Schrift der Beschluß gemacht. Unsre kleine Gemeinde hier kommt mir vor wie die erste christliche Gemeinde, die sich hier bildete und an die Paulus seine Epistel schrieb, und ich lese jetzt den Brief an die Römer mit ganz besonderem Interesse und in bezug auf unsre kleine Kirche. Heute werde ich zum ersten Male dem evangelischen Gottesdienst [in der Gesandtschaftskapelle, einem einfachen Saale des Palazzo Caffarelli] beiwohnen und ich denke, von nun an ihn regelmäßig alle Sonntag zu besuchen. Wie soll ich Gott genugsam danken, daß ich mich so wohl befinde und daß ich so heiter bin! Aber wahrlich, hätte ich diese christlichen Männer hier nicht gefunden, so würde das Heimweh mich erdrücken. —

Ich sang wie ein Löwe, da Schnorr gar nicht imstande ist, diesen konfusen Gemeindegesang zu halten, indem die meisten auch nicht so viel Begriff vom Singen haben wie ein Lausaer Bauernjunge. Ach, wenn man hier das Wesen so mit anzusehen hat, dann fühlt man sich erst glücklich, einer Kirche anzugehören, in der das Evangelium noch rein gepredigt wird. Die Predigt, die unser lieber Rothe hielt, war herrlich, wahrhaft herzergreifend; das ist auch einer von den Männern, die zum Prediger geboren

[1] Gleich nach seiner Ankunft in Rom (Anfang November) hatte W. v. K. seinen früheren Lehrer Senff [vgl. Jug.-Er. S. 46], der schon seit 1817 in Rom weilte, aufgesucht. Dieser verschaffte ihm in seinem oberhalb der Spanischen Treppe gelegenen Hause, in dem auch der Bildhauer Thorwaldsen wohnte, Quartier bei einer die jungen Künstler sorgsam pflegenden Signora Batti.

[2] Richard Rothe (1799–1867), der spätere Heidelberger Professor, war seit 1823 preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom. Vgl. über ihn auch: Ludwig Richter, Lebenserinnerungen (Ausgabe von Max Lehrs), S. 191 ff.

[3] Julius Schnorr v. Carolsfeld (1794–1872) war seit 1818 in Rom.

[4] Über Simon vgl. Ludwig Richter, Lebenserinn. Ausg. von M. Lehrs, S. 235 f.

ſind. O was iſt es doch für ein köſtlich Ding, den Herren lieb haben und ſein Erbteil zu ſein! Wir drei Jungens waren heute ſo recht in unſerm Gott vergnügt über dieſen Gedanken, wir kamen, Maydell, Timo und ich, mit einem Freudigkeitsgefühl aus der Kirche, das unbeſchreiblich war, und gingen in einer Kolonne Arm in Arm den Capitolsberg hinunter ſo freudig und munter, als ſollten wir gerade in die Tore des himmliſchen Jeruſalems einziehen. Rührend war es, als heute Rothe in der Kirche auf den Knien ſo herzlich für die Wohlfahrt Deutſchlands und unſerer verbündeten Fürſten betete. Das iſt ein Mann, der nie ſein Vaterland verleugnen wird, wäre er auch noch ſo lange hier. —

Als ich geſtern zur Kirche ging, kam ich etwas zu früh an und ſpazierte alſo noch auf dem Capitolium herum. Ich ſtellte mich dahin, wo der alte Weg vom Forum heraufkommt und wo die Kaiſer beim Triumph heraufſuhren, um dem Jupiter zu opfern, und ſchaute die Straße hinunter über den Triumphbogen des Conſtantin hinweg auf die Trümmer der alten Kaiſerpaläſte — da bemerkte ich neben mir einen Jungen mit einem mageren, gelben Geſicht und großen rabenſchwarzen Augen, welcher der Kälte wegen einen Kohlentopf zwiſchen ſeinen Knien hielt, indem er auf einer Stufe ſaß und unaufhörlich ſchrie: Bell' orazione per i poveri animi nel purgatorio! (ſchöne Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer). Dabei ſchwang er mit gierigen Blicken eine Sparbüchſe über dem Kopfe. Endlich kam auch eine Frau und bezahlte ihm einen Bajokk, und nun fing der Junge übermäßig laut an zu beten, indem er ſich mit einem ganz gleichgültigen Geſicht die Gegenſtände um ſich herum betrachtete und ſich mit einem Lappen, den er ſich von ſeinen Hoſen abgeriſſen hatte, Kühlung zuwehte, denn ſein Kohlentopf und ſein Geſchrei hitzten ihn ganz unvernünftig. Die Frau blieb ſo lange ſtehen, bis das Gebet fertig war, und dann nahm ſie ihr Bündel und ging beruhigt weiter; und ſo kam einer nach dem andern und ließ ſich da für ein paar Pfennige vorbeten, ſodaß ich wohl glaube, daß der Junge gegen Mittag mit einem hübſchen Säckel Geldes nach Hauſe geſchoben ſein mag. Solche Dinge ärgern einen faſt. So ſah ich auch eine Frau, die mit ihrer Tochter in der Peterskirche vor der Statue des heil. Petrus kniete und ihrer Tochter eine Perlenſchnur und ein Halsband nach dem anderen reichte, welches dieſe dann zwiſchen den Fußzehen des Heiligen durchzog und es dann ihrer Mutter zurückgab, welche es küßte und wieder zu ſich ſteckte. Was aber rührend und herzergreifend ausſieht, iſt, wenn das Volk auf ſeinen Knien unter Gebet, Seufzen und Tränen die hohe Treppe nach dem St. Peter [gemeint iſt wohl die scala santa zur Laterankapelle] hinaufrutſcht; das iſt ein Anblick, der mich wahrhaft erſchütterte, als ich es das erſtemal ſah, denn dieſe armen Leute wollen ja mit dieſer großen Plage nichts, als Gott verſöhnen, und wiſſen nicht, daß ſie es ſo leicht haben könnten, wenn ſie ihre Schuld auf Chriſtus würfen. —

Das Glaubensleben iſt hier mein Hauptſtudium, da ich immer mehr einſehe, wie nichtig alles andere gegen dieſes eine große Studium iſt.

* *

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 3. Nov. 1825. Der scheidende Wilhelm trug mir auf, Ihnen einliegendes Briefchen zu übersenden. Er ist jetzt fort nach Rom. — Ach, lieber Freund, ich habe bis jetzt immer geschwiegen, aber erlauben Sie mir heute die Frage: Warum durfte Ihr liebes Kind Wilhelms aufrichtige Wünsche nicht einmal erfahren? Sie wollten ihre Ruhe nicht gestört wissen. Sie handelten als zärtlicher, vorsichtiger Vater für Julchen — aber auch für Wilhelm? Die Kälte, mit der Sie ihn empfingen, hatte ihn so betrübt, daß er Ihnen das Versprechen, nie wieder um Julchen zu werben, geben zu müssen glaubte. Nun sind die geforderten zwei Jahre bald vorüber, und ich möchte weinen, wenn ich bedenke, wie glücklich auch Wilhelm jetzt sein könnte, wenn er im Herzen beruhigt wie Gerhard hätte abreisen können. Er hätte das Vertrauen keines Menschen mißbraucht! Denn auch jetzt, bei dieser Hoffnungslosigkeit, vermied er alle Mädchen, und keine einzige hat nur einen Augenblick seine Augen beschäftigt, ob er gleich hier allgemein für einen fleißigen, sittsamen Jüngling anerkannt und überall gern gesehen war. Aber noch einmal, warum durfte sie nicht einmal wissen, daß sie unser aller Wunsch und Liebe war? — Armer Junge! er wird kein zweites solches Mädchen finden, die so ganz für ihn und für uns geschaffen zu sein scheint. Wird sie denn nun wählen und wen hat sie gewählt? Wilhelm glaubt, Sie wollten durchaus wieder einen Prediger zum Schwiegersohn, und schon um deswillen ist ihm aller Mut ausgegangen. Nun — alles wie Gott will, bleiben Sie ihm nur gut!

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bremen, den [4.?] Januar 1826. Verzeihen Sie die Verzögerung meiner Antwort, deren Ursache der wichtige Inhalt Ihres Briefes ist. Lassen Sie mich offen und ohne Rückhalt reden, umsomehr da Sie, meine geliebte Freundin, mich der Härte beschuldigen. Ich beteure Ihnen, daß ich keinen Menschen wüßte und weiß, den ich lieber meinen Sohn nennen möchte als eben unsern Wilhelm, den ich längst väterlich liebe. Mit Freuden, ja mit Wonne würde ich ihm mein Ja gegeben haben, wenn ich geradezu meinem Herzen hätte folgen können und dürfen. Aber vorerst schien mir Wilhelms Wunsch zu rasch, leidenschaftlich und übereilt. Er erschien mir damals umsomehr in dieser Gestalt, da ich bei der Veränderung meines Lebens [der damals bevorstehenden Übersiedelung nach Bremen] nach Ruhe und Frieden in meinem Innern Tag und Nacht rang und darum betete; die Gegenwart schien mir ein Weg durch die Wüste, Kanaan sehr fern. Ich sagte Wilhelm: Frag' über zwei Jahre! das heißt: Besinne Dich und prüfe Deine Wahl! Ich glaubte, den ehrlichen lieben Jüngling nicht binden und hemmen zu dürfen, ihm, wenn er künftig etwas reifer seinen Stand und seine Bestimmung erwöge, die Reue ersparen zu müssen — und ich kann bis auf den heutigen Tag dies nicht bereuen, da ich dabei nur auf das seinige und nicht auf das meinige gesehen habe. Darum auch konnten und durften wir Julchen nichts von dem Vorgefallenen entdecken.

Indes haben wir wohl Spuren genug gehabt, daß auch sie Wilhelm liebt. Seine Bilderchen hängen in ihrer Stube und sind immer bekränzt, alle Annäherungen von Bewerbern hat sie abgewiesen und der Mutter manche Andeutungen gegeben, daß Wilhelm in ihrem Herzen lebt. Ihr letzter Brief, teure Freundin, bewog mich, mit Julchen über die Sache zu reden. Lange fehlte mir der Mut dazu, ich zögerte von einem Tag zum andern, auch meine Frau fand Bedenklichkeiten – endlich vor einigen Tagen, als ich mit ihr allein war, fragte ich sie: „Liebst Du Wilhelm?" Darauf antwortete sie mit einem Strom von Tränen: „Ja, ich habe ihn sehr lieb!" Ich sagte nach einer Pause: „Ich mißbillige Deine Liebe nicht; Du weißt, daß ich Wilhelm auch lieb habe. Aber es ist dabei zu bedenken, daß es leicht sein könnte, daß Du ihm in ein fernes Land folgen müßtest und vielleicht uns alle, auf immer von uns getrennt, nie wiedersähest." – „Ja – sagte sie – das weiß ich wohl." Ich sagte ihr dann, daß sie alles wohl vor dem Herrn überlegen und dann Ihm die Leitung und den Ausgang der Sache anheimstellen möge, und verließ sie in tiefer Bewegung ihres Gemütes.

Dieses ist alles, was ich in der Sache getan habe und tun zu dürfen glaubte. Ich lasse meinen Kindern völlig freie Wahl in ihren Angelegenheiten und erteile ihnen nur, wenn sie ihn begehren, meinen Rat. Wollen die beiden Kinder sich einander haben und ist's also des Herrn Wille, so werden wir Eltern mit Freuden unserm Julchen unsere Zustimmung und unseren Segen geben. Ein sinniges, stilles, unverrückt heiteres, herzlich frommes und kindlich naives Gemüt wird er an ihr finden, nur seine idealisierende Malerphantasie, die ich auch gescheut habe, muß er genügsam beschränken. Halten Sie, meine liebe Freundin, es für gut, daß Wilhelm an Julie schreibe, so gebe ich auch dazu meine Einwilligung. Ich habe wirklich nicht begreifen können, daß ich Wilhelm, wie mir mehrmals der Vorwurf gemacht ist, sollte kalt und abstoßend behandelt haben. Ich habe den Jungen ja so lieb wie meine Seele, und wenn ich in solchen Überraschungen auch vielleicht ein wenig laut und lebhaft rede, so ist doch kein Zorn und keine Kälte in meinem Herzen. Ich lege nun die ganze Sache in die Hand unsres Herrn und warte darauf, was Er mir durch Sie für Winke geben wird; ich bitte mir bald zu schreiben, was für Nachrichten von Wilhelm eingetroffen sind.

*

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 9. Januar 1826. Gestern erhielt ich beifolgendes Schreiben von Krummacher und eile, Dir es zuzusenden. Ich bin erfreut, aber auch erschrocken, da ich nicht weiß, wie Du eigentlich nun für Julchen gesinnt bist. Ich hatte dem alten Atti bei der Übersendung Deines bei der Abreise nachgelassenen Briefes auch meinerseits geschrieben, da mein Schweigen gegen ihn schon gegen zwei Jahre dauerte und ich bange war, er könnte das als mütterliche Empfindlichkeit auslegen. Ich meldete ihm also Deine Abreise und glückliche Ankunft in Innsbruck wie auch

Gerhards Verbindung und bedauerte, daß seine kühle Aufnahme Dir eine ähnliche Hoffnung zerstört habe. Weiter schrieb ich nichts über diese Sache, die ich doch erwähnen zu müssen glaubte, die ich aber als gänzlich abgebrochen und aufgegeben wähnte. Denke Dir nun mein Gefühl bei Lesung des Briefes unseres guten Atti! Berate Dich nun bei Gott in stillem, anhaltenden Gebet und tue oder lasse dann, was Seine Stimme Dich wird tun oder lassen heißen. Ich werde nichts dafür oder dawider tun und will alles unserem Herrn und Dir überlassen. Nur gib mir in einigen Zeilen Nachricht, ob diese unerwartete Nachricht Dich glücklich oder unglücklich macht; unruhig genug wird sie Dich machen, fürchte ich.

Wünschest Du es, so will ich im Frühjahr hinreisen, und vielleicht wird sie mir dann auf einige Zeit anvertraut, und ich kann noch wegglätten, was Dir mißfällig sein könnte. Doch das sind Nebensachen — die Hauptsache: ein sinniges, stilles und unverrückt heiteres und herzlich frommes, kindlich reines Gemüt und dabei im Hause ordnungliebend, blühend jung und gesund — das ist schon so viel des unerhört Guten, daß ein Mann, der nicht um seiner Lust willen allein heiratet, sondern der einer Gefährtin zu einer christlichen Ehe, einer Mutter frommer Kinder und einer munteren, geschickten Hausfrau bedarf, ein Narr ist, der noch mehr begehrt, als Julchen ihm leisten würde. Dann diese stille rührende Liebe! Denn wenn sie daran denken kann, *solche* Eltern, *solche* Geschwister, Vaterland und Freunde um Deinetwillen zu verlassen — wie teuer mußt Du ihr sein!

Mein lieber Sohn! Zu einer *bloß* geistigen Liebe bist Du noch viel zu jung — laß Dich von Deiner Phantasie nicht irreleiten, Du könntest Dir ein langes Elend bereiten. Du hast schon für Dich allein zu viel Phantasie — wenn Deine Gefährtin, die Mutter Deiner Kinder auch mit Dir zwischen Himmel und Erde hauste, wie unglücklich wärest Du, Deine Kinder, wie arm und unerfreulich Dein Haus! Diese aber wird Dein Haus mit stiller Regsamkeit regieren, nicht durch Knechte und Mägde, sondern in eigener Kraft und Geschicklichkeit, und hast Du Feierabend gemacht, so wird sie nicht mit Dir in der wolkigen Luft herumschwärmen, sondern wie Maria mit Dir zu den Füßen dessen hinknien, der über alle Himmel ist, und den recht erkannt zu haben, die wahre Weisheit ist.

Was er von Deinem Adelstande schreibt, ist Hirngespinst. Du als Künstler hast selbst ein bürgerliches Gewerbe ergriffen, und das leidige „von" nimmt sie Dir nicht, sondern Du gibst es ihr. Von ihm war es edel und gut, daß er den Jüngling nicht fesseln und binden wollte — da er hätte bereuen können —, von Dir aber wäre es mehr als unedel, wenn Julchen, die Dir solche Eltern, solche Geschwister bringt und gibt, Dir weniger dadurch würde, daß sie kein „von" hat, keine Baronin, keine Gräfin ist. Sie scheint ein sehr gesegnetes Kind Gottes zu sein und das ist millionenmal mehr. Armes Kind! Was mag sie leiden bei der schweren Krankheit ihrer Mutter und der Ungewißheit Deiner Gesinnung für sie!

Nun, unserem gnadenvollen Herrn sei alles übergeben. Er leite Dich ferner, wie er es bis jetzt so wunderbar getan! Ich werde Krummacher

antworten, daß ich Dir seinen Brief gesendet, und daß er Deine Antwort nun von Dir selbst erwarten sollte. Also säume nicht, den alten Mann zu beruhigen, dem es sehr schwer gewesen sein muß, zu schreiben, was er schrieb, und seiner geliebten Tochter Herz so bloß zu geben. Bedenke das, mein guter Sohn, und so leite Dich bei jedem Worte wie bei jedem Gedanken unser Gott.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 9. Januar 1826. Mein sehr verehrter Freund! Ich kann Ihnen auf Ihren lieben, reichen Brief, den ich gestern so ganz unerwartet erhielt, nichts antworten, als daß derselbe schon auf dem Wege nach Rom ist, und daß ich ebenso eile, Ihnen Wilhelms letzte Briefe von dorther beizulegen, damit Sie seine Seelenstimmung daraus erkennen. Sie werden in diesen Briefen nichts von Julchen finden, denn da er so ganz davon überzeugt war, daß Sie ihn auf immer abgewiesen, so hatte er sich's zur strengen Pflicht gemacht, die ganze Sache als abgebrochen anzusehen. Was Sie von den zwei Jahren gemeint, hielt er bloß für eine schonende Abweisung, um dem Stein die Härte zu benehmen. Aber, lieber Freund, warum kam dieser Brief nicht etwas früher?! Wilhelm hätte dann noch vor seiner Reise zu Ihnen eilen können und die lieben Kinder hätten sich erst näher kennen gelernt — wie viel ruhiger wären beide dann gewesen!

Doch nun mag Wilhelm selbst sich erklären, ich will ihm nicht vorgreifen. Ich will jetzt nur noch kurz auf Ihre Bedenken wegen des Adels und des Hoflebens eingehen. Sie sagen: „Wilhelm ist ein Edelmann und ich nicht". Als Künstler treibt er ein bürgerliches Gewerbe, so wie auch Gerhard, der ein Ökonom wird. Ich habe es dulden müssen, aber damals viel darüber geweint, daß mein Mann sich wieder adeln lassen mußte, weil es meines Vaters Wille war. Auch hat dieses „von" meinen Kindern weder Rittergüter noch Wohlhabenheit gegeben, und sie müssen alle gottlob arbeiten, wenn sie leben wollen. Wilhelms Vermögen wird mit der Erbschaft, die ihm jetzt zugefallen, jährlich etwa 600 Thaler Zinsen eintragen. Und was das Hofleben betrifft, so habe ich selbst mit meinem Manne drei Jahre in St. Petersburg gelebt, doch ebenso still wie hier, nur für Mann und Kinder und fürs Haus. Überdem sagte mir Goßner[1], er habe nirgends so viel wahre Christen gefunden, als eben in jener Residenz, und er sehne sich täglich zurück dahin. Doch wünsche auch ich Wilhelm nicht dorthin. Die Stadt ist zu groß, und er liebt das Land und den Wald zu sehr, um es dort lange auszuhalten. Er wird wahrscheinlich einige Jahre Porträts malen müssen, um sich ein Vermögen zu erwerben, das er dann verzehren kann, wo er will, wie sein Vater es gemacht. Wie schmerzt mich aber Ihr Schmerz, ein so geliebtes Kind so weit weg ziehen zu lassen!

[1] Johannes Goßner (1773–1858), katholischer, eine evangelische Richtung vertretender Geistlicher, wirkte 1820–24 an der Malteserkirche in Petersburg, im Juli 1826 übergetreten und später evang. Pfarrer in Berlin.

Gerhard ist seit ein paar Tagen bei Herrn v. Heynitz in Hermsdorf[1] in der Wirtschaft beschäftigt. Seine kleine Braut ist erst siebzehn Jahre alt, in der größten Einfachheit erzogen, aber ganz wie für ihn geschaffen, christlich und still und immer bereit zu jedem Opfer, damit sie Menschen beglücken kann. Sie ist die Tochter von meines Mannes Zwillingsbruder und meiner jüngsten Schwester. Anfangs ängstigte mich diese Nähe ihrer Verwandtschaft, aber meine fromme Mutter hat den Bund gesegnet und ich freue mich nun auch von Herzen, denn ich liebte dieses Kind schon vorher ganz wie mein eigenes. Gerhard ist immer noch der blühende rotbäckige, doch nicht mehr der dicke, denn er ist schlank wie eine Palme und einen halben Kopf länger als Wilhelm. Er ist ein guter Junge und so unverdorben zurückgekehrt, als er hinging.

Den 10. Januar. Gestern erhielt ich noch wichtige Nachrichten aus Rom. Wilhelm hat mir es aus Schonung verschwiegen, daß die Luft in Rom ihm immer weniger zusagte. Doch ein sieben Wochen lang währender Sciroccowind hatte ihn endlich gefährlich niedergeworfen, er ist seit beinah vier Wochen sehr krank. Der liebe Pastor Rothe sitzt täglich mehrere Stunden an seinem Lager, seine jungen Freunde pflegen ihn abwechselnd wie Brüder, besonders verläßt Timoleon Neff ihn weder tags noch nachts. Seine Kräfte fangen an wiederzukehren, seitdem der Morgenwind weht, doch verlangt sein dortiger Arzt, daß er so bald als möglich Rom verlassen soll, weil er rettungslos ein Opfer des römischen Klimas sein würde, kehrte der Scirocco zurück. Zwei seiner Freunde wollen ihn also nach Neapel geleiten, sobald seine Kräfte eine Fahrt zulassen, und ich komme eben vom Bankier, um ihm das Reisegeld zu senden, da er entschlossen ist, wenn der Herr ihm das Leben erhält, Italien im Frühjahr zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren. Wenn nur der Brief, den ich ihm eilig zusandte, ihn nicht zu heftig erschüttert und ihm einen Rückfall herbeibringt.

*

W. v. K. an seine Mutter

Roma, am 24. Januar 1826. O meine Mutter! Was soll ich sagen — ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angesicht liegen und dem Herrn im tiefsten Staube danken und ihn anbeten, lobsingen ihm, der so unverdiente Gnade und Barmherzigkeit an mir getan hat. O mein Gott, wie ist mein Herz doch so vergnügt und fröhlich und doch so tief erschüttert, tief gebeugt und in den Staub gedrückt, nicht von Gram und Kummer, sondern von der überschwänglichen Gnade des Herrn. Das war des Herrn Hand, ja das hat Gott getan und niemand anders! Er, Er, Er allein hat mir dies liebe, einfältige, fromme Herz, Er allein hat mir diese rührende Liebe zugewendet, ohne daß ich wüßte, nur das Geringste dazu getan zu haben — Ihm allein sei Lob und Ehre und Preis und unsere beiden Herzen dargebracht in Ewigkeit!

O, wie danke ich Gott, daß er mich nicht nehmen ließ, daß er mir selbst gegeben hat, was ich nicht einmal mehr zu erbitten wagte.

[1] Hermsdorf war im Sommer 1823 von dem Grafen zu Dohna an Ernst v. Heynitz verkauft worden; Näheres s. in der Einleitung zu Kapitel VII.

Unmittelbar aus seiner Hand habe ich eine Braut empfangen wie Adam das erste der Weiber, und allein schon als Pfand seiner Gnade will ich sie hoch und teuer halten, lieb und wert und meinem Herzen als beständige Mahnung zum Vertrauen auf Ihn.

Vorgestern, am Sonntagmorgen erhielt ich Deinen Brief, und heute sind meine Briefe an Krummacher und Julie abgegangen. Ich hatte gerade einen Brief an den Atti angefangen und eben geschrieben: „O daß mein liebster Traum mir nicht zerstoben wäre, doch ich darf nicht reden, darf gar nichts sagen — ich habe Gott zwingen wollen und muß jetzt ganz geduldig abwarten, wozu er mich zwingen wird. Gott hat mich manchmal wider Willen Wege geführt, die mir zwecklos, ja schädlich erschienen, und später habe ich eingesehen, daß diese Führungen im Zusammenhang mit nachherigen Ereignissen standen, in denen ich seinen Finger deutlich und segnend erkannte. Hingegen, wo ich selbst handelte, habe ich wohl voreilig mein Glück zerstört, deshalb habe ich nun die Segel gestrichen und das Steuer gekappt — willenlos mögen mich die Wellen seiner Vorsehung führen, wohin es Ihm beliebt." So weit war ich gekommen, da erhielt ich Deinen Brief mit dem Einschluß, und nun kannst Du denken, wie der Brief an Krummacher endete, obgleich ich mich zusammennahm, so besonnen und kalt, als mir nur möglich war, zu schreiben, um mich nicht wieder einer unreifen Leidenschaftlichkeit beschuldigen zu lassen.

Julie, das gute Kind, habe ich nicht zum Ehestand eingeladen als zu einer Freude, sondern als zu einer beschwerlichen Pilgerreise, die sie mit mir teilen, als zu einem beständigen Tode, den sie mit mir sterben sollte — jedoch mit andern Worten. Ich habe sie nicht zur Entscheidung und Gewährung meiner Wünsche aufgefordert, sondern Gott durch ihren Mund.

O, daß eine Menschenbrust eines so tiefen, ruhigen Glückes fähig ist, als ich empfinde! Jetzt stehe ich mit mir selbst im Gleichgewicht, ich bin verwandelt und fühle mich — obgleich körperlich noch nicht ganz wohl — doch wie neu geboren. Früh vor fünf Uhr schon treibt mich mein Glück, das mir jedesmal beim Erwachen wie neu geschenkt scheint, aus dem Bett, und dann lobt meine ganze Seele Gott bis zum Abend. O, ich hatte es nicht geglaubt, wenn mir jemand hätte sagen sollen, daß ich so glücklich werden sollte. Ich weiß, daß es nicht so bleiben wird und daß wir nicht geboren sind, hier auf Erden vollkommen glücklich zu sein, ich weiß aber auch, daß es uns erlaubt ist, uns über die Freude, wenn wir sie haben, recht von Herzen zu freuen, besonders wenn man, wie ich, vorher eine so ungeheure Qual ausgestanden hat, da ich ganze sechs Wochen lang so fortwährende Beängstigungen hatte und mein Geist so beständig von Zweifel und allerhand Todesfurcht, Angst und anderer Pein zerschlagen wurde, daß meine Freunde weder bei Tag noch bei Nacht in dieser ganzen Zeit mich nur einen Augenblick verlassen durften — erst seit dem Tage, wo ich die überaus köstliche Nachricht erhielt, schläft der treue Timo nicht mehr bei mir.

Meine süße Herzensmutter, Du hast mir immer treu und gut geraten, so auch hier. Nimm meinen heißen Dank und die Gebete hin, die ein Sohn für seine Mutter beten kann!

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Dresden, den 9. Febr. 1826. Mein lieber brüderlicher Freund! Ich sende Ihnen diesen eben erhaltenen Brief von unserm Wilhelm, ob Sie gleich die Ihrigen schon in Händen haben werden. Ich sende Ihnen diesen verworrenen, wunderlichen Brief, der wohl aus einem freudetrunkenen Herzen strömte, und bitte mir dagegen, wenn es möglich ist, eine Abschrift der Ihrigen aus, denn ich fürchte, wir müssen manchen exaltierten Ausdruck in diesem, sowie das gemessen und bedächtig sein Sollende in den Ihrigen wohl noch seiner Krankheit zuschreiben. Werden Sie darum nicht irre an dem armen kranken Jungen, wenn er seine Geliebte zu einem gemeinsamen Sterben einladet. Ich empfinde, wie er es meint. Ich bin heute zu bewegt, um an das liebe Kind zu schreiben, umarmen Sie sie für mich, samt der lieben, genesenden Mutter, und unser ewig treuer Herr segne selbst den Bund der Kinder, der mich so beglückt.

*

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 10. Febr. 1826. Gott, unser lieber Herr, sei gelobt! Du lebst, Du mir vom gnadenvollen Herrn Wiedergegebener, Wiedergeborener! Du bist zufrieden, Du bist glücklich, und selbst auf den Brief, von dem ich fürchtete, er könnte Dir einen Rückfall zuziehen, selbst auf diesen für Dich so entscheidenden Brief scheint Er, dem nichts zu gering ist, Deine Seele leise vorbereitet zu haben – und so wird er es herrlich ausführen und Du wirst sein Eigentum sein und bleiben nun und in Ewigkeit. Amen!

Beifolgenden Brief von unserem Atti sende ich Dir. Glaube nicht, daß die Engels[1] gekuppelt habe; nun weiß ich alles. Krummacher hatte ihr wirklich alles mitgeteilt, Juliens stille Neigung und seine Sorge wegen Deiner Verhältnisse. Die Engels hat dem Atti darauf geantwortet: „Ich bin gegen alle Verbindungen von ungleichen Ständen, aber bei Wilhelm, dem Sohne einer gläubigen Familie, selbst ein gläubiger Christ, fällt mir weder der Hofmaler noch der Edelmann ein. Sie lieben Wilhelm Kügelgen wie Ihren eignen Sohn, Julie liebt ihn still und wortlos, ich würde mit Julie sprechen – gesteht sie ihre Liebe, nun, dann würde ich Wilhelm wie ein teures Geschenk aus der Hand des Herrn als fünften Sohn in meiner Familie aufnehmen." Kaum hatte er diesen Brief, so kam auch der meinige mit Deiner Einlage und Deinem Lebewohl an, und so hat sich der Atti denn entschlossen, mit dem Kinde davon zu sprechen, wiewohl

[1] Christiane Engels, eine alte Freundin des Möllerschen und Krummacherschen Hauses, damals Gehilfin des Grafen v. der Recke in dessen Rettungsanstalt zu Düsseltal, später Pflegerin von Julchens Onkel, dem Konsistorialrat A. W. P. Möller [vgl. Leb.-Er. S. 16], und Wohltäterin der Armen in Münster.

nach langem Kampf. So hat denn jedes von uns seine Pflicht getan, nichts übereilt und das Beste Gott überlassen.

Was Krummacher von München schreibt, ist wohl zu bedenken. Gewiß wird die Kunst dort florieren, doch unsere evangelische Kirche um so weniger; glaube mir das — selbst Cornelius ist nicht unparteiisch. Nein, siehe die Orte und Galerien, und dann eile, wenn Du in Bremen warst, nach dem alten Dresden an Deines Vaters Grab und in das für Dich immer bereitstehende Begerhäuschen. Du hast die hiesige Galerie noch gar nicht benutzt und kannst Dich hier in unserer Nähe zum vorzüglichen Künstler ausbilden, jetzt, da Herz, Seele und Geist in Dir Ruhe fanden. Glaube nicht, daß ich Deutschland verlassen werde, so lange Du noch einsam hier hausest; lieber will ich Gerhard wieder allein zurückreisen lassen, denn an meiner Schwester hat er eine zweite treue Mutter. Ich bleibe bis auf weiteres hier, Deinetwegen, Julchens und Adelheids wegen, meine Gesundheit gar nicht mit gerechnet.

Möge Deine Gesundheit täglich wachsen! Grüße den lieben Prediger Rothe von mir mit seiner lieben Frau sowie auch alle Deine Freunde, die sich Deiner so brüderlich angenommen haben. Vielleicht ist dieser Brief der letzte, den ich Dir nach Rom schreibe; weil ich nicht weiß, wie bald Du abreisen willst, so eile ich mit diesem so.

*

Julchens Mutter an ihren Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 18. Febr. 1826. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit — wir schreiben es noch an niemand als Euch Kinder — teile ich Euch die erfreuliche Nachricht mit, daß Julchen eine sehr glückliche Braut ist von Wilhelm Kügelgen. Wilhelm ist in Rom tödlich krank gewesen, doch jetzt wieder gesund, er glaubt, die Nachricht, daß nun Julchen seine Braut wäre, hätte ihn auf einmal völlig genesend gemacht. Der Wilhelm ist ein köstlicher und frommer Mensch; o, welch herrliche Briefe haben wir von ihm! Wir vermuten, daß er künftigen Sommer hierherkommt, alsdann soll die Verbindung gleich bekannt gemacht werden. So verlaßt uns das letzte Kücken denn nun auch bald und obendrein noch so weit, und wir Alten sitzen am Ende immer guriger beisammen.

*

W. v. K. an den Atti

Roma, am 3. März 1826. Lieber köstlicher Vater! O wie wohl tut meinem Munde diese Benennung, und wie lange hab ich das große Glück entbehren müssen, einen Vater zu haben! Dank sei dem Herrn, daß er Dich mir als solchen gibt, denn nach dem herrlichen Vater, den ich für diese Welt verloren habe, hätte ich nur mit blutendem Herzen einem anderen, als Dir, den süßen Vaternamen geben können — Dir, den ich ja schon bei seinen Lebzeiten mit vollem Herzen meinen Atti nennen konnte. Nun kann ich doch endlich meinen Mund ungehindert auftun und mit Dir sprechen und reden, wie es dem Herzen Bedürfnis ist. O, was waren das für zwei eklige Jahre, wie gezwungen mußte ich mit Dir reden, wie

mußte ich mein Herz zurückhalten, daß es mir nicht in die Feder trat. Gottlob, daß sie beendet und mit seiner Hilfe so beendet sind, daß, wie ich glaube, niemand von uns sich etwas vorzuwerfen hat. O, könnte ich doch jetzt mit Dir an das Grab Deines seligen Mitvaters treten und dort seine Rechte im stillen Gebet auf Dich übertragen — ich will Dir ein Sohn sein, gehorsam und untertan, und das ohne Kampf und Selbstverleugnung, denn ich weiß es, daß Du mich nie quälen wirst. So sei denn nun mein Vater ganz und von Herzen und halte mich wie Deine anderen Kinder.

Vor ein paar Tagen erhielt ich Briefe von meiner Mutter. Wie freut sich diese hohe, herrliche Frau ihres neuen Töchterleins! Sie ist der Schutzengel unserer Liebe gewesen und durch sie hat Gott uns zusammengebracht. O, meine Mutter hat eine unbegreifliche Klarheit und Festigkeit des Gemüts, sie durchschaut einen Menschen den Augenblick, und es wäre vergebens, sich vor ihr verstellen zu wollen. Aus dem Wenigen, was ich ihr von Julchen erzählte, erkannte sie dies liebe Mädchen durch und durch, und riet mir gleich mit der größten Zuversicht, um ihre Hand anzusprechen. Doch mußten wir beide erst diese wunderbare Schule durchgehen, um recht gewiß zu werden, daß Gott es sei, der uns für einander bestimmt habe.

*

Die Cousinen Auguste und Sophie v. Stackelberg an W. v. K.s Schwester

Poll, den 17. April a. St. 1826. [Auguste:] Gestern am Karfreitag erfuhren wir durch Eure Briefe, nicht durch Wilhelm, dessen Brief aus Rom wohl verlorengegangen ist, sein Schicksal und sein Glück. Nicht die leiseste Ahnung haben wir in diesen zwei Jahren von seiner Liebe gehabt, und ich begreife nicht, warum Wilhelm seinen treusten Freundinnen eine Sache verschwieg, von der er doch überzeugt sein konnte, daß wir innig teil daran nehmen würden. Ich muß gestehen, wie er seine Reise zum Rhein antrat und Deine Mutter schrieb: „Ich lasse ihn ziehen wie den jungen Tobias", wie er dort alle seine Verwandten besuchte und auch die Lilla wiedersah, die einst bei Deiner Mutter Pflegetochter war, da kam mir der Gedanke, sie könne seine Braut werden; aber wie nun alles still und beim alten blieb, da vergingen meine Vermutungen auch wieder.

Also Krummachers Tochter ist seine Braut! Da hat er herrlich gewählt. Ach, beste Adelheid, wenn Wilhelm nur wüßte, wie ich ihm immer ein wahres kleines Ideal zum Weibe gewünscht habe, ein Geschöpf so ausgezeichnet in allem, wie die Natur sie nur erschaffen könne. Er verdient so sehr, glücklich zu werden, und doch muß auch wieder seine Frau bei all seiner Liebenswürdigkeit mit einer besonderen Kraft gestählt sein. Gott lasse auch sie glücklich werden, diese liebe unbekannte Julie! Ja Adelheid, Du kannst ihr schreiben, wie warm mein Herz für sie empfindet, und käme sie jemals nach Poll — an unseren Schwesterherzen sollte sie vergessen, daß sie in einem fremden Lande sei. Aber nein, nein! sie soll nicht herkommen, ich kann ihr nicht ein Schicksal wünschen, das

mir immer als das traurigste erschien: getrennt, losgerissen von ihrem Vater, ihren Verwandten, geschieden vielleicht auf ewig von ihrem Vaterlande, ein geteiltes Herz, immerfort schmerzlich schwankend zwischen Hier und Dort! Wenn Wilhelm sie wahrhaft liebt, dann muß er nie wiederkehren in unser Land – dies Opfer muß er seiner Julie bringen.

Und nun bin ich zu dem Punkte gelangt, der freilich meinem Herzen wehe tut, denn es gibt einen gewaltigen Riß zwischen Herzen, die sich liebten. O Adelheid, wie kannst Du Dich doch so täuschen, wie kannst Du fröhlich hoffend noch von Poll reden? Muß nicht jeder unbefangene Mensch den Schluß aus dieser Verbindung ziehen: wenn Wilhelm mit seiner Frau im Auslande bleibt, kann denn dann Deine Mutter, deren Herz so sehr an diesem Sohne hängt, hier glücklich leben? soll dieses arme Mutterherz so zerrissen werden? Nein, das ist unmöglich, sie muß unter ihren Kindern bleiben, und so mag denn unser lieber Herr, der ja alle unsere Schicksale lenkt, meine Adelheid auch dort binden, damit kein Zwiespalt entstehe und meine teure Tante Lilla ganz glücklich werde. Gerhard, der einzige, der uns bleibt und von dem Ihr Euch dann trennen müßt, kann Euch noch am ehesten entbehren, er hat aber doch auch sehr melancholisch an Elmine wegen dieser Trennung geschrieben; die arme Kleine weinte gestern an meinem Halse bittre Tränen, denn auch Onkel Carl teilt unsere Auffassung. Ein Riß – eine Scheidung auf ewig. O Adelheid!

[Sophie fährt fort:] Ja, ist nicht durch diese Heirat Eure ganze Familie wie zerrissen? denn herkommen *darf* Wilhelm nun nicht mehr. Könnte Deine Mutter es wohl zulassen, daß ihr eigner Sohn einem lieben Mädchen das Schicksal bereitet, worunter sie selber so lange gelitten, das Schicksal, von Eltern und Geschwistern fortgerissen zu werden „wie ein gescheuchtes Reh", wie Wilhelm selber es nannte. O, ich verstehe Vater Krummacher wohl, warum er seine Einwilligung nicht geben wollte.

Aber nun verlieren *wir* – unser lieber Wilhelm ist uns entrissen, und er ward so *sehr* geliebt. Nun bleibt auch Ihr dort, denn von Wilhelm werdet Ihr Euch nie trennen. Er, der Unwandelbare, unser Herr und Heiland, der uns Freude wie Schmerz gibt – Er hatte uns Euch geschenkt, Er nimmt Euch uns wieder! Er hat uns auch diesen Brief in der Marterwoche an seinem Sterbetage geschickt, wo wir nicht anders als gefaßt und getrost bei allem sein konnten. Ach, liebe Adelheid, es ist wohl traurig, daß wir nicht frohlocken können bei dem seltenen Glücke, das Wilhelm zuteil wird, aber indem wir Gott danken, der es ihm schickte, beklagen wir, daß wir Euch dadurch verlieren. Mein Vater kam heute morgen ganz ungewöhnlich traurig zum Kaffeetisch und sagte: „Ich habe die ganze Nacht von der Nachricht nicht schlafen können – unser lieber Wilhelm, daß wir ihn so verlieren müssen!" So sieht es jeder Unbefangene: Wilhelm und folglich auch Ihr seid an das Leben dort nun gebunden! Welch einen Ersatz habt *Ihr* aber auch an der Krummacherschen Familie! Solch einen werden *wir* freilich nie finden.

* *

W. v. K. an seine Braut

Roma, am 26. Febr. 1826, früh. Eben las ich in Klopstocks Messias (wie es denn meine Gewohnheit hier in Rom ist, bei Sonnenaufgang zum Fenster hinauszugucken und zu lesen) den Tod der Maria von Bethanien. Es ist eine ergreifende Stelle, und mir war es, als seist Du es, die da stürbe, da meine Seele nun einmal voll von Gedanken an Dich ist — ein tiefer Schmerz durchzog meine Brust, und ich mußte das Buch zuklappen. Ach, diese Stunde wird auch kommen mit ihrem fürchterlichen Ernst, und ich kenne die Schrecken des Herrn, wie sie die müde Seele jagen und nicht ruhen lassen. Ach, daß Du dereinst an Gottes Munde sterben könntest und in meinen Armen! O, Du meine geliebte Julie, lass' uns frühe unser Herz mit aller Kraft des Glaubens wappnen, damit es nicht zittere, wenn einst die Schrecken des Todes auf unsere Seele einstürmen, lass' uns recht das Heimweh nähren nach jenem Lande der Seligen, daß es lebendig fühlbar in uns wird, dann wird uns einst der Tod kein unwillkommener Bote sein.

Den 26sten abends. Heute war ich mit Neff in St. Peter. Wir zogen in dem ungeheuren Gebäude herum wie zwei Wanderer, kamen bei verschiedenen Predigern vorbei, von denen keiner den anderen störte, und betrachteten die prächtigen Altarbilder. Da war mir's, als hörte ich ferne Töne wie Musik; mein Freund meinte aber, es wäre wohl die Stimme eines Geistlichen, der sich beim Messelesen etwas angriff, und so gingen wir weiter und betrachteten ein Bild nach dem andern, bis die Töne deutlicher unser Ohr trafen und wir uns überzeugten, es müsse doch in irgendeinem Teile der Kirche Musik sein. Nun galt es, diese Musik ausfindig zu machen (Du wirst lachen, ich kann Dir aber versichern, daß ich wahr rede), welches keine leichte Sache war, denn der Schall leitete uns irre und die Töne entschwanden manchmal ganz unserem Ohr, bis wir um einen Pfeiler bogen und auf einmal ein mächtiger Chorgesang uns entgegen drang. Hier saßen um einen prächtig erleuchteten Altar sechs Reihen von den vornehmsten Prälaten in reicher Ordenstracht, drei vornehme, ganz von Gold und Seide strahlende Geistliche bedienten den Altar, und vom Chor herab erscholl eine herrlich tönende Fuge. Es war merkwürdig anzusehen, denn die Leutchen verrichteten allerhand wunderbare Dinge; so standen sie manchmal alle auf und segneten sich, einer den andern, welches sehr gut aussah, oder sie wurden von den Amt haltenden Geistlichen alle einzeln beräuchert, welches einen ungeheuren Dampf gab, oder sie machten sonst irgendeine auffallende Sache.

Doch ich kann nicht weiter erzählen, denn meines Zimmernachbars Hunde heulen so, daß mir der Kopf brummt. Denke Dir, dieser Nachbar, der von Geburt ein Däne, aber einer von denen ist, welchen Urian mit seiner Aufklärung den Kopf verdreht hat, dieser Nachbar, dem ich alles Gute wünsche und einen baldigen Heimgang nach seinem abgelegenen Vaterlande, hat sich neulich drei junge Hunde gekauft, sage drei, welche den größten Teil des Tages unverdrossen freie Fugen extemporieren. So unglaublich

mich dies auch geniert, so kann ich ihm doch nichts anhaben, weil er mich, wo er mich trifft, stets sehr inständig des Geheuls seiner Zöglinge wegen um Verzeihung bittet und mir erzählt, er habe sich drei angeschafft, weil er überzeugt wäre, daß einer allein noch viel mehr spektakeln würde, diese drei sich aber doch eher miteinander trösten könnten. Was sagst Du dazu? Das Schlimmste ist, daß er selbst, sobald die Hunde sich müde geschrien haben, seine Guitarre ergreift und aus voller Kehle die zweite Stimme von ungeheuer rührenden dänischen Liedern singt, welchem Unwesen ich nur dadurch steuern kann, daß ich auf meinem Flügel im Kontrabaß mit dem Fortezug fürchterlich zu poltern anfange — das hat dann zur Folge, daß ihm gewöhnlich von seiner wetteifernden Guitarre ein paar Saiten herunterplatzen und er in Verzweiflung mit allen seinen Hunden spazieren geht.

Doch was rede ich Dir da für verrücktes Zeug vor — ich will Dir lieber noch den Anfang einer sehr schönen Predigt erzählen, die neulich einer meiner Freunde am St. Laurentius-Tage mit angehört hat. Als der Prediger die Kanzel bestiegen und sich die Nase tüchtig gereinigt hatte, fing er an, mit derselben zur großen Erbauung seiner Zuhörer auf eine unerhörte Weise herumzuschnüffeln und stellte sich dabei sehr erstaunt an; dann rief er plötzlich aus: „Was duftet, was riecht so? — hier schnüffelt er wieder — mich deucht, ich rieche Braten. Gänsebraten! Wildbret! — O nein (hier schlug er die Hände über dem Kopf zusammen), o nein, meine Teuren, sie haben den heiligen Laurentius gebraten auf dem Rost! Sie haben ihn gebraten usw. usw." Diese Geschichte ist gewiß wahr, und Du kannst Dir daraus entnehmen, auf welch hoher Stufe manche Prediger in diesem gesegneten Lande stehen. Es reizt zum Lachen, solches Zeug zu hören, und doch sollte man blutige Tränen weinen — doch ich darf mich im Briefe darüber nicht aussprechen; aber wir können Gott nicht genug danken für die Verhältnisse, in denen wir geboren sind.

Den 27. Febr., morgens früh. Ich habe nun vierzehn Tage hintereinander fleißig gearbeitet, denn so lange genieße ich schon wieder die freudige Empfindung eines Gesunden, doch darf ich's nicht weiter fortsetzen, wenn ich nicht wieder krank werden will, und muß nun ein paar Tage aussetzen, um mich, wie Dein Vater mir schreibt, der gloria mundi zu erfreuen. Ich hatte deshalb gestern mit Neff abgemacht, wir wollten heute den ganzen Tag in den Ruinen der Kaiserpaläste und den alten Rennbahnen umherziehen, wo Lack, Rosen, Anemonen und die schönsten Gartenblumen wild wie Unkraut in dem alten Gestein und Schutt wuchern und in üppiger Fülle blühen — aber siehe, da trifft sich's denn, daß gerade heute Regenwetter eingetreten ist und ich in Genießung der gloria mundi nichts weiter tun kann, als mit meiner Pfeife zum Fenster hinauszugucken und mir meine Ledermütze betrüfeln zu lassen. Das will ich denn auch redlich tun und mir dabei in Gedanken ausmalen, wie hübsch es sein wird, wenn ich nun in Bremen angestiefelt komme und Vater und Mutter prächtig in Öl malen werde für Dich usw. usw.



Julchen „aus der Phantasie"

Bleistiftzeichnung von W. v. K. Rom 1826

„Heute bin ich den ganzen Tag unter dem alten Gemäuer herumgestiegen, und Du warst immer mit mir, wenigstens dachte ich an Dich den ganzen Tag". W. v. K. an seine Braut am 28. Febr. 1826



Kopf eines Römers

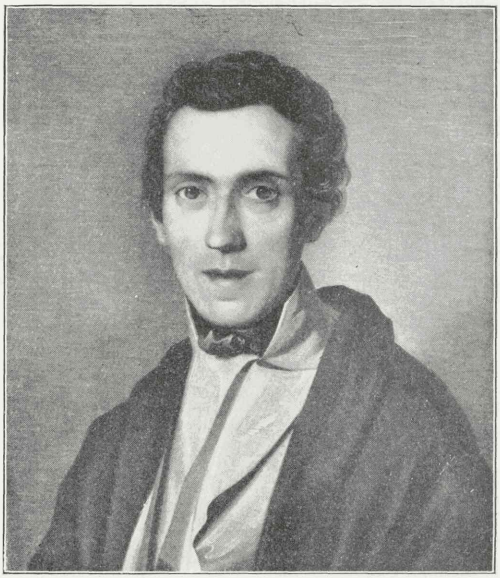
Modellstudie in Öl von W. v. K. 1826

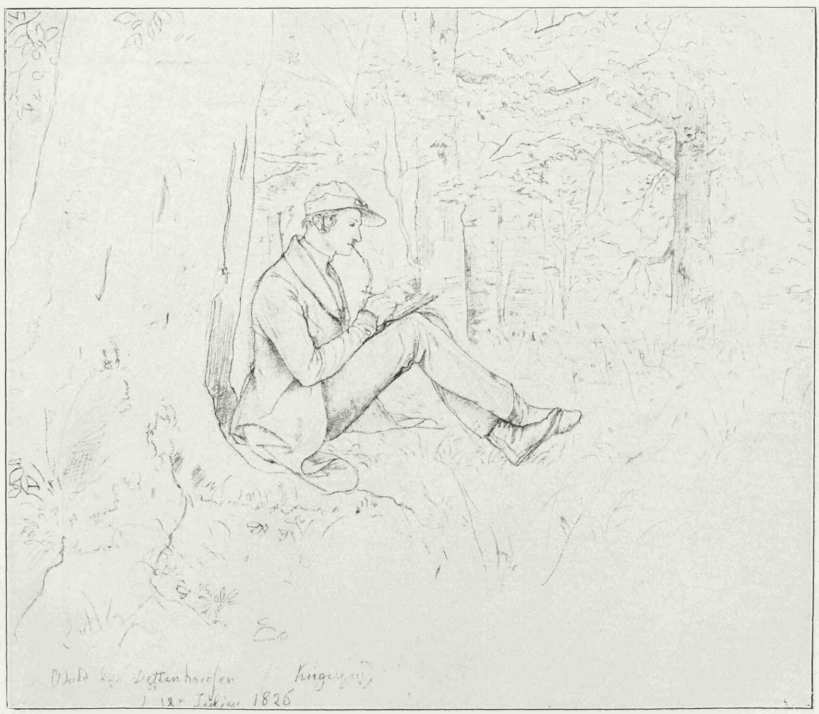
„Ich muß Dir doch noch Guten Morgen sagen, ehe der fürchterliche Mann kommt mit dem schrecklichen Barte und den trüben Wolfsaugen, den ich heute zeichnen will." W. v. K. an seine Braut am 13. März 1826

Ludwig Richter

Ölgemälde von W. v. K. 1836

„Vor Richters Abreise malte ich ihn in meinem Schlafrock in anderthalb Tagen fix und fertig, daß keinerlei Retouche nötig war und sowohl ihm wie mir Maul und Nase vor Verwunderung offen stand; nur Julchen vermochte Worte der Wonne und Bewunderung zu lallen."
W. v. K. an Senator Dr. Volkmann am 24. Sept. 1836





Wilhelm v. Kügelgen Bleistiftzeichnung von Ludwig Richter

„Als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir uns in ein einsames Dörfchen ein und brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu, in freundschaftlichem Gespräch, lesend und zeichnend." Ludwig Richter. Vergleiche S. 108 Anm.

Den 28. Febr., abends 9 Uhr. Heute bin ich den ganzen Tag unter dem alten Schutt und Gemäuer herumgestiegen, und Du warst immer mit mir, immer unverdrossen an meiner Seite, wenigstens dachte ich sehr unverdrossen an Dich den ganzen lieben langen Tag, obgleich mein Auge hinlänglich wunderliche und merkwürdige Dinge betrachtete. Ich stand lange auf der alten via triumphalis, die zum Capitolium hinaufführt, und betrachtete mit einer Art Wehmut die schönen Trümmer des gesunkenen Roms um mich herum. Da fiel mir ein, wie Germanicus im Triumphe auf diesem selben Wege die deutschen Fürstinnen zum Tempel des Jupiter schleppte, ich stampfte mit dem Fuße, daß der Staub flog, und betrachtete nunmehr mit Lust die zerbrochene Größe um mich herum und dachte mit Freuden: die Deutschen haben dir's eingesalzen, du schnödes Rom! Da stehen nun noch die alten Triumphbogen und ragen gen Himmel, aber mit dem Triumphfeiern hat's ein Ende.

Ein päpstlicher Soldat trat zu mir und fragte mich: „Wie alt, glauben Sie wohl, daß dieser Bogen sei, mein Herr?" — „Nun, guter Freund — antwortete ich — mich dünkt, er solle wohl schon achtzig Jahre auf dem Buckel haben." — „Über tausend Jahre" sagte er mit geschmierter Stimme. Ich: „Das wäre! Aber lieber Mann, wie kommt es denn, daß Sie deutsch sprechen?" Er: „Weil ich ein Deutscher bin. Ich bin ein ehrlicher Weimaraner, und der Teufel soll mich holen, wenn ich etwas mit dem verdammten welschen Pack gemein haben will." Ich: „Nun, da würde ich doch nach Deutschland zurückgehen und mich von dem welschen Pack losmachen." Er: „Kann ich denn? Ich habe so einen infamen Hund totgeschlagen, weil er immer öffentlich auf die Deutschen fluchte, und da hat mich der Papst auf zehn Jahre Galeeren verurteilt; da bat ich, ob ich's nicht lieber mit der Flinte abdienen könnte, und da hat er mich denn unter seine hundsföttschen Soldaten gesteckt. In drei Jahren bin ich rum, und dann soll kein ehrlich Haar mehr an mir sein, wenn ich länger hier bleibe." Ich verließ diesen Starken und wandte meine Schritte nach dem Tempel des Friedens, denn ich war dem Papst dankbar, daß er meinen Landsmann so glimpflich behandelt hatte. Daß dieser ein Totschläger war, fiel mir weiter nicht auf, indem ich hier genötigt bin, mit mehreren solcher Leute ganz freundlich umzugehen — o Land voll Graus und Schauder!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch vom 18. April 1836

Von Timo erhielt ich heute einen Brief, der mir große Freude bereitete. Er hat um dieselbe Jahreszeit ganz dieselbe Reise wieder gemacht, die wir einst zusammen unternahmen, über Tivoli, Subiaco, Olevano nach Albano, Frascati und zurück nach Rom.

*

W. v. K. an seine Braut

Roma, am 12. März 1826. Eben setze ich mich zum Schreiben nieder — da, was höre ich?! Gehe Dich nur ein paar Augenblicke zu gedulden ...

Da habe ich eben einen ungehorsamen Mitbürger den Tarpejischen Felsen hinuntergestürzt. Diesen Namen führt eins meiner Fenster, aus welchem ich meine Mitbürger, die Mäuse, stürze, wenn sie den Gesetzen ungehorsam werden. Sie dürfen nämlich in der ganzen Stube alles benagen und bekratzen, herumhüpfen und sich der gloria mundi erfreuen, nur das kleine Stückchen Speck in der Mausefalle müssen sie mir unbetastet lassen, oder ich stürze sie, da die römischen Mausefallen so klug eingerichtet sind wie Sperlingskästen, sodaß man das Ungeziefer lebendig fängt, ohne Gnade drei Stock hoch meinen Tarpejischen Felsen hinunter. Es sieht ungeheuer lustig aus, wenn so ein kleiner Kerl durch die Luft fleugt und dabei unaufhörlich mit Schwanz und Füßen, die er immer unten behält, herumarbeitet; wenn er auf dem Pflaster angekommen ist, so bleibt er betäubt von der schnellen Reise eine Zeitlang liegen und dann springt er auf und läuft fort. Neulich veranstaltete ich sogar eine Art von Tiergefecht und ließ die Maus von einer Katze fangen, mit der sie sich sogleich vereinigte. Wenn die Zeit der Skorpionen erst kommt, so werde ich ein Gesetz machen, daß ich sie töten darf, wo ich sie nur finde. Einer meiner Bekannten hat schon einen in seinem Bett gefunden, ein anderer einen im Rockärmel; jedoch sind es Lügen, daß ihr Stich tödlich sei, sondern die Menschen schwellen an der verletzten Stelle nur unnatürlich auf, werden etwas krank und der Skorpion wird unschädlich, indem man ihn gewöhnlich tötet oder ihn doch nötigt, sich selbst zu erstechen gleich einem anderen Othello, welches man sehr leicht bewerkstelligen kann, wenn man ihm etwas brennenden Schwamm auf den Rücken legt. Eine andere Art Tierchen, das hier sehr häufig ist, ist eine hübsche kleine graue Zimmereidechse, welche unbeschreiblich schnell an Decken und Wänden hinläuft und auch für ihr Leben gern in die Betten kommt. Auch Kröten lassen sich in den unteren Stockwerken oft blicken und werden von den Ausländern erschlagen, während die Italiener in dieser Hinsicht sehr duldsam und liberal sind.

Mache Dir wegen der Italiener keine unnötige Besorgnis. Sie sind wirklich eben nicht schlechter als andere Leute, nur daß sie etwas mordlustig sind, aber darunter leidet so leicht kein Fremder, die sie alle, besonders die Deutschen, für eine Art bessere Geschöpfe halten, als sie selbst sind. Ich wüßte mit keinem Volk besser fertig zu werden als mit den Italienern, man kann alles mit ihnen machen, wenn man nur keinen Stolz zeigt und sich lustig und frei gegen sie beträgt.

Auf einer Reise, die ich neulich mit Timo Neff ins Gebirge machte, stand ich in Tivoli allein am Tor und erwartete meinen Geführten, der gegangen war, um Esel zu mieten. Ein Haufen der dortigen Wilden versammelte sich um mich, spotteten und machten sich über mich lustig. Ich tat so, als merkte und verstände ich ihre Witze nicht, ging, indem ich mir den Kirchturm zu betrachten schien, dicht an sie heran und blies ihnen ganz ruhig die Pfeifenasche ins Gesicht. Der eine, den ich getroffen hatte, fuhr zurück und schrie: Amazato sia! (sei ermordet), ich tat aber, als

hätte ich nichts verstanden, und fragte einen andern, indem ich meine Pfeife wieder stopfte: „Mein teurer Freund, sage mir doch, wo geht denn eigentlich der Weg nach dem Schwefelsee hinaus?" Indem er mir nun mit vielen Gestikulationen ganz redlich antwortete, trat ein Dritter hinzu und sagte: „Warum gibst Du mir nicht Tabak?" Ich sagte ihm: „Narr, wenn Du Tabak haben willst, mußt Du's sagen", und damit gab ich ihm und den Umstehenden jedem etwas Tabak, worauf sie ungeheuer freundlich wurden, einmal über das andere schrien: Bravo tedesco! und sich erboten, mir aus dem nächsten Weinhause eine Kohle zu holen. Ich dankte ihnen dafür und sagte, ich hätte die Gewohnheit, mir Feuer von der Sonne zu nehmen. Sie lachten darüber, waren aber dann aufs äußerste verwundert, als ich es vermittelst meines Brennglases wirklich tat, und nun wollten sie alle Feuer von der Sonne haben. Bei dieser Gelegenheit brannte ich dem unverschämten Tabakbriganten tüchtig auf die Hand, er schrie und fuhr zurück, und nun betrachteten sie alle das Brennglas wie ein böses Insekt und wichen zurück, wenn ich es in die Höhe hob. Ich bestieg lachend meinen Esel, der mittlerweile, von meinem Freunde geführt, herbeigekommen war, und ritt zum Tor hinaus nach dem Schwefelsee, von welchem Erzgreuel sich auch viel sagen ließe.

Du ersiehst ungefähr aus dieser langen Historie, daß man mit den Leuten fertig werden kann, nur muß man die seltene Kunst verstehen, keinen Stolz zu zeigen und sich doch nicht mit ihnen gemein zu machen — tut man das, so behandeln sie einen gleich wie ihresgleichen. Wenn ich so in den gräßlich dunklen Schenkstuben im Gebirge mehrere zusammentraf, die gewiß schon alle mit den Briganten gemeinschaftliche Sache gemacht oder doch wenigstens mit ihnen unter einer Decke gesteckt hatten, so ließ ich ihnen gleich Wein vorsetzen und trank auf die Gesundheit der Räuber. Wenn sie nun stutzten, so sagte ich ihnen, ich sei Maler, und die pittori und die briganti seien so ziemlich ein Ding — dann lachten sie, tranken und wurden vergnügt, und ich fing denn gleich beizeiten an, mich über sie lustig zu machen, wodurch ich sie mir vom Halse hielt, nachdem ich sie mir früher durch den Wein verbindlich gemacht hatte. Ich fing an, ihnen zu sagen, was sie für Taugenichtse wären, sie hätten sich verleiten lassen, auf die Gesundheit der Briganten zu trinken, und wollten doch gute Christen sein, ich würde das in Rom dem heiligen Petrus ins Ohr sagen, damit er seine Leute kennen lernte usw.

Darin sind die Italiener sehr angenehm, daß sie, wenn sie vergnügt und lustig sind, doch immer liebenswürdig bleiben und nie brutal und grob werden. Das habe ich besonders auf dem Karneval beobachtet, wo sie jede Freiheit haben und noch obendrein von der Freude ganz wie verrückt sind, ihre Neckereien und Späße aber doch immer so anbringen, daß sie nicht beleidigen können. Augenblicklich erkennt man die Fremden auf dem Karneval an der Plumpheit ihrer Späße, indem sie die Lizenz, mit Confetti zu werfen oder mit dem Pulcinellholz zu schlagen, gleich bis zur Ungezogenheit treiben, und ich selbst habe dabei auch meine deutsche

Natur verraten, indem ich, wenn ich einmal warf, dies so stark tat, als es nur in meinen Kräften stand. Drei niedliche Mädchen überfielen mich z. B. einmal und streichelten mir mit der größten Unbefangenheit im Gesicht herum, da gab ich ihnen aber auch gleich eine solche Ladung gebrannter Mandeln an die Köpfe, daß der einen die feine Wachsmaske zersprang; sie rächte sich nur durch Lachen und indem sie mir ein einziges Stückchen feines Konfekt zuwarf, doch mehr, als wenn sie damit mich beschenken, als mir wehe tun wollte. In ihrer Karnevalsfreude sind sie beinahe gar nicht zu beleidigen, und sogar die vornehmsten Damen, die in den schönsten Kutschen im Gedränge auf und ab fahren, lassen sich von den lumpigsten Fußgängern mit der größten Liebenswürdigkeit alle möglichen Neckereien gefallen, sind aber auch sicher, daß nie eine Unanständigkeit vorfällt.

Ich kann die Italiener nicht leiden und werde mich freuen, wenn ich sie nicht mehr zu sehen brauche. Aber daß sie in einem hohen Grade liebenswürdig sind, das muß man ihnen zugestehen, und das ist etwas, was unseren geliebten Deutschen fast durchgängig abgeht — ist aber auch die niedrigste von allen Tugenden und kommt gegen die übrigen Vorzüge, die die Deutschen haben, gar nicht in Betracht. Ein treues schlichtes Herz ist vor Gott wohl immer das Liebenswürdigste, und ich will lieber mit einem Grobian umgehen, dem ich's an den Augen ansehe, wie er's meint, als mit einer so versteckten, äußerlich glatten, liebenswürdigen Canaille.

Den 12. März, abends. Heute habe ich meine Beine unerhört angestrengt und eine Fußreise nach der Villa Pamphili getan, welches eine Villa ist, die eine Viertelstunde weit von der Stadt liegt, wenn man aber die Irrungen und Irrwege, auf welchen ich mich hin verirrte, mit rechnet, drei starke Stunden. Ich habe zu diesem verunglückten Spaziergang den ganzen Nachmittag verbraucht, sodaß ich nun vor Ermüdung nichts anderes denken mag und will als an Dich — und so sitze ich denn nun und denke und schreibe an Dich und habe dabei alle Taschen voll Römerknochen, welche ich heute abend in der Villa aus einem neu ausgegrabenen antiken Begräbnis, das ich unbewacht fand, mitgenommen habe. Schade, daß ich diese halbverbrannten und verkohlten Knochenüberreste, die ich in einer Urne ohne Inschrift fand, nicht mehr dem seligen Professor Sachse [in Bernburg; vgl. Jug.-Er. S. 268] zeigen kann; er hätte mir zweifellos Auskunft gegeben, von wem sie seien, vielleicht von seinem geliebten Tarquinio Superbo oder von der Mutter der beiden Gracchen.

Den 13. März. Ich muß Dir doch in aller Eile noch „Guten Morgen" sagen, Herzensjulie, ehe der fürchterliche Mann kommt — der fürchterliche Mann mit dem schrecklich langen Barte und den trüben Wolfsaugen, den ich heute zeichnen will. Ein einziger Kuß von ihm wäre hinreichend, ein junges Mädchen so zu erschrecken, daß man sie hernach ihr ganzes Leben lang in Frieden lassen könnte. Vergangene Nacht hätte ich fast von Dir geträumt, denn ich träumte schon von Deinem Bruder Eduard, er stieß in eine Trompete und hatte ein rotes Wams an. Poch, poch, poch an meiner Türe — der Schreckliche kommt.

Nein, er war es nicht, sondern ein Dieb, der mir gestohlene Kupferstiche verkaufen wollte, und ich kaufte ihm auch für einen Spottpreis einen sehr guten Holzschnitt von Albrecht Dürer ab — denke doch, von unserem Landsmann hier in Rom! Man kommt überhaupt hier sehr wohlfeil zu schönen altdeutschen Sachen. Auch in den Bildersammlungen hier finden sich viel altdeutsche Stücke, aber meistens von der Art, daß man den Kopf schütteln muß über unsere guten Landsleute ...

Hier mußte ich abbrechen, weil mein Alter wirklich angestiegen kam, sich auf einen Stuhl setzte und einschlief und mich meiner Verzweiflung, ihn in dieser Stellung zu zeichnen, überließ; ich weckte ihn zwar zuweilen durch Keulenhiebe, konnte es aber doch bei alledem nicht erreichen, daß er seine trüben Augen aufgeschlagen hätte, sondern er gab eben nur durch einen Stoßseufzer zu erkennen, er sei aufgewacht, und schlief dann süß wieder ein. Trotzdem war ich fleißig und habe ihn von zwei Seiten recht ordentlich gezeichnet.

*

W. v. K. an seine Braut

Roma, am 12. April 1826. Unser Ostergottesdienst [Ostern fiel 1826 auf den 26. März] war feierlich und erhebend, Rothe hielt eine herrliche Predigt. Wenn man dann nach einem so einfachen Gottesdienst noch in den St. Peter geht und sieht den Papst, umringt von seiner geharnischten Leibgarde, herumhantieren, so kann man sich durchaus nicht vorstellen, daß man auch in einer christlichen Kirche sei. Unser Bischof hatte uns den alten aaronischen Segen gegeben mit der Hand und mit stillen Worten; gleich darauf sah ich ihn von einem hohen Balkon austeilen unter Kanonendonner, Glockengeläut und dem Trommel- und Paukenwirbel des Militärs, und ich muß gestehen, obgleich dies die schönere äußere Feier war, so erinnerte es mich doch an einen beim Festgelage ausgebrachten Toast. Ich glaube, der Gottesdienst kann gar nicht einfach genug sein, damit man nicht dabei an die Herrlichkeit der Welt und an das Triumphieren ihrer Großen erinnert wird.

Du schreibst, Ihr habt in Eurem Bremer Dom am Karfreitag das Mozartsche Requiem aufgeführt und Du hättest mitgesungen. Wenn ich etwas gern gehört hätte, so wäre es das gewesen, weil besagtes Requiem gerade meine liebste Musik ist, die mir noch mit jedem Mal, daß ich sie hörte, lieber wurde. Ach, wenn die Musik dem Herrn jauchzt oder ihm weint, dann ist es wohl eine herrliche, ganz köstliche Sache darum, und sie hat da eine Kraft wie keine andere Kunst. Nur muß man sich nicht verleiten lassen, das durch sie aufgeregte Gefühl für inneres Leben zu halten, für eine Erweckung, die hernach im Leben Früchte bringen soll; denn sonst könnte man am Ende hernach gar Kunst und Evangelium Gottes mit einander verwechseln, wie mir's früher einmal gegangen ist und wie es hier in Rom, der unheiligen Stadt, fast den meisten Malern geht. Sie denken durch ihre Kunst und Pinselschmiererei ein ganz neues Leben und neues Herz in den Leuten zu wirken, die Welt zu bessern,

selig zu machen und was weiß ich alles! Meinetwegen könnte die Kunst beim Gottesdienste ganz wegbleiben, es würde gewiß keiner Christenseele Schaden bringen. Nicht aber darf der Gottesdienst bei der Kunst fehlen, dem Herrn soll sie geheiligt sein, da sie nun einmal da ist, und da Du nun einmal eine schöne Stimme hast, so sollst Du dem Herrn damit Loblieder singen — hörst Du!

Während Du in Bremen das Requiem sangst, quälte mich in Rom die Kapelle Seiner Heiligkeit mit dem berühmten Miserere von Allegri — ich hörte es, als hörte ich es nicht, denn eigentlich hörte ich nur die Lobeserhebungen der um mich stehenden Engländer und Franzosen und wurde dabei auf die fürchterlichste Weise gedrängt. Nachdem ich schon mancherlei ausgestanden, fand ich mich auf einmal zwischen vier Kapuzinerbäuche eingeklemmt. Alle vier Mönche waren mit einem sehr schweren Atem geplagt, und ihr Röcheln mischte sich auf eine so sonderbare Weise mit der Musik und dem Lallen der Franzosen, daß ich glaubte, durch das Getöse einer Windsbraut die fernen Klagen und das unartikulierte Geschrei verunglückter Schiffer zu hören. Ein Grausen ergriff mich, ich nahm alle meine Kräfte zusammen und brach durch die Mönche durch — welches keine leichte Sache war, denn Du wirst wohl wissen, daß ein schwerer und zugleich weich-elastischer Körper lange nachgibt, ehe er weicht — und dann stürzte ich zum Tempel hinaus, nachdem ich noch einen Engländer und zwei kleine Dänen, die mir den Ausgang versperren wollten, mit mir die Treppe hinuntergerissen hatte, sodaß sie beinahe in die Spieße der unten Wache haltenden schwer geharnischten Schweizer gefallen wären. Auf der Straße überfiel mich noch ein wütender Platzregen, sodaß ich endlich halb ertrunken, atemlos und müde wie ein gehetzter Hirsch — denn ich wohne eine starke halbe Stunde vom Vatikan — in meine Wohnung hereinstürzte, deren Pflaster, nachdem ich mich umgezogen, ungefähr dem schwimmenden Straßenpflaster glich. Denke Dir dieses Pech! Diese Geschichte ist wirklich wahr, nur daß sie nicht am Freitag, wie ich irrig eben gesagt, sondern am Mittwoch vorfiel, denn der Karfreitag ist mir zu heilig, als daß ich die Narrenteiding im Vatikan mit hätte ansehen mögen.

So geht es mir aber gewöhnlich, wenn ich in Rom einmal etwas unternehmen will, und ich führe daher hier ein Leben, welches von dem fast aller Andern gänzlich verschieden ist, und von dem ich mich freue Dir einmal mündlich erzählen zu können. Wenn die Andern lachen, so weine ich, und wenn sie weinen, so reibe ich mir die Hände und freue mich, denn ich habe noch mein altes Herz nicht mit dem neuen umgetauscht, welches man sich gewöhnlich hier in Italien anschafft.

*

Die Mutter an W. v. K.

Dresden, den 15. April 1826. Ich habe mir jetzt ein wohlfeileres Logis vor dem Seetor, das alte Döpmannsche [vgl. Jug.-Br. S. 8], gemietet und denke, will's Gott, Michaelis hin zu ziehen. Da kannst Du

ein Zimmer bei mir haben, doch kann ich die Miete auch allein tragen, weil ich nur 100 Thaler zahle, also bitte ich Dich recht sehr, mein guter Sohn, eile um meinetwillen nicht früher weg von Italien, sondern bleibe dort, so lange der Aufenthalt Dir Nutzen verspricht. Loeben[1] hat Gerhard gesagt – wahrscheinlich eine Nachricht der Bräute –, Du wärest jetzt ganz ausgesöhnt mit Rom und es gefiele Dir dort wohl. Wenn das ist, so weiß ich nicht, warum Du nach Florenz gehen willst, so bleibe doch gleich bei Deinen guten Wirtsleuten, Freunden und vor allem in der Nähe Deines lieben Pastor Rothe. Doch mache das wie Du willst, studiere wo Du willst – nur kehre jetzt noch nicht zurück nach Rußland. Es wird für Dich ein großer Gewinn sein, wenn Du Deine Kunst noch ruhig studieren kannst, ohne schon als fertiger Künstler auftreten zu müssen, von dem man schon viel erwartet.

Hartmann war vor einiger Zeit einmal bei mir. Ich glaube, er würde es vorziehen, wenn Du Dich noch eine Zeitlang im übrigen Deutschland bei den Künstlern umsähest und nicht sogleich nach Dresden zurückkehrtest; Du hättest ja den Pastor Roller unzählige Male malen müssen, und derlei störte Dich in Deinen Studien. Halte auch das, wie Du willst, gehe nach Düsseldorf oder nach München, wo Schnorr hinkommt – mir wird alles recht sein, was Du erwählst.

Loebens Hochzeit ist vor acht Tagen in Lausa gewesen, Gerhard war da, es war alles sehr feierlich und unser Roller einzig rührend und würdig in seinem doppelten Amt als Vater und als Geistlicher. Diese beiden guten Menschen sind nun also auch zur Ruhe gekommen, d. h. mit ihrer Sehnsucht, denn die Sorgen des Lebens gehen ja nun erst an. Aber so muß es sein, daß der Mensch schwerere Lasten und Sorgen auf sich nimmt und dabei größere Freuden erntet. Wie froh werde ich sein, Dich und Gerhard einst so weit zu wissen, beide Eurem Berufe treu und ihm gewachsen.

Ich werde nun nicht wieder schreiben, bis ich weiß, wohin – Rom oder Florenz?

W. v. K. an seine Braut

Venedig, den 1. Juni 1826, spät in der Nacht. Nun muß ich Dir doch noch einmal aus Italien schreiben, damit Du Dich meines langen Außenbleibens wegen nicht ängstigst. Ich könnte jetzt schon in Deutschland sein und bald bei Dir, wenn ich mich nicht meinem Freunde Neff zu Liebe beinahe vier Wochen lang in Florenz aufgehalten hätte. Neff erhielt nämlich den Abend vor unserer Abreise von Rom einen Brief mit dem Befehl, noch in Florenz zu bleiben; so entschloß ich mich, wenigstens solange bei ihm zu bleiben, bis er sich ein wenig eingewohnt hätte. So kommt es, daß ich mein Versprechen, zur Kirschenzeit in Bremen zu sein, nicht werde halten können.

[1] Otto v. Loeben (1799–1873), von Pastor Roller erzogen, × 1826 mit Agnes Elisabeth v. Ehrenstein, Domprediger in Meißen und Pfarrer von Rüsseina.

Venedig macht auf mich einen großen Eindruck. Ich kann mich gar nicht satt sehen am Meere, an den Schiffen und an der Stadt, die sich wie von Feenhänden gebaut aus dem Meere zu erheben schien, als ich gestern heranruderte. Du kannst Dir nicht vorstellen, was es für einen Reiz hat, in so einer kleinen schwarzen Gondel zu liegen und nun in den Kanälen umherzukreuzen und die herrlichen Paläste zu betrachten, die ich weder in Rom und Florenz noch in St. Petersburg so schön gesehen habe. Der St. Markusplatz ist das Schönste, was ich in meinem Leben von Gebäuden gesehen habe.

Heute morgen nahm ich mir eine Gondel und fuhr hinaus nach einer türkischen Kanonen-Brigg aus der Armada des Groß-Sultans. Als wir uns dem Schiffe näherten, erschien ein greulicher Türke auf dem Verdeck und fragte nach unserem Begehren; ich bat um Erlaubnis, an Bord zu kommen, und befand mich auch bald unter einer Schar von Sarazenen, die auf ihren Kanonen herumsaßen, rauchten und mich keines Blickes würdigten. Endlich ließ sich einer bewegen, den Kapitän um die Erlaubnis zu bitten, mir das Schiff zu zeigen. Der Kapitän saß auf einem prächtigen Teppich auf der Erde und schrieb mühsam in einem ungeheuren Buche. Mein Begleiter warf sich vor ihm nieder und redete ihn türkisch an, worauf der Kapitän seine großen schwarzen Augen aufschlug, ihn stumm ansah und dann weiter schrieb. Nun stand der Diener wieder auf und sagte zu mir: „Vorwärts, er hat's erlaubt!" Diese Türken gefielen mir ungeheuer mit ihren wilden Gesichtern, geschorenen Köpfen und ungeheueren Schnurrbärten. Sie gaben mir eine prächtige Pfeife, daß ich mit ihnen rauchen konnte, und zeigten mir das ganze Schiff, welches sehr schön und so reinlich gehalten war wie ein englisches.

Diesen Abend, als die Sonne untergegangen war, schlenderte ich langsam auf dem Markusplatz hin. Ich versetzte mich im Geiste in die blühenden Zeiten der Republik, es war mir, als sähe ich um mich herum das lebendige Treiben der reichen, mächtigen Stadt, als sähe ich die Edelleute in ihrem schwarzen Staatskleide, wie sie Hand in Hand mit den alten ehrwürdigen Kaufherren unter den Hallen einhergingen und sich über das Wohl des Staates besprachen, als sähe ich den Dogen, wie er sich langsam und mit vielem Pomp dem Gestade nahte, um sich in Gegenwart des Adels und der Geistlichkeit mit dem Meere zu vermählen. Unter dergleichen Schwärmereien trat ich an die See. Es war völlig Nacht geworden und die Sterne spiegelten sich in der ruhigen Flut. In der Ferne gewitterte es stark, und von Zeit zu Zeit erleuchtete ein Blitz das Gestade und die Schiffe, die in großer Anzahl zerstreut auf dem Meere lagen. Ich rief ein Boot heran, um spazieren zu fahren — und nun denke Dir, welches herrliche, herrliche Schauspiel: bei jedem Ruderschlag gab das Meer ganze Ströme schneeweißen Feuers von sich; ich konnte mich nicht satt sehen. Je mehr ich mich der hohen See nahte, je herrlicher wurde der Anblick, das Feuer strömte immer reicher und glänzender, vor mir lagen ein paar Kriegsschiffe, die schwarz und unbeweglich ihre hohen

Maſten in die Luft ſtreckten, und ihren Hintergrund bildeten die kleinen unzähligen Inſeln Venedigs, die ſich mit ihren vielen Lichtern in der Flut ſpiegelten. Hinter mir lag Venedig ſelbſt in ſeiner unabſehbaren Ausdehnung und ſah es ſchon bei Tage einer Feenſtadt ähnlich, ſo war dieſer Eindruck bei der zauberhaften Beleuchtung der Nacht noch viel ſtärker.

Doch es iſt ſpät, ſehr ſpät. Auf dem Kanal unter meinem Fenſter regt ſich kein Ruder mehr und kein Ton dringt mehr an mein Ohr, als ein ſchöner ſtiller Geſang, der ferne über das Waſſer herüberſchallt.

Den 3. Juni 1826. Mein Herz reißt mich von hier fort zu Dir – wenn das nicht wäre, möchte ich wohl noch vierzehn Tage hier verweilen. Ich habe noch nie eine Stadt geſehen, die mich ſo ſehr angezogen hätte, und wenn Venedig in Deutſchland läge, ſo möchte ich da leben und ſterben. Wie wünſche ich, es machte ſich, daß ich Dich einmal hierher bringen könnte; aber das wird wohl nie werden, und das Schönſte, was ich Dir werde zeigen können, wird St. Petersburg ſein.

Jetzt habe ich aber doch eine gewaltige Sehnſucht nach deutſchen Landen und deutſchen Lauten. Als wir uns Venedig nahten, erblickte ich auf einmal die Tiroler Alpen, die in der Ferne wie eine Reihe von Rieſen daſtanden, um Wache zu halten an der deutſchen Grenze. Ich rief meiner Reiſegeſellſchaft nur noch zu: Ecco i montagni della Germania! und damit ſprang ich auch ſchon zum Wagen hinaus und wußte meine Freude nicht anders zu bändigen als durch Laufen und Jubeln.

Meine Reiſegefährten waren lauter Italiener. Wenn ich mich mit ſolchen unterhalte, ſo geſchieht dies ebenſoſehr mit den Händen und Füßen wie dem Munde, obwohl ich ein großer Feind von aller Geſtikulation bin, wo man ſie irgend entbehren kann; aber ich habe in Rom nicht viel Italieniſch hinzugelernt, weil ich immer in deutſcher Geſellſchaft war. Einmal fragten mich meine Reiſegefährten, warum ich das Kreuz nicht mache, wenn ich äße; ich ſagte ihnen, es wäre meine Gewohnheit eben nicht. Nun kam die Rede auf allerhand äußerliche Gebräuche der römiſchen Kirche, und ſie fragten mich, ob ich auch dem Papſt den Pantoffel geküßt hätte. „Gott ſoll mich bewahren! – ſagte ich – Ich bin Proteſtant.“ Nun ja, meinten ſie, aber der Segen eines zweiten Prieſters könne doch gewiß nichts ſchaden! „Wenn er mich als Prieſter der chriſtlichen Kirche ſegnet – ſagte ich – oder auch nur als ein älterer Mann, ſo werde ich mit Freuden den Segen empfangen; aber dem Papſt als ſolchem kann ich nicht huldigen, weil ich damit meinen Glauben verleugnete.“ Dies gefiel ihnen ſehr, und nun ſprachen ſie ſehr frei und ſagten Dinge, die ich Dir nicht ſchreiben kann; jedoch muß ich zu ihrer Ehre ſagen, daß ſie nur die Kleriſey läſterten und nicht das heilige Evangelium. Dies waren noch vernünftige Leute, die Meiſten hier ſind aber ſolche Freigeiſter, wie man ſie bei uns gewiß ſelten findet, und wäre ich unter den hieſigen Zuſtänden aufgewachſen, ſo wäre ich's auch geworden. Deswegen weiß ich gar nicht, wie ich genugſam dem Herrn danken ſoll, daß er mich in unſerer lieben Kirche hat geboren werden laſſen. O, was iſt

doch die Glaubensfreiheit für eine köstliche, köstliche Sache, und man lernt sie erst recht schätzen, wenn man das Unwesen in katholischen Ländern mit angesehen hat.

Von hier aus will ich nun recht schnell reisen, in Mailand werde ich mich höchstens einen Tag aufhalten. Draußen donnert's wieder prächtig — gehabe Dich wohl!

*

Der Atti an W. v. K.s Mutter

Bremen, den 11. Juni 1826. Von Tag zu Tage warten wir vergebens auf Wilhelms Ankunft und leider auch auf Nachricht von ihm. Seit sechs Wochen haben wir nichts von ihm gehört. In seinem letzten Briefe von Rom vom 29. April meldete er seine bevorstehende Abreise, und Julchen schrieb sofort, wie er gewünscht hatte, à poste restante nach Stuttgart. Er schrieb zwar zugleich, daß er erst dann wieder schreiben werde, wenn er seine Ankunft in Bremen fest bestimmen könne. Allein dies beruhigt uns nicht ganz, da er, wenn er nicht gesonnen war, sich unterwegs aufzuhalten, uns näher und bereits bei den Geschwistern in Elberfeld sein könnte. Julchen hat dieses lange peinliche Schweigen mit ihrer gewohnten stillen Heiterkeit, doch nicht ohne Sehnsucht ertragen. Jetzt aber beginnt sie sich mehr und mehr zu sorgen, und ich beinahe noch mehr. Meine Phantasie spiegelt mir bald Krankheit, bald dies und jenes Übel vor, was in dem fremden Lande ihm begegnen könnte. Vielleicht haben Sie, meine teure Schwester, Nachricht, wo die liebe Seele sein möge. Und wäre dieses, o, so eilen Sie und teilen uns solche mit der ersten Reitenden Post mit, damit des Harrens und Sörgelns ein Ende werde. Mögen wir also bald von dem unartigen lieben Jungen Gutes vernehmen!

Fröhlich zieh ich meine Wege
Unter Gottes Schirm und Schild,
Und in meinem Herzen hege
Ich Dein liebes Bild.

Fürchte nicht, Du meine Liebe,
Daß ein Unfall mich betrifft,
Daß mich Ungemach betrübe,
Fürchte, Liebe, nicht.

Engel hab' ich zum Geleite,
Engel, mir von Gott gesandt,
Frischer Mut und Herzensfreude
Gehen mir zur Hand.

Balde, balde, Du Geliebte,
Klopf' ich leis an Deine Tür,

Und die Braut, die heißgeliebte,
Öffnet jubelnd mir.

Über Seen und Wiesenbäche,
Über Feld und Waldrevier
Zieh' ich singend meine Wege,
Liebe, heim zu Dir!

*

W. v. K. an seine Braut

Schaffhausen, im Gasthof zum Schwert, den 13. Juli 1826. Wenn ich ein Adler wäre, wie sollten die Schwingen mich schnell über Berge und Ströme zu Dir tragen! Aber die Menschen müssen auf dem Lande dahinkriechen und bleiben an jeglichem Orte kleben. – Von Venedig aus habe ich das letzte Mal an Dich geschrieben und bald darauf verließ ich auch diese herrliche Stadt und reiste mit einem venetianischen Regierungsrätchen, seiner jungen Frau und deren Schreihals von Kind nach Mailand; schon diese Reise ging wegen des Aufenthaltes, den die junge Frau verursachte, viel langsamer vonstatten, als ich gedacht hatte. In Mailand mußte ich wieder einige Tage warten, bis ich Gelegenheit nach der Schweiz fand, und mich endlich entschließen, mit der ersten, die sich darbot, über den Simplon nach Genf zu fahren; diese Reise dauerte ewig, indem unser Vetturino durch nichts zu bewegen war, Trab zu fahren. Am letzten Tag, ehe wir über die Grenze kamen, wurde ich obendrein noch unpäßlich und war genötigt, mich in Genf etwas ins Bett zu verfügen. Nach sechs Tagen war ich endlich wieder so weit flott, daß ich mich nach Neuchâtel zu meinem treuen Freund Jeanneret[1] begeben konnte, bei dem ich acht Tage blieb und mich vollends auskurierte. Hier habe ich Bekanntschaften gemacht, die mir sehr wert sind. Es gibt in diesem Städtchen viel christlichen Sinn, so wie überhaupt in der Schweiz neben großer Verderbnis das Reich Gottes herrlich heranwächst. Man findet doch meistenteils, daß gerade an den Orten, wo das Laster seine Stirn am frechsten erhebt, auf der anderen Seite auch der Garten Gottes am schönsten blüht. An andern Orten wieder, wo man keinen dunklen Schatten gewahrt, will auch kein rechtes Licht bemerkbar werden, so z. B. in dem guten Dresden, wo fast lauter ziemlich rechtschaffene, aber laue Leute leben. Ich bin recht begierig zu sehen, wie es denn in Bremen eigentlich damit steht; man hört doch nichts als Gutes von dieser Stadt.

Mein Freund Jeanneret redete so lange auf mich ein, ich solle doch nicht mit der Diligence an dem Schweizer Hochlande vorbeifahren, sondern wenigstens eine kleine Bergreise machen, bis ich mich dazu entschloß. Ich schickte also meinen Koffer nach Zürich, kaufte mir ein Ränzel und wanderte getrost in die ungeheuren Gebirge hinein. Hier endlich in der reinen Berg- und Schneeluft fand ich meine alten Kräfte wieder,

[1] Frédéric Jeanneret (1793–1849), seit 1817 auf der Kunstakademie zu Dresden, 1820 Schüler des Prof. Hartmann, dann Zeichenlehrer in Neuchâtel.

die mich in Italien doch gänzlich verlassen hatten; ich sprang an meinem Stecken und freute mich alle Abend meiner zerrissenen Sohlen.

Nachdem ich acht Tage so in den Bergen herumgekrebst war, marschierte ich auch auf den Rigi hinauf und fand da oben zu meiner größten Freude — meinen Freund Richter aus Rom mitsamt seinem Hündlein Piccinino, auf deutsch Pittsch genannt. Wir glaubten uns beiderseits schon in Dresden und waren daher einer über den andern nicht wenig überrascht, auch stellte sich das Hündlein gar freundlich mit Wedeln und Springen und unsäglichem Schnaufen[1]. Da Richter ganz allein reiste, so schlossen wir uns zusammen und marschierten vier Tage miteinander; als wir uns aber dann umschauten, so hatten wir in all dieser Zeit gerade zehn Wegstunden zurückgelegt, dafür waren wir aber auch in jeder Schenke eingekehrt und hatten Honig geschmaust, welches Bärengelüste uns ziemlich teuer zu stehen kam, obgleich der Honig hier zu Lande sehr wohlfeil ist. Zu Zürich, wo wir also nach dem vierten Tage angelangt waren, wollte ich die Diligence erwarten, und Richter zog sogleich zu Fuß weiter, doch traf ich ihn hier in Schaffhausen wieder, und er sitzt eben an meiner Seite und schreibt an seine Teuren. Da die Diligence mir hier erklärte, sie führe erst in fünf Tagen weiter, habe ich mich entschlossen, mit Richter zu Fuß nach Stuttgart zu laufen, sobald ich nur erst einen Fuhrmann ausgestöbert habe, der mir mein Köfferli mitnimmt.

Von dem berühmten Rheinfall kann ich Dir noch nichts melden, da wir ihn erst heute abend besichtigen wollen. Ich bin nämlich so abgerissen, daß ich wie ein Knote aussehe, und mein lieber Richter auch, daher wir alle solche Partien bei Abend machen, dessen dunkles Licht unserem Aus-

---

[1] Vgl. L. Richters Beschreibung dieser Begegnung und gemeinsamen Wanderung (Lebenserinnerungen, Ausg. v. M. Lehrs, S. 255 f., etwas gekürzt): Am Morgen weckte mich vor drei Uhr der Lärm des Alphorns, und die Fremden sammelten sich bald danach auf dem Schaugerüst. Mit verschlafenen Gesichtern erwartete man den Aufgang der Sonne. Ich ging etwas abwärts, wo ich allein war, und dachte an Claudius' Vers: „Einfältiger Naturgenuß, ohn' Alfanz drum und dran" — und bestieg das Gerüst erst, als die Leute sich wieder verzogen hatten. Ein Fremder, von der anderen Seite kommend, stellte sich neben mich und war bald wie ich in den Anblick der weiten Ferne versunken, ohne daß einer den anderen angesehen hätte. Welche freudige Überraschung, als wir beide uns jetzt wendeten und ich in Kügelgens freundliche Augen sah! Das war ein neuer Sonnenaufgang. Und als wir denn bald darauf beim warmen Kaffee saßen und erzählten, wurde gemeinsame Wanderung bis Stuttgart verabredet, von wo Kügelgen nach dem Rhein und Bremen, ich rechts ab nach Nürnberg mich wenden wollte.

Das gab nun während einiger Wochen das schönste, innigste Zusammenleben, und unser Freundschaftsbund bekam jetzt die rechte Festigkeit für das ganze Leben. Wir gingen zunächst über Luzern nach Zürich, dann über Tuttlingen durch einen Teil des Schwarzwaldes, und als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir uns in ein einsames Dörfchen [Dettenhausen, zwischen Tübingen und Stuttgart] ein, das mitten im Walde lag, und brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu, in freundschaftlichem Gespräch, lesend und zeichnend. [Hier im Walde bei Dettenhausen entstand Richters Zeichnung des Wandergefährten; vgl. die Abbild.]

sehen sehr günstig ist. Wenn wir in ein Gasthaus kommen, so muß ich immer voraus, weil ich ein hübsches Stöckchen mit einem Stahlknopf habe und weil der Zuschnitt meines Rockes ehemaligen Glanz ahnen läßt. Das macht dann immer einen besseren Eindruck, als wenn Richter mit seinem armdicken, unbeschlagenen Knüttel vorausgeht und seinem Rock, von dem die Sage geht, daß er ihn nun schon sieben Jahre tragen soll, und dessen Zuschnitt noch aus der Großvaterzeit ist. Der Hund kommt ganz zuletzt, weil er auf der Reise ziemlich alle seine Haare verloren hat und daher einem ungeborenen Büffelkalb nicht ganz unähnlich sieht.

Wie weit bin ich immer noch von Dir entfernt und was habe ich alles noch vor mir! Erst muß ich in Stuttgart ein paar Tage bleiben wegen der Galerie, dann in Frankfurt wegen einiger berühmter Künstler und Kleiderreparatur, dann in Düsseldorf meines Freundes Hermann, der Engels und des Grafen Recke wegen, den ich persönlich kennenzulernen noch in Dresden das Glück hatte; sodann muß ich doch noch die neuen Schwäger Gustav, Emil und Fritz besuchen, und dann erst kann ich nach Bremen kommen. Ach, wäre ich doch schon dort gelandet, am Kap meiner fröhlichen Hoffnung, bei Dir!

*

W. v. K. an den Atti

Stuttgart, den 21. Juli 1826. Herzlich freute ich mich, als ich auf der Rückseite meines Julien-Briefes Deinen lieben eigenhändigen Gruß erblickte. Was ist es doch schön, einen so freundlichen Papa zu haben! — Ich habe jetzt nur den einen großen Wunsch, endlich bei Euch in Bremen anzulangen, aber der kommt mir fast schon unerreichbar vor, denn ich mag fahren oder laufen, so komme ich doch immer nicht nach Bremen, sondern an hundert andere Orte, wo ich mich aufhalten und Zeit verlieren muß. Das geht nun schon so seit dem 1. Mai, und Bremen scheint mir immer ferner zu rücken und erschien mir weit näher, als ich in Rom zur porta del popolo mit so fröhlichem Herzen herausfuhr.

Hier in Stuttgart habe ich nun wieder zwei Tage warten müssen, um die Boisserée'sche Sammlung[1] sehen zu können, wozu ich erst heute nachmittag gelangt bin. Diese Bilder sind so übertrieben gelobt worden, daß der erste Eindruck, den sie mir machten, sehr unter meiner Erwartung war; und doch kann ich mir nicht denken, daß nicht mehr Schönes darin verborgen sein sollte, als ich so auf den ersten Blick herausfinden konnte. Daher muß ich durchaus morgen noch hier bleiben und will sie da noch einmal mit Fleiß recht ansehen, namentlich was die Ideen betrifft. So bestechend auch die Farben sind, so schwach erschienen mir anderseits Komposition und Zeichnung; und was Zeichnung anbetrifft, so täusche ich mich da so leicht nicht, denn auf Zeichnung habe ich mich Zeit meines

[1] Die von den Brüdern Boisserée (aus Köln) und ihrem Freund Bertram seit 1805, namentlich aus niederrheinischen Kirchen und säkularisierten Klöstern, gesammelten Werke der altdeutschen Malerei befanden sich seit 1819 in Stuttgart; 1827 erwarb König Ludwig I. die Sammlung für die Münchener (Alte) Pinakothek.

Studiums am meisten gelegt. Der berühmte Christuskopf von Hemling [Memling] hat mir gar nicht gefallen, und ich kann nicht begreifen, wie man so viel Wesens davon machen kann; er ist ungeheuer hell und leuchtend wie eine Sonne auf kohlschwarzem Grunde gemalt, und wenn das auch viele besticht, so ist mir doch eine solche Spielerei und Blendwerk bei einem so heiligen Gegenstande ganz zuwider. Die Bilder aus der Vor-Raphaelischen Schule in Italien sind mir viel lieber; da sieht man doch wenigstens ein großes Bestreben nach Adel in der Komposition und nach einer würdigen Darstellung von heiligen Gegenständen, während ich hier lauter Bier- und Kartoffelgesichter und überall das leidige Gold und die überflüssig prächtigen und anmaßenden Stoffe und Farben erblicke. Für die Zeit, in der die Sachen gemalt sind, sind es allerdings immer staunenswürdige Arbeiten, und die Italiener waren damals lange nicht so weit. Aber ich habe diese Bilder über den Raphael erheben gehört, und da habe ich mich denn allerdings sehr enttäuscht gefunden. Dem Raphael ist noch keiner gleichgekommen und er wird auch nie übertroffen werden.

Bei Dannecker[1] bin ich auch noch nicht gewesen und ich muß doch durchaus seinen berühmten Christus sehen, wenn ich mir auch keine allzu großen Erwartungen mache.

Da hast Du nun wieder einmal ein ganzes Brieflein voll Unzufriedenheit. Aber die lange Reise stumpft einen nach und nach ganz ab, ich betrachte selbst die merkwürdigsten Dinge nur noch mit halbem Interesse.

*

W. v. K. an seine Braut

Heidelberg, den 23. Juli 1826. Endlich bin ich von Stuttgart fortgekommen, nachdem ich noch einmal die Bildergalerie, Dannecker und ein paar andere Künstler besucht habe. Von Schaffhausen bis Stuttgart war ich mit Freund Richter und seinem Hündchen zu Fuß gegangen, nun aber haben wir uns getrennt, da er über Nürnberg geht, und ich fahre wieder. Die Ungeduld, bei Dir anzulangen, fängt jetzt an mir peinlich zu werden, und ich weiß jetzt wahrhaftig nicht, ob ich den Umweg über Düsseldorf und zu den Geschwistern noch machen soll. Darüber will ich mich in Frankfurt entschließen, wo ich morgen abend einzutreffen gedenke, mit Fräulein v. Glauburg, meiner ennuyanten Reisegefährtin.

Wir haben zusammen einen Wagen ganz allein, in dessen Hinterteil wir traulich miteinander sitzen, und wegen der Kälte, mit der wir uns behandeln, mag man uns wohl für Mann und Frau halten; wenigstens wenn mir der Wirt die Rechnung überreicht, so stehen immer darauf zwei Couverts und der ganze Fraß für Kutscher und Pferde, worauf ich dann immer erklären muß, das Fräulein reise auf ihre eigene Faust. Sie war so trocken, daß im Anfange gar nichts mit ihr anzufangen war, bis ich endlich das Gespräch auf die Tugend brachte und ihr durch das Geräusch und Gerassel der Räder in die Ohren brüllte, die Tugend sei die

[1] Der Bildhauer Joh. Heinr. Dannecker (1758–1841) war seit 1790 Professor an der Karlsakademie zu Stuttgart.

schönste Zierde, ein hohes Ziel und ein reicher Lohn; da nahm sie denn endlich teil am Gespräch und ließ sich sehr edel und lehrreich über die Freuden vernehmen, die ein gutes Gewissen gewähre. Ich zog mit einer äußerst verdächtigen Miene meine „Winke des guten Tons und der feinen Gesellschaft" aus der Tasche und bat um die Vergunst, ihr vorlesen zu dürfen, da der Wagen gerade langsam dahinschlich. Sie war sehr erbaut von dem Titel, und ich fing an zu lesen: „Es ist nicht immer ein Beweis von Fröhlichkeit, daß die Frauen singen, wenn sie allein sind. Gewöhnlich tun sie es aus Furcht oder Langeweile usw." Als ich eine Weile gelesen hatte, fragte ich sie, wie ihr das Buch gefiele? Sie sagte, es wäre fade, und daraus merkte ich, daß sie geistreich war, und sagte, indem ich das Buch einsteckte: „Jedes Übermaß im Genuß erregt Ekel und Erschlaffung." Sie lachte und sagte, ich wäre ein Schalk, und wir entschlummerten beide, da es Nachmittag war. Sobald mich Gott von dieser Dame befreit, werde ich ein besonderes Fest veranstalten.

Das erste, was ich hier in Heidelberg tat, war, daß ich mir das Schloß beschaute. Der schändliche alte Lohnbediente, der mich begleitete, sagte, es sei sechshundert Jahre alt, einmal von den Römern, einmal von Ludwig XIV. und einmal vom Donnerwetter zerstört worden; es sei das schönste Schloß in Deutschland, seine Größe unermeßlich, und kein Mensch imstande, mir alles so gut zu erklären wie er. Wenn nun auch mein Lohnbedienter ein Esel war, so war doch das Schloß herrlich, und es tat mir leid, daß es regnete wie mit Kannen gegossen, und ich also verhindert war zu zeichnen, worauf ich mich besonders gefreut hatte. Die Studenten schienen hier, wie in Tübingen, alle krank zu sein, wenigstens sah ich keinen und werde mich schlafen legen müssen, ohne diesen Genuß gehabt zu haben.

*

Der Ätti an seinen Sohn Fritz

Bremen, den 28. Juli 1826. Wilhelm Kügelgen kommt heute oder morgen über Cassel, und das Haus ist voll Jubel und Frohlocken. Wir freuen uns mit großer Freude. Eben kommt ein Brief von ihm aus Frankfurt. Seine herrlichen Briefe verraten einen ausgezeichneten, geistreichen, tiefangelegten und erleuchteten Menschen.

* * *

V

Von der Verlobung bis zur Übersiedelung nach Rußland

Sommer 1826 bis Herbst 1827

Den Angelpunkt dieses Abschnitts bildet die Hochzeit am 18. Juni 1827, sein besonderer Reiz liegt in den Briefen an die Braut. Diese zeigen schon ganz die Art, das Durcheinander von Dur und Moll, von kanonischem und Scherzando-Stil, der späteren Briefe an den Bruder Gerhard, wenn auch noch nicht deren abgeklärte Reife. Leider sind die Briefe an die Braut nicht im Original, sondern nur in einem Auszug von Julchens Hand erhalten, sodaß nicht nur die vielen Zeichnungen, die diese Briefe begleiteten, uns verloren sind, sondern wohl auch manch köstlicher Inhalt, den Julchen vielleicht als zu intim empfunden oder in seinem Reize nicht recht gewürdigt hat.

Über den ersten Teil der Hochzeitsreise, den W. v. K. mitsamt den Schwiegereltern verleben mußte, fehlen alle Nachrichten; erst vier Wochen nach seiner Vermählung konnte Wilhelm sein Julchen ganz sein eigen nennen.

Aus welchen Gründen die ursprünglich für den Mai in Aussicht genommene, dann auf Anfang August festgesetzte Ausreise noch bis Mitte Oktober, in die für eine Fahrt gen Osten üble Reisezeit, verzögert worden ist, wird nirgends ersichtlich.

Als Maler ist W. v. K. in diesem Zeitabschnitt offenbar außerordentlich fleißig gewesen. Doch ist nur das jetzt im Besitz des Dresdener Stadtmuseums befindliche Ölgemälde mit Sicherheit auf den Winter 1826/7 zu datieren, das Karl v. Heynitz (den älteren Bruder von W. v. K.s Freund Ernst v. Heynitz auf Schloß Hermsdorf) mit seiner Frau Emilie, geb. v. Zezschwitz, und ihrem ersten Töchterchen Auguste im Parke von Königshain bei Bautzen darstellt [s. die Abbild.]. Führt schon das Alter des am 30. März 1825 geborenen Kindes schätzungsweise auf jene Datierung, so ist diese vollends gesichert durch eine in v. Zezschwitzschem Besitze erhaltene Skizze des Kindes, der das Ölgemälde genau nachgebildet und die mit „W. v. K. 1826" signiert ist.



Familie Karl v. Heynitz im Park zu Königshain

Ölgemälde von W. v. K. 1826

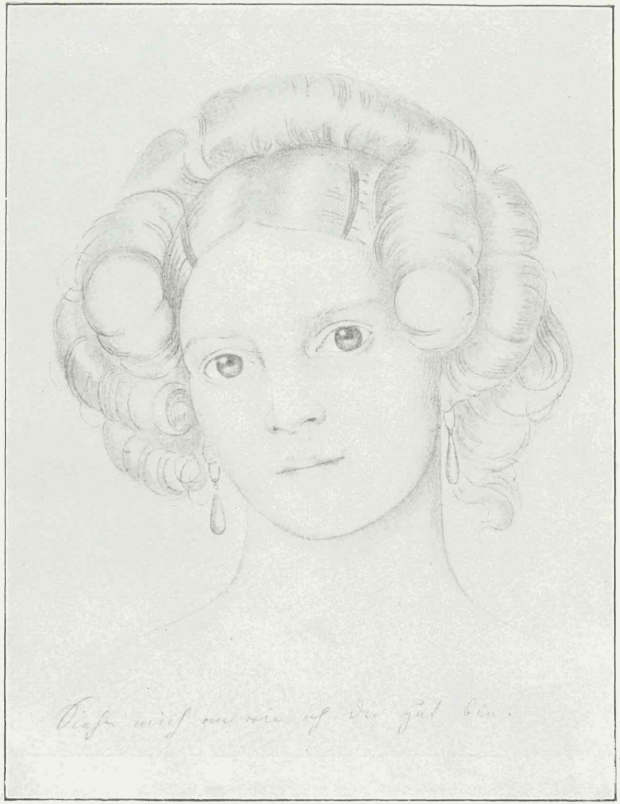
Vergleiche S. 112



Dora v. Heynitz

Schwester von Ernst v. Heynitz in Hermsdorf

Ölgemälde von W. v. K. 1833





Julchen

Bleistiftzeichnungen von W. v. K.

W. v. K. an seine Braut

Braunschweig, Sonnabend, den 9. Sept. 1826. Gegrüßt seist Du mir und geküßt mit dem Kusse der zärtlichsten Liebe, Du Auserwählte meines Herzens! Wie sehnt sich meine Seele nach Dir, und doch entferne ich mich mit jedem Wenden des Rades weiter von Dir. Es ist mir wie einem Schifflein, das mit Gewalt den Rhein hinauf gezogen wird, gegen dessen Brust die schäumenden Wellen schlagen, als wollten sie's nicht weiter lassen, und doch muß das Schiff seine Bahn entlang und drückt die Wellen nieder, wenn auch mit gepreßtem Herzen.

Meine Reise bis hierher ist sehr glücklich vonstatten gegangen. Es war mir so himmlisches Wetter beschert, eine Luft so erquicklich und rein, die ganze Seele ging mir auf, und ich schaute mit lebendigem Auge hinaus in die Welt. Auf der ersten Station war so ein freundliches Gärtchen, das mit herbstlichen Blumen und Früchten an den Bäumen prangte. Ich ließ mir Wein geben und setzte mich in die Laube und trank Deine Gesundheit, indem mir der köstliche frische Wind die Haare hob und die Schläfen kühlte. Die kleinen Astern am Saume der Beete beugten sich, vom Winde getrieben, mit unablässigem Nicken beständig über den Weg nach mir hin, als wollten sie sagen: „Willkommen, Wilhelm, alter Asternfreund! Siehe, wie wir so blau sind und so schön rot mit goldenen Herzen, und wie der Wind galant mit uns tut, uns streichelt und fächelt, und ist uns so wohl dabei." Die alten Obstbäume brausten und waren wohlgemut und schleuderten mit unbeschreiblicher Genialität ihre Äpfel und Birnen von Zeit zu Zeit kraftvoll um sich herum. Mir war unbeschreiblich wohl, ich dachte so lebendig an Dich, Dein Bild umschwebte mich in hundert Variationen, und das volle Herz drängte aus seiner tiefen Quelle die kleine Träne hinein bis ins Auge.

Meine Reisegesellschaft war exemplarisch. Es waren gemeine Leute, aber gute, gemütliche Seelen, die nichts Störendes vorbrachten. Am meisten unterhielt mich das wütende Stoßen des Wagens, indem man beständig acht haben mußte, die Balance zu halten und sich das Cranium nicht einzustoßen. Wie freute ich mich, als die Nacht ihre dunkelen, schattigen Flügel über das Land breitete! Nun wurde es im Wagen gemütlich, ein jeder drückte sich fest in seine Ecke, das eine Fenster wurde zugemacht, gegen das nun Regen und Wind anprasselten und rauschten, sodaß ich bisweilen glaubte, wir führen an der Brandung des Meeres hin. Der Wagen zog langsam durch den tiefen Sand. Das Auge nach dem offenen Fenster gerichtet, durch das mit blassem Dämmerschein die Nacht schimmerte, entschlief ich bald, und vor dem inneren Auge gestaltete sich eine helle, prächtige Traumwelt. Wohl hundertmal haschte ich nach Deinem flüchtigen Bilde, und wenn ich Dich zu halten glaubte, weckte mich ein Stoß des Wagens, und ich schaute wieder mit mattem Auge hinaus in die Nacht. Endlich kamen wir nach der Station, ich nahm schnell Possess vom Kanapee, entschlief sogleich und fand mich in einer Reihe herrlich erleuchteter Zimmer und Säle, die von bunten Menschen

wimmelten. Die Lasius drängte sich durch eine Tür, ich lief ihr nach und sah in einer Ecke des Kanapees Mamsell Gleim bequem und etwas vorgebogen sitzen und herzlich lachen. Mallets Stimme schallte aus dem Nebenzimmer, der kleine Droste sprach mit Treviranus, und auf einmal gewahrte ich Dich auf einem Stuhle, wie Du Dein kleines schwarzes Köfferchen aufmachtest, um Dein Strickzeug herauszunehmen, ich stürzte auf Dich los, nahm Dich in meine Arme, bedeckte Dich mit meinen Küssen, Du schlangst Deine Ärmchen um meinen Hals und weintest und sagtest: „Bist Du's denn wirklich, nein, bist Du's denn wirklich?" Da schlug ich die Augen auf, der kleine liebe Arm hatte sich in den des Schirrmeisters verwandelt, der mir beinahe den Hals abriß, um mich ins Leben zurückzurufen. Ich fand die andern schon in der Kutsche und drückte mich still wieder in meine Ecke, aber mein Herz brannte mir die ganze Nacht.

Gegen Morgen schlief ich wieder etwas ein, und als ich die Augen wieder aufschlug, schien die Sonne flach über die Heide hin, und ein frischer Morgenwind hauchte mir Mut und Leben ein. Der Wagen hielt, ich ließ mir Wasser geben, wusch mich an freier Luft und trank dann meinen Kaffee unter einigen Eichen, auf deren sammetartigem Wiesengrunde ich auf und ab spazierte und mein Morgenpfeifchen dazu rauchte. Jetzt hebt sich auch mein armes Kind von seinem Lager auf, dachte ich, und betrübt sich, daß sie ihren Wilhelm nicht mehr bei sich hat.

Gestern abend um zehn Uhr warf mich der Postwagen halb gerädert und halb zerschmettert auf dem hiesigen Posthofe aus; ich ging sogleich in das Bureau, um mich zu erkundigen, wann ich weiter kommen könnte, und erfuhr, daß die Diligence erst Montag nach Leipzig weiter geht. Ärgerlich und mißmutig ging ich nach dem Gasthof – zwei volle Tage und drei Nächte sollte ich in Braunschweig liegen. O hätte ich diese Zeit in Bremen noch gehabt! Ich setzte mich und schrieb Dir noch mehrere Seiten.

Heute morgen weckten mich die ersten Strahlen des jungen Tages. Es war mir unbeschreiblich wohl, ich erinnerte mich, daß ich eine Braut habe, daß Du diese Braut seist, ich fühlte, wie mein Herz entbrannte und wie ich Dich so unbeschreiblich lieb habe. Da sprang ich rasch in die Höhe, kleidete mich eilig an, sperrte das Fenster auf und legte mich frohen Mutes hinaus, wozu ich Kaffee trank, eine Pfeife rauchte und den Brief las, den ich Dir gestern geschrieben. O Gott, was war der Brief trübe, boshaft und ärgerlich! Ich ließ ein Licht kommen und gab ihn den Flammen langsam zu fressen, indem ich mich an der Qual des Papiers freute, wie es sich kläglich unter den Zähnen der Flamme hin und her wand, schob und bog und vernichtet wurde mit allen seinen Buchstaben. Darauf schickte mir der liebe Gott einen Mann auf mein Zimmer, der sich anbot, mich für 4 Thaler nach Halle zu fahren, und der heute nachmittag noch abreist. Wer war froher als ich!

Bernburg, den 10. Sept. 1826, abends 11 Uhr. Fast noch nie ist mir der Wechsel der Zeit auf eine so wunderlich ergreifende Weise anschaulich geworden, als bei meinem diesmaligen Hiersein. Ein Gemisch

von Trauer und Freude erfüllt meine Brust. Ich kann Euch nirgends hier finden, ob ich gleich nach Euren Fenstern blicke und alle Straßen durchlaufe; Ihr fehlt mir an allen Ecken und Enden, und es ist mir, als wäre die Zeit schon längst über Eure Gräber geschritten. Und doch weiß ich, Ihr lebt, vor ein paar Tagen sah ich Euch alle frisch und gesund, und dann ist mir's, als läge die ganze Stadt hier im Tode. Es freut mich, alle die Orte zu durchlaufen, wo ich mit Euch so glücklich und froh war, und schmerzt mich, Eure Spur nicht mehr zu finden. Ich sitze, spreche und scherze mit Euren Bekannten, will dann nach Hause gehen und finde den stillen dunklen Kirchhof und Euer Haus, aus dem mir kein wirtliches Licht mehr entgegenleuchtet, öde, verlassen und stumm. Nun sitze ich wieder hier in meinem Futteral, der „Kugel", und ist's mir, als sollte morgen früh Dein Vater kommen und mein Schicksal entscheiden[1], und ich müßte dann Hals über Kopf mit gespaltenem Herzen hinaus in die Welt. Ich kann mich dieses beunruhigenden Gefühles gar nicht erwehren, es treibt mir den Schlaf aus den Augen, und das beste, was ich tun kann, ist, daß ich Dir erzähle, wie ich hier angekommen bin.

Gestern nachmittag fuhr ich von Braunschweig ab in Begleitung eines alten Mannes, der mit mir zusammen den Wagen gemietet hatte. Wir wollten denselben Nachmittag noch bis Halberstadt und jagten daher ganz gewaltig. Daher wurden die armen Pferde, die ohnehin sehr alt und schwach waren und den Tag vorher dieselbe Tour gemacht hatten, bald müde und verweigerten bei anbrechender Nacht schon ein paarmal den Dienst. Mir taten die Tiere leid, doch dachte ich, es geht dich nichts an. Endlich nach Mitternacht blieben sie beide stehen und waren durch keine Prügel fortzubringen. Ich sagte dem Kutscher, er solle umdrehen und nach dem nächsten Dorfe zurückfahren. Der aber wurde wütend, sprang vom Bocke, fiel den Pferden in die Zügel und hieb unbarmherzig auf sie ein. Da drängten die Pferde zurück und, wie man eine Hand umdreht, lagen wir im Graben unter ein paar alten Weidenbäumen. Ich sprang heraus und sagte: „Willst Du ein Kutscher sein und gehst mit den Pferden um wie ein Narr? Den Augenblick gehst Du nach dem Dorfe zurück und holst Vorspann!" — „Ja — sagte oder brüllte er, vor Wut heulend — aber erst schlage ich eines von den Ludern tot oder alle beide!" und damit nahm er seine Peitsche verkehrt und hieb den Pferden über die Köpfe rechts und links wie ein Toller, sodaß sie laut seufzten wie Menschen. Da riß auch mir die Geduld, ich faßte den Kerl an die Gurgel, rang ihm seine Peitsche aus der Hand, drängte ihn zurück und kreischte ihm zu: „Wir sind jetzt allein miteinander, und ich schlage Dich tot wie einen Hund, wenn Du noch eine Hand gegen die armen Bestien hebst. Den Augenblick gehst Du und holst Vorspann." Da ich bis jetzt immer sehr höflich mit ihm gesprochen, erschrak der Kerl und sagte: Nun ja! ich sollte nur so gut sein und bei den Pferden bleiben.

[1] Im Gasthof zur „Kugel" fand im April 1824 die Unterredung statt, in der der Atti W. v. K.s Werbung um Julchen fürs erste abwies.

Mittlerweile hatte sich auch mein alter Reisekumpan, der süß geschlafen hatte, aus dem Kasten gekröpelt und fragte beständig, was denn geschehen wäre. Da nun der Kutscher weg war, kam ich dazu, ihm zu antworten: „Mein Lieber! Wir liegen im Graben, fressen uns die Raben, stechen uns die Müllermücken, müssen qualvoll wir ersticken!" — „So! — sagte er — liegen wir im Graben? Drum kriegte ich auch so einen Ruck gegen den Kopf." Wir holten nun unsere Pfeifen hervor und gingen in der dunklen Nacht auf und ab, wohl eine Stunde lang, bis die frischen Pferde kamen. Nun ging's im Fluge fort noch ein paar Meilen, bis wir ein einsames Wirtshaus erreichten. Hier wurden die Leute aus dem Schlafe getrommelt, und wir zogen ein wie Banditen. Ich ließ mir mit meinem Alten Warmbier kochen, und dann kroch er in einem anderen Zimmer in das einzige Bett, und ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich auf den Tisch, wo ich auch sogleich einschlief. Als ich die Augen wieder aufschlug, dämmerte der Sonntagmorgen freundlich zum Fenster hinein.

Halle, am Montag, den 11. Sept. 1826. Der Abschied von Bernburg war mir ein neuer Abschied von Dir, denn ich habe einen Teil meiner Liebe zu Dir auf den Ort übergetragen, wo Du so lange wohntest, wo ich Dich kennen lernte und lieben. Ich habe eine große Gutheit für Bernburg und freue mich, mit Dir zusammen einmal wieder hinzukommen; dann wollen wir Riekchen Lutze und Deine besten Freundinnen zusammen in die „Kugel" bitten und ihnen einen Tee geben. — Doch nun weiter zu meiner höchst interessanten Reisebeschreibung. Wenn ich aber so umständlich fortfahren wollte, wie ich angefangen habe, so kämen wir gar nicht nach Bernburg, daher erwähne ich nur kurz, daß ich noch viel Unannehmlichkeiten hatte mit meinem Kutscher, der z. B. hinter Halberstadt von ein paar Gensdarmen angehalten wurde, weil er keinen Schein hatte — eine sehr unangenehme Affäre, die uns ein paar Stunden aufhielt. Wir konnten nun nicht mehr daran denken, Halle noch zu erreichen, und ich schlug meinem Alten vor, nach Bernburg zu fahren und da zu übernachten. Er wollte aber nicht, und wir fuhren nach Aschersleben.

Hier wurde mir das Herz gewaltig dick. Meine Knabenzeit trat mir wieder vor Augen; ich sah mich mit dem Ränzchen auf dem Rücken hier durch nach meinem geliebten Ballenstedt ziehen, meinen Bruder zu besuchen und von Euch kommend. Es kam mir unmöglich vor, an Bernburg vorbeizufahren; es war mir, als streckteſt Du Deine Hand nach mir aus und als könne ich sie nur in Bernburg erreichen und fassen. Übrigens, dachte ich, wenn ich in Bernburg bin, lasse ich meinen ekelhaften Kutscher und meinen langweiligen Greis laufen, wohin sie wollen, und fahre mit Ummendorf nach Leipzig. Ich erklärte also meinem Alten rund heraus, ich wolle und müsse nach Bernburg fahren, im übrigen möge er tun, was ihm beliebe. So entschloß er sich denn. Wir nahmen wieder Vorspann und fuhren in gestrecktem Trabe von Aschersleben nach Bernburg in anderthalb Stunden.

Am Parforce-Hause sprang ich ab, ließ den Wagen fahren und ging langsam durch das Krumbholz nach der Stadt. Wie wunderschön lag das Schloß im Feuer der Abendsonne von dem grünen Walde aus vor mir! Ich trat seitwärts auf die Wiese, um ganz freie Aussicht zu gewinnen, und stand lange in Gedanken versunken. Diesen Weg war ich zum letzten Male mit Dir und Vater spaziert, damals in der schönen Zeit, als unsere junge Liebe, noch verschlossen in eines jeden Herzen, darin zu einer stillen heiligen Flamme heranwuchs. Endlich riß ich mich los und ging weiter nach Bernburg herein zum wohlbekannten Tor an der Saale, durch die Judengasse über den Markt zu Ummendorf, den ich in traulichem Gespräch mit seinen krummnasigen Schwestern fand. Ich brachte ihnen die herzlichsten Grüße von Euch allen, indem ich mich als Deinen Bräutigam vorstellte; sie starben beinahe vor Demut und Freundlichkeit und wußten gar nicht, wie sie für diese Ehre erkenntlich genug sein sollten, bis ich mit meinem wahren Begehren herausrückte und mir auf den andern Tag den Wagen bestellte.

Am Abend zog ich bei hellem Mondenschein munter die lange Straße nach Eurer Wohnung hinauf – die lag still und freundlich, und der Mond blickte in Dein ehemaliges Fenster. Wohl eine halbe Stunde stand ich da auf dem Kirchhof und schaute unser altes Haus an, es bangte mir nach Dir und meine Knabenzeit wurde lebendig. Endlich wurde die Sehnsucht, hineinzugehen und bei Euch zu sein, so groß, daß ich mich losreißen und, wenn ich nicht zu weibischer Traurigkeit hinuntersinken wollte, unter Menschen kommen mußte, gegen die ich mein volles Herz ausschütten konnte. Ich brach daher zuerst bei Lutzes[1] ein, die mich unbeschreiblich liebevoll empfingen, dann ging ich zu Meister[2], der mich ebenfalls sehr herzlich empfing, mir Franzwein vorsetzte und mich einlud, künftig bei ihm und nicht im Gasthof zu wohnen; er hat zugenommen und sieht jetzt aus wie Goethe.

Schließlich ging ich noch zum alten X; hier war es mir recht schwer, weil ich gar keine Berührungspunkte mit ihm finden konnte, er war so trocken und ehrwürdig wie ein alter dürrer Eichenstamm. Es fällt mir selbst immer ein Schatten über die Seele, wenn ich ein altes Herz verdüstert sehe. Man sieht daraus, wohin ein Leben führt, das nur auf irdische Dinge gegründet ist; bricht dieser Grund zusammen, so fällt der ganze Bau nach, und es bleiben nur ausgebrannte Schlacken übrig. Wie anders meine Mutter, die einen festen Grund hat! – Was war das früher in Dresden für ein froher Familienkreis! Es wurde jedem wohl, der bei uns einsprach, und mein Vater und Mutter verstanden sich durch und durch, waren sich die innigsten Freunde und liebten sich mit

[1] Joh. Ernst Christ. Lutze (1752–1827), Kantor an der Schloßkirche zu Bernburg. Seine Tochter Friederike (1798–1878) stand Julchen auch später nahe und hat in den dreißiger Jahren einige Zeit bei K.s in Ballenstedt gelebt.

[2] Joh. Ludw. Bernhard Meister (1773–1844), aus Bremen, seit 1808 Prediger, 1828 Oberprediger an St. Marien in Bernburg.

unaussprechlicher Liebe. Jetzt ist das alles zerstört, meine Mutter steht einsam da wie ein Stück Mauer von einem zerfallenen Schloß – und doch hat dies ihren Sinn nicht verdüstert und ihr Herz ist dadurch nicht verödet, weil sie in Gott lebt, der ihr immer Ersatz sein wird für jeden Verlust. Ach, liebe Julie, laß uns beide doch vereint danach streben, daß wir nicht nur in der Jugend kräftig grünen und blühen, dann aber im Alter, wenn die Blätter fallen, morsche Stämme werden!

Dies alles schreibe ich Dir nun aus Leipzig, obgleich ich heute mittag in Halle angefangen habe. Ich habe eine sehr angenehme Fahrt hierher gehabt, da ich allein und ganz bei mir selber war und obendrein durch Fragen an Ummendorfs Kutscher noch entdeckte, daß ich in demselben Wagen und in derselben Ecke saß, in der Du gesungen, geschlummert, gelacht und auch wohl meiner gedacht hast, als Ihr nach Bremen fuhrt. Jetzt hören nun die letzten Erinnerungen an Dich, die sich an äußere Dinge knüpfen, gänzlich auf, bis auf den Ring an meinem Finger und das Tabaksbeutelchen. Doch ist das auch wieder gut, denn die allzu lebendigen Erinnerungen in Bernburg bereiteten mir doch mehr Schmerz als Freude. Übermorgen nachmittag könnte ich nun schon in Dresden sein, werde aber wohl in Meißen bleiben, wo einer meiner besten Freunde, ein Herr v. Loeben, der auch von Roller erzogen ist und der während meiner Abwesenheit geheiratet hat, jetzt als Dompredigcr angestellt ist. Kurz ehe ich nach Rom ging, malte ich ihm noch ein Ölbild seiner Braut.

Und nun, Geliebte, sei stark und nimm unsere Trennung nicht zu schwer. Was ist denn diese Spanne Zeit? Sie ist die Geburt zu unserem gemeinsamen Leben, und selig die, die dieses Geborenwerden mit Schmerzen wahrnehmen. Unser ganzes Leben soll ein Glück trotz Schmerzen sein. Wir werden immer glücklich sein, verhänge der Herr über uns, was ihm gefällt. Nicht wahr, meine geliebte Julie, Du wirst nicht erschrecken, wenn einmal die Hiobsboten mit erhitzter Stirne vor unseren Herd treten?

*

W. v. K. an seine Braut

Augustusbad, Freitag, den 15. Sept. 1826. Nun, meine geliebte Julie, bin ich endlich bei den Meinigen angelangt und danke Gott dafür aus frohem Herzen. Er hat mich auf meiner großen Reise durch alle Gefahren hindurchgerissen und mich mit viel reicherem Herzen an den heimischen Herd zurückgeführt als ich diesen verlassen habe. Ich kam vorgestern zu Mittag in Meißen an und lief gleich zu Freund Loeben. Dieser und sein Frauchen empfingen mich wie einen Bruder. Mein erster Blick, als ich in das Zimmer trat, fiel auf unsere Verlobungskarte, die am Spiegel steckte, und die ersten Worte meiner Freunde waren Glückwünsche und herzlicher Segen auf unsere Verbindung. Dann erzählten mir die beiden lieben Freundesherzen, wie unaussprechlich glücklich sie seien und wie sie nie geglaubt hätten, daß das eheliche Beisammenleben so überschwengliche Seligkeit gewähre. Es waren schöne Stunden, aber es zog mich nun, da ich den Meinigen so nahe war, doch zu stark nach ihnen, und

ich fuhr noch durch die Nacht nach Dresden, wo ich jedoch im Gasthof abstieg. Den andern Morgen lief ich gleich nach der Wohnung meiner Mutter, doch fand ich statt meiner Lieben nur ein Briefchen aus Loschwitz, worin mir meine Schwester verkündete, sie hätten lange auf mich in Dresden gewartet, wären nun aber in das Bad gereist und ich sollte gleich nachkommen. Augenblicklich packte ich mein Köfferchen wieder und fuhr nach.

Als ich in den Badehof hineinfuhr, kam eben von der anderen Seite auch eine große, bepackte Kutsche an, wir hielten zu gleicher Zeit vor der Tür, und – denke Dir meine Überraschung, als Mutter und Adelheid herausstiegen. Ich sprang aus meiner Kalesche, Adelheid flog mir um den Hals mit Geschrei, und die gute Mutter hatte tausend Freude und dankte Gott, daß sie ihren Sohn nach der langen Trennung, Krankheit und Gefahren wieder gesund und heiter vor sich sah. Sie hatten sich in Loschwitz um ein paar Tage verspätet und kamen nun von dort her. Noch war die Tochter von Volkmann in Leipzig, namens Clara[1], die jetzt bei meiner Mutter ist, Zeugin unserer großen Freude und unseres Jubels.

Nachdem sich die ersten Stürme gelegt hatten, durch die fleißigen Hände der Mädchen der kleine Haushalt eingerichtet war und wir ein ländliches Mahl eingenommen hatten, wurde ein Spaziergang in den herrlichen Wald unternommen, der meilenweit die einsamen Badehäuser umschließt. Da gab ich Adelheid Dein Briefchen und mußte von Dir erzählen den ganzen lieben Weg, das war eine Freude! Nachher packte ich mein Köfferchen aus, und Adelheid wurde beschenkt und war trunken, besonders über Deine Liebe, daß Du ihr ein Krägelchen schicktest, so schön und herrlich und unter soviel Störungen fabriziert. Ich hatte auf meiner Reise immer die größten Anwandlungen gehabt, Dein Briefchen, das ich auf dem Herzen trug, zu erbrechen und zu lesen; nun konnte ich es endlich lesen, und es war mir, als hörte ich Deine Stimme. Oh, hätte ich Dich selber hier in dieser ungestörten Einsamkeit und himmlischen Ruhe! Die übrigen Badegäste sind alle schon abgereist, und Haus, Wald, Täler und Gründe mit den freundlichen Bächen, die sie durchrauschen, sind unser und zu unserer alleinigen Freude. Wie köstlich ist doch dieser Frieden, fern vom Brausen der Welt und den unnatürlich geputzten, einer sich um den Beifall des andern abquälenden Menschen, deren Seele ersticken muß unter dem Schnürleibe, den die Vorurteile der anderen um sie herum schnüren. Möge es Dir so wohl und friedlich, so ruhig und gemütlich ums Herz sein wie mir in diesem waldigen Tal, dessen köstlich frische Luft alle Lebensgeister erhöht und uns alle froh und stark macht!

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, Sonntag, den 24. Sept. 1826. O Du geliebteste Seele, wie danke ich Dir für Deinen Brief voll Herzlichkeit, Fröhlichkeit und

[1] Clara Volkmann (1809–1900), ×1833 mit Gust. Theod. Fechner (1801–1887), Prof. der Physik und Naturphilosophie in Leipzig. Clara Fechner ist die Verfasserin des von Ludwig Richter illustrierten Märchenbuchs „Die schwarze Tante".

echter inniger Liebe! O könnte ich Dir sagen, wie lieblich Deine Worte meinem Ohr klangen, wie meine Seele einer Glocke gleicht und jedes Deiner Worte einem Hammer, der unablässig dagegen schlägt, daß sie klingen muß, summen und singen, ja überlaut ertönen in hellem Jubelruf! — Heute muß ich nun durchaus anfangen, meine Antrittsvisiten zu machen, da schon Unruhen unter dem Pöbel ausgebrochen sind, welcher erfahren hat, daß ich bereits acht Tage hier bin, und machet Rotten und ziehet mit Geschrei auf den Straßen herum und verlanget ungestüm, mich zu sehen. Da habe ich denn heute früh zu einer alten Frau, welche Vorhemden fältelt, striegelt, steift und zustutzt und sich davon kümmerlich nährt, hingeschickt, um mir eins dergleichen, welches unansehnlich geworden war, wieder zurechtmachen zu lassen. Nun habe ich denn gerade solange Zeit, Dir zu schreiben, bis das Vorhemdchen von der Universität oder wie ein Landjunker vom Hofe wieder zurückkommt, weil ich mich alsdann plötzlich anziehen und spornstreichs wenigstens zehn Visiten in einem Atem abmachen muß.

So will ich Dir denn erzählen, wie ich meine Zeit hingebracht habe seit jenem ersten Tage im Augustusbad. Ich hatte soviel Briefe zu schreiben und meiner Mutter so ungeheuer viel zu erzählen, daß ich damit fünf Tage bequem ausfüllte. Dann hing ich Deinen schönen Tabakbeutel um den Hals, nahm meine Pfeife in die Hand und spazierte gemächlich durch Felder und Wälder hinüber nach Lausa zu meinem alten Roller. Ich fand diesen Mann nicht zu Hause, da er gerade mit seinen zwei kleinen Zöglingen über Land gefahren war, seine Schwestern aber empfingen mich mit großem Jubel; ich bestellte mir sogleich bei ihnen ein köstliches Abendessen aus Kartoffeln in der Schale, die nirgends so delikat sind als in Lausa, allwo sie schmecken wie welsche Nüsse. Ich ging mit in die Küche und unterhielt mich mit den lieben Marthas aufs beste, bis wir Rollers kleinen Leiterwagen heranrollen hörten. Es war schon dunkle Nacht. Ich sprang gleich an den Wagen und stellte mich auf wie ein bleierner Soldat, während die Schwestern das Gepäck abnahmen. Roller fragte: „Wer ist denn das?" Ich sagte: „Guten Abend, lieber Herr Pastor!" — „Guten Abend, Gott grüße Sie — wer ist es denn aber?" Nun sprang ich auf das Wagenrad und sagte: „Wilhelm!" Der Alte packte mich sogleich unter dem größten Jubel mit beiden Armen, und ich weiß noch diese Stunde nicht, wie wir beide vom Wagen herunterkamen, ohne den Hals zu brechen. Die Kinder hingen sich wie Gewichte an meine Beine, und der kleine Benno[1] schrie einmal über das andere: „Nun hab ich meinen Freund Wilhelm wieder, nun hab ich meinen lieben Freund Wilhelm wieder!" So schleppten wir uns wie ein schwerer Kloß die Treppe hinauf in Rollers Studierzimmer. Hier schickte der Alte die Kindlein fort, schloß mich nochmals in seine Arme, segnete mich mit den herzlichsten Worten und sagte dann: „Nun habe ich noch eine große Bitte

[1] Benno v. Zezschwitz (1818–1882), Sohn von Karl v. Z. [vgl. S. 5 Anm. 1], × 1839 mit Luise Thomas.

an Dich, mein lieber Sohn, nämlich daß Du mich, wenn anders Du Dich noch daran gewöhnen kannst, Du nennst." Ich hatte eine ungeheure Freude, da das bei Roller sehr viel sagen will, und von Stund an nenne ich ihn nun Du und er mich seinen lieben Bruder.

Ich blieb mehrere Tage bei ihm und sah in dieser ganzen Zeit recht deutlich, wie lieb er mich hat. Wo ich in früheren Jahren in Roller einen Schrecken sah, sehe ich jetzt nur ein treues liebendes Bruderherz und kann ihm sagen und mit ihm machen, was ich will. Auffallend war mir, daß er sich beständig mit großer Teilnahme nach Dir erkundigte, da es ihm sonst immer verdrießlich war und er seinen Groll vorzüglich auf die Bräute warf, wenn seine „Söhne" heiraten wollten, sodaß sie in seiner Gegenwart sogar die Verlobungsringe abnahmen. Den meinigen hingegen zog er mir vom Finger, betrachtete ihn genau und steckte ihn mir dann wieder an mit den Worten: „Nun, das ist gut." Er fragte mich nach Deinem Temperament, ich sagte: „Sie ist wie ein Kind, unbefangen, freundlich, ohne Arg." — „Nun — sagte er — wenn ich mich nun vergäße und sagte ihr etwas, da würde sie wohl sehr empfindlich?" — „O nein, wenn Du sie auch einmal recht erschreckst, so wird sie sich doch nicht fürchten und wird Dich nicht verkennen, da sie weiß, wie ich Dich lieb habe." — „Nun — sagte er — das ist gut, das freut mich doch, daß sie so ein festes Herz hat." —

Da kam das zugestutzte Krägelchen, und ich lief spornstreichs fort, einige Besuche abzutöten, fahre jedoch jetzt, da ich wieder bei Dir sitze, folgerecht in meiner Erzählung fort. Ich erzählte ihm, nämlich dem alten Roller, noch mancherlei und vielerlei, machte mich endlich auf die Socken und kam vorgestern hier in meiner alten Malstube wieder an. Da fand ich denn meine alte Aufwärterin, die mich erwartet hatte und mit lauter Freude empfing. Sie bereitete mir etwas zu essen, und da ich mich dazu hingesetzt, kam sie heran und sagte: „Ich wünsche Ihnen auch zu Ihrem wichtigen Vorhaben recht viel Glück und Segen, gnädiger Herr. Ich kann nicht viel Worte machen und kann's nicht so sagen, wie ich's fühle, aber ich habe schon viel gebetet und werde immer beten, daß der Herr Sie segnen wolle und daß es Ihnen immer recht gut gehen möge!" Dabei stürzten dem ehrlichen Weibe die Tränen aus den Augen. Dieser einfache, gutgemeinte Glückwunsch ist mir zehnmal mehr wert als alle die ekelhaften Gratulationen, die ich sonst hier in Dresden einernten muß.

Ähnlich ging es mir neulich in Lotzdorf, einem kleinen Dörfchen in der Nähe des Augustusbades, wo meine Eltern vor sechzehn Jahren einen Sommer mit Volkmanns zusammen sehr glücklich lebten [vgl. Jug.-Er. S. 31]. Wenn nun Mutter im Bade ist, so spaziert sie häufig des Nachmittags nach diesem Dörfchen hin, besucht die gutherzigen Bauersleute, bei denen sie damals gewohnt, und trinkt bei ihnen in ihrer geräumigen, stets weißgescheuerten Unterstube den Kaffee. Dies geschah denn auch diesmal. Die ehrliche Bauerfrau sagte ein treues: „Grüß Gott!" und tat ihre Arbeit fort. Ich setzte mich vor die Haustür auf einen Balken und rauchte meine Pipo, indem ich dem emsigen Fressen der Gänse

zusah. Da kam auf einmal das rüstige Bauerweib aus der Tür. In der linken Hand hatte sie ein Faß zum Waschen und mit der rechten fiel sie mir plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, um den Hals und gab mir einen derben Schmatz auf den Mund. Dann lief sie nach dem Bach, scheuerte ihr Faß und ließ mich im größten Erstaunen sitzen. Endlich kam sie wieder und sagte: „Nehmen Sie es nur ja nicht für ungut, gnädiger Herr, aber wie ich Sie so auf dem Balken sitzen sah, da freute ich mich so, daß Sie wieder da wären." Wo man es so gar nicht verkennen kann, daß dergleichen Äußerungen von Teilnahme und Anhänglichkeit aus dem Herzen kommen, da tun sie dem Herzen doch gar wohl.

Heute früh bin ich zuerst zu Hartmann gegangen. Die Furcht vor diesem Besuche hatte mir die Rückkehr nach Dresden etwas verbittert. Wir haben ganz verschiedene Kunstansichten und auch Lebensansichten. Ich glaubte, er würde mich wie einen verlorenen Menschen betrachten, aus dem nie etwas werden könnte, besonders da ich nun so eilig von Italien weggelaufen bin und mich noch obendrein versprochen habe, welches er, ein Mann von über fünfzig Jahren, bis jetzt noch nicht gewagt hat, da er sich noch für zu jung hält. Ich fürchtete, er würde mich äußerst kalt behandeln und mir am Ende noch Bitterkeiten sagen. Statt alledem empfing er mich mit Umarmung und vieler und großer Herzlichkeit, gratulierte mir zu meiner Verlobung, encouragierte mich zur Arbeit und machte mir nicht den geringsten Vorwurf. Nun machte ich mit großer Herzensfreudigkeit noch mehrere Besuche ab und fand, da ich nach Hause kam — meine Kiste! Meine Kiste, die ich für verloren hielt. Was das für eine Freude war, kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Es ist mir ein Stein vom Herzen, und es ist nicht möglich, daß es jetzt einen Menschen gibt, der glücklicher wäre als Dein Wilhelm, Dein eigener Wilhelm, der Dich liebt wie seine Seele.

Nun noch einiges zur Beantwortung Deines Briefes. Du fragst wegen Künstlerstolz. Meine Liebe, darüber ließe sich viele Bogen schreiben, vorderhand aber glaube Deinem Wilhelm, daß er keinen hat und sich, seitdem er Maler ist, nie überschätzt hat. Sieh, es läßt sich über Kunst in gewisser Hinsicht nur mit Künstlern reden, so wie über Musik nur mit musikalischen Leuten und über Poesie nur mit poetischen Gemütern. Ich habe darüber zu viele Erfahrungen gemacht und namentlich in Rom gesehen, wie Männer, die schon viele Malereien in öffentlichen Blättern rezensiert hatten, doch immer noch an den besten Sachen, weil sie unscheinbar sind, kalt vorübergehen und bei ganz wertlosen Gemälden stehen bleiben. Wenn Böttiger[1], der in der ganzen literarischen Welt für einen großen Kenner gilt, ein in Dresden ausgestelltes, ihm bedeutend scheinendes Bild rezensieren will, so läuft er erst bei allen Malern umher und lockt ihnen auf irgendeine Art ihr Urteil über dasselbe ab. Fragst Du den Hauptmann Voß, der selbst in Öl gemalt und sehr viel gesehen

[1] Karl Aug. Böttiger (1760—1835), seit 1814 Direktor des Antiken-Museums, der „schöngeistige Salonredner" des damaligen Dresden; vgl. Jug.-Er. S. 81 u. 354.

hat, ob er sich ein Kunsturteil und Kennerschaft zutraut, und wolltest Du es etwa bezweifeln, so würde er sich sehr beleidigt fühlen — und doch hielt dieser Mann schon vor langer Zeit, noch ehe ich in Estland gewesen, meine Schmierereien für Bilder meines Vaters, der ein in seiner Art ausgezeichneter Maler war, und meisterhaft angefangene Bilder meines Vaters, denen meine jetzigen fertigen noch nicht gleichkommen, hielt er für mein bescheidenes Teil. Denselben Streich machte mir der bekannte Rat Schlosser aus Frankfurt u. a. m.

Wenn ich ein Talent beurteilen will, so muß ich dasselbe Talent, wenigstens etwas davon, in mir haben. Von allen Künsten aber haben zur Malerei die wenigsten Menschen Talent; das kannst Du schon daraus sehen, daß auf zehn Maler nur einer gerechnet werden kann, der berufen ist, und auf zehn Berufene höchstens vier, die sich auszeichnen; und doch werden nur solche Leute Maler, die in ihrer Jugend Talent und Liebe zur Sache zu haben scheinen. Ich überschätze mich nicht, wenn ich sage, ich bin unter den Berufenen, wenn ich auch noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehe, und bin nicht zu bescheiden, wenn ich mit Gewißheit voraussehe, daß ich niemals unter die Ausgezeichneten gehören werde, wenn ich auch einmal ein noch so beliebter Maler werden sollte; zeichnet sich aber Neff oder Maydell einmal nicht aus, so ist es ihre eigene Schuld. Sieh, wenn man nun mit Leuten von der Kunst reden soll, von denen man so ganz und gar nicht verstanden wird, was man gleich bei den ersten Worten oder bei einem Urteil über ein Bild merkt, so wird einem das Herz recht schwer, man fühlt sich so sehr in der Fremde, und ich sage alsdann wohl manchmal etwas Unüberlegtes hin, was einem hernach die Leute für Stolz auslegen. So mag es mir auch in Bremen ergangen sein. In Wirklichkeit habe ich so wenig Künstlerhochmut, daß ich im Gegenteil immer Ermutigung von außen brauche, damit ich nicht an meinem Talent verzweifle, und hat mir dies früher wohl manche bittere Träne gekostet. Sollte ich übrigens dennoch zu hoch von mir denken, so bewahre mich Gott in Gnaden, daß ich es je einsehe, denn dann müßte ich Pinsel und Palette weglegen und wüßte wahrlich nicht, was ich anfangen sollte.

Dann schriebst Du, ich solle doch die Bremer nicht so gar verachten. Mein liebes Herz, wenn ich das täte, so verdiente ich allerdings Streiche, und wenn ich mich manchmal unverständig ausdrücke, so schreibe das doch ja nicht auf Rechnung meines Herzens. Kaufleute waren mir allerdings früher unter allem Volk diejenigen, mit denen ich am wenigsten gern umging. Du weißt, daß ich dem Adel angehöre, dessen eigentümlicher Charakter von alters her dem der Kaufleute entgegengesetzt war, daher sie denn auch in beständiger Fehde miteinander gelegen haben, solange man in Deutschland noch einen Arm frei rühren konnte. Was dem einen Teil groß erschien, erschien dem anderen dumm, was der eine für die höchste männliche Tugend hielt, der persönliche Mut, war dem anderen etwas Unnützes und wurde verlacht. So waren und sind sie in ihrem Grundcharakter sehr verschieden, und noch jetzt betrachtet der eine Stand

den anderen mit Vorurteilen. Unter solchen bin ich aufgewachsen und habe oft Widerwillen gegen Kaufleute gefühlt, wo ich mir selbst keinen andern Grund angeben konnte, als daß sie eben Kaufleute waren; nur soviel fühlte ich immer, daß sie von meiner gewohnten Umgebung so ganz verschieden waren und mich fremdartig ansprachen. Jedoch bemühe ich mich ernstlich, solche Vorurteile in mir auszurotten, so schwer dies auch ist. Etwas ganz anderes aber ist es mit den Bremern, für die ich nur die größte Achtung haben kann. Der Kaufmannsgeist wird bei ihnen überwogen durch das freireichsstädtische Wesen, das in gewisser Hinsicht, weil es aus offener Opposition gegen den Adel entstanden ist und sich gehalten hat, einen dem Adel gleichen, nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit durch eigene Kraft strebenden Sinn ausspricht. Zweitens aber und vor allen Dingen hat der Herr eine große Kirche unter ihnen, und in diesem Betracht ist mir die Stadt Bremen vor allen andern, die ich kenne, ganz besonders ehrwürdig. Wo man einen Bruder in Christo findet, da, mögen sich im übrigen die Naturelle ähneln oder nicht, ist man doch eins mit ihm und kann sich mit ihm erquicken.

Mein Raum geht zu Ende. Ich habe Dir heute viel geschrieben, mein liebes Herz; verzeih mir besonders das für Dich wahrscheinlich sehr langweilige Kapitel von der Kunst. Denke auch nicht etwa, daß ich durchaus von den Leuten nicht falsch beurteilt sein wollte – dies ist mir mein ganzes Leben lang sehr einerlei gewesen. Nur von Dir möchte ich nicht, daß Du glauben könntest, ich hätte Dir einen so großen Fehler, wie den Künstlerstolz, vorenthalten; ich habe ihn nicht, das kann ich sagen, denn ich habe gerade darüber, schon durch Roller so vielfach dazu aufgefordert, viel über mich nachgedacht. Fällt Dir aber hier oder da etwas anderes an mir als unrecht auf, so bitte ich Dich flehentlich, es mir sogleich zu sagen. Ich bin noch ein ungeschliffener Kerl, und es ist unmöglich, daß ein Mensch in meinen Jahren alle seine Fehler selbst an sich schon erkennen sollte. Kann ich einem Menschen zu Liebe mich in manchen Stücken noch ändern, so ist es aus Liebe zu Dir und aus Dankbarkeit gegen Dich.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 29. Sept. 1826. Heute mußte ich wieder Visiten schneiden. Unter anderen besuchte ich auch zwei junge Livländerinnen, die hier den Winter über zubringen wollen, und geriet mit der einen, einem Fräulein v. Brevern, in einen wütenden Streit über Italien, da diese Person mit frecher Stirn behauptete, es wäre das Land aller Länder, und ich sei viel zu früh von dort weggegangen. Ich kriegte sie zuletzt doch in die Klopfe. Sie mußte zugeben, daß Kunstgenuß doch nicht die Hauptsache, sondern nur ein Nebending im Leben sei, und daß etwas anderes in Italien nicht zu holen sei – da mußte sie denn das „Land aller Länder" fahren lassen. Und was mein zu frühes Weglaufen aus Rom anbetraf, so urteilte ich so kurz und despotisch über Kunststudium ab, daß sie dem Künstler nicht zu widersprechen wagte; zuletzt rückte ich

auch mit meinem Satz heran, daß grobnervige Personen durch den schädlichen Einfluß, den die römische Luft auf die Nerven habe, dort allerdings feinfühlender würden und folglich auch mehr Empfindung für alles Schöne bekämen – und so endete denn der ganze Disput in einem Gelächter. Äußerst zufrieden und siegesfreudig ging ich hinweg und begab mich zu dem berühmten Fräulein Winkel[1], die vor längerer Zeit einmal von den hiesigen Gelehrten, Dichtern und Schöngeistern wie Corinna gekrönt und dabei auf den Namen „Albertine Dürer" umgetauft wurde; meine Mutter, die dabei zugegen gewesen war, konnte dies gar nicht lächerlich genug erzählen. Kurz, dieses gute Fräulein, die seit jener Zeit von Jahr zu Jahr vernünftiger geworden ist und mir in vieler Hinsicht sehr achtungswert erscheint, versicherte mir mit Tränen in den Augen und mit reich verzierten Reden, sie nähme unaussprechlichen Anteil an meinem Glück und wäre überzeugt, daß eine Tochter Krummachers wohl geeignet sein müßte, mich armen Schlucker und dummen Esel (dies dachte sie aber nur bei sich) in aller Art vollkommen glücklich zu machen. Ich sagte: „Jawohl, Fräulein, sie ist allerdings eine allerliebste kleine Person, und ihr Näschen ist zum Fressen" oder ich könnte dies doch wenigstens gesagt haben. Von der Winkel lief ich zu einer Petersburgerin, die mir sagte, sie hätte sich, seitdem sie gehört hätte, daß ich mit Dir versprochen sei, die meisten Schriften Deines Vaters angeschafft und läse sie mit dem größten Vergnügen – ich dachte: „Nun, Gott segne es dir!"

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 14. Oct. 1826. Endlich sind wir in unserem neuen kleinen Heime vor dem Seetore, mitten unter Gärten und in der reinsten Luft, und ich bin damit zurückgekehrt an die Stätte meiner Kindheit [vgl. Jug.-Er. S. 8]. Das Packen und Auspacken war schrecklich. Schreibe nun also: „Vor dem Seetore in der Halben Gasse 412, I Treppe."

Heute erhielten wir einen köstlichen Brief aus Poll von Auguste an Adelheid, der so viel von ihrem Leben dort erzählt, daß es mir war, als hätte ich einen lebendigen Blick unter die lieben Menschen getan. Besonders köstlich war ein Gespräch, in dem Gerhard[2] und Elmine als Hauptsprecherinnen erscheinen; diese Schilderung hatte soviel Lebendiges, daß wir, ohne die Namen zu lesen, jeden Sprechenden gleich an der Setzung seiner Worte erkannt haben würden. Diese Auguste ist eine recht fromme Seele und kennt kein anderes Glück, als immer nähere Vereinigung mit dem Heiligen; sie würde freudig gleich in eine Lehmhütte ziehen, wenn sie glaubte, in ihrem schönen Hause die Gemeinschaft mit Gott zu verlieren. Sie ist Adelheids beste Freundin und wird auch Dir eine

[1] Therese aus dem Winkel (1784–1867), Malerin, Schriftstellerin, Harfenistin; Freundin von W. v. K.s Vater. Hübsche Schilderung bei Louise Seidler, Erinnerungen (hrsg. von H. Uhde 1875), S. 67ff.

[2] Der Bruder Gerhard war, da Wilhelms Rückkehr sich verzögerte, schon am 17. Juni 1826 von Dresden nach Estland zurückgereist.

Freundin werden; wenn sie Dir noch nicht geschrieben hat, so ist sie eben eine von den Seelen, die sich nicht so schnell anhängen, sondern erst Zeit brauchen zu prüfen, dann aber auch um so inniger lieben. Ihr ähnlich sind ihre Schwestern, und in diesem Hause habe ich recht wahren Genuß und Lebensfreude gehabt, denn sie sind alle fröhlich wie die Vöglein in den Bäumen und vergessen doch dabei nie unseren Herrn, daher denn ihre Freude mit der Freude der Weltkinder nie die geringste Ähnlichkeit hat. Augustes Frömmigkeit hat freilich etwas Schwärmerisches, das muß aber bei so zarten Gemütern nicht stören. Einer faßt das Christentum in diesem, der andere in jenem Gewande auf, und sind doch beide echte und rechte Christen, die den Herrn über alles lieben.

Man drängt ungeheuer in Mutter, daß sie schon im Frühjahr reisen soll. Mein Onkel Carl schreibt mir auch, er halte es für das beste, daß ich so bald als möglich nach Petersburg gehe, weil bei längerem Zaudern Personen dort sterben oder in Ungnade fallen können, deren Einfluß mir von dem größten Vorteil sein kann. Mache Dich also darauf gefaßt, daß wir doch wahrscheinlich schon vor Jahresfrist den deutschen Boden verlassen müssen.

Nun müssen wir doch auch Deinen Geburtstag bedenken. Ich kniee still an Deiner Seite nieder und vereinige mein Dankgebet mit dem Deinigen. Ich schicke Dir hier ein feines güldenes Ringlein zum Wahrzeichen meiner Liebe und Treue. Erschrick nicht vor dem Schlangenbilde! Auch aus Johannis Kelche kostete die Schlange, und Moses richtete sie auf als Zeichen des Heils. „Seid klug wie die Schlangen!" Und hat sie nicht kleine rote Taubenaugen von Rubinen? Bei den Alten ist die Schlange Bild des Heils, der Weisheit, der Heilung und Gesundheit und, wenn sie sich in den Schwanz beißt, Bild der Ewigkeit. Bild der Treue ist der Ring an und für sich selbst. Laß uns treu halten an einander und treulich beide am Herrn!

Meine Mutter schickt Dir das liebste Kleinod, das sie hat, ein goldenes Kreuz mit einem Diamanten in der Mitte. Sie bekam es vom Vater und trug es lange. Dann schenkte sie es der Gräfin Dohna als ihr Liebstes; diese trug es mehrere Jahre täglich und schenkte es meiner Mutter dann wieder. Wie teuer dieses Kreuz meiner Mutter ist, kannst Du Dir denken, und eben deswegen schenkt sie es Dir, ihrer lieben Tochter! Sie will Dir's aber selbst umhängen, weil sie es der Post nicht anvertrauen mag.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 23. Oct. 1826. Gott segne Dich an diesem Tage, Deinem Geburtstage, Er mehre Deinen Glauben und mehre die Liebe in Dir zu Ihm, die offenbar wird in der Liebe zu den Menschen. Gott hat Dir gegeben, daß Du freundlich von Gemüt bist; mögest Du dies immer mehr ausbilden! Was ist lieblicher, was ist köstlicher als Freundlichkeit und Leutseligkeit der Seele!

Heute morgen halb sechs erwachte ich von quälenden Träumen, die mir von Dir keine gute Zeitung brachten. Ich konnte in einem Hohlwege

einem Leichenzuge nicht ausweichen, was ich mir auch für Mühe gab, die Felsen hinanzusteigen. Ich mußte stehenbleiben, und der Sarg streifte mich hart an der Schulter; da war mir's, als sei Dein Name daraufgeschrieben, und ich warf mich auf die Erde und ließ den Zug über mich gehen. Da erwachte ich und schlug Licht an, welches sogleich freundlich das ganze Zimmer durchstrahlte. Nun stand ich auf, hing meinen Mantel um die Schulter, legte mich zum Fenster hinaus und gedachte unser beider vor dem Herrn — da wurde mir wohl. Ganz fern am Saume der Berge schimmerte die Dämmerung matt herauf und versprach baldiges Tagwerden. Auch mit uns ist's noch nicht Tag geworden, meine gute Julie, und im trügerischen Lichte der Dämmerung erscheinen uns die Bilder des Lebens noch in verworrener Gestalt. Gebe Gott, daß wir der Hitze des Tages, auf den wir uns freuen, nicht erliegen mögen! Der Herr kann uns das Leben wider alles Erwarten leicht machen, aber auch recht schwer. Das wird die Zukunft lehren. Bisher ist mir alles so leicht geworden, ich bin sehr verwöhnt, Du vielleicht auch — werden wir es ertragen, meine Julie, wenn das Schwere kommt? Wir müssen jetzt die Dämme bauen, nachher, wenn die Flut schon da ist, möchte es zu spät sein. Ist es unrecht, daß ich einer Braut so schreibe und sie vielleicht ängstige? O nein! Wir wollen uns nicht selbst täuschen. Laß uns das Böse erwarten, das kommen kann, dann werden wir nicht vor ihm erschrecken, und kommt das Gute, mehr als wir erhofft, so wird ein freudiger Schreck uns keinen Nachteil bringen.

Ich schloß mein Fenster wieder in seine Fugen und erwartete den Tag, indem ich in der Stube auf und ab schritt, unablässig Dein gedenkend. Als ich halb sieben hinüberging, fand ich mein Mütterchen schon ganz flügge am Kaffeetisch und empfing ihre herzlichen Glückwünsche, die Dir galten. Später kamen auch Adelheid und Clärchen Volkmann, die noch bei uns ist, aus ihrem Schlafgemach heraus. „Heute ist der Kleinen ihr Geburtstag!" rief Adelheid, indem sie auf mich lostanzte, um in meine Arme zu kommen. Nach dem Frühstück wurde eine kleine Andacht gelesen, und ich ging dann an meine Arbeit. Ich hatte einen großen roten Mantel zu malen und dazu den ganzen Tag bestimmt. Wie groß war aber mein Erstaunen, als halb elf Uhr der Mantel fertig war. So flink ist es mir noch nie von der Hand gegangen, und überhaupt, wenn es mit meinen Bildern so fortgeht wie jetzt, so werde ich in der Hälfte der erwarteten Zeit mit allem, was ich noch vorhabe, fertig.

Ich führe jetzt ein sehr geregeltes Leben, und ein Tag geht akkurat so wie der andere hin, sodaß man meint, die Zeit stände still. Den ganzen Tag, solange ich sehen kann, male ich fleißig und stehe meistens dabei, um mir den Mangel an der gewohnten Bewegung zu ersetzen. Diese mache ich mir nicht anders als manchmal nach Tisch, wo ich auf ein halbes Stündchen mit den Mädchen in den Garten oder aufs Feld gehe. Des Abends, sobald es dunkel wird, nehme ich eine Zeichnung und setze mich zu meiner Mutter, da ist's denn gar traulich. Die Mädchen haben

ihre Handarbeiten und lesen abwechselnd vor, darüber wird dann mitunter gescherzt und gesprochen. Solange die Kinder den Tisch decken, phantasiere ich auf dem Pianoforte, bis der Geruch der Schüssel, die gewöhnlich in Ragout und Kartoffeln besteht, mich weglockt. Nach Tisch räumen die Mädchen alle Spuren der Mahlzeit eilig und fast unhörbar weg, und nun setzen wir uns wieder zusammen an den runden Tisch, und es wird im Vorlesen fortgefahren, etwa eine Stunde, wobei ich die den Tag über gebrauchten Pinsel wasche. Sobald der letzte Pinsel rein ist, stehen wir alle auf, wünschen uns Gute Nacht, und ich gehe auf mein Zimmer, wo ich noch so lange in irgendeinem Geschichtsbuch lese, bis mir die Augen zufallen.

½10 Uhr abends. Wir haben Deinen Geburtstag nach Gebühr gefeiert. Adelheid hatte einen ganz vortrefflichen Kuchen gebacken und meine Mutter zu Mittag alle meine Lieblingsgerichte auftischen lassen; so wurde ich denn recht gepflegt, weil ich Deine Person repräsentierte. Nach Tisch machte ich mit Adelheid einen Spaziergang durch die Stoppelfelder und wurde so vergnügt wie Boas im Buch Ruth, von dem geschrieben steht: „Da Boas gegessen und getrunken hatte, ward er guter Dinge", ich sprach nur französisch und machte meiner Schwester allerlei Kohl vor, innerlich aber war es mir eigentlich gar nicht so, denn ich mußte immer an meine ferne Braut denken. Ach, wie gern hätte ich mein Haupt an Deine Brust gelegt!

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, Sonntag, den 12. Nov. 1826. Gestern erhielt ich wieder einen Brief vom Onkel Kügelgen, in dem er mir den Lebensplan macht, daß ich baldigst nach Livland zurückkehren und dann gleich nach Petersburg gehen soll. So bitte ich Dich, Dich nun mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß unsere Verbindung uns nicht mehr so fern steht, als wir wohl früher meinten, und daß Du, wenn anders wir Deine Eltern dazu bewegen können, ein paar Monate früher als festgesetzt meinen Namen mit mir teilst. Ich bin nun sehr begierig auf Deine Antwort, ob die Eltern auf diese Weise unsere Verbindung zugeben oder ob sie wollen, daß wir warten, bis ich in pekuniärer Hinsicht erst fester auf den Füßen stehe. Dies wäre mir freilich recht schwer, zumal für Petersburg. Es taugt mir nichts, wenn ich allein bin, indem ein düsterer Sinn und ein sorgliches Gemüt mich oft sehr plagen. Gingest Du mit mir, so hätte ich in Dir Stütze, Trost und Hoffnung, fände ich nach der Arbeit in Deinen Armen immer wieder Erquickung, Erholung und neue Lebenskraft. Ein Maler hat sehr angestrengte Arbeit, besonders bei Porträts, und ich habe oft gesehen, daß mein Vater, wenn er abends seine Staffelei verließ, sich wie tot aufs Kanapee legte. Wie wohl tat's ihm dann, wenn meine Mutter sich zu ihm setzte, ihm vorschwatzte, vorlas und er in ihrer Unterhaltung Ersatz fand für alle Zerstreuungen und geselligen Freuden, denen er hätte nachlaufen können. Beim Ölmalen ist das Fatale, daß man,

wie man angefangen hat, fortmalen muß durch mehrere Tage, bis man an einen schicklichen Absatz kommt, sodaß man, wenn sich's so trifft, manchmal auch den Sonntag durcharbeiten muß.

So ging mir's heute. Um den Tag aber doch zu feiern, ging ich, wie jetzt öfters, des Morgens dreiviertel fünf in die Frühkirche. Schon von weitem strahlte mir durch die Nacht das Licht aus den hohen Bogenfenstern entgegen, und auch der Gesang drang mir durch die leeren Straßen in gehaltenen Tönen feierlich entgegen. Als ich in das Gotteshaus eintrat, wurde mir wie immer recht friedlich, ich stellte mich unter eine Säule in einem dunkelen Winkel und tat mein Gebet. Zur Predigt kam ich heran und stellte mich unter die Kanzel. Die Predigt war nicht besonders, ist mir hier aber auch Nebensache; der Gesang und das Gebet in Gemeinschaft mit so vielen Menschen, die in dieser Frühstunde nichts anderes als ihr Herzensbedürfnis hierherführen kann, und die Absolution und der alte Segen Gottes, der von Moses Zeiten durch die Jahrtausende zu uns herüberklingt und immer noch Heil und Segen bringt, sind mir die Hauptsache. Es ist schlimm, daß der Protestantismus die Kirchen verschlossen hält und, wenn er sie auftut, den Gottesdienst fast nur auf die Predigt beschränkt; wenn die dann nichts wert ist, dann hätte man fast besser getan, man wäre zu Hause geblieben. Ich wünschte, ich könnte alle Morgen vor der Arbeit ein halbes Stündchen in die Kirche gehen und ein Lied singen und den Segen empfangen — aber unsere Kirchen stehen verschlossen.

Hier ist schon Schnee gefallen, und die weite Ferne vor meinem Fenster ist ganz weiß. Das macht mir das Herz recht froh. Wenn so die weißen Flocken in der Luft tanzen und der Schnee still auf den Boden niederrieselt, dann ist mir's, als sei der Weihnachtsbaum mit seinen hundert Lichterchen in meinem Herzen angezündet und jubelnde Kinder tanzten darum. Ach, wie das weiße Kleid der Erde wohl ansteht! Ich freue mich über bunte Blumen und grüne Gefilde, aber so läuternd rühren sie mir nicht ans Herz als dieses weiße Kleid. Laß uns Gott danken, daß wir Nordländer sind und daß Er uns gnädigst verschont hat mit des Südens ewigem Frühling, der die Herzen krank, elend und leidenschaftlich macht, welches alles dem deutschen Herzen nicht geziemt.

*

Der Atti an W. v. K.

Bremen, Nov. 1826. Als ich Deinen Brief gelesen, da habe ich abermals zu Deinem A das O gesagt. Ich betrachte Deine und Julchens Angelegenheit, nachdem ich mein Menschliches dagegen und dazu getan habe, nun ganz als Gottes Sache und bin bereit, in alle Seine Fügungen mich zu schicken. Ob Du im Mai oder einige Monate später Deine Julie abholst, scheint mir und der Mutter eine Differenz, die kaum in Betracht kommt; ja, muß einmal gereist werden, so ist die Sommerzeit die beste. Wir machen also keine Einwendungen mehr. Wie Du Dich nun mit Deinem Landmädchen unter all den glänzenden Namen und Orden

zurechtfinden wirst, da magst Du selbst zusehen und Ihr Euch beiderseits erst exerzieren, um Euch auf dem Niveau der Crême der Gesellschaft zu stellen. Julchen geht einem schweren Werke entgegen, aber der Herr und Du, Ihr möget sie leiten. Die Erde ist überall des Herrn. Mehr habe ich über dieses nicht zu sagen, auch Mütterchen nicht, die anfangs zwar bei den Worten „April oder Mai" erschrak — sie faßt sich aber und stimmt nun allem zu. Somit habt Ihr das zweite Ja, und so komme denn im Namen des Herrn das dritte und Sein Amen!

Mutterchen wünscht zu wissen, was Julchen mitnehmen dürfe nach Rußland. Ich verstehe von solcherlei Dingen wenig; Dir aber liegt es ob, als angehender Ehemann und Hausvater — wozu Gott Dir und Deiner zukünftigen Ehehälfte den Verstand geben wolle — Dich um solche Dinge zu bekümmern und Rat einzuholen. Das Fernere mag dann Dem, der die Sperlinge nährt und die Lilien kleidet, anbefohlen bleiben.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 20. Nov. 1826. Heute erhielt ich Eure Briefe und bin gerührt von der Eltern Güte, daß sie meinen Bitten nachgegeben haben. Nun wird alles seinen Gang gehen, wie es der Onkel vorgezeichnet hat, es sei denn, daß meine Mutter krank würde und wir dadurch verhindert würden, im Mai zu reisen. Deine Traurigkeit über die nun nähergerückte Trennung von den Eltern begreife ich, ja ich würde es nicht begreifen, wenn Dich der Inhalt meines letzten Briefes ausschließlich mit Freudigkeit erfüllt hätte. Ich bitte Dich, mache mich immer zum Vertrauten Deiner Tränen und fürchte nicht, daß mir Deine Sehnsucht nach den Deinigen in irgendeiner Art kränkend sein könnte. Gott weiß es, wie ich an Deinem Vater hänge und an allem, was Euch angehört, und ich denke, ich habe es bewiesen von der Zeit an, da ich aus Eurem Hause kam; wenn ich auch späterhin durch meine eigene Schuld genötigt war, mich äußerlich etwas von Euch zurückzuziehen, innerlich hing ich immer mit gleicher Liebe an Eurem Hause.

Du hast recht, geliebte Julie, Gott legt keinem mehr auf, als er tragen kann. Ich bin aber überzeugt, daß man in einem schweren Reisebündel mehr nach Hause, in die ewige Heimat, bringen kann, als in einem leichten. Die Leute aber ohne jedes Reisebündel, die tanzen durchs Leben hin, und dann erdrückt sie der Tod.

Heute ist nun mein Geburtstag. Ich vermochte nicht, etwas Besonderes zu meiner Freude vorzunehmen, und war im Gegenteil eher zur Trauer als zur Freude geneigt, denn mir war's, als hätte ich das verflossene Jahr, das mir so viel Gutes brachte, nicht so benutzt, als ich sollte, und als könnte der Herr nicht mit Freuden, sondern nur recht mit Trauer heute auf mich herabschauen. Ich kann mich nicht einmal entschuldigen, daß ich des Herrn Wege nicht gekannt hätte, wie so viele andere, sondern ich muß mir sagen, es ist nichts als die Trägheit meines Herzens, die mich nicht weiterschreiten läßt auf der Bahn der Heiligung.

Immer an äußeren Dingen hängend, geht das Herz seinen eigenen fleischlichen Weg und reicht nur dann und wann im Vorübergehen, mit großem Gefühl der Wohltätigkeit, dem schwachen Glauben einen Bissen Nahrung dar, dem Glauben, unserem einzigen wahren Schatze, unserer einzigen wahren, bleibenden Kraft, wenn alle andere Kraft uns schwindet, dem treuen Freunde, der in der größten Not am stärksten an unserer Seite steht und am Ende uns hinüberträgt über den Tod. Gott gebe mir und gebe Dir die Kraft, daß wir das Beste und Kostbarste in uns als solches erkennen und als das Höchste und Heiligste in uns pflegen, nähren und mehren mögen!

Ich soll Dir erzählen, wie ich den Geburtstag hingebracht. Wenn ich Dir sage, hauptsächlich in Gedanken an Dich und dann in dem schmerzlichen Gedanken an meine eigene Unwürdigkeit, ein Kind Gottes zu heißen, so weißt Du fast alles, denn vorgefallen ist sonst weiter nichts. Als ich den Morgen zum Kaffee kam, war der Tisch mit Blumen bekränzt und mit zwei Kuchen geziert, von denen der eine von Adelheids eigener Hand gebacken war, und mein Bild stand bekränzt zwischen zwei Lichtern, ein Rosenknöspchen hing sinnig auf meine Stirn herab. Gegen Mittag kam Professor Hartmann und zeigte sich sehr zufrieden mit meinen Arbeiten, welches mich unbeschreiblich glücklich machte, da ich gerade das Gegenteil erwartet hatte; zuletzt wurde er munter und erzählte eine so lächerliche Anekdote, daß ich mich hätte wälzen mögen. Mutter brachte ihm ein Glas Bischof, und er trank meine Gesundheit – hätte das alte Weltkind nicht lieber Dir, meiner Braut, trinken können?! Nachmittag kaufte ich mir für sechs Groschen ein Pfefferrohr, so wie ich eins in Bremen hatte, und als ich es eben anrauchen wollte, kam Ludwig Richter zu mir im höchsten Staat, um mir zu gratulieren.

Wir verschwatzten den Nachmittag bei einer Tasse Kaffee, indem wir uns an meinen vorigen Geburtstag in Rom erinnerten, wo wir den halben Nachmittag und Abend unter so ganz verschiedenen Umständen miteinander zubrachten. Ich kränkelte schon sehr, und Maydell, Timo und Richter waren bei mir, um mich zu erheitern. Wir zerschlugen den Deckel meiner Reisekiste und machten davon in meinem Öfchen das erste Feuer an, dann löschten wir die Lampe aus und rückten mit unseren Pfeifen um die Kohlenglut, munter disputierend über die Art, wie man in der Kunst heilige Gegenstände behandeln müsse. Es war herrlich, wie wir uns balgten, und ich vergaß auf ein paar Stunden meine Konvulsionen und Krankheit. Als mich aber spät am Abend meine Freunde verlassen hatten, die graue Asche kalt im Ofen lag, die halb ausgetrunkenen Weingläser um die leeren Flaschen herumstanden, da fühlte ich mich schrecklich allein, und es überfiel mich eine tiefe Schwermut. Traurig griff ich nach meinem Gesangbuch, las meinen Abendsegen und brachte dann die Nacht fieberhaft und ohne Schlaf zu. Wieviel besser hab ich's heute!

Morgen früh denke ich zu meinem alten Roller zu gehen, um einige Tage bei ihm zu bleiben und mich einmal recht zu erholen. Ich bin seit

dem ersten Male noch nicht wieder bei ihm gewesen und kann mir nun dieses Gaudium wieder einmal gönnen. Der alte Roller ist ein Werk vom lieben Gott, betitelt: „Unbegreifliche Rebellion auf rechtlichem Wege gegen die gewöhnliche Art aufzufassen und zu fühlen. Prachtausgabe in groß Menschenquart." Deswegen empöre Dich nicht gegen dies Werk, denn man würde es vernichten, wenn man ihm das Revolutionäre, aus welchem sein Wesen besteht, rauben wollte; es ist ein Meisterstück und verdient in vieler Art die größte Be- und Verwunderung. Roller hat große Achtung vor Deinem Vater und wünscht sehr, seine Bekanntschaft zu machen – o, wenn ich mit diesen beiden einmal zusammen in Rollers Studierstube eine Pfeife rauchen könnte, das wäre mir die höchsterdenkliche Freude. Denn wenn man Roller sehen will, so muß man ihn besuchen; ist er selbst der besuchende Teil, so sieht man nicht ihn, sondern ein total fremdes, schroffes Wesen, während er in seinem Hause, wo er wie ein König herrscht, ein prachtvolles Ganzes ausmacht.

Siehe, meine Liebe, nun hast Du schöne und ausführliche Nachricht von dem, was war und sein wird, und kannst Dir getrost den Bart streichen und sagen: „Aha! Und wie wird's am nächsten Geburtstage werden?" Doch was geht uns das an! Das wollen wir den lieben Gott besorgen lassen und sehen, was er uns beschert, und zufrieden sein. Wie aber wird's in zehn Jahren aussehen? Ei, da ließe sich schon eher darüber reden. Denk einmal und ins Detail an unseren Hausstand dann und an alle die Mäulerchen, die dann vielleicht mit uns um die Geburtstagsschüssel schmarotzen, vielleicht in Livland, vielleicht in Dresden, vielleicht in Bremen! O, meine liebe Julie!! Aber in fünfzig oder sechzig Jahren, Julie, wie wird's dann aussehen? Dann liegen unsere Leiber in der Erde und das Tagewerk ist vollbracht, sie liegen und schlafen den langen Schlaf des Todes und ruhen stille, und keine Sorge, kein Schmerz, keine Unruhe zerreißt mehr die arme Brust – und unsere Seelen stehen vielleicht vor Gott und tönen als reine Klänge des großen ewigen Halleluja.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 10. Dec. 1826. Heute ist ein Brieflein von den Cousinen aus Poll an Dich angekommen, und meine Gewissenhaftigkeit läßt es nicht zu, es Dir länger vorzuenthalten. Liebe es und freue Dich der Liebe, die dieses Briefchen diktiert hat, es ist von unseren künftigen Hausgenossen, und Du siehst, daß sie sich unser freuen und daß wir ihnen nicht zur Last fallen. Die erste ist Auguste, die vorderste auf meinem Requiembildchen [s. die Abbild.], im häuslichen Kreise auch Tups genannt, wovon denn wieder das Beiwort tupsig, welches Dir in einem meiner Briefe auffiel, entlehnt ist. Sie ist eine ebenso fröhliche Person wie Du und dabei auch so stille wie Du. Die zweite ist unsere köstliche Antonie, im Hause bloß Toni genannt oder auch zuweilen Taps; sie ist witzig, voll Feuer, Genialität und Leben und von einem ernsten melancholischen Charakter. Ihr kräftiger Geist und ihre folgerechte Art, zu denken, haben

mir in Poll fast hinlänglich den Umgang mit einem Mann ersetzt. Sie hat große braune Augen von ungemeinem Feuer, aber einen ruhigen Blick. In einem Knüttelgedichte, welches ich einmal zu Ehren des Pollschen Hauses machte, heißt es:

Antoniens beide Augen sind wie tiefe Wasserfluten,
In den' man goldne Fischlein findt. Wer sollte das vermuten!

Die dritte ist Sophie, im Hause Pia genannt, auf meinem kleinen Blatt als zweite mit abgebildet. Sie ist von Taubenart und ein tätiges, wirtschaftliches Mädchen, obgleich sie sehr kränklich ist. Sie wird einstimmig überall geliebt, wo man sie gründlich oder auch nur oberflächlich kennt, und auch Du wirst sie sehr lieb haben und ein bißchen mit ihr herumwirtschaften und zur Rekreation singen und musizieren, welche Sache sie aus dem Grunde versteht. Wenn Dir diese Mädchen sagen, daß sie Dir gut sind und daß sie sich auf Dich freuen, so kannst Du's getrost glauben, denn diesen wahrhaft edlen Charakteren ist es unmöglich, zu lügen oder sich auch nur zu verstellen.

Dann schicke ich Dir auch noch der Tante Brief [vgl. den folgenden Brief]. Halte mir ihn gut, damit ich ihn im Frühjahr mit Dir wiederkriege, denn ich habe eine Sammlung von ihren Briefen, die mir äußerst schätzbar ist, und jetzt besonders schreibt sie sehr selten ihrer geschwächten Augen wegen. Wie gefällt Dir, daß die guten Altchen in Kaffee meine Gesundheit getrunken haben? Kaffee nach Tisch zu trinken ist dort nämlich etwas ganz Ungewöhnliches und geschieht nur bei festlichen Gelegenheiten. Der kleine Zettel ist vom alten Onno, dem Hausherrn in Poll. Er ruft mir mit den Worten des Mohrs aus der Zauberflöte zu, daß so ein sanftes Täubchen Seligkeit für mich wäre. Ich sehe ordentlich, wie seine Nasenlöcher sich spreizen und wie die Mienen seines Mundes gehen, indem er dieses sagt. Ich freue mich unbändig auf diesen königlich ergötzlichen Mann und besonders, an kalten Wintermorgen mit ihm unter den Säulen zu stehen und Luft zu riechen.

Heute ist ein köstlicher Sonntag, ich war bei Stephan in der Kirche, der sehr interessant über die Zeichen der Zeit predigte.

*

Die Tante Sophie v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 8. Nov. [= 20. Nov. n. St.] 1826. Wir denken heute an Deinem Geburtstage alle an Dich, lieber Wilhelm. Ich sagte gleich heute früh: wenn es heller wird, so will ich an Wilhelm schreiben, denn es war sehr trübe und die ganze Wiese mit Nebel bedeckt, und siehe da — nachmittags vergoldet die liebe Sonne alles spärliche Grün in Garten und Wald. Nun müssen die Augen auch frisch sein, so wie unsere Herzen, und etwas dazutun, daß diese Gefühle in Buchstaben übergehen. Heute mittag verlangte ich zum festlichen Tage etwas Außerordentliches, da sagte Deine Großmutter: „Wollen wir in Kaffee seine Gesundheit trinken!" So geschah es denn. Sie sagte: „Segne ihn Gott!" und wir tranken mit ihr, ernstlich diesen Wunsch mit aussprechend — diesen Segen, der gewiß

erfüllt wird. Ihr speist jetzt vielleicht zusammen von Adelheids Backwerk, und Du denkst fröhlich an die Zeit, wo Dein Kind (wie Du Julie nennst) für Dich alles Gute bereiten wird. Ich wiederhole Dir, daß ich diese Verbindung für ein Gotteswerk halte, und hoffe, daß Du das auch weiterhin noch empfinden wirst.

Dein Onkel Kügelgen, der fast alle Wochen jetzt hier ist, hat uns auch Deinen Brief vorgelesen, worin Du ihn über Deine Zukunft um Rat fragst. Er hat Dir schon geantwortet, und erst später erzählte uns die Braschen, daß Deine Mutter wünschte, Du möchtest noch in Dresden bleiben, wahrscheinlich damit Du Dich immer mehr befestigst in der Kunst und später ruhig am eignen Herde sitzen kannst. Da nun zwei so wichtige Personen darüber verschieden urteilen, so will ich ganz still sein und es Deiner eigenen Beurteilung überlassen. Nun gehen gleich die Sorgen an, sowie man heiratet, und bald sitzen sechs um den Topf, wie Goethe sagt. Da mag nun Gott helfen und was hereinbrocken! Er tut es auch. Der Timo hat Glück, man reißt sich in Reval um ihn, und bald wird eine Posaune in die Welt blasen, wie gut man ihn brauchen kann. Ich gehe in Deines Onkels Ansicht ein, daß Du durch kleine Kompositionen viel wirst machen können, mit mehr Vergnügen, als man bei Porträten findet.

Hier wird sich auch manches ändern, wodurch Du gewinnen wirst. Dein Onkel kündigte gestern meiner Mutter an, daß er Kurkül verlassen und sich in Reval niederlassen will, bis er ein eigenes Gütchen findet. Gerhard wird auch wohl im März eine Stelle finden, und so hast Du außer Poll noch zwei Hütten des Friedens, wo Du Dich getrost hinwenden kannst. Meine gute Mutter, deren Gegenwart hier ein himmlischer Segen ist, bleibt fürs erste bis kommenden Herbst und, wenn's Gottes Wille ist, ganz in Poll. Sie freut sich innig auf Deine Mutter und daß wir einmal in Stille beisammen sein werden. Ich habe Platz für Euch alle, auch für die Kleine, die Du zu uns bringst, die arme Kleine, die wie ein Vögelchen aus dem Nest genommen wird. Wir wollen sie recht lieb haben, dann wird sie uns schon wieder lieben, und dann kannst Du sie getrost bei uns lassen, wenn Du nach der Residenz gehst, Dich einzurichten.

Meine Töchter wollten schon längst an Julie schreiben, aber ich war schuld, daß es nicht geschah; meine Augen sind schlecht geworden, und so zögerte ich von Woche zu Woche. Vergib mir das, lieber Wilhelm, und denke darum nicht, daß Deine liebe Julie etwas vermissen wird an unserer Liebe, wenn wir sie erst sehen von Angesicht zu Angesicht. Die Kinder werden mit ihr gleich so bekannt sein, wie es mit Dir und Adelheid war, und kann sie lachen und scherzen, desto besser! Das ist eine Erquickung für die Alten. Du glaubst nicht, wie Deine Großmutter noch herzlich lachen kann, wenn Tups und Taps dummes Zeug sprechen. Lebe wohl, mein Wilhelm, und grüße Deine Julie recht innig von mir und laß sie es ja wissen, wieviel ich von ihr halte.

[Beilage des Onkels v. Stackelberg:] Sollte ich meinem lieben Willi nicht selbst sagen, daß ich mich mit herzlichster Teilnahme seines Glückes

freue? Ich bin zwar versichert, daß Du an meiner alten Treue nicht zweifelst, aber in froher Überzeugung muß ich Dir dennoch zurufen, daß so ein sanftes Täubchen Seligkeit für Dich ist. Führe sie bald herbei, die schöne Zeit des Wiedersehens, jetzt, da Du an der Hand Deiner Geliebten uns Allen doppelt ersehnt bist und nur hier, wie ich glaube, am heimischen Herd bleibende Ruhe finden kannst. Lebe wohl und merke auf, wenn im nächsten Sommer die Schwalben ihren Zug nach Estland beginnen — dann harrt Deiner unter den wohlbekannten Säulen Dein alter Onno.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, in der Nacht vom 24./25. Dec. 1826. Ich komme eben aus der Weihnachtsmette in der katholischen Kirche. Um mich herum liegt alles in tiefem Schlaf, nur der Schlag der großen Kreuz-Glocken unterbricht die nächtliche Stille. Die Sehnsucht nach Dir trieb mich aus der Kirche weg, ich hatte Dir so viel zu sagen — aber es ist eiskalt hier im Zimmer, und ein Schauder nach dem andern läuft mir durch die Glieder. Drum gute Nacht, Du Liebe, Liebe! Dies Wort sagt nichts, es klingt nach nichts, aber es sagt alles, wenn seine Bedeutung die ganze Seele füllt.

Den dritten Weihnachtsfeiertag, nachmittag. Vor zwei Stunden kam ich von Lausa zurück, wo ich gestern Rollers Geburtstag mit gefeiert habe. Seine Schwestern hatten mich heimlich eingeladen, und ich spazierte schon vorgestern, mein Pfeifchen im Schnabel, hinaus und traf den Altchen bei der besten Laune. Am Abend ging ich mit ihm noch zu den lieben Hermsdorfern; auf dem Rückweg bei stockfinsterer Nacht und Glatteis verloren wir den Pfad und ich Roller aus den Augen, sodaß ich, als es den Berg hinanging, mit den Händen auf der Erde tappen mußte, um nicht seitwärts den Abhang herabzufahren.

Am Geburtstage in aller Frühe ward ich durch das Tapsen großer Stiefel in der Nebenstube geweckt — es war Roller, der im Stockfinstern, halb im Hemde, zu mir herübertrampelte, mich vom Schlafe Halbtoten herzlich embrassierte und mir zu seinem Geburtstage gratulierte. Ehe ich mich besinnen konnte, war er schon wieder weg, und ich konnte ihn nun erst nach der Nachmittagskirche recht sehen und genießen. Nun versammelten sich sehr viele Menschen um ihn, Heynitz kam von Hermsdorf mit allen seinen Damen, und wir saßen in Rollers Studierstube, acht Herren und acht Damen dicht beisammen unter mancherlei Gesprächen; da die Herren alle rauchten, so mag es wohl für die Damen ein mäßiges Vergnügen gewesen sein, indessen hatten sie doch alle brillant freundliche Gesichter, und der alte Roller war von Herzensgrunde fidel. Nachdem die Fremden fort waren, versammelte er seine Schwestern und Mägde (Hauskinder, wie er diese nennt) um sich, und nun wurde noch bis nachts elf Uhr um Haselnüsse gewürfelt, was wieder für mich ein sehr mäßiges Vergnügen abwarf. Interessant war mir der Wechsel der Gesellschaft, indem zuerst lauter Edelleute, darunter recht vornehme, und dann auf

einmal lauter Bauernmägde (Rollers Schwestern ausgenommen, die jedoch in ihrer Kleidung von diesen in nichts verschieden sind) die Stube füllten. Auf jeden Fall führte sich der zweite Teil der Gesellschaft viel bescheidener auf als der erste, und ich konnte Roller mehr genießen, weil ich ihn ganz für mich allein hatte. Als ich heute morgen vor der Kirche Abschied nahm, segnete er mich und nannte auch Deinen Namen mit.

Unser Weihnachtsabend war recht geräuschvoll. Mutter hatte alle Livländerinnen, die sich jetzt in ziemlicher Anzahl hier vorfinden, zusammengebeten, damit sie sich in einem freundlichen Familienkreise an diesem Abend weniger exzentriert fühlen sollten. Weil nun einige darunter sind, die ich und Adelheid nicht wohl leiden mögen, so wünschten wir, sie möchten für diesen Abend einen kleinen Katarrh kriegen. Als ich indes einmal laut mit diesem Wunsche wurde, so verwies ihn mir meine Mutter als lieblos und unchristlich aufs strengste, und Adelheid, die ich sogleich als Teilnehmerin des Wunsches angab, bekam auch ihr Teil. Und siehe da, ein Fräulein v. Brevern, die wir am liebsten hier gesehen hätten, wurde wirklich krank, und die ungewünschten Damen befanden sich so wohl wie die Rehkälber. Ich trieb aber meine Tugendhaftigkeit an diesem Abend so weit, daß ich gerade die beiden Damen, welchen ich ein geschwollenes Zäpfchen mit leichtem Katarrh gewünscht hatte, nach Hause begleitete, obgleich sie eine halbe Meile entfernt wohnen, und von da ging ich dann in die Kirche, aus der ich halb zwei nach Hause kam und für Dich noch die paar Worte niederschrieb.

Am letzten Tag des Jahres 1826. Ich werde der Jahreszahl 26 immer gut bleiben. Es war dies das reichste Jahr in meinem Leben, ob es mir gleich eine böse Sieben zugeführt, wie Du bist. Am Silvester bin ich immer etwas zur Trauer geneigt und finde, daß der Neujahrstag als Festtag zu schnell darauf folgt. Während man noch mit Dank und Trauer dem alten Jahre nachblickt, soll man schon auf der anderen Seite jubelnd das neue empfangen — das geht doch nicht an!

Heute abend bin ich auf einen großen Ball geladen, welches, da man mich als Misanthropen kennt, selten passiert, habe aber aus zwei Ursachen abgesagt. Erstens mache ich es mir an diesem Abend gern ein bißchen gemütlich und gehe ohne Not nicht aus dem Hause. Zweitens aber habe ich so lange nicht getanzt, daß ich es nun nicht wage, weil ich fürchte, mich lächerlich zu machen oder wenigstens die Andern durch meine allzu freien Touren zu stören. Dieses Bekenntnis lege ich in Deinen Schoß nieder, da ich anderen Leuten sage, ich hätte eine Aversion gegen das Tanzen, und das ist Bällen gegenüber auch wahr. Ich habe mit Vergnügen getanzt, wenn eine schon versammelte fröhliche Gesellschaft aus Mutwillen und innerem Haberstich darauf verfiel. Der Gedanke aber, einzig und allein bloß des Tanzes wegen zusammenzukommen, ist mir, gesetzt auch, ich tanzte wie ein Geck, in der innersten Seele zuwider. Viele gehen auf die Bälle, um sich dort an der sich enthüllenden Schönheit der Damen zu laben. Dies wäre nie mein Casus gewesen, da von

jeher die Schönheit, wenn weiter nichts dahinter ist als Schönheit, mich mehr abgestoßen als angezogen hat. Dies gilt vom Körperlichen wie vom Geistigen, denn in dieser Art sind mir auch eine Menge Werke der antiken Kunst und z. B. die meisten Gedichte von Schiller zuwider, weil ich darin nichts finde als Schönheit.

[Hier folgte im Originalbrief eine Skizze: Der Triumph der Schönheit.]

Ich habe mir daher die Freiheit genommen, den Maler, den ich zuerst auch mit unter die armen Schächer zu den Füßen der hochthronenden Schönheit gestellt hatte, wieder wegzustreichen, weil ich doch nicht gegen mein eigenes Fleisch wüten konnte. Ein Maler, der die Schönheit von Grund aus studieren muß, kennt sie wahrhaftig zu gut, als daß er vor ihr knien sollte. Sein an den hellen Strahl gewöhntes Auge kann nicht mehr geblendet werden, und er unterscheidet auf den ersten Blick, ob er die nackte, kalte Schönheit vor sich hat oder ob sie gepaart ist mit der Kunst, d. h. mit der Poesie. Letztere kann freilich füglich nicht ohne erstere bestehen, erstere aber sehr gut ohne letztere; und wo der Maler sie allein findet, wendet er sich billig ab, denn die Schönheit ist in der Kunst nur Mittel, nie aber darf sie Zweck werden. Der Maler kann ohne die Schönheit nicht leben, aber sie soll ihm dienen, nicht er ihr. — Anders ist es mit dem jungen schlanken Krieger [auf der Zeichnung]. Seinem flachen, fröhlichen Gemüt nach sieht er die Schale für den Kern an, weil ihm für letzteren das Auge fehlt. Er wollte, stehend, stolz betrachten und genießen, aber siehe da, er muß nieder auf seine Kniee, sie hat ihn fester gebunden als alle die andern um den Hals und hält ihn am kurzen Zügel. Ähnlich wie mit dem Maler steht es mit dem Dichter; diesen habe ich aber aus Schabernack mit auf die Kniee gelegt, weil ich noch nie von einem Dichter über Kunst und Schönheit etwas Treffendes gehört oder gelesen habe. Das Schlechteste, was ich gelesen, ist von Schiller, dahingegen Goethe meiner Ansicht, die mir feststeht, weit näher kommt.

Doch wo gerate ich hin! Fast hätte ich noch den ganzen Abend in diesem Tone fortgeschwatzt und Dir meine infame Zeichnung ausgelegt, die ich eigentlich nur aus Übermut gemacht habe, um Dich damit zu amüsieren. Verzeihe mir also mein heidnisches Geschwätz! Es war mir fast, als redete ich mit Timo, als ich so schrieb, mit dem ich in hartem Kriege gelegen habe, bis wir uns in unsere Meinung teilten und jetzt gleichgesinnte Malersleute sind. Du, armes Kind, wirst noch viel von Pinseln über den Pinsel reden hören, und im Grunde weiß doch keiner, was das Rechte ist, sondern ein jeder weiß nur, was ihm wohlgefällt, und das verteidigt er mit harten Worten, bis ihn ein fremdes gutes Bild auf einmal in Staunen setzt und er dann plötzlich anderer Meinung wird. Meinen und Timos Streit schlichteten ein paar Bilder in Italien, die uns beiden gleichermaßen so wohl gefielen, daß uns die Tränen in die Augen schossen und wir einig waren.

Ich muß mich übrigens wundern, daß ich nicht noch dümmeres Zeug schreibe, da in der Nebenstube musiziert wird und Marie [Kriegel; vgl. Jug.-Br. S. 185] mit ihrer sehr musikalischen Cousine Arien singt, oder

vielmehr bloß die Cousine singt. So sehr ich nun früher kleine Arien, mit Geschmack vorgetragen, liebte, so unleidlich sind sie mir jetzt, und um so unleidlicher, je leidenschaftlicher sie gesungen werden. Sie sind, wenn sie gut sind, zu sehr darauf abgesehen, einen tiefen Eindruck auf das Herz zu machen. Ich mag es nicht, wenn mir einer – nein, dieses Singen ist wirklich kaum auszuhalten! – das Gemüt aufregt, das ich mir gern ruhig und still erhalte. Wozu solche verdammten Aufreizungen? Das Herz wird dadurch doch nicht besser! In einer großen Kirchenmusik lasse ich mir die Arie gefallen, weil dann der starke ruhige Chor einfällt und die aufgeregten Nerven wieder beruhigt. Das ist auch die eigentliche Musik, so ein ordentlicher Choralgesang, der soll jubiliert werden, eine Fuge, die niemandem auf eine schmerzliche Weise an die Nerven greifen wird.

Diese gefühlvollen Arien führen eine Lebensperiode in meinem Geiste wieder herauf, die für mich vorüber ist und in der ich nichts mehr zu suchen habe. Damals sah ich mich und die Welt um mich herum mit einem romantischen Blick. Ich sah im Walde nicht den Wald, sondern ich ahnte etwas anderes dahinter, ich sah im Meere nicht das Meer, sondern ein Leben, eine Welt, die da strebte, sich mir zu offenbaren. Ein Blick auf die Berge, Wiesen, Wald und Meer spiegelte sich in meiner Seele mit Farben, die den Tönen und Weisen jener Lieder glichen. Da paßten mir diese kleinen wehmütigen und aufgereizten Liederchen prächtig dazu. Jetzt ist das alles anders, jetzt fliehe ich solche Eindrücke. –

Da wurde ich vorhin abgerufen. Meine Mutter und Adelheid waren heute ganz wider mein Erwarten aufgeblieben, und wir haben gar traulich die Silvesternacht verlebt; meine liebe Mutter war so freundlich und vergnügt. O daß der liebe Gott sie uns doch lange noch erhielte auf dieser Welt und ihr in diesem neuen Jahre Kräfte gäbe, die schwere Reise auszuhalten! In diesem Augenblicke hat es zwölf geschlagen – jetzt kreist bei Euch wohl meines seligen Vaters Weinglas. Der Abend war immer so schön bei Euch. Gott segne Dich, liebste Julie! Heute nacht vereinigt sich gewiß unsere Bitte für einander vor dem Herrn.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 8. Januar 1827. Vorgestern ist das gute Fräulein v. Brevern eines qualvollen Todes gestorben. An einem Sterbebett zu stehen, ist allemal ein Blick hinüber in das uns verhüllte Land, der einen tiefen Eindruck hinterläßt. Mich umringen die Bilder des Todes, wo ich gehe und stehe, aber sie tun mir wohl und reinigen mein Herz. Es tat recht not, daß diese Bilder in meiner Seele einmal wieder aufgefrischt wurden, denn ich dachte in meinem Glück des Todes viel zu selten und nie mit vollem Ernste. Heute genossen wir, Mutter, Adelheid und ich, in der Frühe das heilige Abendmahl in der Sakristei der Heiligen Kreuzkirche, für uns allein und mit tiefbewegtem Herzen. Die beste Vorbereitung darauf war uns das lange Sterbestündlein der armen Brevern

gewesen. Wir haben ihr zu Ehren heute alle Glocken läuten lassen und werden morgen die Entschlafene nach dem Gottesacker begleiten[1].

Den 12. Januar. Ich danke Gott, daß ich Dir wieder schreiben kann und so halbwegs gesund bin. Die Beerdigung der seligen Brevern hatte meinen Leib von Erde so angegriffen, daß ich glaubte, der Hauch von Gott würde ihm entfliehen; aber siehe da, es war nur eine Mahnung, die da heißt: Halte Dich fertig und sei bereit zu jeder Stunde! Am Morgen des Begräbnisses war der Himmel schwarz bewölkt, und ein eisiger Sturm raste über das Land. Auf dem Gottesacker, der in einer herrlichen Gegend eine halbe Stunde von Dresden liegt, folgten wir und einige Bekannte dem Sarge, den acht Männer hoch auf den Schultern trugen; voraus ging ein starker Sängerchor mit herrlichem Grabgesang. Während der Sarg versenkt wurde, dauerte der Gesang weiter, dann trat Pastor Leonhardi an das Grab und sprach ein kräftiges Gebet und segnete die Leiche ein mit dem alten Segen der christlichen Kirche. Seine Stimme hallte kräftig durch das Geheul des Sturmes wie die Stimme des Todesengels. Hierauf folgte die schöne Motette „Auferstehen, ja, auferstehen", und der Sturm, von Gott gesandt, sang mit. Feierlich umgab uns der hohe Kranz der Berge von Loschwitz und Pillnitz und der fernen Gebirge im Böhmerlande.

Wir Männer hatten während der ganzen Feier mit entblößten Häuptern dagestanden, und ich spürte gleich, daß ich mich erkältet hatte. Schon am Abend fühlte ich in meinen Adern ein gehöriges Fieber und brachte die Nacht schlaflos und angstvoll zu. Ich glaubte mich angesteckt, weil die Brevern an einem nervösen Faulfieber gestorben war, und dachte fast, es solle zu Ende gehen, und fühlte recht, wie schlecht ich zum Tode vorbereitet war. Adelheid, die selbst krank war, pflegte mich und las mir zur Stärkung fein schwesterlich aus Dr. Luthers gesalzenen Schriften. Heute morgen fand mich der Doktor zu seinem Erstaunen besser, und ich fühle mich auch wieder wohler und danke nun Gott von Herzen für diese sanfte väterliche Mahnung.

Draußen ist noch immer ein Lärm, als wenn die Hölle los wäre. Zuzeiten mag ich's wohl leiden, wenn der Sturm recht tobt und die Erde ihrem gepreßten Herzen einmal Luft macht; es ist dann, als stäche der Haber die liebe Natur, und man stemmt dem unruhigen Wesen da draußen die innere Ruhe und Festigkeit des Gemütes entgegen. Jetzt aber wünschte ich doch, es würde stille da draußen und die liebe Sonne schiene einmal wieder freundlich vom Himmel herunter, da mir's ohnedies alle die Zeit unheimlich genug zu Mute gewesen ist.

*

[1] Die Gräfin zu Dohna, die in diesen Tagen in Dresden gewesen war, schreibt am 28. 1. 1827 aus Herrnhut an ihre Schwester Louise v. Schönberg: „Die Kügelgen hat große und gefahrvolle Treue bewiesen bei der tödlichen Krankheit einer Fräulein v. Brevern aus Livland, und noch war ihr Wilhelm krank durch den schauderhaften Eindruck des Fiebers."

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 31. Januar 1827. Du schreibst, daß Du vor dem Tode Dich nicht fürchtest. Ist solcher Mut die Frucht eines vertrauten inneren Lebens mit Gott, wie ich das bei Dir erwarte, so ist er fest gegründet und als hohe Kraft zu preisen; ist er aber nur die Folge von fleischlicher Sicherheit, so hat er keinen Bestand. Denn überwältigt die Krankheit einen solchen Menschen, so ist's aus mit dem Mute, er müßte denn ein ganz verstockter Bösewicht sein; solchen gibt ihr Vater, der Teufel, Kraft im Tode und höllischen Frieden zur Höllenfahrt. Sonst aber zittern auch Männer, die mit gesundem Leibe ruhig vor der Mündung einer Pistole stehen oder durch das Getümmel der Schlacht reiten, auf dem Krankenlager vor dem Tode, weil die Krankheit das Gefühl der Sicherheit aus ihrer Brust nimmt, welches die bloße Gefahr bei gesundem Leibe ihnen zu rauben nicht imstande ist. Nur wo der Glauben an Gottes Verheißung lebendig ist, nur da ist das Gemüt ruhig und der Tod schon überwunden, da wird er zum Freudengang zur ewigen Heimat.

Daß Euch Schuberts Wanderbüchel[1] wohl gefallen hat, freut mich. Im allgemeinen hat dies Büchlein nicht den verdienten Beifall gefunden. Die Menschen haben jetzt wenig Sinn für das Schlichte und Einfache, es soll alles edel und erhaben klingen, denn nach dem Klang urteilen die Leute. Wenn Schiller einen Pferdeapfel besingt mit seiner brillanten Sprache, so würde man sein Lied edel finden und erhabener als einen einfachen Lobgesang zum Ruhme Gottes etwa von Claudius. Der deutsche Stil muß wieder zurück; sonst ist mir der französische lieber, denn er ist echter. Dein Vater ist jetzt einer der wenigen Dichter, die deutsch schreiben. Claudius hat deutsch geschrieben, Bürger vorzüglich, und die Dichter aus der goldenen Zeit, Gleim, Hagedorn usw. Goethe schrieb schön, aber er übertrieb den deutschen Stil und wurde dadurch manchmal undeutsch. Schuberts Büchlein aber ist köstlich, er spricht sich darin rein menschlich aus und kann daher auch nur von Menschen verstanden werden; deswegen verstehen ihn so wenige, denn die meisten Menschen dünken sich jetzt Götter zu sein, darum sprechen sie auch eine Göttersprache, die einem geringen menschlichen Wesen wie unsereinem zu hoch dünkt.

Die Dämmerung bricht an, da muß ich meinen verhaßten Spaziergang antreten. Du mußt nämlich wissen, daß meine Mutter mich jetzt zu systematischen Spaziergängen erzieht, welche allemal in der Dämmerstunde nach der Arbeit unternommen werden müssen. Ich könnte meine Mutter wohl hintergehen, wenn ich mich eine halbe Stunde auf die Treppe setzte und dann stark pustend mit erheuchelter Erfrischung wieder zurückkehrte, aber das mag ich nicht, und es ist auch so kalt, daß ich rennen muß wie ein Spinnbock, um mich zu erwärmen. Dabei läuft man nun aber immer Gefahr, von den Schlitten in den Klump gefahren zu werden, die jetzt alle Straßen und freien Plätze zu Rennbahnen und Tummel-

[1] G. H. v. Schubert: Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei. Erlangen 1823.

plätzen umgewandelt haben. Neulich jagte der vornehme Adel hier mit dreißig Schlitten, immer zwei nebeneinander, durch alle Straßen der Stadt mit einer Hast, als wären ihnen die Türken auf den Fersen. Jeder Schlitten war mit vier Pferden bespannt und hatte zwei Vorreiter, die wie die Götter gekleidet waren, große Fackeln trugen und mit ihren Hetzpeitschen tosten. Jede Dame hatte ein großes Blumenbouquet vor sich auf der Bärendecke liegen, und zwei vierspännige große Schlitten waren mit Musikanten vollgepfropft, welche trompeteten, paukten, pfiffen und schalmeiten. — Ich gehe jetzt also gehorsam auf die Straße.

Da bin ich wieder, aber mit geängstetem Gewissen, denn ich bin Dir untreu geworden. Als ich so im größten Schneegestöber die Straßen durchschlich, fiel mein Auge durch eine Fensterscheibe hinein in ein hellerleuchtetes Stübchen. Zwar vergönnte die etwas verschobene Gardine mir nur wenig Raum zum Spekulieren, aber ich war doch geblendet durch den holden Reiz, der mich anzog und hineinlockte — ja, zürne mir nur, Du tust es mit Recht, denn Du besaßest in dem Augenblicke mein Herz nicht, sondern — eine Schüssel vortrefflicher Pfannkuchen, die ich mitten auf einem mit allerhand delikaten Dingen besetzten Tisch entdeckt hatte. Ei was, dachte ich, umsonst sollst Du den leeren Schlauch, den Magen, nicht im Leibe haben, und stürzte mich wie ein Tigertier in das Haus und in die lockende Stube, wo ich sogleich, ohne mich zu besinnen, zwei dieser kleinen Meerschweinchen verschlang, denn ich versichere Dir, gerade wie Meerschweinchen sahen sie aus. Drauf staunte ich meine Gefräßigkeit an, ich erfuhr, man müßte zwei Groschen für diese Sünde bezahlen, zahlte und schlich mich fort mit wehem Herzen, Dir meine Untreue zu bekennen. Nun aber lebe wohl, ich bin heute abend zu meinem Freund Berthold[1] eingeladen, einem herrlichen Kerl.

Soeben komme ich von meinem Freunde zurück und schäme mich, indem ich das Vorherige überlese, des albernen Zeuges, das ich Dir geschrieben. Du wirst wohl manchmal denken: der liebe Gott hat mir doch einen rechten Schöps zum Liebhaber beschert. Teils hat der liebe Gott dies nun auch wirklich getan, teils hast Du mir aber auch gemeldet, daß Du gern lange Briefe von mir haben willst, und die können doch nicht immer von eitel Weisheit überlaufen.

Den 2. Februar. Gestern mußte ich Adelheid mit ein paar Freundinnen in eine Tierschaubude begleiten, das regte mich zu mancherlei Betrachtungen an. Ich sah eine Menge Affen, die in wunderlichen Sprüngen durch einander schaukelten, wie Hirngespinste einer kranken nächtlichen Phantasie. Wunderbare Idee des großen Schöpfers, daß er auch Affen schuf! Oder sind sie nur ein mißglückter Versuch des Teufels, Menschen zu machen? Am Affen können wir sehen, wie häßlich es ist, wenn die Leidenschaft in jeder Gebärde sich kundtut. Die Größe ist ruhig, die Kraft ist still, und die Ausbrüche der Kraft spart der Adel, bis es Entscheidung

[1] Ferdinand Berthold (1800—1838), Maler und Zeichner; vgl. Jug.-Er. S. 282f. S. das Bildnis.

gilt. Die Gemeinheit ist leidenschaftlich, verschwenderisch mit der Kraft, darum schwach, die Schwäche ist unruhig und lärmend; Du wirst bemerken, daß kleine schwache Männer in der Gesellschaft das größte Getöse verursachen. Dann waren eine Masse Papageien da; sie gleichen häßlichen Weibern, die im bunten Staate sich schön dünken und die da glauben, sie können ihr Maul in das Gespräch vernünftiger Leute schmieren, weil sie bunte Lappen tragen. Da wendet sich der Blick. Hingegen zog ein schön und elegant gestreiftes Zebra meine Aufmerksamkeit auf sich. Da war keine Größe, die imponiert hätte, und doch das Bild munterer Kraft, da war nichts Hohes und doch keine Gemeinheit, ein Bild des Gewerbestandes, wie er sein soll. Ich betrachtete dieses schmucke Tier lange mit Wohlgefallen.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 31. Januar 1827. Dein lieber würziger Brief hat mir große Freude gemacht und mir Dein Bild lebendiger vor Augen geführt, als meine elende kleine Zeichnung von Dir dies zu tun vermag. — Ja, wohl hatte ich in meinem letzten Briefe Ursache traurig zu sein, jetzt aber ist der Himmel gottlob wieder heiter um uns, äußerlich und innerlich, und wir sind alle wohl, Mutterchen an der Spitze. Der lieben Bremer Mutter habe ich schon immer schreiben wollen, damit sie manches wegen der Hochzeit usw. bestimmen möchte — ich kann es aber jetzt noch nicht, die Zukunft ist mir noch zu dunkel und verworren. Was hilft's auch, daß man einen Rat macht, den Gott hernach in Unrat verkehrt! Besser ist's, zu warten, bis der liebe Gott alles zusammenzwingt. Sobald ich kann, rücke ich nach Bremen, und da können wir ja dann alles beraten und beschicken.

Du schreibst von meiner kleinen Skizze über den Triumph der Schönheit [vgl. oben S. 137]. Allerdings sollen wir Maler die Schönheit nicht verachten; denn wenn sie auch nicht die eigentliche Aufgabe der Kunst ist, so ist sie doch die Schüssel, in der wir den Braten, d. h. das Gute, auftischen müssen. Das Gute hat mit dem Schönen im Grunde ein Prinzip, vom moralisch Guten zum moralisch Schönen ist kein großer Katzensprung, und in der Vollkommenheit ist beides Eins. Auch das Angenehme und sogar das Poetische gehört zum wirklich Schönen; das Ideal des Schönen faßt das Gute, Poetische und Angenehme in sich, ebenso jedes der drei Ideale des Guten, des Poetischen, des Angenehmen die drei anderen. Man kann doch aber das Schöne auch als einzelnen Bestandteil des Vollkommenen absondern, und da kann, wenn ich so sagen darf, die Kunst eher das Schöne missen als das Poetische; doch ist's besser, es bleibt fein alles zusammen, in einer rechten Vermählung lustig anzuschauen.

Die neu-altdeutsche Schule[1] verbannt das Schöne mit Fleiß als äußeren Sinnenreiz, der heilige Gegenstände im Auge des Beschauers entheiligt.

[1] Gemeint ist offenbar die Nazarenerschule, deren mönchisch-asketische Malerei sich bewußt in Gegensatz stellte zu der Schönlinigkeit Raffaels.

Die Maria muß magere Glieder haben, denn ein voller, schöner Körperbau könnte manchem einen unreinen Kitzel erregen, man soll nur an ihre Seele denken, nicht an den Leib; die geistige Schönheit soll dargestellt werden, die leibliche vergessen. Welcher Wahnsinn! Wir können doch geistige Schönheit nur durch äußere Formen andeuten, durch das Häßliche können wir aber nie das Schöne bezeichnen. So wollen wir denn bei der schönen Form bleiben, und wer das angedeutete Schöne über der schönen Andeutung vergessen kann, nun, der würde es aus der häßlichen Andeutung noch viel weniger herausfinden. — Grüße doch ein gewisses rotbackiges Mädchen.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, Sonntag, den 11. Febr. 1827. Heute morgen erwachte ich mit einem süßen Gefühl von Gesundheit. Um fünf Uhr schlug ich Licht an, blieb aber der großen Kälte wegen liegen und nahm Bogatzkys Leben[1] zur Hand. Ich lese gern die Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes, besonders wenn sie von ihnen selbst verfaßt sind; man kann solche Schriften nicht ohne Rückblick auf das eigene Herz lesen, und ein ernster Blick aufs Herz tut gut. Noch nie aber ist mir eine Biographie zu Gesicht gekommen, in welcher so ganz und gar das Hauptaugenmerk nur auf das geistliche Wachstum gerichtet gewesen wäre. Mir wurde recht wohl beim Lesen und beim Betrachten dieses lauteren Gemüts, ob ich gleich in diesem Spiegel meine eigene Krankheit mit Schmerz erkannte.

Ich habe mir meiner Seele Seligkeit wahrlich auch angelegen sein lassen und viel in meinem Leben darum gekämpft. Wenn ich aber lese, mit welchem Ernst solche Männer wie Bogatzky dem Herrn Jesu nachgingen, so kommt eine große Scham in mein Herz. Denn wenn es mir auch oft ernst war, zu suchen, so glaubte ich doch immer bald, ich hätte es schon gefunden, und fiel dann immer wieder in das alte Leben zurück. Das ist's, was mich oft so traurig macht. Im Leben soll sich der Christ als wahrer Christ erweisen, durch seine Werke muß er seinen Glauben ausweisen — sonst ist sein Glaube ein toter Glaube. Was hilft's mir, wenn ich schreie: Herr, Herr! und predige von des Herrn Namen und brüste mich mit Christi Verdienst, und bin doch ein ungehorsamer Sohn und spreche ohne Liebe zu meinen Geschwistern oder bin ein trotziger harter Mann und richte und kränke die Leute rechts und links?!

Zu Rom hatte mich der Herr wieder einmal erweckt aus meinem Schlaf, besonders durch die Fügung mit Dir. Aber auf der drei Monate langen Reise, durch die Zerstreuung der immer wechselnden Umgebung, durch die Unvorsichtigkeit, daß ich die Heilige Schrift nicht mit mir führte und also während dieser ganzen Zeit nicht lesen konnte, erschlaffte ich wieder und kam nachlässig in Bremen an. Ich merkte es wohl, aber ich dachte:

[1] „Bogatzkys Lebenslauf, von ihm selbst erzählt" (1801 erschienen). — Karl Heinr. v. Bogatzky (1690—1774), pietistischer Erbauungsschriftsteller und Liederdichter. Am bekanntesten ist sein „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes" (1718).

Wer kann in beständigem Eifer leben? Wir können nicht immer den Herrn auf unserm Lager haben. Dies ist wahr, der Herr entzieht uns zuweilen seine fühlbare Nähe, aber nicht, damit wir ruhig warten sollen, bis er wieder kommt, sondern damit wir aufstehen und ihn suchen. Ich kam nach Dresden und verblieb in meiner Sicherheit. Meinen Glauben verlor ich nicht, habe ihn auch allezeit gepredigt, wo ich dachte, es wäre die Gelegenheit da; ich war aber ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Da beugte mich Gott tief — ich fiel wieder nach und nach ganz ruhig in alle alten Sünden und Fehler, ich ward jähzornig, böslaunig und ganz irdisch gesinnt, es kamen schwere Sorgen, es kamen Zweifel — da erkannte ich, daß ich war nackt und bloß, und schämte mich und stand auf zu suchen, nahm die Schrift her und haschte fleißig nach dem Heil.

In dieser Zeit kam eine bedrängte Seele zu mir, ein Maler, und klagte, es sei so leer in seinem Innern, er wisse nichts von Gott, er kenne nicht die Heilige Schrift. Ich sagte, so solle er sie lesen. Des anderen Tages kam er und sagte, dies und das habe er gelesen, aber er verstehe es nicht. Ich erklärte es ihm, und es wurde ihm klar. Er bat mich, ob er nicht ein paarmal in der Woche zu mir kommen dürfe, daß wir zusammen lesen und ich ihm erklärte.

Als er fort war, dachte ich: Wie? Du willst ein Blindenleiter sein und bist selbst blind! Ich bat Gott um Augensalbe, daß ich meine Blöße selbst erst recht erkennte, daß ich nicht mit dem Verstande zu jenem Manne redete, wie ein totes Buch, sondern mit vollem Herzen. Wir lasen den bestimmten Abend mit einander und mein Maler ging sehr befriedigt von dannen. Das folgende Mal brachte er einen anderen mit, einen gewissen Reichel, einen Mann von einigen fünfzig Jahren; nun wurde der Abend lebendiger und auch für mich belehrender. Reichel brachte das nächste Mal wieder einen jungen Maler mit, der mich mit leuchtenden Augen bat, auch wieder kommen zu dürfen. Jetzt hat sich noch Ludwig Richter, mein Reisegefährte in der Schweiz, gemeldet, dem ich aber nichts davon gesagt hatte, und wird das nächste Mal kommen.

Ich habe diese Gesellschaft nicht begründet und keinen Finger dazu gerührt, obgleich ich immer so was wünschte, und ich werde auch nie einen dazu einladen, dies habe ich mir zum Gesetz gemacht. Wen mir aber der Herr herführt, den nehme ich mit offenen Armen auf, er sei, wer er wolle. Ich hätte meiner Einsicht nach keinen von all denen gewählt, die jetzt daran teilnehmen, außer etwa Richter. Des Herrn Werk ist diese Gesellschaft, das merk ich wohl, denn die Abende gereichen uns allen zum Segen. Ich empfange meine Gäste so freudig, wie ich nie zuvor Gäste empfing, denn ich weiß, wer sie schickt und was sie suchen. Wenn sie alle mit ihrer Pfeife behaglich um den Tisch sitzen und der Fallschirm an der Lampe ihre Augen beschattet und nur die Heilige Schrift hell beleuchtet ist, da wird mir's gar wohl im Herzen, und ich muß Gott danken, daß ich es bin, der diese Gäste, die zu Ihm kommen wollen, die Ihn suchen, empfangen kann.

Den 15. Febr. Gestern kam ich spät von einem Ausfluge zurück, heute habe ich schon einen alten Graukopf fertig gemalt und daher soviel Zeit übrig, Dir noch bei hellem Tage zu schreiben. Ich war mit Roller und Heynitz zwei Tage in Meißen zur Taufe bei meinem alten Freund Loeben. Vorgestern zog ich schon, als der Tag graute, durch die stillen dunklen Gassen zum Tor hinaus nach dem Gasthofe, wo ich Heynitz erwarten sollte. Hier war's herrlich! Ich ließ mir Kaffee machen und blickte hinaus auf die Schneeflur und den fernen schwarzen Wald. Meine Gedanken waren bei Dir. Endlich kamen Rollolo und Heynitz ankutschiert mit klingendem Geläut. Ich setzte mich zu ihnen in den Schlitten, wir hüllten uns alle in Heynitzens Wolfsschur, und flink sprangen die munteren Schimmel über den weißen Schnee. Da wir wie die Schneider froren, so proponierte ich, schon im nächsten Gasthause Bischof zu trinken, welches mit Freuden angenommen wurde und uns sehr fröhlich stimmte. Roller war herrlich, der sonst so widerspenstige Mann war diese Tage wie Wachs. Auch Erdmann, der edle Rossebändiger, wurde von unserer Freude angesteckt und zeigte uns den Plossen (einen schönen Berg bei Meißen) und konnte nicht genug rühmen, wie er daselbst fröhlich gewesen in den Tagen seiner Jugend. Er wurde jedoch von Roller überschrien, der Rätsel aufgab: „In welchem Lande langen die Leute an den Himmel?" — „In Ingermanland oder Himmellangenland! Ha, ha, ha, ha!" Auch deklamierte er sein Lieblingslied, von ihm selbst gedichtet: „Die Welt ist rund" [vgl. Jug.-Er. S. 223]. In Meißen fanden wir die meisten Verwandten von Otto schon im Saale versammelt, und da sie alle dienen, so wimmelte die Stube von glänzenden Uniformen. In der Mitte stand das Taufbecken, und wir zehn Paten setzten uns darum. Otto hielt eine schöne Rede, seinem eigenen Kinde. Dann wurde das Kind von der Wärterin mir in die Arme gelegt, ich war sehr erstaunt und wußte nicht, was ich mit dem Kinde beginnen sollte...Da kommt eben mein Freund Berthold zu mir. Ich vermelde Dir also nur noch, daß diese zwei Tage wie glänzende Sternlein an meinem Himmel stehen, und daß ich einen gewaltigen Schnupfen von meiner Reise davongetragen habe — so rächen sich die weltlichen Freuden.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 22. Febr. 1827. Du tust mir große Ehre an, daß ich zu dem lieben „Täubchen"[1] Bildwerk machen soll. Du befiehlst und ich gehorche, indem schon ein ganzer Bogen voll „Alfreds" vor mir liegt,

[1] Friedr. Ad. Krummacher hatte zum Besten der Rettungsanstalt zu Düsseltal ein kleines, „Das Täubchen" betiteltes Schriftchen veröffentlicht, das in kindlichem Tone von einem „Alfred" genannten (gemeint ist der Begründer jener Anstalt, Graf Adelbert v. der Recke) edlen Knaben erzählt, der als Kind aus Erbarmen ein in den Schloßteich gefallenes Täubchen rettet und später die Bewahrung von Kindern zu seiner Lebensaufgabe macht. Die 2. Aufl. dieses Büchleins (1828 bei G. D. Bädeker in Essen) erschien „mit fünf Bildern von Wilh. v. Kügelgen", von denen wir zwei reproduzieren.





Illuſtrationen von W. v. K. zu F. A. Krummachers „Das Täubchen"

„Mit dem Täubchen hatte Alfred als Knabe ſein Beruf und Werk in Einfalt begonnen. Und nun, als Mann, ſah er viele Täubchen, die hülflos, vater- und mutterlos, über dem Abgrund ſchwammen in Gefahr, zu verſinken. Als Alfred ſolches ſah, jammerte ihn deſſen, und ein Gotteswort ſchlug an ſein Herz: Wer ein Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf". (Aus: „Das Täubchen", S. 47/8.)

lauter Alfreds, jung und alt, wie Kraut und Rüben untereinander, wie er Vögel im Wasser fischt und Kinder von der Jagd heimbringt[1]. Du schreibst, ich solle die Bilder so lari fari hinzeichnen oder gar ausnießen — dann würden aber gewiß Ferkel aufs Papier kommen und keine Alfreds, die den Weibern gefallen sollen, damit sie das Buch kaufen; die Sachen, die so „wie ausgenießt" aussehen, sind zumeist mit dem größten Bedacht gemacht. Übrigens, unvernünftig viel Mühe gebe ich mir eben auch nicht damit, denn Gott weiß es, wie grausam viel ich zu tun habe, und die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich nur daran denke, wie ich mit allem fertig werden soll. Ich bringe die Täubchen-Bilder selbst ins Kupfer, denn ich mag nicht in die Hände der Kupferstecher fallen. Vielleicht bekomme ich einmal mehr in der Art zu tun, das wäre mir der angenehmste Broterwerb. Da fiel all die Wirtschaft mit Pinsel und Palette weg, und ich könnte immer neue Ideen aussprechen, so wie Chodowiecki, welcher mein Mann ist.

Deine zweite Preisaufgabe, was und wozu eigentlich die Mäuse sind, zu beantworten, kommt mir fast etwas despektierlich vor. Als Künstler möchte ich sagen: Vorne ein Pfriemen, hinten ein Regenwurm, in der Mitte eine Balggeschwulst. Die gewöhnliche Erklärung wäre: Ordnung: Säugetier; Stand: Nagetier; Familie: Musculus — demnach also wären sie Lateiner oder Römer, woraus sich auch ihr räuberischer, unruhiger Sinn erklärt und das geringe Interesse, welches sie an den Schönheiten der Natur zu nehmen scheinen, indem sie sich vorzugsweise mit Politik beschäftigen, d. h. jeder zusieht, wie er sich sichert und dabei gewinnt. Daß Du aber, mein armer Atti, allnächtiglich ein Zeuge der Betriebsamkeit und lauten Freude dieser Tiere sein mußt, tut mir wahrhaftig leid, denn man kann sich nicht mitfreuen mit so fremden Naturen. Roller hatte in seiner Kammer viel Mäuse. So machte er vor alle Löcher Klappen an Bindfaden, und als die Mäuse beisammen waren, ließ er plötzlich die Klappen zufallen, sprang hinzu und erlegte sämtliche mit einer Keule. Sollte sich der Medikus Eduard vielleicht hierzu qualifizieren? Jedenfalls wünsche ich Dir ernstlich, mein guter Atti, besseren Schlaf und keine Störungen.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 22. März 1827. Nun fange ich wirklich nach und nach an, an unsere nahe Hochzeit zu glauben. Es ist aber auch Zeit, daß wir endlich zusammengegeben werden, nachdem wir nun drei Jahre lang gepiesackt, geläutert und geprüft worden sind. Es ist jetzt die Jahreszeit, wo ich Euch öfters in Bernburg besuchte, und es liegt mir so in den Gliedern, als müßte ich jetzt gleich fort und zu Euch, zu Dir. Wie wäre das köstlich! Aber, was soll ich viel daran denken! Ich kann noch nicht fort. Geduld, mein Herz!

[1] Die Originalzeichnung zu letzterem Bilde befindet sich jetzt im Kupferstichkabinett zu Dresden.

Ich erzählte Dir neulich, ich sei in Klipphausen beim Fürsten Reuß[1] gewesen, und wenn ich nicht irre, auch von seiner jungen, schönen und guten Frau, die eine Stolberg war und von der Gräfin Dohna in Hermsdorf erzogen wurde, wo ich sie oft sah [vgl. Jug.-Er. S. 214]. Diese starb plötzlich vor einigen Tagen in den Wochen, und der Fürst schickte einen Boten, ich solle doch kommen und die Tote zeichnen. Ich fuhr schnell hinaus, aber als ich mit der Leiche im Sterbezimmer allein war, kam ein solches Grausen über mich, daß ich nicht viel zeichnen konnte. Ich erklärte dem Fürsten, es ginge nicht, ich wollte aber sehen, was ich zu Hause aus der Erinnerung machen könnte, zu welchem Zweck er mich entlassen möge. Er aber umarmte mich und bat mich, ich sollte bei ihm bleiben zu seinem Trost. So blieb ich denn zwei Tage, weil er mich nicht fortließ, und wohnte auch der Beerdigung bei.

Diese zwei Tage sind mir mehr wert als alle Schätze. Es waren mehrere Stolbergs da, auch Hohenthal, und die Gräfin Dohna erschien in diesem Trauerzirkel wie ein Engel des Lichts; ich werde den Augenblick nie vergessen, als sie beim Eintreten zwei hohe Palmen ergriff, um damit die liebe Tote zu begrüßen. Da ich zu wiederholten Malen fort wollte, weil ich glaubte, als ein Fremder die Familie zu stören, sagte mir der Fürst, ich gehöre ja zu ihnen und unter Christen sei ich nirgends fremd — so blieb ich immer. Ich habe Szenen erlebt und gesehen, deren Ergreifendes keine Feder zu beschreiben imstande ist. Die sechsundzwanzigjährige Fürstin hat fünf kleine Kinder zurückgelassen und einen Mann, der sie wahrhaftig geliebt hat; da kannst Du Dir denken, daß es Auftritte gab. Als aber die Gräfin Dohna kam, war es, als sei der Friede des Himmels im Hause eingezogen — und doch hat sie selbst eine Tochter verloren, denn sie hatte die Fürstin von Kindheit an ganz allein bei sich in Hermsdorf erzogen. Christen muß man eben sehen, wenn sie gebeugt sind, dann leuchten sie schon in diesem Leibe des Todes wie die Sonne.

Der Fürst fragte nach Dir und segnete unsere Verbindung mit erstickter Stimme. Er ließ mich seinen ganzen Schmerz sehen, den er kaum zu tragen imstande war. Ich konnte und mochte nicht trösten, aber weinen konnte ich mit ihm. Graf Dohna war wie immer; er zog mich beiseite von den anderen weg und fing an zu reden vom Reich Gottes mit einer Freudigkeit, daß ihm die Augen glänzten, und ich hätte springen und jubeln mögen — o, könnt' ich einmal werden wie dieser Mann!! Es waren für mich gesegnete Tage, deren Spur sich nimmer verwischen möchten in meinem Andenken. Ich will Dir aber lieber mündlich erzählen und Dir davon mitteilen wie von einem geistigen Schatz. Wenn Du erst mein Weib bist, dann führe ich Dich auch nach Klipphausen, daß Du nur die Kinderchen siehst, wenn anders der Fürst sie um sich behalten hat[2].

*

[1] Heinrich LXIII., Fürst von Reuß-Köstritz, × 1819 mit Eleonore, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (1801–1827).

[2] Der Fürst vermählte sich im folgenden Jahre mit der jüngeren Schwester Caroline seiner verstorbenen Gemahlin.

Der Atti an seinen Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 20. März 1827. Nun werden wir bald unseres letzten Kindes beraubt sein. Doch weg mit dem Eigennutz! Aber Julchens Abzug ist eine harte Nuß. Sie geht wie ein Lamm in die ferne Welt und ist immerdar fröhlich. Freilich wird sie das Weib eines trefflichen und frommen Mannes, der einen Führer hat, welcher ihm und seinem Lämmchen über Stock und Bank helfen wird. Wilhelms Briefe sind herrlich, Schmerz und Ernst, Bilder und Buchstaben, in dem letzten Briefe eine Zeichnung des guten Hirten, der ein Lamm auf den Armen trägt – rührend schön und lieblich. Er ist mehr ein Historienmaler im edelsten Sinne, als Porträtmaler. Das sehe ich auch an Deinem Bilde, welches Du nicht ganz bist.

*

W. v. K. an seinen Schwager Julius Krummacher, stud. theol. in Halle, „wohnhaft bei Herrn Prof. Tholuck".

Dresden, den 1. April 1827. Ostern rückt heran. So ergreife denn Knüttel und Pfeife, mein lieber Junge, und eile zu uns in meine brüderlichen Arme. Große Dinge kann ich Dir zwar nicht bieten, ja kaum ein Bett, da wir hier, seitdem wir aus Rußland zurück, nicht wie vordem, sondern nur auf reisendem Fuß eingerichtet sind; aber ich weiß ja, Du kommst nicht, um hier Deinen Wanst zu pflegen, sondern daß wir uns miteinander latzen in brüderlicher Eintracht. Dann wollen wir uns von der freundlichen Frühlingssonne durchwärmen lassen und von Ihm reden, der die Sonne unseres Herzens ist, aber auch von unseren Zweifeln. Zweifel sind gar nicht so übel, denn sie rütteln solange am Glauben, bis dieser fest wird, und sind wie die Hammerschläge auf den Pfahl.

Du wirst mich freilich sehr beschäftigt finden, und ich werde den ganzen Tag malen müssen, dabei kann ich aber schwatzen. Wenn Du was Gescheites hast, bitte ich Dich, etwas von Deinen Heften mitzubringen, damit Du mir bei der Arbeit vorlesen kannst; ich kann hier von der Bibliothek des Königs nehmen, was ich will, und so können wir auch von da interessante Lektüre haben. Übrigens räume ich Dir meinen Schreibtisch ein, allwo Du studieren kannst und dabei rauchen wie ein Krater. Nach Tisch ergehen wir uns im Garten, dahin wir unseren Kaffee mitnehmen, und des Abends führe ich Dich spazieren an Orte, die von Menschenhänden noch nicht beschmiert sind, wo wir die Hirschlein im Walde herumhüpfen sehen können. Auch führe ich Dich zu Roller; da kannst Du auch bleiben eine Zeit, wenn Dir der Mann behagt, und auch predigen, wenn Du willst. Unser großer Garten eignet sich wohl zum Memorieren. Sollte das Wetter günstig sein, so könnten wir auch in die Gebirge steigen, da wollte ich Dir wohl drei Tage opfern.

Meine Mutter ladet Dich gleicherweise herzlichst ein, obgleich sie nach der Weiber Weise eigentlich ängstlich sein sollte, da sie Dich auf keine Weise so aufnehmen kann, wie ich stets bei Euch bin aufgenommen und gepflegt worden; sie ist aber zu geistreich, um sich mit solchen Äußerlich-

keiten den Kopf zu zerbrechen. Du wirst Mutter sehr aufgeweckt und unterhaltend finden und meine Schwester sehr still, obgleich auch sie ihren Senf manchmal dazu gibt, und von allen Freundinnen, die bei ihnen aus und ein gehen, wirst Du gestehen müssen, daß es Originale sind. Männer kommen fast gar nicht zu uns; die aber kommen, sind in ihrer Art höchst merkwürdig. Wir wohnen sehr eng, Du kannst Dich aber von den Weibern absondern, wann und wie es Dir beliebt. Ich kann Dir auch das Lusthaus in unserem Garten zum Studieren aufschließen lassen.

Komme bald! Mitte Mai wird meine Hochzeit sein, wie ich denke.

*

W. v. K. an seine Braut

Dresden, den 25. Mai 1827. Heute nachmittag erhielt ich Deinen lieben, lieben Brief, las und las ihn wieder und spitzte mir schon eine Feder, um Dir zu antworten, als auf einmal der langersehnte Julius mit seinem Ranzen auf dem Rücken hereintrat. Wir haben ihm in der Nachbarschaft ein kleines Kämmerlein gemietet, wo er anitzt die müden Sohlen ausruht. Ich bin seelenvergnügt, den lieben Jungen bei mir zu haben, und hoffe, ich werde ihn schon mit meiner Vergnügtheit anstecken, während er jetzt nichts im Kopfe hat als den Pantheismusteufel, der ihn tüchtig zu plagen scheint. Ich denke, der freie Umgang mit einem Künstler muß ihm auch wohltun auf seine Schulfuchserei. Ich wünschte, Vater könnte ihn jetzt einmal sehen, er würde sich freuen, wie er so gesund und gut und unschuldig aussieht, als wäre er eben aus dem Ei gekrochen. Er hat das närrische Berliner Gesicht verloren und sieht wieder mehr so aus wie in Bernburg, obgleich er sich einen ganz kleinen Gedanken von einem ganz geringen blonden Bartanflug zugelegt hat.

Den 26. Mai. Ich bin heute wenig zur Arbeit gekommen aus Freude über den jungen Luhge, mit dem ich mich köstlich amüsiert habe. Nachdem wir den ganzen Tag philosophisch-theologische Gespräche traktiert hatten, machten wir des Abends einen anmutigen Spaziergang, auf dem ich Julius von den großen Kröten in Italien erzählte, die wie Tabaksbeutel an den alten Mauern hängen, wobei wir viel lachten und stark rauchten, auch sprachen wir von den kleinen Eidechsen mit den munteren Augen und ergötzten uns über die Maßen. Julius trägt große Schuhe von mir und einen russischen Kaftan von gelbem Nanking, und so geht er mit langsamen Schritten, würdevoll, mit der langen Pfeife in der Stube auf und nieder und führt ernste Reden, bis irgendeines sonderlich greulichen Tieres oder bösartigen Insektes gedacht wird, welches ihn über die Maßen zum Lachen reizt, wie überhaupt die Krummachers sich an nichts so ergötzen, als an Betrachtung der Tiernatur, und dann kommt das Lachen so hervor wie unterdrückte Kanonenschüsse.

Bitte Vaterchen doch nochmals, daß er uns nach Rußland begleitet. Die Pollschen wären außer sich vor Freude, wenn Vaterchen mitkäme, denn sie lieben ihn sehr. An dem Geburtstag der einen gab ich den Mädchen einmal auf ihre Bitte einen Brief vom Atti, sie gingen damit in den

Wald mit einer Art von Triumph, setzten sich in die gelben und blauen Waldblumen eng zusammen, und nun lasen sie und sahen es an wie ein Fest. Es würde Vaterchen dort gefallen, der Bach mit seinem kristallhellen Wasser, die herrlichen blumenreichen Wiesen mit den schönsten Birkengruppen, unter denen an schönen Sommerabenden auf bunten Teppichen das Mahl genossen wird. Der Garten ist groß und frei, und der Kegelschub unter freiem Himmel belustigt nach Tische auf ein Stündchen die Herren, während ihre Frauen unter einem großen Zelte mit ihren kleinen Arbeiten sitzen, zusehen und den Kaffee bereiten. Auch die zahlreichsten Gesellschaften sind immer doch ganz ungenierte Familienkreise, von Menschen gebildet, die alle meine Großmutter Mutter nennen, und der Atti wäre unter lauter Vettern und Basen. Der alte Onno würde seinen Leib aufs beste pflegen; er ist ein stattlicher, äußerst gutmütiger, lebensfroher Mann, der sich bei seiner Pfeife und an seinem Tisch jedesmal so freut, als hätte er seit zehn Jahren nicht geraucht und nicht gegessen. Ich war sein großer Liebling, und er teilte jeden delikaten Bissen mit mir; selbst wenn ihm die Töchter was Besonderes bereitet hatten, konnte er es nicht genießen, wenn sein Willi nicht mitspeiste. Abends kam er noch manchmal im Schlafrock aus dem Bette mit seiner Pfeife zu mir herauf, setzte sich auf mein Bett und erzählte mit glänzenden Augen von seiner Jugend. Viel bedeutender ist seine Frau, sie hat einen adligen Geist und ist die Leutseligkeit, die Liebe selbst; wenn sie spricht, wird's jedem wohl ums Herz. Sie hat ein sehr interessantes, angenehmes Gesicht, während der Onno breite Nasenlöcher hat und nicht gerade schön ist, obgleich man sein freundliches Gesicht auch gern ansieht. Er hat sieben Kutschpferde, daher kannst Du Dir denken, was für köstliche Spazierfahrten wir mit Atti machen könnten. Man besucht dann niemand, sondern fährt in die wilde Natur hinein, an irgendeinen romantischen Platz und führt alle Viktualien mit sich, um sich zu restaurieren. Dann wird ein großes Feuer angemacht, und es freut sich daran Alt und Jung mit unbeschreiblicher Lust. Ich nahm manchmal eine Axt mit, und Onno erlaubte mir, Durchhaue zu machen und Bäume zu fällen, wie und wo ich wollte, ja ich brauchte ihn gar nicht erst zu fragen – das war ein Hauptvergnügen. Im Juni wird es dort gar nicht Nacht, und man spaziert bis zwölf Uhr im Garten umher, wo die Faulbäume und Syringen köstlich blühen und duften. Wenn man auf einem solchen Gute auch fünf Wochen untätig bleibt, so ist's doch nicht möglich, Langeweile zu empfinden. Übrigens ist auch keiner an den andern gebunden, und Atti könnte studieren und schreiben, so viel er wollte, denn auch an einer netten Bibliothek fehlt es nicht. Onkel Kügelgen würde gewiß gleich von Kurkül herüberkommen und bei ihm bleiben, da er seine Steinzeichnungen bequem mit sich führen kann; der würde dem Atti gewiß gefallen, und sie würden sich sehr mit einander ergötzen.

Nun quäle den Papa recht und mache ihm Lust! Ich muß mich jetzt, um Besuche zu machen, in meine Staatskleider werfen, sodaß ich mich

prächtig ausnehme, schwarz und weiß wie eine Scholaster oder Elster. Leb wohl, mein liebes Herz, und wein' Dir nicht die Äuglein rot, als wenn nicht Trost und Hoffnung wär', ich bleibe Dein bis in den Tod

Dein treuer Wilhelm.

*

Der Atti an seinen Sohn Fritz Krummacher

Bremen, den 6. Juni 1827. Wilhelm Kügelgen ist jetzt seit einigen Tagen hier — die Trauung wird den 18. oder 19. Juni sein, und an demselben Tage denken wir nach Bielefeld abzureisen und von da, wo Mütterchen ihrer Gesundheit wegen zurückbleiben wird, nach Münster, Elberfeld usw. Da Eurer, der zu Besuchenden, mehrere sind und Kügelgens Anfang August nach Livland abreisen wollen, so kann unser Aufenthalt bei Euch auch kein langer sein.

*

Traurede

des Atti in der Ansgarikirche zu Bemen am 18. Juni 1827

„Fürchte dich nicht — so spricht der Herr, unser Gott und Heiland — fürchte dich nicht, ich bleibe bei dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch; ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." [Jes. 41, 10.]

O freundliches, trostreiches Gotteswort, uns und Euch gegeben, daß es Euch und uns sei eine Leuchte unseren Füßen und ein Licht auf unseren Wegen! Er, der es geredet hat, ist das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte, und was Er zusaget, das hält Er gewiß. — O, wohl Euch und uns, daß wir sagen können: Er ist auch das A und das O des Bundes, welchen zu besiegeln in seinem Namen wir jetzt vor seinem Angesichte stehen. Euer eheliches Bündnis, geliebte Kinder, ist im Himmel beschlossen, und ich darf es nennen ein Bund in dem Herrn. Zwei Jahre lang versuchte ich es wie Gideon mit dem Tau des Himmels, und der Herr, die rechte Hand seiner Gerechtigkeit hat entschieden. Das ist unser Trost und unsere Freude, das sei auch Eure Freude und Stärke. Fürchtet nicht, glaubet nur! Der Herr bleibet bei Euch, weichet nicht, Er ist Euer Gott.

Du, mein geliebter Wilhelm, den ich schon lange, ehe ich dachte, daß Du es auch durch Bande des Blutes werden solltest, meinen Sohn nannte — Dir und denen, die Dir am nächsten stehen, hat sich der Herr in tiefem, unerforschlichem Dunkel offenbaret und über Dein Jugendleben eine finstere Wolke ausgebreitet, — wie sollte ich heute nicht auch Deines verklärten Vaters gedenken! — aber diese Wolke hat Dir Segen gebracht und das Suchen nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann, in Dir befestigt. Du wirst des treuen, liebevollen Vaters nimmer vergessen, aber nur in seiner Verklärung sollst und wirst Du des Vollendeten gedenken. Dein Lebensweg wird ein stiller, vom Himmel beschatteter sein.

Dazu gibt Dir der Herr die still-heitere Gefährtin. Gold und Silber hat sie nicht, weder das Metall noch auch dessen Glanz und Schimmer. Des begehrst Du auch keines. Aber wie ein Lamm will sie um Deine Wünsche spielen und Dir die Seele erheitern. Nimm sie hin; ich gebe sie niemand lieber als Dir — nimm sie und trage sie auf Deinen Armen.

Es gehet in die weite Welt; aber fürchtet Euch nicht! Die Erde ist überall des Herrn und überall leuchtet Sein Angesicht über die, so Ihn fürchten. Er bleibet bei Euch. Das Paradies ist nirgend zu finden, wir sind Pilger und Fremdlinge, wie die frommen Väter der Urwelt, wie Sara, Rebekka und Rahel, Naemi und Ruth es waren — aber, was kümmert uns das, wenn wir im Glauben Hausgenossen Gottes sind und das Abba im Herzen tragen! Dann wird das häusliche Leben die Stätte, wo wir im Leuchten seines Angesichts uns ein kleines Eden bauen und wo der Herr das Wasser der Sorge und Trübsal in Freudenwein verwandelt und seine Herrlichkeit offenbaret.

Darum fürchte Dich nicht, mein geliebtes Kind, wenn der Herr jetzt zu Dir spricht: Du sollst Vater und Mutter lassen und Deinem Manne anhangen und in ein Land ziehen, das Du nicht kennest. Er spricht zu Dir: Ich bin Dein Gott, ich bleibe bei Dir! Ich stärke Dich, ich helfe Dir, ich erhalte Dich! Ein anderes, vielgeprüftes, gläubiges, zärtlich liebendes Mutterherz hat er Dir schon bereitet — sie betet für Dich — und viele liebevolle geschwisterlich, väterlich und mütterlich gesinnte Seelen harren Deiner. Sei getrost, mein Kind, und bleibe in frommer Herzenseinfalt, was Du bist. Behalte den treuen Hirten vor Augen und im Herzen, so wird Sein Licht Dein Auge erleuchten und Dir die Herzen gewinnen. „Der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem, stillem Geist, ist des Weibes Schmuck, köstlich vor Gott und vor Kindern Gottes."

Wohlan, mein Sohn, sei getrost und sei ein Mann! Bete und arbeite und baue Dein Haus als ein Haus dem Herrn mit freudiger Zuversicht zu Ihm, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden! In vollem Vertrauen zu Dir und Deinem Herzen lege ich die Hand meines Kindes und hiermit zugleich, sofern es von Dir abhängt, das Los ihres zukünftigen Lebens in die Deinige.

*

W. v. K.s Mutter an den Atti

Loschwitz, den 20. Juli 1827. Nun ist das schwere Stündlein, das Sie vor sich sahen, bereits vorüber und hat Sie getrennt von dem lieben Kinde, das der Herr aus Ihrer Hand in unsere Hände gibt. Als ein Kleinod, uns von Gott und Ihnen geschenkt, werde ich die Tochter empfangen, an deren Hand mein Wilhelm seinen vielleicht mühseligen Weg durchs Leben gehen wird — doch mag er mühevoll sein, ist er nur dabei selig, so ist es gewiß der rechte Weg, den der Herr ihm selbst vorgezeichnet hat und den er an seiner Hand sicher und ohne Wanken gehen darf, begleitet von seinem Lebensengel. Möchte nur aller Trost, alle Freude von oben herab Sie erquicken, Sie lieben Eltern! Der Gedanke

schlägt mich nieder, daß Sie weinen, indes mein Herz vor freudiger Erwartung bebt, und ich gedenke Ihrer als der Trauernden öfter als selbst der Reisenden, die ich so sehnlich erwarte.

Es sind auf der Post schon längst ein Kästchen und eine Schachtel unter Wilhelms Adresse angekommen, die man auf der Post in meiner Gegenwart öffnete. Ich mußte lächeln über die Schönheit und Pracht dieser Sachen, die wahrscheinlich Hochzeitsgeschenke von Freundinnen sind, bei Wilhelms ärmlichem Anfang. Und doch freute mich's, denn nur die Liebe der Freunde leuchtete mir daraus hervor, nicht die Prachtliebe, die auch übel angewendet wäre bei unsern Kindern, die als wandernde Pilgrime durch die Welt ziehen müssen, leicht geschürzt und ohne Gepäck.

Wissen Sie auch, lieber Atti, daß ich immer lachen muß, wenn Sie in Sorgen sind wegen der großen Welt, in der Julie nun auftreten soll! Bei meiner Mutter, Brüdern und Schwestern findet sie nichts als ländliche Einfachheit in Sitten sowohl als in der Kleidung, in Worten und Werken, und in St. Petersburg wird sie als eine arme Malersfrau vors erste still leben und mit der großen Welt gar nichts zu tun haben, wenn sie selbst sie nicht sucht. Wilhelms Pate, der ihm den Namen Georg gab, ist der Graf Sievers, unser alter Hausfreund, einer der trefflichsten Männer und vom Kaiser über alle Militärschulen gesetzt; dieser hat eine Anverwandte von mir geheiratet, und ich wünschte wohl, daß unsere Kinder bei ihm wie zu Hause wären[1].

*

Tagebuch von der Hochzeitsreise

aufgezeichnet für Julchen von W. v. K.

Montag, den 16. Juli 1827. Mit leisen, dem Weinen ähnlichen Klagetönen begrüßte Julchen, als ich sie heute früh halb sechs weckte, den Tag, der sie von ihrem geliebten Vater und all den Ihrigen trennen sollte. Vater war bei weitem gefaßter als gestern abend, und auch meine Julie hielt die Tränen zurück bis zur letzten stummen Umarmung, die das Zusammenleben meiner Frau mit ihren Eltern beendete. Dann aber, als der Wagen fortrollte über das Pflaster und durch die engen Straßen von Elberfeld, sank sie mir laut schluchzend in die Arme und weinte sich satt an meiner Brust. Endlich, als wir die Stadt im Rücken hatten, richtete sie sich auf und sagte: „Ich freue mich, daß ich Dich so lieb haben kann." Mir war es, als wenn sie in diesem Augenblick erst ganz mein geworden wäre. Ich war glücklich, mich mit meinem geliebten Weibe nun ganz allein und ungestört zu sehen, und hielt sie fest in meinen Armen als mein bestes Teil auf Erden.

Mittag speisten wir in Limburg an der Lenne [Hohenlimburg] an der table d'hôte, und nach Tisch unternahmen wir einen Spaziergang, das wunderschöne Tal zu sehen. Es war einer der lieblichsten Gänge, die ich

[1] Graf Sievers lebte nicht mehr in Petersburg, als W. v. K. 1828 nach dort kam.

in meinem Leben gemacht habe, sowohl in Rücksicht auf die herrliche Landschaft wie auf die Worte, die wir mit einander wechselten. Wir setzten uns nieder auf den grünen, blumigen Boden eines waldigen Hügels, den wir erstiegen hatten, und meine liebe Frau erzählte mir aus ihrer Brautgeschichte vieles, was mich äußerst ergötzte. Am Ende mußte ich denken: wenn diese Ehe nicht im Himmel geschlossen ist, dann ist es keine. Herr, Du wollest es geben, daß ich am Ende meines Lebens ebenso denken und sagen möge! Ja und Amen.

Auf der Weiterfahrt erholten wir uns durch ein Schläfchen im Wagen von den Strapazen der Mahlzeit und des darauffolgenden Spazierganges und erwachten dann zu Gesprächen, die es uns zum Bedürfnis machten, die Heilige Schrift aufzuschlagen und uns gemeinschaftlich zu erbauen. Wir lasen einige Kapitel aus der Epistel Jacobi, die dann unserer ferneren Stimmung und den daraus entspringenden Gesprächen für den ganzen übrigen Nachmittag und Abend die Richtung gaben. Mir war es so wohl an der Seite meines liebenden Weibes und im Anschauen der herrlichen Landschaft um mich her, daß mein Herz laut zu Gott jubelte und auch der Mund, der ein Abendlied begleitete, das meine Frau mit ihrer schönen reinen Stimme in die freie Welt hinaus sang. Wir nächtigten in der Poststation Schlieden.

Dienstag, den 17. Juli, hatten wir alle Ursache, zufrieden mit unserem Tage zu sein, wir sangen und schwatzten, fuhren und gingen zu Fuß, bis wir zu Mittag, durch das Rütteln des Wagens beide etwas übel, zu Meschede im Wirtshause anlangten, wo wir uns kümmerlich nährten von etwas Salat und kaltem Braten und dann kräftig schliefen, sodaß uns der Kutscher durch starke Faustschläge an die Tür endlich wecken mußte. Da wir spät ausfuhren, kamen wir bei der starken Tour, die wir noch vorhatten, bald in die Nacht und fuhren nun durch öde gebirgige Wüsten, sodaß ich aus Vorsorge meinem guten Hirschfänger die Kappe abzog und ihn neben mich stellte.

Wir waren mehrere Stunden gefahren, ohne eine Spur von menschlichem Anbau wahrnehmen zu können, als wir endlich beim düsteren Schimmer der Nacht ein großes, halb verfallenes Gebäude vor uns erblickten, vor welchem zu unserem Erstaunen der Kutscher anhielt und uns erklärte, das sei unsere Herberge für die Nacht. Die hohen Mauern mit ihren scheibenlosen Fenstern hoben sich schauervoll in die Nacht, beschirmt durch hohe waldige Berge, die das Gebäude eng einschlossen. Die Stille ward nur unterbrochen durch das Brausen eines Wassers, das sich dem Schall nach unter den Fundamenten des vor uns liegenden Gebäudes durchzuarbeiten schien. Die Mitternacht mochte vorbei sein, als man uns die Treppe hinauf in ein hohes, großes Gemach mit sechs Fuß dicken Mauern und kirchenartigen Fenstern führte. Das Meublement bestand aus ein paar Stühlen, einem eichenen Tisch und einer dunkel flammenden Öllampe. Die Wirtin sah einer Hexe so ähnlich wie ein Ei dem anderen, sodaß ich in Versuchung gekommen wäre, sie um einen Kopf kürzer zu

machen, wenn ich mich nicht vor ihrem Leichnam gefürchtet hätte. Die Speisen, die sie uns vorsetzte, beschädigten wir wenig und verfügten uns bald eine Treppe höher in unser Schlafgemach, zu welchem wir durch den Kreuzgang des alten Klosters gelangten, und das selbst ehemals die Zelle eines Klosterbruders gewesen sein mochte. Da die Versuche, unsere Tür zu verschließen, vergebens waren, rückten wir einen Stuhl dagegen, um beim Einbruch der Räuber oder Gespenster durch dessen Umfallen wenigstens geweckt zu werden, dann legte ich mit wahrer Wollust mein gutes Jagdmesser an die Seite des Bettes und kroch mit Schaudern hinein.

Mittwoch, den 18. Juli, würden uns wahrscheinlich die hellen Strahlen der freundlichen Morgensonne geweckt haben, wenn ihnen nicht Trutschen, die stämmige Nymphe des Kuhstalls, die uns den Kaffee brachte, zuvorgekommen wäre. Wir machten uns dann gleich daran, das große alte Gebäude, in dem wir übernachtet hatten, näher zu untersuchen. Es hatte bei Tag bei weitem nicht das grausige Ansehen, indem es von einer großen Menge Arbeiter belebt wurde, die beschäftigt waren, das Ganze in ein großes Eisenwerk umzuwandeln und den ehemaligen Schmelzofen der Herzen in einen solchen für Eisensteine umzugestalten. Wir hatten hier weiter keinen Unfall gehabt, als daß uns der Kutscher unsern schönen Malaga, den wir im Wagen gelassen, bei Nacht und Nebel halb ausgetrunken hatte. Bis Cassel fuhren wir durch eine schöne Gegend, in der uns alles reizend erschien bis auf die Wirtshäuser, die auf uns wirkten wie der Südpol des Magnets auf Eisenspäne.

Wir kamen ziemlich spät in Cassel im „Kronprinzen" an, wo wir in die Arme der hocherfreuten Marqueurs sanken, die uns aus dem Wagen hoben und auf unser Zimmer führten mit einer Ehrfurcht, als wären wir ihre angestammten Fürsten, und mit einer Freude, als wenn wir Herzensfreunde wären; auch wurde ich noch denselben Abend baronisiert von diesem Geschmeiß, das mir ergötzlich, Dir aber, meine liebe Leserin, sehr zuwider war. Von der Traulichkeit, mit der wir neben einander saßen, Tee tranken, schwatzten und mit einem Kapitel aus der Schrift unseren Tag beendeten, sag ich Dir, mein Herz, nun weiter nichts.

Den heutigen Donnerstag, den 19ten, verbrachten wir in Saus und Braus mit Essen und Trinken, Spazierenfahren usw. Ich nahm einen Lohnbedienten an, der uns zuerst ins Museum führte. Hier gefielen mir besonders die kleinen Korkmodelle der römischen Ruinen, sodann die antike Statue eines römischen Senatoren, sowohl wegen der edlen freien Stellung als auch wegen des reichen ausgezeichneten Faltenwurfs, und eine große Silbermünze von Constantinus Magnus mit ausgezeichnet schönem Gepräge, auf die der Professor einen ganz besonderen Wert legte. Das Marmorbad mißfiel uns beiden. Die Statue des Pan hat 30000 und die des Narcissus 25000 Thaler gekostet; wenn man bei jeder eine Null gestrichen hätte, so meine ich, wären sie immer schon bezahlt gewesen.

Nach Tisch nahmen wir die schöne Equipage unseres Wirtes, des Herrn Müller, in Beschlag und fuhren nach der Wilhelmshöhe, in

Begleitung unseres trefflichen Lohnbedienten, der auf dem Bock saß und sich den Hals fast ausdrehte, um uns auf die vorüberfliegenden Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen — wir hatten indessen für nichts anderes Sinn, als uns über unseren schönen Wagen und statiösen Kutscher mit Schnurrbart und Tressehut zu freuen. Beim Gasthause stiegen wir aus und wandelten zu Fuß den Berg hinan bis an das achteckige Gebäude, auf welchem der Herkules steht. Drei Fremde hatten auf diesen Nachmittag das Springen der Wasser bestellt, und wir hatten also auch die Freude, es mit ansehen zu können. Am Steinhöferschen Fall fanden wir den alten Steinhöfer selber; dieser Wasserfall gefiel mir jedoch unter allen am wenigsten, weil die Masse des Wassers durch die vielen kleinen Fälle zu sehr vereinzelt wird. Sehr schön fand ich den Fall vom Aquädukt und ganz besonders prächtig die große untere Fontäne, die Steinhöfer selbst aufzog. In der außerordentlich geschmackvoll angelegten Löwenburg interessierten mich besonders das Bildnis der weißen Frau, welches einen unbeschreiblich gespenstigen Eindruck auf mich machte, und eine alte Rüstung, in welcher, wenn der Landesfürst stirbt, allemal ein Edelmann des Landes dessen Leiche vorreiten muß; fünfmal ist die Rüstung zu diesem Zwecke schon gebraucht worden, und man sagt, daß jedesmal der Cavalier, der sie trug, kurz darauf gestorben sei. Wir kehrten sehr befriedigt von unserer Spazierfahrt nach Cassel zurück, verzehrten unser Abendbrot, und ich begab mich ans Schreiben.

[Oschatz, den 27. Juli.] Soeben bei Sturm und Regenwetter glücklich hier angelangt, beginne ich sogleich, die Geschichte einer Reihe von Tagen nachzuholen, wo ich leider verhindert war, zu schreiben. Von Cassel aus nahmen wir eine ausgezeichnet hübsche Equipage, die uns so wohl gefiel, daß wir sie hernach bis Leipzig behielten. Wir kamen den ersten Tag bis Kreuzburg vor Eisenach, wo wir im „Stern" ein leidliches Unterkommen fanden, den zweiten Tag bis Erfurt, den dritten machten wir uns nach Hummelshayn auf. Als wir von Jena, wo wir Mittag gemacht hatten, ungefähr ein Viertelstündchen entfernt waren, ereignete es sich, daß meine Frau sich auf dem Laster der Vergeßlichkeit ertappte, indem sie entdeckte, daß sie etwas in Jena im Gasthaus zur Sonne zurückgelassen hatte. Was es aber war, wollen wir nicht auf die Nachwelt kommen lassen, denn wenn diese erführe, daß jene Julie in den ersten Tagen ihrer Ehe schon ihren Verlobungsring in einem fremden Schrank hätte liegen lassen — — soeben, da ich dieses schreibe, wirft meine gute Julie das Tintenfaß über den Tisch, sodaß ich nur mit genauer Not mein Buch der bösen schwarzen Tünche noch entziehen konnte, doch dies beiläufig. Es war also am 22sten dieses, als der arme Wilhelm in der größten Hitze nach Jena wieder zurücklaufen mußte und nach Vergießung von bedeutenden Schweißströmen der kleinen Frau die beiden Ringe — denn es waren zwei, worunter ein sehr dicker — wiederbrachte.

Als wir durch den Hummelshayner Wald fuhren und ich neben dem Wagen herging, sah ich durch die Bäume langsam einen hohen Reiter

herkommen, der auf einmal seinen Arm weit ausstreckte und mich beim Namen rief – es war Otto [v. Ziegesar; vgl. Jug.-Er. S. 141], und wir hatten uns umarmt, noch ehe er vom Pferde steigen konnte. Leider mußte er nach Jena zurück. In Hummelshayn kam uns die ganze Familie Ziegesar im Hofe entgegen. Ich freute mich herzlich, den alten Hermann einmal wieder zu umarmen, der einst mein so treuer Spielgenosse war. Da der Onkel des anderen Tages nach Karlsbad verreiste und Natalie [v. Berg] mein Frauchen ganz in Beschlag nahm, so hielt ich mich vorzüglich an Hermann und besuchte an seiner Seite all die lieben alten Plätze, den Hetzgarten, das alte Schloß mit seinen vielen Gemächern, alle Winkel des Hofes, wo ich als Kind so ungemein glücklich gewesen war [s. Jug.-Er. S. 143ff.] und deren Anblick mir das Bild jener goldenen Zeit wieder ganz lebendig vor die Augen führte. Überall vermißte ich meine unvergeßliche Tante Marie[1] mit Schmerzen, freute mich aber zu sehen, daß sich Norchen Mühe gab, bestmöglichst ihre Stelle zu ersetzen und das Hauswesen in dem alten, einfach schönem Geiste fortzuführen.

Den 24sten schlugen wir im Hummelshayner Tal Frösche tot und schmausten sie zum Nachtmahl. Es waren meine ersten Frösche, und so sei ihrer denn hier auch rühmlichst gedacht. Den 25sten morgens verließen wir wieder das alte gute Hummelshayn in unserem Casseler Wagen, in Hermanns Gesellschaft, der uns bis Naumburg begleitete.

Den 26sten kamen wir des Abends um fünf Uhr nach einer heißen Fahrt im „Birnbaum" zu Leipzig an. Als wir uns etwas zurechtgemacht hatten, um zu Volkmann zu gehen, sah ich Julius[2] bei unserm Fenster vorbeispazieren. Er kam auf meinen Ruf sogleich heraufgestiegen, und wir hatten große Freude, uns wiederzusehen. Da Volkmanns in Stötteritz wohnten, so holte Julius gleich einen Wagen, der uns schnell hinausbrachte. Vater Volkmann kam uns mit Clärchen in der Gartentür entgegen und empfing uns gar väterlich. Wir aßen im Garten zu Abend, und nachher begleitete er uns noch nach unserem Wagen, den wir in der Papiermühle gelassen hatten, und führte dabei mein Frauchen sorgsam über das Stoppelfeld. Der Abschied von Volkmann wurde mir schwer, seine Herzlichkeit bewegte mich ein paarmal tief; Julius kam noch mit uns in den „Birnbaum", und wir verschwatzten bei einer guten Flasche Franzwein ein Stündchen noch gar angenehm.

Sonnabend, den 28. Juli. Heute morgen fuhren wir bei guter Zeit von Oschatz aus, sodaß wir schon vor zehn Uhr in Meißen in der „Sonne" anlangten. Da wir Loeben und Kersting [vgl. Jug.-Er. S. 94] nicht zu Hause fanden, besahen wir die Porzellanfabrik, welche an fünfhundert

[1] Die Tante Marie v. Ziegesar, geb. v. Berg, starb 1821, zuletzt noch gepflegt von W. v. K.s Großmutter, während einer Besuchsreise bei ihrem Vater, dem Gouverneur von Reval. Der Onkel v. Z. vermählte sich dann 1824 mit Eleonore v. Berg, einer Stiefschwester seiner ersten Frau; vgl. S. 23 Anm. 1.

[2] Julius Volkmann, der Kindheitsgespiele (1804–1873), seit 1830 Advokat in Chemnitz.

Menschen beschäftigt, worunter allein hundert Maler; es werden jetzt eine Menge Vasen und Gefäße im Geschmack und nach den alten Formen der Perückenzeit für England verfertigt. Den Dom besuchten und bestiegen wir auch bis zum durchbrochenen Turme — das Altarbild im Chore soll von Albrecht Dürer sein, ich glaube es aber nicht. Als wir mittags in der „Sonne" eben abgegessen hatten und weiterfahren wollten, kam Loeben noch angerannt; wir begleiteten den lieben Jungen noch einmal auf den Dom zurück, um seine Frau und mein Patchen zu sehen, was mir sehr rührend war. Wir wären gern länger geblieben, hatten nun aber Eile, mit unserem Wagen weiterzukommen.

Als wir uns nun Dresden nahten, wurde ich vergnügt, meiner lieben Frau aber wurde es etwas beklommen um das Herz bei dem Gedanken, daß sie nun in einigen Stunden eine Mutter und Schwester umarmen sollte, die sie noch gar nicht kannte. Wir fuhren gar nicht in die Stadt, sondern stiegen im „Löwen" ab, wo wir sogleich unsere Sachen auf Hempels Wagen umpackten und nun im scharfen Trabe nach Loschwitz hinausfuhren. Unten bei der Pforte stiegen wir ab und gingen zu Fuß den Weinberg hinan. Meine Kniee versagten mir fast den Dienst, als ich Mutter auf der Terrasse sitzen sah; Marie [Kriegel] spazierte mit ihrem Strickstrumpf auf und nieder. Beide bemerkten uns nicht, bis wir schon ganz nahe waren. Da sahen wir, daß Mutter plötzlich aufstand, auf Marien zueilte und sie in die Arme schloß, und darauf lief sie uns entgegen den Berg herunter, so eilig und schnell wie ein junges Mädchen. Die gute Mutter umarmte uns mit einer einzigen Umarmung beide zusammen und segnete so unsern Bund mit ihrem mütterlichen Segen, dann nahm sie Julien, Dich, meine geliebte Freundin, Frau, Dich kleinen Inbegriff meiner Glückseligkeit, unter den Arm und führte Dich nach dem Hause in Adelheids Zimmer, die nichts ahnend gerade auf der Harfe übte, ich hinkte hinten nach mit pochendem, sehr bewegtem Herzen. Adelheid erkannte Dich sogleich und flog Dir um den Hals mit lautem Jubel, und dann auch mir — die liebe treue Schwester! Dann kamen auch Courtanchen [Henriette Courtan; vgl. Jug.-Er. S. 34] und Marie, die alten lieben Hausfreundinnen, und begrüßten uns und feierten mit uns das Fest unserer Ankunft. — Es mochte ein schwerer Abend für meine Julie sein, weil der Eintritt in den neuen Familienkreis sie natürlich sehr lebendig an die Trennung von ihren Eltern erinnern mußte, und so hörte ich sie denn noch lange still und klaglos in ihrem Bettchen weinen.

Den Sonntag, den 29. Juli, verlebten wir glückselig auf der Terrasse unter allerlei Gesprächen und Erzählungen, wie sie unter Leuten vorfallen, die sich lange nicht gesehen haben. Gegen Abend besuchten wir das alte Fräulein Poncet [vgl. Jug.-Er. S. 177], die heiter und aufgeräumt war wie immer, und machten dann noch einen Spaziergang auf die Kuhkanzel, wo Du, meine geliebte Frau, in eine stumme Freude über das herrliche Land, das Du unter Dir ausgebreitet sahst, ausbrachst. Wir sahen den Sonnenuntergang, und ihre goldenen Strahlen verklärten

Dein liebes Gesicht, sodaß ich über Deinen Augen die schöne Gegend vergaß und ihr den Rücken wandte, denn Dein Blick war mir eingefallen ins Herz wie ein Goldtropfen.

Montag, den 30. Juli 1827. Gegen Mittag hörten wir ein starkes Pochen an der Pforte. Auf Mutters Frage „Wer da?" antwortete eine wohlbekannte Stimme „Gut Freund". Wie ein Blitz war ich über die Mauer und lag meinem alten Roller in den Armen. Über seinem ganzen Benehmen lag heute Zärtlichkeit und Trauer, und aus einigen Worten, die er über den uns bevorstehenden Abschied sagte, sprach sein treu liebendes Herz. Nach Tische beim Kaffee breitete uns Mutter ein großes Tuch auf der Terrasse aus, worauf wir, Roller, Benno [v. Zezschwitz] und ich, uns bequem ausstreckten und unsere Pfeifen rauchten. Adelheid ließ sich bewegen, uns etwas auf der Harfe vorzuspielen, und auch meine gute Julie sang, als sie aufgefordert wurde, obgleich sie betrübten Herzens war und das Heimweh ihr fast die Stimme erstickte – dies merkte Roller und fing an, sie liebzuhaben. Nach sechs begleitete ich ihn bis ins Dorf und fand, als ich zurückkam, den guten Teucher[1] mit seiner Frau vor, die uns auf übermorgen zu Tisch und zur Nacht nach Pillnitz einluden, um uns den folgenden Tag nach der Bastei zu führen.

*

Der Schwager Fritz Krummacher an seine Frau Lotte

Dresden, den 18. Aug. 1827. Am Freitag [10. Aug.] Morgen bestiegen wir den Wagen, um in die Sächsische Schweiz zu fahren. Eine Stunde von Dresden liegt am Elbufer zwischen Weinbergen das Dörflein Loschwitz. Wir stiegen aus und fragten nach Kügelgens Weinberg. Um sechs Uhr standen wir vor der verschlossenen Türe des Landhauses, noch immer zweifelnd, ob wir unsere Lieben noch treffen würden. Aber wie groß war unsere Freude, als wir beim Aufgehen der Türe Julchens Stimme hörten, die denn auch bald mit Freudentränen uns an den Hals flog. Dieses Wiedersehen gehört mit zu den lieblichsten Freuden-Ingredienzien dieser Reise. Die liebe Frau v. Kügelgen, Wilhelm, Adelheid, alles war im Jubel, uns in ihrer Mitte zu haben, und es war eine schöne Morgenstunde, die wir in diesem reichbegnadigten Kreise zubrachten. Nach einer Stunde herzlichen und liebenden Gespräches begleiteten uns Wilhelm, Adelheid und Julchen den Weinberg hinunter zum Wagen, den wir auf der Chaussee hatten stehen lassen. Wir nahmen auf zwei Tage von den Teuren Abschied. –

Montag morgen zog ich mit Julius [Krummacher] wieder hinaus nach Loschwitz. Wir brachten diesen Tag bis gegen Abend im Weinberge zu – ein schöner, genußreicher Tag. Mit der lieben Frau v. Kügelgen habe ich mich sehr innig zusammengefunden. Sie ist eine herrliche Frau, ganz im Herrn lebend und in seinem Lichte wandelnd, voller Geist und Gaben;

---

[1] Appellationsgerichtsrat Wilh. Siegmund Teucher († 1851), × Concordia Anton († 1865), einer Pastorentochter, die mit W. v. K.s Mutter befreundet war.



Frau Julie im Begerhäuschen 1827

Ölgemälde von W. v. K.

„Die goldenen Strahlen des Sonnenuntergangs verklärten Dein liebes Gesicht, sodaß ich über Deinen Augen die schöne Gegend vergaß, denn Dein Blick war mir eingefallen ins Herz wie ein Goldtropfen." W. v. K. in Loschwitz am 29. Juli 1827





Der Bruder Gerhard und Frau Elmine

Aquarellierte Zeichnungen von W. v. K.

„Gerhard hat sich in Livland mit einem der liebenswürdigsten und herrlichsten Mädchen, die ich kenne, verlobt. Sie paßt ganz für Gerhard, und er hätte unter Gottes Sonne keine klügere Wahl treffen können." W. v. K. an den Atti am 4. Okt. 1825

Ströme lebendigen Wassers fließen von ihr aus auf ihre Umgebung. Wilhelm gewinnt man immer lieber, je mehr man mit ihm verkehrt. Er ist wie ein verschlossenes Buch in Hieroglyphenschrift, die nicht jeder liest, der so daran vorüberläuft, sondern die ein wenig studiert sein will — dann ist sie köstlichen Inhalts. Julchen ist eine sehr glückliche Frau, heiter und guten Muts und in dem Zuge nach Rußland den Ruf des Herrn erkennend. Adelheid ist ein liebliches frommes Mädchen und mit Julchen ein Herz und eine Seele. Eine sehr liebenswerte Familie, in der ich Julchen guten Mutes nach Norden ziehen sehe. Abends begleitete uns Wilhelm nach Dresden zurück, wo wir auf der prächtigen Brühlschen Terrasse unter grünen Bäumen und lieblichen Gesprächen zu Nacht aßen.

Den anderen Tag führte uns Wilhelm in die berühmte Gemäldegalerie, dann gingen wir zum Pfarrer Stephan, dem ernsten Bußprediger Dresdens, ein ehrwürdiger, ernster, strenger Mann, der eine Gemeinde von Erweckten um sich hat und das Reich Gottes mächtig bauet; übrigens ist er ein einseitiger Eiferer für den Lutheranismus. Den Abend brachten wir bei Kügelgens zu, die seit dem Tage in der Stadt wohnten, um Abschiedsbesuche zu machen.

Am Mittwoch morgen — es war Mariä Himmelfahrt [15. August] — gingen wir in die prachtvolle katholische Kirche und wohnten einem musikalischen Hochamt bei. Du weißt, daß die Dresdener Capelle zu den berühmtesten der Welt gehört, und ich muß gestehen, daß ich eine so herrliche Musik sonst nie gehört habe; die Instrumentalmusik rauschte durch die Hallen der Kirche wie ein Bergstrom. Am Nachmittage wurde in einer der Kirchen das Sächsische Bibelfest gehalten. Die Kirche war gedrängt voll Menschen. Der berühmte Ammon[1] hielt die Predigt, ein schöner Mann von überaus ehrwürdigem Ansehen; seine Predigt teils für das Volk unverständlich philosophierend, teils gläubig, teils rationalistisch, teils matt und trivial. Dann stattete der Erste Minister Graf Einsiedel den Bericht ab, ein treuer und wahrhaft gläubiger Mann, der sich nicht schämte, Christum frei und einsilbig zu bekennen. Unter dem letzten Gesang nahm ich in der Kirche von Julchen und Kügelgens, die vor beendigtem Gottesdienst fortgehen mußten, Abschied. Meine Seele versank in Gebet für die liebe Schwester — wer weiß, wann und ob wir uns wiedersehen.

[1] Christoph Friedr. v. Ammon (1766–1850), seit 1813 Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Dresden, einer der Führer des Rationalismus.

* * *

VI

In Estland und St. Petersburg

Herbst 1827 bis Sommer 1829

Wiederum – wie schon vor fünf Jahren – siedelte die Familie v. K. nach Rußland über in der Absicht, für immer dort zu bleiben, und wiederum ist sie, diesmal nach einem Aufenthalt von einunddreiviertel Jahren, nach Deutschland zurückgekehrt, um nun für immer hier zu bleiben. Wieder war Poll die eigentliche Heimat in der Fremde. Hier wurde das trauliche Familienglück im Februar 1828 durch den Tod der Herrin und Krone des Hauses, der Tante Sophie v. Stackelberg, getrübt und dann am 14. April durch die Geburt des ersten Kindes Bertha erhellt.

Im September 1828 trat W. v. K. die langgeplante Reise nach St. Petersburg an, um hier als Künstler festen Fuß zu fassen, sich eine Lebensstellung und einen eigenen Herd zu begründen. Er fand dort, wo der gute Klang des Namens Kügelgen vom Vater und vom Onkel her ihm den Weg bereitete, viel Entgegenkommen und warme Freundschaft, reiche Chancen und – schwere Enttäuschungen. Ob nicht trotz der Enttäuschungen die Chancen zum Erfolg geführt hätten, wenn er durchgehalten und nicht der Sehnsucht nach seinem Weibe und einem stilleren Leben nachgegeben hätte?

Er kehrte Anfang Januar 1829 nach Poll zurück, wo ihn der große Auftrag, das vom Kaiser für die Revaler Olaikirche gestiftete Altarbild zu malen, mit neuem Mut erfüllte. Dieser Auftrag band ihn nicht an den Aufenthalt in Rußland. Zu dem Entschluß, nach Deutschland zurückzukehren, haben wohl zusammengewirkt: daß die Mutter das Klima nicht vertrug und sich, zumal nach dem Tode ihrer geliebten Schwester Sophie, mit ihrer eigengeprägten Art nicht in die Verhältnisse zu finden und in der alten Heimat nicht wieder heimisch zu fühlen vermochte, sodann daß auch Adelheid ernstlich erkrankt war, schließlich Julchens Sehnsucht nach ihren Eltern und Wilhelms Liebe zu Deutschland, die, obwohl er gerade damals aus äußeren Rücksichten russischer Untertan geworden ist, doch sein ganzes Wesen erfüllte.

Von W. v. K.s Bildern aus diesem Zeitabschnitt darf die jetzt in Eigstfer in v. zur Mühlenschem Besitze befindliche Madonna [s. die Abbild.] besondere Beachtung beanspruchen. Das mit W. v. K. signierte Ölgemälde dürfte 1828 oder 29 in Poll oder Friedheim gemalt sein. Die Komposition ist offenbar nach peruginesken Vorbildern angelegt, aber

eigenartig durch die Innigkeit, die sich durch die Vereinigung der Hände ausdrückt. Die Haare sowohl der Madonna wie des Christuskindes sind hochblond. Die Vermutung liegt nahe, daß wenigstens der Kopf der Madonna das Porträt eines Familiengliedes ist. Die Ähnlichkeit mit dem Kopfe der Tante Emilie auf dem Bilde „Bei Poll" [vgl. die Abbild.] fällt ins Auge; mit ihr ist W. v. K. 1829 mehrere Wochen in Poll zusammen gewesen [vgl. S. 196].

Meiner Frau zum Geburtstage

geschrieben im Reisewagen bei Rositten an der Kurischen Nehrung
23. October 1827

Julie! meines Hauptes Krone,
Meines Lebens Schmuck und Zier,
Julie! meine Freud' und Wonne,
Sei gegrüßet mir.

Sei gegrüßt am frühen Morgen,
Wenn der Sonne Glanz und Licht
Schnell verscheuchen Nacht und Sorgen
Dir vom Angesicht.

Sei gegrüßt, mein süßes Leben,
Meines Glückes Inbegriff,
Dreifach heut, da Dich ins Leben
Gott, Dein Heiland, rief.

Sei gegrüßt mit Himmelsgruße,
Sei gesegnet mit Gebet
Und geküßt mit einem Kusse,
Der von Herzen geht.

Julie! meines Herzens Freude,
Leib und Seele eins mit mir,
Meiner Augen Augenweide,
Sei gegrüßet mir!

*

Julie v. K. an ihre Eltern

Memel, den 23. Oct. 1827. Ich schreibe Euch heute noch, so ermüdet ich auch von den Strapazen des Tages bin, um meine Geburtstagsfeier dadurch noch zu erhöhen. Ich habe diesen Tag am Strande der Ostsee, am Kurischen Haff und sogar auf demselben gefeiert. Wir fuhren heute morgen um drei Uhr aus, nachdem wir die Nacht in einem öden, zwischen Kurischem Haff und Meer gelegenen Posthause zugebracht hatten. Unser Weg führte anfangs durch dicken Sand, bis sich uns das Meer in seiner Pracht zeigte; den größten Teil des Tages fuhren wir dicht an demselben

hin, sodaß unsere Räder oft von den Meereswellen bespült wurden. An ein Haus und warme Gaststube war nicht zu denken, wir hatten uns daher mit Speise und Trank versehen und ließen es uns am Meeresstrande ganz herrlich schmecken in der Zeit, da unser Wagen von Pferden und Menschen verlassen war und wir aus der entfernt gelegenen Station neues Gespann erwarteten. Das Ende unsrer heutigen Tour war, daß wir hier vor Memel, am Haff, wieder unsrer Pferde beraubt und den Menschenhänden übergeben wurden. Sie hoben unseren unerhört schweren Wagen mit lautem Geschrei in einen großen Kahn, und so fuhren wir über das Haff hierher, und endlich, von fünf Schiffsknechten gezogen, in dies Wirtshaus, nachdem wir in diesem Aufzuge beinah alle Straßen Memels durchfahren hatten. Mir erschien dieser Triumphzug als etwas ganz Neues und nie Erlebtes, höchst wunderbar und komisch, vorzüglich wenn die baumstarken Männer mit dem schweren Wagen, an dem sich kurz vorher im Sande sieben Pferde müde gezogen, bei Abhängen in Galopp gerieten oder in einer Straßenrinne stecken blieben. Wie glücklich wir uns heute abend hier in dem Wirtshause beim warmen Tee und in der geheizten Stube fühlen, nachdem wir den ganzen Tag am Meeresufer jämmerlich gefroren, kann ich Euch gar nicht beschreiben.

Was ich Euch von der übrigen Zeit, die wir unterwegs sind, erzählen könnte, ist auch nur Gutes und Erfreuliches. Der Herr war uns von der ersten Stunde unsrer Abreise väterlich und sichtbar nahe; er gab uns freundlichen Sonnenschein und sorgte, daß uns kein Unfall, weder bei Tag noch bei Nacht, begegnete. Das Wetter hat sich sehr verändert, die Kälte zugenommen — wir haben uns indessen mit warmer Kleidung versehen und haben einen Wagen, in Gestalt der Bremer Staatskutschen, so warm und heimlich wie ein kleines Stübchen. Ich bewundere recht die Mutter, wie sie bei ihrer schwächlichen Gesundheit alle die Strapazen der Reise, das Fahren durch Tag und Nacht so sehr gut übersteht und sogar bei dem allem immer noch die munterste und regsamste von uns allen ist. Ihre außerordentliche Lebhaftigkeit, ihre Sorgsamkeit für alles wird durch nichts gestört und geschwächt und bleibt sich immer gleich.

*

W. v. K. an den Atti

Poll, den 27. Oct. a. St. 1827. Gottlob sind wir alle wohlbewahrt hier angekommen. Es war, als ob der liebe Gott meine Julie vor jedem Schreck behüten wollte, sodaß auf der weiten Reise auch nicht das Geringste vorfiel. Julchen war zu meinem Erstaunen auch immer so ruhig wie ein Engel, wenn der Wagen mit den acht Pferden — und die Russen fahren wie die Narren — über Stock und Stein dahinflog. Die letzte Strecke von Dorpat ab haben wir in zwei Schlitten gemacht. Wir sind hier gleich in den russischen Winter, Schnee und Kälte hineingekommen, während wir von Dresden bei schönem, warmem Wetter abreisten.

Was ich hier nun zuerst beginne, weiß ich noch nicht. Ich erwarte in diesen Tagen Onkel Kügelgen, dessen Rat ich befolgen werde. Möchte

ich Euch doch bald Erfreuliches über unsere Zukunft melden können. Unsere Adresse ist: Sr. Exzellenz dem General en chef Ritter v. Berg, Oberkommandanten von Reval.

*

W. v. K. und Julchen an den Atti

Poll, den 20. März a. St. 1828. Den 20. März nach der alten Torheit! Es ist traurig, daß die Russen so wie in allen Dingen, außer im Katzbalgen, auch im Kalender so sehr hinter unsern Mitmenschen zurück sind, und ich ärgere mich jedesmal, wenn ich den Datum setzen muß, richte mich auch in meinem Gemüt nach unserm deutschen Kalender, nach welchem wir heute als am 1. April in Bogatzkys „Güldenem Schatzkästlein" unsere Morgenandacht gelesen haben.

Mittlerweile ist hier eine ernste Zeit durchs Haus gegangen. Einen Tag, nachdem wir unseren letzten Brief an Euch absandten, hiesigen Stils den 3. Februar abends acht Uhr nahm Gott unsere geliebte Tante Sophie zu sich, nachdem sie den Todeskampf durchgekämpft hatte, ohne zu wissen, daß es der Tod sei. Sie starb im Beisein ihres Mannes und ihrer Kinder. Wir Kügelgens waren unten um Großmutter versammelt, ohne zu ahnen, was oben vorging. Nachdem wir ein paar Stunden so, ohne jemand von Stackelbergs zu sehen, beieinander gesessen hatten, wurde uns doch unruhig zu Mute, Adelheid ging leise hinauf und kam bald wieder mit der Nachricht, daß oben die größte Stille, nur von leisem Weinen unterbrochen, herrsche. Was wir fürchteten, war geschehen und wurde uns kurz nachher von meiner Mutter, die die größte Kraft und Überwindung dabei bewies, verkündet, daß die Tante schon vor zwei Stunden ruhig und sanft entschlafen war. Unbeschreiblich ergreifend war es, als dann die drei verwaisten Töchter herunterkamen, sich vor der Großmutter auf die Kniee warfen und sie baten, bei ihnen nun die Mutterstelle zu vertreten. Mir schütterte die Brust, als ich diese Szene erlebte. Die Kinder und Adelheid wachten dann die ganze Nacht bei der Leiche der geliebten Mutter, redeten untereinander von Gott und lasen sich vor aus der Schrift und aus Zinzendorf, den die Selige sehr liebte. Den anderen Morgen früh las ich ihnen vor I. Corinth. 15, das war ein glücklicher Gedanke, sie erhoben sich von ihren Stühlen und priesen Gottes Gnade und Treue, indem sie im Saale kräftiglich einherschritten. Die Mädchen betrugen sich so, daß man sah, es war Gottes Kraft in ihnen. Jetzt ist große Freundlichkeit und Freude hier im Hause, und wenn nicht eine oder die andere einmal mit rotgeweinten Augen ins Zimmer träte, so würde man eher glauben, es wäre hier eine Hochzeit als eine Begräbnisfeier gewesen.

Julchen wird immer rüstiger und freudiger, je mehr sie in ihrer Schwangerschaft vorrückt, und ist eine überaus liebliche Frau, sodaß alle Verwandten sich an ihrem Anblick weiden und sich an ihrer unbefangenen Heiterkeit erfreuen. Ich erwarte nun ihr Stündlein sehr bald, und wir sehen ihm beide mit ruhiger, froher Zuversicht entgegen. Jetzt ist sie hier

neben mir beschäftigt, ihr Kinderzeug, das nun alles fertig ist, auszuplätten und in der Kommode aufs zierlichste zu ordnen – da sieht man die niedlichsten Häubchen und Jüpchen und was weiß ich alles, gestrickt und gestickt von allen Façons mit rosa und blauem Band durchzogen, sodaß einem die Augen jucken – und sie ist so vergnügt bei diesem Geschäft, daß ihr Gesang durchs ganze Haus schallt, weil sie ohne Zweifel an den kleinen Lümmel denkt, der nun bald erscheinen soll, und der, wenn Ihr dieses lest, vielleicht schon seine Beinchen kräftig gegen die Windeln sperkelt.

Julchen beträgt sich hier in diesem ihr doch fremden Hause so musterhaft und ungezwungen, daß sie bereits der Augapfel Aller ist, und die Mädchen sich kindisch darauf freuen, sie zu pflegen und während der gefährlichen Zeit recht in ihre Acht und Obhut zu nehmen. Gestern sagte der alte Onno Stackelberg zu mir: „Deine Frau muß eine ganz außerordentliche Erziehung genossen und herrlich vortreffliche Eltern haben" – sonst, meinte er, könnte er's nicht fassen, wie sie unter diesen Umständen sich immer so gleich bleiben und nie eine Miene verziehen könnte. Ach, das macht mich dann immer so glücklich, wenn ich so was höre. Ich muß Euch immer von neuem danken für den Segen, den Ihr mir mit diesem Kinde gegeben habt. Ich kann's manchmal selbst nicht begreifen, daß ich, der ich eigentlich etwas Gehässiges in meinem Gemüte habe, nicht imstande bin, auch nur das geringste mir Mißfällige in ihr zu entdecken, ja sogar ihre kleinen Fehler, die ich mir nicht ableugnen kann, kommen mir unbeschreiblich allerliebst vor, kurz, ich liebe das ganze kleine Werk aufs allerzärtlichste und bin bei meiner Seele viel glücklicher mit ihr, als ich's erwartet hätte. Mein Blut versüßt sich, wenn ich nur an sie denke.

Von meinen Geschäften kann ich noch nichts Besonderes melden. Timo Neff, den Ihr in Bremen saht, ist mir in Reval zuvorgekommen und malt die ganze Stadt. Der Gouverneur hat den jungen Maydell, der sehr viel Talent hat und mit mir in Rom war, aufgefordert, Skizzen zu dem Revalschen Altarbild[1] einzureichen, was ich erst erfuhr, als es schon geschehen war – nun reichte ich auch gleich drei Skizzen, aufs sauberste gearbeitet, ein und wandte mich mit einem Schreiben an den Gouverneur. Diese Zeichnungen ernteten den allgemeinen Beifall der ganzen Kommission, und der Gouverneur sagte zu Carl Manteuffel: Ihrem Neffen wird wahrscheinlich die Arbeit übertragen werden. Meinem Onkel [Carl v. K.] gefielen meine Skizzen so gut, daß er sie sich zurückerbeten hat, um sie jetzt mit nach Petersburg zu nehmen und durch den Fürsten Wolchonski dem Kaiser zu überreichen nebst einem Ölbild, welches ich in diesen Tagen einpacken werde, um es nachzuschicken. So gebe doch Gott seinen Segen, daß ich, wenn mir auch das Altarbild nicht zuteil werden sollte, doch sonst Gnade vor den Augen des Monarchen

[1] Der Kaiser stiftete für den Neubau der im Jahre 1820 infolge Blitzschlags abgebrannten Olaikirche das Altargemälde.

finden möchte. Sobald meine Frau niedergekommen ist, werde ich auch als Porträtmaler meine Flügel tüchtig rühren. Ich mag nicht mehr viel über ungewisse Dinge reden, aber mein Herz ist voll Hoffnung. Wenn Du mir etwas Literatur schicken könntest, damit mein theologisches Hirn etwas Nahrung erhalte, so wäre mir das sehr lieb; es darf alles herein, was Du mir schicken würdest unter Adresse des Buchhändlers Eggers in Reval.

[Julie fährt fort:] Wenn Du, mein Herzensmuttchen, jetzt einmal in den Pollschen Saal schauen könntest, würde es Dir im Anfang wohl eigen sein, lauter ganz schwarze Gestalten in demselben auf und ab wogen zu sehen und Dein Füllen ebenfalls mit schwarzem Kleide und Kreppkrause darunter. Aber Du solltest schon heiter unter uns werden, denn unter den schwarzen Kleidern sind freundliche, gottergebene Herzen verborgen. Die lieben Mädchen hier haben sich in dieser schweren Zeit recht als wahre Christinnen gezeigt.

Alles, was mich hier in meinem kleinen Schreibcabinettchen umgibt, bis auf die kleinen Fenstergardinen, hat die liebe selige Tante noch mit eigener Hand geordnet. Sie war während ihrer ganzen Krankheit immer um mein und meines Herzensmannes Zufriedenheit und Wohlergehen, da sie selbst nichts mehr dafür tun konnte, besorgt, sogar noch an ihrem letzten Lebenstage, wo sie noch Antonie anbefohlen hat, doch ja beizeiten für Buchweizengrütze für mich zur Nahrung während meiner Wochenzeit zu sorgen. Sie muß eine gar liebe Seele gewesen sein, und ich bedaure, sie nicht näher kennen gelernt zu haben[1].

Soeben hat mich die gute Großmutter mit schöner Wäsche beschenkt, sodaß ich mit einem Male eine kleine, ganz fertig genähte Ausstattung besitze. Ein freundliches Zettelchen an ihre geliebte Großtochter, wie sie mich nennt, lag auf der ausgebreiteten Wäsche, und das glücklichste Gesicht bei dieser Bescherung machte die Geberin. Zu geben und zu erfreuen ist überhaupt ihre größte Lust und Freude. Sie hat jetzt auch bald nichts mehr für sich selbst, nur was sie notwendig für sich braucht, die alte gute Großmama.

Die Zeit, daß unser Kindchen uns geschenkt werden soll, ist nun recht nahe, sodaß der nächstfolgende Brief Euch wohl schon davon wird erzählen können. Ich sehe der ernsten Stunde mit Ruhe und Mut entgegen. Jetzt kann ich es mir noch gar nicht denken, daß ich über kurz Mutter werden soll, und ebenso geht es Wilhelm auch mit seiner Vaterschaft.

*

[1] Im Jahre 1868 schrieb Adelheid an ihre Schwägerin Julchen, als diese nach W. v. K.s Tode die alten Briefe aus Poll nach Tecklenburg geschickt hatte: „Die Pollschen Briefe – mein Gott, welch ein Schatz! Du erlebtest sie mit – aber die von 1823 doch nicht. Kennst Du diese? Hier würdest Du die Tante kennen lernen, die Dir ewig fremd blieb, weil sie, als wir zusammen hinkamen, nicht mehr sie selber war, und, ach, unsere Ankunft ihr den Tod brachte. Da steckt noch ein trauriges Geheimnis dahinter; ich litt daran, solange ich in Estland war."

An meine Frau nach Berthas Geburt

Poll, 14. April [n. St.] 1828

In dem Arm
Feſt und warm,
Mit dem Kopf an meinem Herzen
Liegt das Kindlein meiner Schmerzen,
Liegt das Kindlein meiner Luſt
An der Bruſt.

Rot und rund
Und geſund
Ließ Dich Gott auf dieſer Erden
Ein geliebtes Kindlein werden.
Kleiner Liebling ſei gegrüßt
Und geküßt!

Lächelſt Du?
Immer zu!
Sollſt ja Gott zum Opfer bringen,
Kind, Dein Herz und Pſalmen ſingen,
Freudig jubeln viel und gern
Deinem Herrn.

*

Julie v. K. an ihre Bremer Freundin Friederike d'Oleire, ſpätere Frau P. Philippi

Reval, „Friedheim", den 20. Aug. a. St. 1828. Du haſt recht, liebe Friederike, es iſt wunderbar, daß ich hier im fernen kalten Rußland ſitze und dem lieben Deutſchland und dem Elternhauſe entlief zu einem anderen Volk, das eine mir ganz unbekannte Sprache ſpricht, andere Sitten und Manieren hat, vor denen einem wohl bange werden könnte. Dies kommt auch mir zuweilen wohl wunderbar und unnatürlich vor, doch nur auf Augenblicke, denn wenn ich wieder an mein Herzensmännchen denke und es anſehe, dann iſt es gleich alles wieder begreiflich und natürlich, denn er iſt mir ſo lieb und gut, daß ich ihm zu Liebe Vater, Mutter, Verwandtſchaft, Freundſchaft und das Vaterland verlaſſen konnte, wozu mich ſonſt wohl nichts hätte bewegen können.

Denke, daß aus mir rundem dicken Mädchen eine ganz ſchlanke Frau geworden iſt, ſodaß mir meine Mädchenkleider anhängen. Ich ſehe aber an unſerem ſüßen kleinen Kindchen, wo mein Fleiſch bleibt, und das tröſtet mich. Es iſt ein gar zu liebliches Geſchöpfchen. Heute iſt ſie gerade zwanzig Wochen, und wenn Du ſehen willſt, wie ſie in dem Alter ausſieht, ſo laß Dir von meinen Eltern ihr Bildchen, vom Papa gemacht, zeigen; ihre lieblichen Mienen, das Lächeln wie auch das erſtaunte Umherſehen gehen freilich dem toten Bildchen ab. Es iſt allerliebſt, ein Kindchen ſich entwickeln zu ſehen. Die Kleine iſt nun ſchon ſoweit, daß ſie ihren Papa und ihre Mama kennt, ſie fängt ſchon an, mit allem, was

ihr vorkommt, zu spielen und äußert durch Zappeln mit Händen und Füßchen ihre Freude, besonders über Musik.

Wir leben jetzt schon seit sechs Wochen in Reval und haben das freundliche liebe Poll mit Friedheim, Onkel Kügelgens „Höfchen" (so nennen sie hier ein Landhaus), vertauscht. Zum eigenen Herd sind wir also bis jetzt noch nicht gelangt. Friedheim liegt in einer Vorstadt von Reval ganz ländlich und ist von einem großen Garten umgeben. Das Haus hat eine schöne Halle, in der wir viel sitzen und die liebliche Aussicht auf grüne Wiesen und Wälder genießen; tritt man zum Tore hinaus, so erblickt man das Meer, auf dem wir auch schon öfters kleine Seefahrten unternommen haben. In aller Kürze steht mir nun eine Trennung von meinem teuren Männchen bevor, vor der mir wohl etwas graut. Er wird nach St. Petersburg reisen und, sobald er dort einigermaßen alles eingerichtet hat, kommen und mich und unsere Bertha abholen. Ich werde unterdessen wieder nach Poll zurückkehren und dort, wo es mir schon so heimatlich ist, die Zeit über bleiben.

* *

W. v. K. an seine Frau Julie in Poll

St. Petersburg, Sonnabend, den 15. Sept. a. St. 1828. Jetzt ist es halb sieben abends, und ungefähr vor einer Stunde kam ich hier an. Ich fuhr an drei deutschen Gasthöfen an und keiner hatte Platz für mich, bis mich nun endlich ein russisches Nest aufgenommen hat. Alexander[1] kniet eben vor dem Ofen und macht Feuer an, welches schon lustig in die Höhe flackert und mir eine tröstliche Empfindung macht. Ob es wohl jetzt bei Euch im Saale auch so flackert oder oben in unserer geliebten Wohnung?

Ich habe eine sehr qualvolle Reise gehabt, in meinem ganzen Leben bin ich nicht so zerschmettert in allen Gliedern gewesen. Ich hatte so viel Gepäck, daß ich nie bequem sitzen konnte und immer die ganze Station durch in einerlei Lage verharren mußte, während mir Kisten und Kasten an die Beine und in die Seiten stießen. Wegen des vielen Gepäcks mußte ich auch zweimal nächtigen, erstens weil mich Alexander mit dem ewigen Umpacken der schweren Kisten und Koffer dauerte, zweitens weil ich fürchtete, wir möchten in der Nacht allerlei verlieren und vergessen, drittens endlich, weil ich es nicht ausgehalten hätte. In Strelna — das ist die letzte Station vor hier — kam ich heute halb zwei Uhr an; da wurde es mir schon ganz bange ums Herz, und ich ließ mir, um mich zu zerstreuen, eine halbe Flasche Wein geben, die ich mit Alexander ausstach. Der gute Junge hatte es wohl verdient, denn auf den Stationen, wo ich ruhte, ging seine Arbeit erst recht an mit Umpacken und Bewachen der Sachen; er war auch zuletzt so heruntergekommen, daß er lallte und ganz unverständliche Sachen redete. Von Strelna bis St. Petersburg geht Straßenpflaster drei deutsche Meilen lang, und diese ganze Station machte ich in einer einzigen Karriere in unglaublich kurzer Zeit — da ging es mir aber

[1] Ein junger Diener, den der Bruder Gerhard besorgt hatte.

auch wie Messer durch die Brust. Im Petersburger Tore wurden meine und Alexanders Koffer untersucht; der gute Junge stand Todesangst aus, daß man seinen Branntwein finden würde — aber sie fanden nichts.

Als wir endlich in dieses Gasthaus gelangt waren, untersuchte ich meine Sachen und fand, daß in meinem Malkasten ein Paket Dunkelblau losgegangen war und alle meine Sachen so überzogen hat, daß ich daran zweifle, sie jemals wieder rein zu kriegen. Alle meine Pinsel sind ganz blau inkrustiert, alle Papiere blau, und mein Zeichenbuch kann ich getrost in den Ofen werfen, alle Sachen und Bücher, auch die in doppelt Papier eingehüllt waren, sind blau überzogen; die Bilder zittere ich aufzurollen — denke, wie schrecklich, wenn sie verdorben wären!

O Julie, wie mein Herz sich nach Dir sehnt, ist unaussprechlich. Ich nahm vorhin Deine Silhouette aus der Mappe und hielt sie an die Wand — das riß die frische Wunde unserer Trennung gleich wieder auf. Jetzt fühle ich erst recht, wie lieb ich Dich habe und was Du mir geworden bist. Mir ist heute überhaupt so beklommen zu Mute, als wäre mein Herz zwischen zwei Mühlsteinen gepreßt. Vor mir liegt so Viel — nichts Gewisses. Jetzt bin ich wirklich noch wie ein verlorenes Pünktchen in dieser ungeheuren Stadt — ich weiß nicht einmal, wie dieses Gasthaus heißt und in welcher Gegend es liegt. Ich bin todmüde, ob ich aber diese Nacht in ein Bett kommen werde, weiß ich noch nicht; ich habe dem Wirte nun schon dreimal sagen lassen, er solle mein Bett überziehen lassen, aber er tut es nicht. Überhaupt sind die Leute hier wie Brei; was man ihnen nicht mit Gewalt abdrängt, das kriegt man nicht. Erinnere Dich, wie man uns in Cassel im „Erbprinzen" entgegenkam — hier bekomme ich weder Wirt noch Kellner zu sehen, und eben kommt Alexander und bringt ein einzig Laken, das ist alles, was er dem Wirte hat abjagen können. Die Russen sind eben Stockfische und werden's bleiben bis an der Welt Ende. —

Sonntag morgens. Nur einen innigen Gruß am stillen Sonntagmorgen meiner Herzens-Julie. Jetzt steht Ihr wohl um den Flügel und singt Euer Morgenlied. Wie ruhig bin ich, daß Du in Poll bist, in den Armen Deiner besten Freundinnen, und da Dein einförmig Leben lebst, sodaß ich fast zu jeder Stunde weiß, was Du nun treibst. Bald kommt nun auch Mutter[1] mit Adelheid zurück, und dann weiß ich Euch Alle auf einem sicheren Häufchen. Du sagtest mir immer: Es wird alles gut gehen. Das soll es auch, das wird es auch. Du weißt, wie ungern ich von jeher daran dachte, nach Petersburg gehen zu müssen, wie mein Gefühl sich schon in Dresden dagegen sträubte, ja schon in Rom; und wie ich gebetet habe mit Tränen, Gott möge es verhindern, das weiß nur Gott allein. Nun, Herr Gott, jetzt stehe ich hier — Du hast mich hergestellt, Du wirst mir auch helfen, mich auch Wurzeln schlagen lassen und Früchte treiben. Amen.

[1] Die Mutter war mit der erkrankten Adelheid auf mehrere Wochen in Dorpat zur ärztlichen Konsultation.

Nachmittags. Ach, Julie, was haben wir hier für eine horrende Schweinerei gemacht, Alexander und ich. Wir haben schon den ganzen Morgen gescheuert und geputzt und sehen beide aus wie die Blauteufels. Der arme Alexander hatte gehofft, heute herumstrolchen zu können und ist nun nicht wenig in Verzweiflung, ich habe ihm schon ein Paar Hosen geschenkt, um ihn aufzuheitern. Aber ich habe geschworen, nicht eher zu ruhen, als bis ich alles wieder in Ordnung habe. Ach, Julie, wie mich der Ruin meiner Sachen betrübt, kann ich Dir nicht sagen — wenn Alles Gottes Fügung ist, wozu in aller Welt diese Wirtschaft in meinem Malkasten?! Konnt' ich dafür, daß der Deckel in tausend Granatstückchen brach und den Sachen Luft gab, sich zu schütteln und zu bewegen?! Dieses Mißgeschick hält mich einen Tag länger im Gasthaus auf, denn ich kann unmöglich eine solche Unordnung in ein fremdes Haus bringen.

Montag mittag. Furchtbar bin ich heute morgen herumgelaufen, bis ich Mayers[1] endlich fand. Die ganze Familie war gerade im Begriff auszugehen. Ich wurde aber sehr herzlich bewillkommnet und unterhielt mich dann lange mit der alten Mayer, die mir mit Tränen versicherte, der alte Kügelgen sei ihr bester Freund. Nach einer Stunde kam die junge Mayer wieder nach Hause, setzte sich gleich an das Klavier und unterhielt sich dabei so abgerissen mit mir. Sie hat ein sehr auffallendes, scharfes und hartes Wesen und spricht laut und schnell, ohne auf die Antworten zu hören. Ich sagte ihr, wenn ich keine Arbeit kriegte, so ginge ich wieder nach Poll. „Daran werden Sie auch sehr klug tun — sagte sie schnell — hier ist wenig für Künstler zu tun, und es hat schon mancher wieder abtrollen müssen, da ist zum Beispiel der Wiener" — „Holla — sagte ich — nun werde ich Ihnen zum Trotze bleiben und mein Glück machen und Ihnen zum Trotze mit Ihrem eigenen Gesichte anfangen, welches ich schreiend ähnlich darstellen werde." „Nun — sagte sie — wissen Sie was, die alte Fürstin Kurakin sagt mir immer, sie wolle sich malen lassen. Heute noch will ich Sie ihr dringend empfehlen." Sie sprach noch viel zum Lob der Kurakinschen Familie und wie der Fürst, wenn er sich einmal für mich interessierte, gewiß mein Glück machen würde, sodaß ich ganz froh und vergnügt wurde. Diese junge Mayer kommt mir wie eine junge Wilde vor, und ich habe mir für sie eine ganz neue Art von impertinenten Umgang erfunden, durch den ich sie mir zähmen will und werde, und dann, glaube ich, wird sie mir sehr nützlich sein. Im ganzen aber war es mir nicht gerade behaglich in dem Hause, und ich wünschte, ich hätte erst mein eigenes Quartier — in ein paar Stunden ziehe ich mit all meinem Gepäck zu Mayers und in ein paar Tagen, so Gott will, dann in mein eigenes Quartier.

O Julie, mein geliebtes Weib, wenn ich an Dich denke, dann wird mir so still und wohl um die Seele. Ich konnte mich heute nicht enthalten,

[1] Charles Mayer (1799–1862), Pianist und Komponist, aus Königsberg, 1819–50 in Petersburg wirkend, † in Dresden. Bekanntschaft durch den Onkel Carl; Mayer und W. v. K. waren sich auch 1823 in Poll begegnet, vgl. oben S. 36.

der alten Mayer zu sagen, ich sei der glücklichste Mensch auf der Erde und wünschte, daß es allen so wohl ginge als mir — das kam, weil ich gerade an Dich dachte, Du meiner Seele lieblichster Gedanke. Die Erinnerung an die letzte Zeit in Poll ist mir unaussprechlich süß, und ich lebe jetzt froh der Zukunft entgegen, weil ich weiß, die erste Veränderung, die mir bevorsteht, ist eine Reise nach Poll. Es geht mir wie Eulenspiegel, der weinte, wenn er bergab ging, und lachte, wenn er bergauf stieg — so bin ich jetzt im Grunde fröhlicher, da meine Aussicht Poll ist, als ich es in Poll war, da meine Aussicht Petersburg war.

Es ist dumm, daß ich den Datum nicht weiß, da in diesen Tagen Antoniens Geburtstag [16. Sept.] sein muß — er mag nun vorüber sein oder nicht, ich wünsche meiner guten alten Toni alle Tage Gottes Segen und alles Gute und brauche dazu keines besonderen Tages. Ich habe diese Pollschen so lieb und ich habe sie immer und zu jeder Zeit so lieb gehabt, wie ich nur wenig Menschen habe, und, Julchen, Du gibst jedem einen Nasenstüber, der daran zweifelt, und fängst gleich mit unserm Herzenskind Auguste an, und dann kommt Sophie, und dann kommt Antonie, und zuletzt kannst Du auch Vetter Wilhelm ein paar auswischen. O Julekind, mein Augapfel, mein Herz, wie habe ich Dich doch so lieb! Und unsere kleine Bertha! Sie schlief, als ich davonfuhr, ich darf kaum an das Kind denken, so hängt mein Herz daran — küsse die Kleine für mich auf ihr dummes Angesicht. O des großen Segens, so ein Kind zu haben! Manchmal reißt's mich um und um mit meinem ganzen Herzen zu Dir und dem Kinde.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Dienstag, den 18. Sept. a. St. 1828. Ich lebe wie im Traum und komme mir bisweilen halb verrückt vor. Ich fange an, in den Strudel der großen Stadt zu geraten, und es wird mir ganz schwindlig dabei — wenn ich an Poll denke, so kommt mir's vor, als wäre ich aus dem Himmel in die Hölle gefallen. O Julie, bete, daß Gott mein Gewerbe segnet und mir Gelingen gibt, bete, mein Herz, vielleicht, daß Er's um Deinetwillen tut.

Nun will ich Dir erzählen, was zwischen heute und gestern liegt. Gestern nachmittag wurde ich endlich im Gasthof mit dem Reinigen meiner blaugefärbten Sachen fertig und zog zu Mayers. Hier fand ich mehrere Deutsche, die den ganzen Abend dablieben — sehr fremde, fremde Gemüter. Die Nacht schlief ich sehr unruhig, glaubte immer in Poll zu sein. Heute beim Frühstückstisch ließ ich mich mit der Pfeife im Schnabel von der Mutter Mayer unterhalten, die mir ihre Not klagte mit vielen Seufzern, ganz wie Deine Mutter, über die Wirtschaft und über die Dienstboten und manchmal so ganz mit dem Akzent Deiner Mutter, daß es mir ganz rührend war. Um neun Uhr erschien auch das junge Paar, und ich fing an, meine Bilder auszupacken, von denen kein einziges gelitten hat und die sehr bewundert wurden.

Um zehn Uhr fuhr ich zu Kruſenſtjern[1], der am andern Ende der Welt wohnt. Hier frug ich nach Louiſe Leſedow[2], die ſogleich herausgerufen wurde und, als ſie mich ſah, eine ſo gewaltige Freude hatte, daß ich ganz weich wurde. Sie fiel mir wiederholt um den Hals und weinte und lachte und zog mich hinein ins Zimmer, wo wir uns ſetzten und nun zuſammen Pläne machten, davonzugehen aus dieſem Stadtkerker; ſie hat greuliches Heimweh, und wir haben abgeredet, Weihnachten zuſammen davonzufliegen — dieſer Gedanke machte ſie ſehr glücklich. Bisweilen, während wir ſo ſprachen, ſtrolchte der alte Admiral Kruſenſtjern durchs Zimmer mit ſeinem kleinen Degen und war ſehr freundlich gegen mich, nachdem Louiſe mich vorgeſtellt hatte; er hatte aber ſo viel zu tun, daß er nie raſten konnte. Hernach kam auch die Kruſenſtjern und ſagte mir, ich ſollte ſie doch betrachten wie Landsleute und ſollte bis drei Uhr malen, dann Feierabend machen und zu ihnen kommen, bei ihnen eſſen und, wenn mir's beliebt, den Abend mit ihnen zubringen. Siehſt Du, ſo habe ich alſo doch ſchon einen Freitiſch in einer der beſten Familien. Ich mußte noch Kartoffeln in der Schale mit Butter und Salz mit ihnen eſſen als Frühſtück und ſchob dann mit meinem Alex wieder nach Hauſe.



Zu Mittag aß ich bei Mayers. Sie ſind alle in Dein Bild [ſ. d. Abbild.] verliebt und werden ganz nachdenklich, wenn ſie es ſehen. Nach Tiſch ſpannte ich meine Bilder auf und ging dann noch etwas ſpazieren. Als ich nach Hauſe kam, begegnete mir die Fürſtin Kurakin in der Tür. Sowie ſie meiner anſichtig wurde, ſagte ſie, ſie habe meine Bilder geſehen und das große Bild wäre raviſſant und außerordentlich ſchön und gut und fein gemalt, und ich ſagte ganz dumm: Madame, vous avez trop de bonté pour moi, und wir ſchoben aneinander vorüber. Denke Dir, wenn ſie ſich malen ließe! Der Fürſt Kurakin hat geſtern auch geſagt, er wolle ſich von mir malen laſſen, und das iſt ein Mann, der einen gleich dem Kaiſer und der Kaiſerin vorſtellen kann.

Meine Adreſſe iſt: Charles Mayer, bei der Obuchowſchen Brücke im Hauſe des Obriſten Lichardoff, No. 7.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Montag, den 24. Sept. a. St. 1828. Es tut mir weh, daß ich Dir ſo lange nicht ſchreiben konnte, aber ich bin hier im Hauſe doch ſehr geniert und habe ſelten einen Augenblick für mich allein außer abends nach Mitternacht, wenn ich mich von Mayers trenne. Geſtern abend war Hauskonzert bei Mayers, zwanzig Muſici, die lauter klaſſiſche Sachen aufführten als von Spohr, Beethoven und Mozart; auch von Mayer ſpielten ſie einige recht gefällige Sachen. Mayer ſpielte himmliſch,

[1] Adam Johann v. Kruſenſtjern (1770–1846), ruſſ. Admiral, bekannt als geographiſcher Forſcher und Weltumſegler (1803/6), ſeit 1826 Chef des Seekadettenkorps.
[2] Die Familie v. Leſedow beſaß das Kurkül benachbarte Gut Kullina.

und ich fand, daß das Pianoforte sich ganz köstlich mit vollem Orchester ausnahm. Auch der Guitarrespieler Stoll[1] aus Wien gab was zum besten mit Begleitung des vollen Orchesters – denke Dir, die arme Guitarre mit Pauken und Trompeten! Die Pauken schlug Mayer selbst sehr con amore.

Mitten in der Musik kam auf einmal die Fürstin Kurakin hereingerauscht in feuerroter und gelber Seide, einer Haube, deren Schleifen fast bis zur Lage [Decke] gingen, einer armsdicken goldenen Kette und einer Miene voller Huld und Gnade. Alles beugte sich bis zur Erde, und die Fürstin begab sich ins Nebenzimmer, von wo sie die Musik mit anhörte. Sie hatte der Mayer einen echten türkischen Shawl mitgebracht, worüber diese vor Freude ganz außer sich geriet und die Hände der Kurakin aus Dankbarkeit beinahe auffraß. Nun quälte mich die junge Mayer aufs greulichste, ich sollte hineingehen und der Fürstin etwas die Cour machen; da diese Dame aber kein Wort Deutsch versteht, so kannst Du Dir denken, wie ich mit meinem Französisch verlegen war – endlich entschloß ich mich keck, ging zu ihr hinein und fing an von der Guitarre und Musik und von meinen Bildern, und die Mayer half mir immer fort, und so ging es ganz prächtig, sodaß das Ende vom Liede war, daß die Fürstin mich zu Mittag einlud. Ich bedankte mich mit allen französischen Worten, die ich wußte, und zog mich, um den guten Eindruck nicht wieder zu verderben, wieder in den Saal zurück. „Nun – sagte die Mayer – sehen Sie, das habe ich gewollt, nun ist alles gut, nun ist Ihnen der Weg in die vornehmsten Häuser gebahnt."

Ich habe mich nun schon gehörig entwickelt von einem Ende der Stadt bis zum andern und schon eine große Menge Bekannte, die alle sehr freundlich gegen mich sind. Auch ein Porträt habe ich schon zu malen, von einem gewissen Herrn Sachs. Beck[2] ist sehr liebenswürdig, wir können bei unserer Pfeife trefflich zusammen plaudern; auch sie scheint mir sehr gewogen zu sein. Gestern mittag war ich bei Parrot[3]; er wie seine Frau haben mir erstaunlich wohl gefallen, sie wollten, ich solle bei ihnen wohnen. Ich habe jetzt schon so viel Bekannte, daß ich sechs Mittage in der Woche außer dem Hause speisen kann, wenn ich will; ein Quartier zu finden, scheint schwieriger zu sein.

Mein jetziges Leben kommt mir freilich fremd vor, sehr fremd. Denke Dir: ich den ganzen Tag in Gesellschaft, den ganzen langen Tag! Ich kann Dir aber sagen, daß ich immer ziemlich aufgeräumt bin und weder kopfhängerisch noch mürrisch aussehe. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird, und nur selten überfällt mich ein kleines Zagen. Es tut mir aber wohl, daß ich weiß, ich befinde mich hier auf dem Tummelplatze, ich kann

[1] Franz Stoll, Gitarre-Komponist und -Virtuose, Musikdirektor in Wien, seit 1825 auf Konzertreisen durch Deutschland, Rußland bis Frankreich. Vgl. Jos. Zuth: S. Molitor u. d. Wiener Gitarristik (Wien 1920), S. 82.

[2] Staatsrat v. Beck, ein alter Freund des Vaters; vgl. Jug.-Er. S. XXIII.

[3] Georg Ferd. v. Parrot (1767–1852), aus Württemberg, seit 1795 in Livland, Jugendfreund von W. v. K.s Vater, seit 1800 Prof. der Physik an der Universität Dorpat, lebte seit 1827 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.

hier was leisten, und somit bin ich hier auch viel vergnügter anzuschauen, als ich es in Reval war, und ich glaube, Du würdest mich kaum wiedererkennen, wenn Du mich hier sähest.

Was mögt Ihr jetzt treiben in Poll? Du liebes altes Poll und unser Schirmstübchen! – ist mir's doch, als wäre ich schon ein Jahr weg. O, das Herz brennt mir im Leibe, Julie, wenn ich an Dich denke – ich habe hier keinen Menschen, mit dem ich wie mit einem Freunde reden könnte, Louise Lesedow ist die einzige, gegen die ich mein Herz manchmal etwas lüften kann – und ich bin so sehr verwöhnt, mich nur unter Menschen zu bewegen, die ich liebe und die mich wieder lieben. Die letzten Tage in Poll waren doch schön, es war leiblich und geistig eine Art von Himmelreich. Morgens gleich einen Kuß von dem allerlieblichsten Frauchen und niedlichsten Mütterchen, hernach ein Honigseim zum Entzücken, dann himmlische Eintracht mit unseren drei Herzensmädchen, hernach Windbeutel und Rahm, Kuchen und Torteletten, hernach ein Schlaf aus Leibeskräften, daß sogar Auguste laut phantasierte, hernach das große Vergnügen, zu sehen, wie das Tönnchen [Toni] spazieren geht, schreckliche Verirrung durch Sumpf und Morast, wobei einige Beleidigungen gegen den Anführer zutage gefördert werden, dann wieder Honigseim zum Entzücken, Feuerwerk, Faust, Kindergeschrei, Tasso, großer Bruch des ehelichen Friedens, welcher gerade zwei und eine halbe Minute dauert, dann eine große Balgerei im Saale, wo man vergißt, daß irgend noch Mühe und Not auf der Erde wächst – hernach ein Gute Nacht von Herzen. Hätte mir damals nicht Petersburg, der Teufelsort, vorgeschwebt, so wäre ich glücklicher gewesen, als ein sterblicher Mensch es verdient. Auf Weihnachten freue ich mich schon wie ein Kind.

Eben stürzt die Mayer zu mir herein und sagt mir, sie ist eben bei der Obristen Lichardoff gewesen, und die will sich malen lassen von mir, von Kopf bis auf die Zehen, und ihre Kinder auch. Nun denke Dir, welcher Jubel! Mittwoch will sie selbst zu mir kommen und das Nähere mit mir besprechen. Die junge Mayer macht zu meinen Gunsten ein ungeheures Geschrei von meinen Bildern, wie denn auch wirklich Gott die Leute so verblendet, daß alle ganz entzückt sind, die die Bilder nur sehen. Besonders gefällt allen mein „Nikodemus" wohl.

*

Julie v. K. an W. v. K.

Poll, den 21. Sept. a. St. 1828. Am Sonntage war Tonis Geburtstag. Ich machte einen großen Kranz, hängte ihn klein Berthalichen um, legte unsere Geschenke auf einen bekränzten Teller und ging dann mit Bertha, die wie ein Pfingstöchschen aussah, nach Tonis Cabinettchen. Jetzt bin ich eben allein im Saal mit unserer Kleinen, die neben mir auf dem Sopha liegt und süß schlummert. Das kleine Geschöpfchen wird nun von einem Tag zum andern niedlicher, klüger und menschlicher und ist jedermanns Freude und Lust. Vetter Wilhelm war ganz entzückt von ihr und hatte sie täglich auf dem Arm und Schoß, auch der Onno spielt

und schäkert viel mit dem Kleinchen. Großmutter, die heute mit ihrem altgewohnten freundlichen Gesicht von Kurkül angekommen ist, ist für Berthali jetzt etwas ganz Neues; wenn sie in Berthas Nähe kommt, wendet diese keinen Blick von ihr und mustert sie scharf. Ich kann mir wohl denken, wie Dein Vaterherz sich um und um dreht, wenn Du unseres Kindchens gedenkst. Denke Dir, daß sie jetzt vor Deinem Bilde mit dem weißen Mantel [s. das Titelbild] ebenso sich freut und lacht und jauchzt, die Händchen darnach ausstreckt, wie sonst vor dem meinigen; wenn ich sie dagegen vor andere Bilder halte, sieht sie kaum hin. Von Adelheid habe ich auch einen Brief; Mutter denkt jetzt ernstlich an ihre Reise hierher und will sich mit der nächsten Post den Wagen bestellen.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 27. Sept. a. St. 1828. Ich hatte heute den ganzen Morgen wieder vergeblich nach Quartieren gesucht und gewiß nicht weniger als zwanzig besehen, als ich mißmutig und zum Umfallen müde zu Stoffregen[1] schlenderte, um da zu essen. Von allen Menschen, die ich hier kennengelernt habe, hat mir Stoffregen bis jetzt am meisten Eindruck gemacht. Denke Dir einen sehr großen Mann von der edelsten Haltung mit einem schönen, ernsten Denkergesicht und einem großen Stern auf der Brust; seine Stimme ist tief, und er spricht sehr leise und langsam, bricht aber oft laut und heftig aus, wenn ihn etwas ärgert, weswegen ich meine Rede in seiner Gegenwart sehr zusammenhalte und nichts sage, was ich nicht bedacht hätte. Stoffregen und auch seine schöne Frau haben mir beide heute zu wiederholten Malen gesagt, es stünde alle Tage an ihrem Tische ein Platz für mich bereit, und ich sollte meinen Beutel hübsch schonen und doch recht oft bei ihnen essen.

Als Stoffregen meine Wohnungsnot erfuhr, sandte er sogleich seinen Bedienten aus, nachzusehen, ob das Harderſche Quartier noch frei wäre; dieser kam zurück mit der Antwort Ja. Zwei Zimmer nach der Newa mit Holz und Wasser 70 Rubel monatlich. Morgen früh werde ich nun gleich hinlaufen, um es zu besehen. Ich wurde so vergnügt, daß ich mir auf dem Rückwege von Stoffregen zur Belohnung eine neue Pfeife kaufte, und als ich nun nach Hause kam, was fand ich? — Deinen Brief, Deinen lieben, lieben Brief, Du mein Engelsweib!

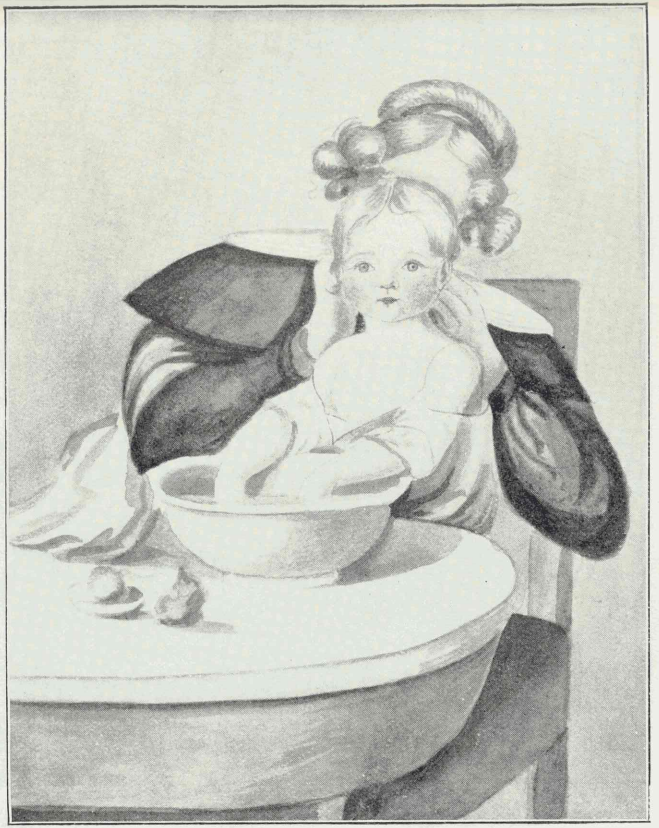
Wenn ich an Poll denke, scheint mir ein Sonnenstrahl ins Herz — Julie, was hat uns doch da der liebe Gott für ein liebes, liebes Nestchen gebaut. Alles, was Du von den Pollschen schreibst, war meinen Erwartungen gemäß, ich wußte es, daß Du nirgends wärmer und weicher gehalten werden würdest. Nun hast Du auch noch die liebe Großmutter wieder da und bald auch Mutter und Adelheid! Nun noch eine herzliche Bitte: Rede doch Mutter recht zu, daß sie die Pollschen tragen lernt,

[1] Staatsrat Stoffregen, kaiserlicher Leibarzt, früher in Riga, Jugendfreund von W. v. K.s Vater. Vgl. Jug.-Er. S. XX.



Das Töchterchen Bertha Zeichnungen von W. v. K.

„Ihre fortwährende Freude über alles und jedes, was sie sieht, ihr Händeklatschen und Jauchzen kann kein Trauriger hören, ohne wenigstens für den Augenblick zu genesen." W. v. K. an den Atti am 13. März 1830



„Als ich ihr das Meer zeigte, hatte sie großes Verlangen, hineinzuspringen und zu baden. »Pitsipatsa« rief sie aus und streckte ihre Händchen nach dem gewaltigen Wasser." W. v. K.s Seereise-Tagebuch am 10. Aug. 1829



Wiesental bei Poll

Aquarell von W. v. K.

„Ich bin nicht geschaffen für das Leben der großen Welt. Hier trinke ich die Stille und Ruhe ein mit langsamen großen Zügen wie ein Verdursteter." W. v. K. an Karl v. Sengbusch am 16. Jan. 1829

und den Pollschen, daß sie ihre alte Tante freundlich tragen, so wird auch Gottes Segen im Hause bleiben. Selig sind die Friedfertigen!

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Sonnabend, den 29. Sept. a. St. 1828. Heute bin ich in meinem neuen Quartier am Englischen Quai eingezogen. Der erste Abend, den ich seit vierzehn Tagen wieder allein zubringe, wo ich zu mir selbst komme und nun die furchtbare Trennung von Dir und das Schwankende meiner Lage doppelt und dreifach fühle. Gottlob, daß bisher alles so gerade gegangen ist und noch nichts schief. Noch liegt die Zukunft dunkel vor uns, aber auch Gottes Treue hell und klar.

Nun laß Dir erzählen von meiner Wohnung (meine Adresse ist: Galeerenstraße 218 im Hause des Herrn Venning). Ich habe zwei Zimmer, eins geht nach dem Hofe und eins vorne nach der Newa, beide von zwei Fenstern. Das vordere wird mein Malzimmer; es ist recht niedlich, die eine ganze Wand dekoriere ich mit den Bildern, sobald Alexander sie von Mayers geholt hat. Freilich ist es goldgelb, eine schlimme Farbe für ein Malzimmer, aber ich freue mich doch darüber, weil es die Pollsche Zimmerfarbe ist. Dicht vor meinen Fenstern vorbei strömt die kaiserliche Newa, und gegenüber sehe ich eine prachtvolle Front Häuser, soweit das Auge reicht. Die vornehmsten darunter sind die Kunstkammer, die Akademie, das Kadettenkorps und das Seekadettenkorps, welches mir gerade gegenüber liegt und wo Krusenstjern wohnt. Für zehn Kopeken fahre ich mit dem Kahn hinüber und bin also ganz nahe all meinen Freunden in Wassili-Ostrow (so heißt die andere Seite der Stadt). Gerade unter meinen Fenstern liegt das große englische Dampfboot, welches zwischen hier und Lübeck geht, mir so vor der Nase, daß ich höre, was darauf gesprochen wird. Du kannst Dir gar nicht denken, mit welchen Gefühlen ich dieses Dampfschiff betrachte — die Rubel aus meiner Brieftasche genommen, fünf Schritte bis zum Schiff, und in vier Tagen steige ich in Deutschland ans Land!

Sonntag, den 30. Sept. Ich bin in einer sehr gespannten Gemütsverfassung und habe alle meine Seelenkräfte nötig, mich zu halten. Ich glaube, ich tue was ich kann, und ich hoffe, Gott wird mir nicht mehr zu tragen auferlegen, als ich tragen kann; viel kann ich nicht tragen, denn ich bin ein schwaches Gefäß und dabei ein Fremdling in der Welt, in der ich mich bewege. So herunter wie gestern abend bin ich hier noch gar nicht gewesen. Da machte ich die kleine Kapsel[1] von Tante Sophie auf und las zum zweiten Male, seitdem ich sie habe, das herrliche Gebet; das erstemal las ich es, als mich Dein Vater zum Tempel hinausjagte und Alles verloren schien. Es war mir ergreifend, daß die, aus deren Herzen diese lieben Worte voller Zärtlichkeit und Liebe für mich flossen, jetzt nicht mehr unter uns weilt, und mir war es, als hätte ein unsterblicher Geist für mich gebetet. O Du unvergeßliche Tante Sophie!

[1] Ein Geschenk der Tante an Wilhelm bei seinem Abschiede von Poll 1823.

Dienstag, den 2. Oct. Nun, mein Herzensjulchen, komme ich noch etwas zu Dir, mich bei einem Glaſe Punſch recht gemütlich mit Dir zu unterhalten. Nun kann ich es Dir ja ſagen, daß ich mich körperlich gar nicht wohl befand, es war mir ſo „römiſch“[1] zu Mute. Da riet mir mein Freund Herrmann, ein Arzt und alte Dresdner Duzbrüderſchaft, den ich hier unvermutet wiederfand, ich ſollte abends ein Glas Punſch trinken. Seitdem ſchicke ich abends Alexander mit meiner niedlichen Kaffeekanne nach kochendem Waſſer und mache mir ein Glas ſtarken Punſch mit Tee, was mir ſehr wohltut.

Geſtern war ich bei unſerem Geſandten, dem Grafen Einſiedel, der mir ein ſehr fideles Männchen ſchien, voll guter Einfälle. Er hat mir geſagt, ich ſolle alle meine Briefe nur an ihn ſenden, er würde ſie nach Dresden befördern. Er ſah himmliſch aus: in Unterhoſen lag er in einen Lehnſtuhl hingegoſſen, ſeine Haare ſtanden in einzelnen großartigen Zotten höchſt maleriſch vom Kopf ab, und ein ungeheuerer Buſenſtreif hing aus dem mit einem Knopf zugeknöpften Überrock heraus; übrigens hatte er ſich durch ununterbrochenes Schnupfen die Naſe mit Tobak ganz braun geſchmiert. Dabei ſchwatzte er unaufhörlich und ſagte immer (es waren noch zwei ſächſiſche Herren zugegen): „Wir ſind ja hier lauter Landsleute unter uns und können wohl ein Wörtchen reden“ — und ich ſage Dir, das Geſpräch wurde ſehr intereſſant.

Heute brachte mich Louiſe Leſedow zum Obriſten Kotzebue[2]; ſo habe ich denn auch die Bekanntſchaft dieſer äußerſt intereſſanten Leute gemacht. Zu Mittag aß ich bei Stoffregen — ich habe immer vor dem Manne großen Reſpekt und wage es noch nicht, ihm zu widerſprechen, während ich mit Beck und Parrot, beſonders mit letzterem, ſchon wacker disputiere. Geſtern ging das Dampfſchiff wieder ab mit einer großen Menge Paſſagiere. Ach wie gerne, wie gerne wäre ich mitgefahren! Es ſah prächtig aus, als der Koloß ſich in Bewegung ſetzte, ganze Wolken kohlſchwarzen Dampfes von ſich ſtieß und pfeilſchnell die Newa hinunterſchoß.

Höre, Julie, laß Dich durch meine Sehnſucht nicht irre machen, bleibe ruhig und geduldig, wir können's nicht beſſer verlangen. Du biſt gut aufgehoben, und ich bin hier an meinem Platze. Wenn ich erſt ſicher im Zuge bin, ſo hole ich Dich gleich in ein allerliebſtes Quartierchen, und dann richten wir's ſo ein, daß immer Mutter oder Adelheid oder eine von den Pollſchen zum Beſuch bei uns iſt. Den Sommer über, denke ich, werden wir recht gut in Poll zubringen können, und ſo ſehe ich einer angenehmen Zukunft entgegen. Nur friſch und froh! Gott wird uns ſegnen.

*

W. v. K. an ſeine Frau Julie

St. Petersburg, Sonnabend, den 6. Oct. a. St. 1828. Als ich eben aufſtand, iſt alles draußen dick beſchneit. Geſtern ſchien die Sonne noch

[1] Das Petersburger Klima wird für ſolche, die, wie W. v. K., im Süden an Malaria gelitten, oft verhängnisvoll.

[2] Otto v. Kotzebue (1787–1846), ein Sohn des Dichters, bekannter Weltumſegler, Befehlshaber der Garde Equipage der Kaiſerl. Ruſſiſchen Marine.

gar freundlich, und die Paläste am anderen Ufer des Stromes glänzten wie Edelsteine. Jetzt wirbelt ein rasender Sturm ein so furchtbares Schneegestöber über der brausenden und schäumenden Newa, daß ich diese kaum sehen kann. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich dieses Wetter nach Poll versetzt. Es war mir, als hörte ich bekannte Stimmen im Hause, als wäre ich zweifelhaft, ob ich heute, anstatt zu malen, nicht mit einer Zeichnung hinuntergehen sollte, als wäre Gerhard eben angekommen, als wenn im anderen Zimmer die arme Tante auf den Tod läge, und wenn ich die Blumenvase auf meinem Marienbild ansah, als läsest Du mir beim Malen aus Fernows Leben vor. Heute nacht träumte ich, ich überraschte Euch in Poll. Ich kam durch die Hintertür ins Haus, ging durch Onnos, dann durch das Speisezimmer in den Saal. Im Saal war niemand, ich war aber so entzückt, daß ich die Arme nach allen vier Wänden ausbreitete. Dann ging ich die Treppe hinauf, da kamst Du eben aus der Tür. Wie wir uns in die Arme flogen – nein, die Freude, die Freude! Da wachte ich auf. So hat Gott mir wenigstens im Traume große Freude gegeben.

Ich habe jetzt viel Not und Gelaufe wegen Alexanders Paß. Warum schickt denn Gerhard das verdammte Papier auch nicht? Ich riskiere alle Tage, große Strafe zahlen zu müssen, wenn die Polizei Alexander bemerkt. Diese Geschichte macht mich ganz unglücklich.

Abends. Denke Dir, meine geliebte Julie, was ich eben für eine große Freude gehabt habe. Ich sitze und zeichne, da geht auf einmal meine Tür auf und ein freundlicher junger Mann von sehr schönem Aussehen tritt ein, sagt mir, er wäre ein Freund von Treviranus[1] und heiße Sengbusch[2], sei drei Jahre in Bremen gewesen und wünsche mich kennen zu lernen. Da der Mensch wirklich so gut wie ein Engel aussah, so kriegte ich ihn gleich bei der Hand, zog ihn ins Malzimmer, gab ihm eine Pfeife und zeigte ihm meine Bilder. Ein Wort gab nun das andere, und bald hatten wir uns als Christen erkannt. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie wohl mir wurde, ich konnte mein Herz ausschütten, wir fielen uns in die Arme und küßten uns brüderlich.

So hatte mir der liebe Gott einen christlichen Mann und Bruder ins Zimmer geführt, der noch dazu in einem Hause mit mir wohnt und der mir noch erzählt hat, daß auch unser Hauswirt, der Herr Venning, ein christlicher Mann sei. Mir kam's schon gestern so vor, als ich des Passes wegen bei ihm war. Da trat mir seine Frau entgegen mit einer stillen freundlichen Würde, wie die Gräfin Dohna, und sagte mir, wenn mir etwas fehle oder wenn ich krank würde, sollte ich's sie nur gleich wissen lassen, so wolle sie alles tun, was in ihren Kräften stünde. Wie

[1] Gottlieb Treviranus, seit 1814 Pastor an St. Martini in Bremen.

[2] Karl Johann v. Sengbusch aus Riga (1800–1893), später Hofrat und Inspektor am Pädagogischen Hauptinstitut zu Petersburg, ein Enkel des bekannten Stadthaupts von Riga Alexander Gottschalk v. S. (1738–1800); × mit Katharina Reimers (1801–1863).

sie das sagte, dachte ich gleich: sollte sie wohl eine Christin sein? Denn eine so reiche Frau von weltlicher Gesinnung hätte das schwerlich einem Fremden mit so viel Liebe gesagt. Denke Dir, Alte, gerade in ein Nest von Christen hat mich der liebe Gott hineingesetzt. Nun habe ich Dir meine Freude mitgeteilt, nun schlafe wohl, mein süßes Weib. Gott ist mit mir.

Sonntag, den 7. Oct. Heute morgen ging ich mit Sengbusch in die Kirche. Wir halten uns hier zur Gemeinde der Herrnhuter, welche einen christlichen Prediger namens Mortimer haben. Der erste volle protestantische Kirchengesang, den ich seit Dresden hörte, und die Überzeugung, daß die ganze zahlreiche Versammlung aus Christen besteht, erbauten mich sehr. Die Predigt war für mich gemacht und bestand aus lauter Tröstungen und Muteinsprechen. Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief vor und erschrak heftig, als ich die Aufschrift von Augustes Hand erblickte. Ich betete um Fassung und erbrach den Brief. Da ich aber Deine Hand erblickte, ward meine Seele froh. Als ich den Brief durchhatte, fühlte ich mich sehr gestärkt, er paßte zur Predigt, ja, er war für mich noch besser als die Predigt. O Julie, Gott sei Dank, daß Du mein Weib wurdest, Du kräftige, herrliche Seele!

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Donnerstag, den 11. Oct. a. St. 1828. Heute morgen war es mir wieder erstaunlich heimwehelich zumute, und ich schlug eben mit schwerem Blick meinen Bogatzky zu, da trat Sengbusch freundlich zu mir herein und nach einigen herzlichen Begrüßungen sagte er mir: „Verzeihen Sie, lieber Kügelgen, daß ich nicht schon früher danach gefragt habe, aber Sie sind hier fremd, haben viele unvorgesehene Ausgaben in dieser teuren Stadt und noch keinen Verdienst. Ich bitte Sie, disponieren Sie doch über meinen Beutel wie über Ihren eigenen" und damit hatte er auch schon sein Brieftäschchen heraus. Und als ich ihm zuschwor, ich sei in keiner Geldnot, sagte er, ich solle mir wenigstens für die Zukunft keine Sorgen machen; es werde ihm stets eine rechte Freude sein, wenn ich ihm Gelegenheit gäbe, mir auszuhelfen. Du kannst Dir denken, wie mich dieser Beweis von Freundschaft rührte. Sage, Julie, bin ich nicht selig zu preisen, daß ich solche Freunde finde?

Sengbusch ist mir auf meinem Lebenspfade eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er sagt, sowie er mich gesehen hätte, hätte er gleich gedacht: das ist der Freund, der dir immer gefehlt hat. Er ist durch und durch von der Liebe zum Herrn durchglüht, eine jungfräuliche Seele; es ist eine Freude, ihm nur in die Augen zu blicken. Dabei ist er so bescheiden und demütig wie ein Kind. Es wäre doch wirklich merkwürdig, wenn sich die Träume meiner Kindheit von Freundschaft noch verwirklichen sollten — die Träume, die ich später so verlacht und verspottet habe — und wenn ich jetzt auf meine alten Tage, da ich gar nicht mehr an so was dachte, noch einen Freund finden sollte, so wie Jonathan dem David war. Ich sage Dir, nie, nie war mir ein Mensch wunderbarer als Sengbusch,

und nie habe ich es weniger begreifen können, wie es möglich ist, daß man mich so liebt, als bei ihm. Mir ist es, als wenn Gott mir seinen Engel gesandt hätte, denn er sorgt für mich wie der Engel für den jungen Tobias. Das kannst Du aber Augusten sagen, daß er sehr schön und groß und gerade ist und daß ihm die Uniform des Finanzministeriums trefflich steht.

Sonnabend, den 13. Oct. Daß Ihr schon zwölf Bilder zusammengezählt habt, die ich zu malen hätte, war mir sehr lächerlich, da ich immer noch auf ein einziges beschränkt bin. Gut Ding will Weile haben. Vorgestern war ein russischer Kaufmann hier, der sich und seine Frau malen lassen wollte. Er lobte meine Bilder schrecklich, handelte aber so widerwärtig um den Preis, daß ich ihn laufen ließ. Aber der Finanzminister sprach schon mit mir von Anstellen, und in diesen Tagen gehe ich wieder hin, da wollen wir denn sehen. Vor allem bin ich froh und danke ich Gott, daß ich gesund bin. Es ist wirklich eine große Gnade, daß ich hier in diesem moabitischen Neste noch nicht krank geworden bin, da es doch fast allen Fremden so ergeht, namentlich bei so greulichem Wetter.

Durch meinen lieben Sengbusch werde ich nun nach und nach mit den hiesigen christlichen Kreisen bekannt. Morgen gehen wir zusammen zum Staatsrat Pessarovius, der dem Direktorium der Geistlichen Angelegenheiten angehört und hier eine von den Säulen der kleinen Kirche Gottes ist. Gestern abend haben wir bei einem Herrn v. Poll, der ebenfalls im Geistlichen Departement angestellt ist, einen überaus angenehmen Abend zugebracht. Poll stammt von der Insel Oesel; die Familie hat vor alten Zeiten in Estland gelebt, und wahrscheinlich hat unser Poll den Namen von ihnen. In seinem jüngeren Bruder fand ich unerwartet einen alten Bekannten, den ich schon vor acht Jahren in Kleinwelka [vgl. oben S. 5 den Brief vom 4. April 1820] in Sachsen kennengelernt hatte; er war damals noch ein Knabe, erkannte mich aber auf der Stelle wieder.

Montag, den 15. Oct. Gestern war ich bei Pessarovius. Sie waren überaus herzlich und gut gegen mich; ich soll durchaus zweimal in der Woche da essen. Es herrscht in dieser Familie eine wirklich fromme Gesinnung und schöne Eintracht, daher ich mich dort, obgleich er auch Exzellenz ist, gleich wie zu Hause fühlte. Er kennt übrigens auch Mutter und läßt ihr sagen, sie möchte sich nur des Mannes erinnern, der ihr hier in Petersburg immer so viel vorgespielt hätte auf dem Klavier.

Heute wurde ich mit meiner Arbeit erst um vier Uhr fertig und wußte nun durchaus nicht, wo ich zu Tisch hingehen sollte, da alle meine Bekannten schon um drei speisen. Da kam der junge Harder zu mir herunter und lud mich zu sich zu Tisch. Ich habe hier noch nirgends so gut gegessen wie bei ihm; es war besser als in Frankfurt an der table d'hôte, und das will viel sagen. Es wurden rasend viel Austern verschluckt, wobei ich nur stummer Zeuge war und Dir heimlich meine Portion wünschte. Der Champagner floß in Strömen, und nach Tisch wurden prächtige Zigarren geraucht. Harder ist einer der reichsten Kaufleute in Petersburg und hat eine Tochter vom reichen Stieglitz, der mehr Millionen hat als ich

Tausender. Bei Tische war auch ein reicher Portugiese namens Scholz, der gestern bei der Gesandtschaft nebst fast allen hiesigen Portugiesen der Donna Maria della Gloria den Eid der Treue geschworen hat. Er hat mich eingeladen, morgen mittag bei ihm zu speisen. Das freut mich, weil er eine sehr schöne Frau hat, die ein wahrer Braten zum Malen ist. Diese Frau hielt mich, wie fast alle Leute hier, erst für zwanzig Jahr und wollte nicht glauben, daß ich schon verheiratet sei.

So werde ich nach und nach so bekannt hier, daß mir der Kopf brummt, und ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht so viel gute Freunde gehabt. Wenn ich witzig wäre und Unterhaltungsgabe besäße, so würde ich in kurzer Zeit zerrissen werden. So siehst Du, wie meine Tage vergehen. Ich laufe von einem zum andern und häkele Bekanntschaften an, wo ich nur kann. O höre, Alte, Du kennst mich ja, Du wirst also auch ungefähr wissen, wie schwer mir das fällt. An das stille, gemütliche Leben, das ich früher führte, darf ich gar nicht denken. Arbeit habe ich trotzdem immer noch nicht, denn es geht hier alles langsam. Heute verspricht mir einer, zu mir zu kommen, meine Bilder zu sehen; in vier Wochen kommt er erst dazu, und dann vergeht wieder eine Zeit, bis er sich entschließt. Aber ich habe guten Mut, und auf jeden Fall habe ich den guten Trost, daß ich, solange ich hier bin, durch Faulheit oder Nachlässigkeit noch nichts versäumt habe.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 17. Oct. a. St. 1828. Nein, war das eine Freude, Dein Brief, mein Herzensweibchen! So vergnügt hast Du alte Hexe mir noch gar nicht geschrieben. Mein Herz jubelte voll Entzücken mit Dir — worüber, wußten wir beide nicht recht klar; das ist auch einerlei, wenn Gott nur die Freude ins Herz gibt, so ist's schon recht. Und die alte Adelheid — nun, der muß ich noch apart schreiben, sie ist ein geistreiches Frauenzimmer und zugleich gut; wenn sie nur die Engländer nicht so liebte! — ich freue mich so, hier bei christlichen Leuten zu wohnen, und sie freut sich besonders darüber, daß ich Beefsteaks esse. O Adelheid, Adelheid, wie tief bist du gesunken!

Daß Mutter und Adelheid nun wieder bei Euch sind, ist mir doch ungeheuer lieb; nun weiß ich Euch Alle auf einem Häufchen. Möchte nur alles gut gehen und die Liebe Gottes Euch recht durchglühen und zusammenschmelzen! Aber gekämpft muß werden, darnach kommt der Sieg. Da möchte ich Dir noch einen Auftrag geben, der ist, unsere Mutter recht zu stärken. Mutter lebt und webt in lauter Sorgen und Ängstlichkeiten; so setze ihr einen heiteren Mut entgegen und richte ihr Gemüt auf, so gut Du kannst; je schwerer Dir's wird, je stärker wirst Du selbst werden, und ich werde Dir nichts so danken in der Welt, als wenn es Dir gelänge, etwas zu ihrer Erheiterung beizutragen. Daß Du Mutter immer lieber gewinnst und Dich immer mehr zu ihr hingezogen fühlst, macht mich unbeschreiblich glücklich und Dich mir immer lieber. Mutter ist von uns allen am schlimmsten dran: wir haben in unserer Jugend keinen Herd,

sie aber hat ihn im Alter verloren, und dazu kommt ihr kränklicher Körper und ihr ungeheuer lebhaftes Gemüt.

In einer halben Stunde muß ich zu Kruſenſtjerns, wenn ich noch etwas zu eſſen haben will. Solange habe ich noch Zeit, Dir etwas zu erzählen. Geſtern habe ich mich endlich entſchloſſen, bei Vennings Viſite zu machen. Wir haben uns ordentlich gegen einander ausgeſprochen, und ich habe ihn ſehr lieb gewonnen, ſodaß ich ihm zuliebe ſogar Luſt hätte, Engliſch zu lernen, da ich ſein engliſches Franzöſiſch nur ſchwer verſtehen kann und ſelber dieſe Sprache recht ſchlecht ſpreche; das iſt mir hier überhaupt ſehr hinderlich, und ich ſehe immer mehr ein, welch ganz verkehrte Schulbildung ich erhalten habe. Venning iſt ein Engländer, der, da er Millionär iſt, ſein kaufmänniſches Geſchäft aufgegeben hat und nun ganz Humanitätszwecken lebt. Er iſt ein zweiter Tobias, durchkriecht alle Gefängniſſe und kleidet eine große Menge Armer. Die Kaiſerin-Mutter ſchätzt ihn ſehr und hat ihm die Aufſicht über das Narrenhaus und andere Wohltätigkeitsinſtitute, die unter ihr ſtehen, gegeben; er fährt oft nach Hof, um ſich mit ihr zu beſprechen. Als wir uns geſtern zum Tee ſetzten — es waren noch einige ruſſiſche Gäſte da — beugte er ſich und hielt ein kurzes Dankgebet, ohne ſich an dem Fremden zu ſtören. Dies gefiel mir außerordentlich wohl. Auch Peſſarovius betet laut vor Tiſch bei einer anſehnlichen Geſellſchaft „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt." Das war mir eine Erquickung, da ich's ſo lange nicht gehört hatte.

Freitag, den 19. Oct. Heute mittag war ich bei Stoffregen mit Beck und Parrot. Durch einen herrlichen Rheinwein belebt, ſprach Beck ſo viel, daß ihm zuletzt die Stimme verſagte, und Parrot ſchlief dabei ein mit einem ungeheuer komiſchen Geſicht. Dieſe Kontraſte waren mir ſo lächerlich, daß ich gar nicht aufblicken durfte, ich bin ſelten in meinem Leben ſo vom Lachen geplagt worden. Sonderbar, daß man in Eſtland, einer deutſchen Provinz, Deutſchland bei weitem weniger geachtet findet als hier. Du wirſt Deine Freude haben, wenn Du die Leute hier von Deutſchland ſprechen hörſt; ſelbſt die, die hier geboren ſind, ſind entzückt, wenn ſie nur an ihren Aufenthalt in Deutſchland denken, und in allen Stücken laſſen ſie unſerem Vaterland volle Gerechtigkeit widerfahren.

Peſſarovius, der ein einflußreicher Mann iſt, hat ſich meiner Sorge um Alexanders Paß angenommen und iſt deswegen beim Kriegsgouverneur geweſen und hat von dieſem einen Freiſchein für den Jungen auf vier Wochen erwirkt. Ohne Peſſarovius wäre es mir ſchlecht ergangen. Vorgeſtern ſagte er mir, daß die Frau von Potemkin, welche hier unter die Vornehmſten gehört und auch Einfluß am Hofe hat, ſich für mich als einen Chriſten beſonders intereſſiere und mich zu ſehen wünſche; ſie wolle mich auch mit dem Fürſten Galitzin[1], ihrem Vater, bekannt machen. Ich ging alſo hin und fand in ihrem Hauſe einen Hofſtaat nach der alten ruſſiſchen Art mit einem Zwerge und ungeheuer vielen

[1] Alexander Fürſt Galitzin (1774–1844), Oberprokureur des Heiligen Synod, 1817–1829 Kultusminiſter.

Bedienten. Diese Dame war sehr freundlich gegen mich, ich zeigte ihr als Probe Großmutters und Dein Bild. Zuerst, als ich Deins vorzeigte, rief sie aus: ah, comme elle est jolie! Du kannst Dir denken, wie mir das schmeichelhaft war. Als aber Großmutters Bild kam, war sie ganz entzückt, und alle ihre Damen, die da bei ihr saßen, strömten zusammen und lobten gewaltig. Die Potemkin sagte mir, sie würde mich bei allen ihren Bekannten empfehlen, und gab mir ein kleines Aquarellbild zu kopieren, welches ich auch ganz kühn übernahm, nur um Gelegenheit zu haben, wieder hinzukommen.

Sonntag, den 21. Oct. Heute morgen erwachte ich frisch und gesund, frühstückte meinen schwarzen Kaffee, rauchte eine Pfeife und las im Bogatzky und dann das Evangelium auf den heutigen Tag, darauf nahm ich den Mantel um und ging zu Sengbusch, welcher mit einem christlichen Kandidaten namens Collins zusammen wohnt. Da rauchten wir drei noch ein Pipochen zusammen und schwatzten bis zehn und gingen dann zu Mortimer in die Kirche, wo mir die einfache christliche Rede wieder sehr wohltat und besonders der Gesang, denn sie singen hier so schön wie nirgends. Darauf unternahmen wir zusammen eine Fahrt nach Peterhof auf der Straße nach Poll. O wie ging mir das Herz auf in der freien Natur Gottes! und — ich war Dir 26 Werst näher! Wir tranken die frische Luft in uns mit vollen Zügen und rannten und sprangen wie die Kälber, und ich befand mich so wohl, daß ich mir ein Riese schien. Das war der schönste Tag, den ich verlebte seit meiner Trennung von Dir. Da fühlt man doch, daß man ein Mensch ist. Wie schön ist doch auch die flachste Landschaft gegen so ein Nest wie Petersburg!

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 28. Oct. a. St. 1828. Dein letzter Brief, meine herzensliebe Frau, hat mich recht in D-Moll gestimmt. Es ist aber ein Glück für mich gewesen, daß ich so über Deinen Geburtstag [23. Okt. = 11. Okt. a. St.] weggekommen bin, ohne an ihn zu denken. Ich bitte Dich bei unserer Liebe, laß kein weichliches Gefühl in Deinem Herzen aufkommen; schwache Herzen taugen nichts für unseren harten Kampfesstand. Wenn einer klagen könnte, so wäre ich's. Du hast es viel, viel besser als ich, denn Du hast unser Kind und bist bei unseren Schwestern. Ich kann es mir schon gar nicht mehr denken, daß ich ein Töchterchen habe.

Von hier kann ich Dir immer noch nichts besonders Erfreuliches melden, wenn Du das nicht rechnen willst, daß die Potemkin durch Benning hat sagen lassen, sie wolle mit mir einen Tag verabreden, an dem ich mit dem Fürsten Galitzin zusammen bei ihr speisen solle, daß die Kotzebue bei mir war und mir meine beiden kleinen Bilder der Uexkülls weggenommen, und daß die Fürstin Kurakin mich zu Tisch geladen hat. Wir waren in einem ungeheuren Saale fünf Personen an der Tafel und wurden von zwölf Bedienten bedient; das Beste daran war, daß die Fürstin ihr Porträt bei mir bestellte. Auch die Gräfin Nesselrode ließ

mir sagen, warum ich nicht zu ihr käme. Ich machte mich also auf die Socken und nahm ein paar Bilder mit; da ich sie aber nicht zu Hause fand, trug ich die Bilder in ihr Zimmer und zog wieder ab. Die Pracht in ihrer Wohnung war ungeheuer; einige Zimmer waren schneeweiß, die Wände so glatt und blank, daß ich mich wie in einem Spiegel drin sah — denke Dir, wie appetitlich! Der Graf Nesselrode[1] hat aber auch jährlich 200000 Rubel Einkünfte und überdem noch eine freie Wohnung von vierzig Zimmern.

Das ist ja alles ganz gut — aber der große Erfolg, den wir brauchen, ist es nicht. Ich habe manchmal bange Stunden. Gestern abend redete mir Pessarovius sehr tröstlich zu, auszuhalten und Mut zu fassen. Das tue ich auch und will ich auch tun nach meinen Kräften. Ich vertraue auf den Herrn, und Er gibt mir auch in meiner wirklich kritischen Lage Trost und Glauben und Mut, sodaß ich mich manchmal selbst über mich verwundere. Darum sorge Dich auch nicht um mich, wenn ich einmal in einem schwachen Augenblick nach der Feder greife und Dir, meinem Weibe, mein beklommenes Herz ausschütte. Ich gebe mich Dir, wie ich bin. Ich sage Dir: ich lerne jetzt in dieser Kreuzesschule wirklich beten. Wie oft habe ich mich in glücklicheren Tagen dazu zwingen müssen! Jetzt bete ich, weil ich muß, denn sonst würde ich vergehen.

*

Jakobs Kampf

Petersburg 1828

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,
Denn ich will ungesegnet nicht weiter gehn,
Und ich kämpfe mit Gott und mit Menschen aufs Blut
Um den Segen, das höchste und herrlichste Gut.
Und ich muß überwinden und siegend stehn,
Denn ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Ich rang bei der Nacht wohl mit einem Mann
Bis endlich der Morgen zu grauen begann,
Ich kämpfte bei Nacht in dunklem Gericht
Hart gegen ein himmlisches Angesicht —
In nächtlichem Dunkel, in Todesnot
Mit dem Engel des Herrn, dem starken Gott.

Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,
Denn ich hab' in das Auge des Himmels gesehn
Und ich halte den Engel des Lichts mit der Hand
Und habe das Antlitz des Herrn erkannt.
Und soll meine Kraft und mein Wesen vergehn —
Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

*

[1] Karl Graf Nesselrode (1780—1862), russischer Minister des Auswärtigen, seit 1829 Vizekanzler, 1844 Reichskanzler.

W. v. K. an den Atti

St. Petersburg, den 5. Nov. a. St. 1828. Ich bin nun ungefähr sechs Wochen hier, und mein Hauptgeschäft hat bis jetzt noch immer im Besuchemachen bestanden. Du weißt, lieber Atti, wie greulich mir ein solches Leben ist, aber hier gilt es: Biegen oder brechen. So drehe ich mich denn den ganzen Tag in Gesellschaften herum und bin hier schon so bekannt, daß ich niemals nötig habe, mittags ins Speisehaus zu gehen, sondern immer in Familien esse und doch bei jeder immer Schelte kriege, warum ich so lange ausgeblieben bin. Manchen Tag mache ich drei Häuser ab und noch eine neue Bekanntschaft dazu.

Das wäre nun alles recht gut, wenn die Leute mir nur auch was zu arbeiten geben wollten. Aber daran hapert's, und es heißt immer noch: Geduld, Geduld! — ein schweres Wort, wenn es die Wiedervereinigung mit Julchen gilt. Mit Versprechen sind die Leute hier sehr schnell, aber wenn's zum Klappen kommen sollte, so war's immer nichts. Indessen ich denke: erst zupft und spielt der Fisch an der Angel, bis er doch endlich anbeißt, und Gott hat mir's gegeben, daß ich bis jetzt guten Mut behalten habe.

Ich bin eben auch zu einer ungünstigen Zeit hierher gekommen. Denn erstens beschäftigt schon der Krieg [mit der Türkei 1828/9] alle Gemüter so lebhaft, daß sie an nichts anderes denken, weil fast aus allen guten Familien Söhne bei den Garden sind, und zweitens kam nun noch der unerwartete plötzliche Tod der Kaiserin-Mutter[1] dazu, die von Vornehmen und Geringen aufrichtig beweint wird, wobei die strengste Trauer-etikette alle Müßiggänger hinlänglich beschäftigt.

Jetzt habe ich aber eine Bestellung, die, wenn es gut geht, mein Glück machen, d. h. mir zu der gewünschten Anstellung verhelfen wird. Die sel. Kaiserin-Mutter hat nämlich, als sie das Obuchowsche Narrenhaus vor einigen Monaten besuchte, in diesem eine arme Wahnsinnige bemerkt, die ihr ganzes Mitleiden erregte. Diese Frau hat in der Schlacht von Borodino ihre beiden Söhne verloren und ist seit Empfang dieser Schreckenspost in völlige Apathie verfallen, in der sie auch jetzt noch verharrt. Sie sitzt immer so da, als lese sie einen Brief. Die Kaiserin fand sie halb nackend auf der Erde liegen in einem schrecklichen Zustande, so mager wie ein Skelett, und ward dadurch so ergriffen, daß sie den andern Tag wiederkehrte, ihr einen Lehnstuhl und Kleider brachte und ein Service mit Früchten und Speisen, recht geburtstagsmäßig geordnet, weil sie glaubte, die Freude könne ihr gut tun. Die Kaiserin sprach sehr liebreich mit ihr, hob sie von der Erde auf und suchte sie auf alle Weise zu trösten. Mein Hauswirt Venning, den die Kaiserin bei ihren Wohltätigkeitswerken viel gebrauchte und der auch bei dieser Szene gegenwärtig war, ward durch die Güte der Kaiserin so gerührt, daß er die ganze Szene als Bild gezeichnet wünscht, um dieses dem Kaiser als ein Andenken an die gottselige Wirksamkeit seiner Mutter zu überreichen,

[1] Maria Feodorowna, Witwe des Kaisers Paul I., geb. Prinzessin von Württemberg, † 24. Okt. a. St. 1828.

und hat mich mit dieser Arbeit beauftragt. Ich habe nun die Skizze schon fertig und fange morgen an, die Sache in Sepia auszuführen. Die Personen sind alle ähnlich, sehr ähnlich geworden, besonders die Wahnsinnige, die ich nach der Natur gezeichnet habe. Seht, liebe Eltern, wenn nun Gott den Kaiser durch dieses Bild rührt, so wird er gewiß auch nach dem Künstler fragen, und ich werde ihm auf diese Weise bekannt. Zu gleicher Zeit überreiche ich der Kaiserin[1], die meinem sel. Vater gut war und seinen Umgang liebte, als Geschenk ein Ölbild durch ihren Sekretär Chambeau, dessen Bekanntschaft ich gemacht habe, und werde auf diese Weise auch der Kaiserin bekannt — und dann reiche ich meine Bitte um den Hofmaler ein. Der Finanzminister Cancrin und auch die Frau von Potemkin, die viel Einfluß am Hofe hat, haben mir versprochen, mir dabei förderlich zu sein, und ich will auch die Fürstin Kurakin bitten, mein Gesuch durch das Ansehen ihres Mannes, der chancelier des ordres ist, zu unterstützen.

Den Direktor Schuberth[2], der Dir mit Leib und Seele ergeben ist, habe ich auch aufgesucht, er ist ein Mann voll Feuer und Leben. Neulich war ich zu einem Examen in der Petrischule; da hielt er eine Rede, die allerdings vortrefflich und echt christlich war. Aber er ist mir zu lebendig und ein so rasender Schwadroneur, daß ich mich aus dem Grunde unheimlich bei ihm fühle. Wenn einer so sehr viel spricht und so schnell wie ein Wasserfall, so kann ich nicht Achtung geben; solch schnelles, gleichmäßig fortlaufendes Sprechen reizt mich unwiderstehlich, gerade so wie das Brausen eines Waldstromes oder der Lärm einer Mühle, zu Träumereien oder Gedankenlosigkeit, und wenn dann der andere plötzlich fragt: „Ist es nicht wahr?", so weiß ich nie, was ich sagen soll, und das macht mich verlegen — das mag aber auch daher kommen, weil ich nur ein halbes Gehirn habe. Schuberth hat mir die herzlichsten Grüße an Dich aufgetragen, von denen ich mich hiermit dechargiere.

Meine Schwester, Mutter und Cousinen schreiben: Julie blüht wie eine Rose und ist so munter und mutig, daß sie das ganze Haus belebt und sie immer alle zum Lachen bringt. Sie hat sich Auguste auserwählt und entladet an ihr in meiner Abwesenheit ihre Zärtlichkeit. Wenn sie dann allein ist, wird sie manchmal etwas melancholisch und weint wohl ein paar Tränchen und säet auch etwas Tränensaat zur künftigen Freudenernte.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 14. Nov. a. St. 1828. Am vorigen Donnerstag [8. Nov. a. St. = 20. Nov. n. St.] war mein Geburtstag, vor dem ich mich diesmal etwas gefürchtet hatte. Ich hatte Sengbusch und Collins

[1] Kaiserin Alexandra (1798–1860), Gemahlin (seit 1817) Kaiser Nikolaus' I., geb. Prinzessin Charlotte von Preußen, Tochter Friedrich Wilhelms III.

[2] Heinr. v. Schuberth (1778–1866), aus Guben, wo noch heute eine von ihm hinterlassene wohltätige Stiftung besteht, seit 1807 in St. Petersburg, 1811 Inspektor der deutschen Hauptschule, später Staatsrat.

zum Frühstück eingeladen und sagte deshalb gleich, als ich aufgestanden war, zu Alexander, er solle zum Bäcker laufen und sehen, daß er einen Kringel bekomme. Indem ging die Tür auf, und ein Bedienter brachte einen herrlichen großen Butterkringel, mit Blättern und Blumen schön verziert; Alexander war darüber gar nicht erstaunt, sondern legte gleich seine Mütze wieder weg und sagte ganz naiv: „Da kommt er schon." Es war eine Überraschung von Sengbusch. Bald kamen auch die beiden Freunde. Es war noch finster und sehr traulich in meinem Stübchen, der Ofen heizte tüchtig, und ich hatte meine beiden Leuchter um den Kuchen gestellt, es sah ganz geburtstagsmäßig aus. Wir setzten uns um den Tisch, und Collins las auf meine Bitte erst das Lied „Wach auf, mein Herz, und singe", darauf die Losung[1] und dann bedeckte er das Gesicht mit der Hand und betete innig, erst allgemein, dann ging er auf mich über, und zuletzt betete er mit besonderer Herzlichkeit auch für Dich und unsere Bertha. Als er Amen gesagt hatte, fiel ich ihm mit Tränen um den Hals, und mir war sehr wohl, denn ich hatte Gottes Frieden. Nun frühstückten wir und zündeten unsere Pfeifen an, ich machte die Fensterladen auf, und das Zimmer wurde festlich vom Frührot beschienen — der breite Newastrom lag gefroren vor uns wie ein großer Gletscher, und die gegenüberliegenden Paläste blitzten im ersten Strahl der aufgehenden Sonne. Wir traten ans Fenster und schwatzten noch eine Stunde, worauf jeder an seine Arbeit ging — ich zur Gräfin Nesselrode, wo ich hinbestellt war, die ich aber nicht zu Hause fand, was mir sehr ärgerlich war.

Heute bin ich nun wieder hingegangen mit den schönsten Hoffnungen und habe da die bittere Enttäuschung erfahren, daß mir die Gräfin, nachdem ich eine ganze Weile gewartet hatte, impertinenterweise einfach sagen ließ, sie habe nichts nötig. So mußte ich denn mit meinen Bildern wieder abziehen und fühle mich dadurch so gekränkt und verletzt, daß es mich viel Überwindung kostet, Dir gerade jetzt zu schreiben; hatte ich das doch gerade deshalb immer verschoben, bis dieser Besuch vorbei sein würde, um Dir recht was Brillantes melden zu können!

Mit der Potemkin ist mir's besser gegangen. Diese Frau scheint ein Engel zu sein, sie sieht auch aus wie ein Engel. Als ich ihr das kleine Aquarell brachte, das ich nach einem Bilde ihrer seligen Schwester gemacht habe, hatte sie große Freude daran und sagte mir, wenn ich mich entschließen wollte, so in Aquarell zu malen, was man hier sehr liebt, würde sie mir viel Arbeit verschaffen können. Dann führte sie mich noch an die Wiege, wo das kleine Kind ihrer Schwester lag, was mich beinahe zu Tränen brachte, weil ich so lebhaft an Bertha erinnert wurde. Die Kurakin hat sich noch nicht wieder gemeldet wegen ihres Porträts. Hingegen hat Stoffregen, der ganz verliebt in Dein Bild ist, seine Frau bei mir bestellt und auch sich; aber die Tage sind so finster jetzt, daß man nicht malen kann.

[1] Losungen heißen die Bibelsprüche, die von der Brüdergemeine alljährlich für jeden Tag des Jahres ausgewählt und seit 1731 gedruckt verbreitet wurden

Wir haben jetzt Tauwetter bekommen, und ich kann, da das Eis zu morsch ist, nun wieder die Newa nicht passieren, wie schon vor vierzehn Tagen einmal, als die Eisschollen so stark gingen, daß man mit dem Kahn nicht hinüber konnte. Ich bin dadurch von meinen tätigsten Freunden ganz abgeschnitten. Sehr in die Quere kommt mir auch die Traueretikette, die hier alle Menschen so beschäftigt, daß sie an gar nichts anderes denken können, am allerwenigsten an einen Maler. So hatte ich neulich schon die Idee, nach Poll zu kommen und da die Zeit der schwersten Trauer abzuwarten. Aber es ist doch klüger, ich benutze die Zeit hier, wenn auch zu weiter nichts, als immer bekannter zu werden, und verspare mir unsere Freude auf Weihnachten. Ich möchte doch auch erst abwarten, was der Kaiser zu meinem Wahnsinnigenbildchen sagen wird. Venning war heute ganz davon entzückt. „Ja, akkurat so war es — sagte er zu mir — es ist, als ob ich die ganze Szene wiedersähe, und die Wahnsinnige ist so ähnlich, daß sie jedermann erkennen muß." So hatte der gute Mann eine ungemeine Freude. Es tut mir immer leid, daß ich mich der Sprache wegen gar nicht ordentlich mit Venning unterhalten kann, denn ich möchte ihn gern zum Freunde haben. Seine Frau, die gut deutsch spricht, ist mir nicht so lieb. Sie ist eine von den Christinnen, die sich immer ungeheure Sorgen wegen des Seelenheils von Diesem oder Jenem machen und auf diese Weise oft zu lieblosen Urteilen über andere verleitet werden — mir ist das schrecklich zuwider. Er dagegen ist ganz Liebe und scheint trotz seiner strengen Dissenterkirche doch das Wesen des Christentums recht erfaßt zu haben.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 27. Nov. a. St. 1828. Dein Brief war mir wie Orgelton und Psalmenklänge, wie ein Trunk alten Weines für meine Seele. Gott segne Dich dafür, meine geliebteste Julie! Daß unser Kleinchen schon ein Zähnchen aufzuweisen hat und daß die gute Großmutter dieses Ereignis zuerst entdeckt hat, macht mir solche Freude, daß mir das Herz hüpft. Ja, meine Herzensjulie, abholen kann ich Dich freilich noch nicht zu Weihnachten, aber besuchen, besuchen, daß man sich nur einmal wiedersieht, das muß ich durchaus, und wenn's nur auf drei Tage ist.

Hier scheint es ja nun auch vorwärts zu gehen. Chambeau, das ist der Sekretär der Kaiserin, den ich durch Venning kennengelernt habe, hat mir zugesagt, daß er mein Ölbild der Kaiserin gleichzeitig überreichen will, wenn Venning in vierzehn Tagen die Wahnsinnigenzeichnung an den Kaiser abgeben wird. Die Kurakin hat zwar immer noch nichts wieder von sich hören lassen, aber die Fürstin Jussupow hat ihr Bild in Aquarell bestellt und mir bereits eine Sitzung gegeben. Das Porträt für die Potemkin hat ihr so gefallen, daß sie zweimal von mir gemalt sein will, und ihr Kind soll ich auch malen.

Und nun noch eine besondere Freude. Als ich vor ein paar Tagen abends nach Hause komme, frage ich Alexander, ob niemand dagewesen wäre.

„Ja, Kurier!“ – „Kurier? Nun, und ſagte der denn nichts?“ – „Kurier ſagte: Herr ſollte morgen früh zehn Finanzminiſter kommen Cancrin.“ Ich konnte mir das Wie und Warum gar nicht erklären, ſtieg aber natürlich am andern Morgen zum Miniſter. Halb zehn ſtand ich ſchon im Vorzimmer mit einer großen Menge wartender Herren. Bald trat er heraus mit ſeiner Tobakspfeife, ſah ſich im Kreiſe um, und ſowie er mich erblickte, winkte er mir und ſagte: „Kommen Sie herein“, worauf ich ihm mit den geſpannteſten Erwartungen in ſein Cabinett folgte. Hier ſagte er mir: „Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu machen, der, wenn er Ihnen auch nicht viel einträgt, doch dazu dienen kann, den Kaiſer auf Sie aufmerkſam zu machen. Ich habe eine kleine Konkurrenz eröffnet für Zeichnungen zu einer Medaille zum Andenken der ſel. Kaiſerin-Mutter. Wenn Sie nun etwas ſchaffen, was dem Kaiſer gefällt, ſo werden Sie auch ein Geſchenk erhalten, hauptſächlich aber dem Kaiſer dadurch bekannt werden.“ Ich ſagte natürlich mit Freuden zu und zeichne jetzt Medaillen, daß mir der Kopf brummt.

Sonnabend, den 1. Dec. Ich habe in dieſen Tagen raſend gearbeitet, bei Tage immer an der Sepiazeichnung für Benning und abends und frühmorgens an den Medaillen, welche ich ungeheuer fein ausführe, um mich auf alle Art dadurch zu empfehlen. Vier habe ich ſchon fertig, und ſie ſehen ſo niedlich aus, daß alle, die ſie ſehen, davon entzückt ſind und ich ſelbſt ſie manchmal ſehr wohlgefällig anöggele.

Geſtern hatte ich die zweite Sitzung bei der Juſſupow. Als ich nach Verabredung um zwölf Uhr mittags hinkam, war ſie noch bei der Toilette, ich ſagte daher ihrer Geſellſchafterin, ich hätte meine Zeit zu nötig, als daß ich hier antichambrieren könnte, und die Fürſtin möchte mir einen Tag beſtimmen, an dem ich wiederkommen könnte. Die Fürſtin aber ließ mir ſagen, ſie wollte mir durchaus heute ſitzen und würde im Augenblick fertig ſein. Ich wartete noch über eine Viertelſtunde, da aber ſchoß mir die Wut ins Krönchen und ich nahm meinen Mantel um und wollte eben zur Tür hinausſpazieren, da kam die Madame geſchoſſen und bat mich zur Fürſtin. Dieſe machte viel Entſchuldigungen und entwaffnete durch Freundlichkeit meinen Zorn, denn ich hatte mir eigentlich vorgenommen, ſie etwas übers Knie zu ſtrecken. Sie bat mich dann, ich ſollte doch Sonntag früh wieder kommen. Ich ſagte, Sonntag ginge ich in die Kirche und par consequence nicht zu ihr. Dies fand ſie ſehr ſchön, denn Du mußt wiſſen, daß auf ihrem Tiſch wenigſtens zwanzig kleine Chriſtusbilder, eins akkurat ſo wie das andere, ſtehen. Dann möchte ich doch wenigſtens nach der Kirche kommen, wo ihr Bruder bei ihr ſein würde, welcher, da er im Kadettenkorps wäre, nur Sonntags abkommen könnte, und den ſie doch auch von mir gemalt haben möchte. Siehſt Du, ſo mehren ſich die Beſtellungen. Ich nehme zwar für ein Aquarellbild nicht mehr als ſechs Dukaten, das wird aber nicht lange mehr dauern, denn, ſobald ich viel zu tun kriege, ſchlage ich meine Preiſe auf. Ich wünſchte, ich bekäme recht viel ſo in Waſſerfarben, denn es gelingt mir und macht

mir gar nicht solche Sorge wie das Ölbruddeln. Hätte ich das früher gewußt, daß ich derlei Arbeiten kriegen würde, so hätte ich mich in Poll recht darin geübt. Es ist ein Glück, daß ich wenigstens Adelheid und Auguste so malte, sonst hätte ich hier so was gar nicht übernehmen können.

Gestern abend kam — denke, wie rührend — der alte Parrot zu mir und blieb drei Stunden bei mir sitzen. Zum Glück hatte ich noch nicht geraucht, und in meiner Stube war der schönste Wohlgeruch. Beruhige doch Mutter wegen des Pfeifenrauches. Wer am Tage zu mir kommt, riecht gewiß nichts. Ich rauche gewöhnlich des Morgens nur bis neun Uhr, dann sperre ich die Fenster auf, lüfte ordentlich und räuchere mit so einem Papierchen — so habe ich den ganzen Tag die schönste Luft für die Bilderbesucher, bis zum Abend, wo ich niemanden mehr erwarten kann. Dann aber wird nach Herzenslust gequalmt.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, den 12. Dec. a. St. 1828. Heute nur ganz kurz, indem ich durch Timos Ankunft um meine Schreibestunde geprellt worden bin. Er kam gestern abend gleich zu mir, und wir hatten so viel zu plaudern, daß er schließlich die Nacht bei mir blieb. Die Medaillen und die Sepiazeichnung sind nun fertig. Die Sepiazeichnung will Venning morgen überreichen, die Medaillen habe ich Cancrin schon übergeben; wenn Du diesen Brief bekommst, hat der Kaiser sie schon gesehen. Es hängt viel davon ab, wie er sie aufnimmt. Ach, wenn es mir doch gelänge, hier eine Pension zu erjagen! Wie glücklich könnten wir dann in Estland leben! Wenn ich irgendeine Freude habe durch meine Arbeiten, die an den Hof gegangen sind, dann komme ich Weihnachten zu Dir; aber hänge Dein Gemüt nicht zu fest daran, es kann auch sein, daß irgendein Hindernis mich hier noch festhält und ich erst zu Neujahr oder zu den Drei Königen kommen kann.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 19. Dec. a. St. 1828. Ich hatte mir vorgenommen, wenn ich irgendeinen freudigen Erfolg hätte, so wollte ich gewiß Weihnachten zu Dir kommen. Nun aber weiß ich noch gar nichts. Über meine Medaillen habe ich noch nichts gehört, und die Sepiazeichnung hat Venning überhaupt noch nicht abgegeben, weil er bisher keine Audienz bekommen konnte. Hinsichtlich des Bildes, das ich der Kaiserin präsentieren wollte, sagt mir Chambeau, sie sei so beschäftigt, daß sie ihm ein für allemal befohlen habe, alles der Art abzuweisen, er wolle aber sehen, wenn sie sich für die Zeichnung interessiert, die Venning abgeben würde, ihr etwas von mir zu sagen und sie zu fragen, ob sie nicht mehr sehen wollte. So kann ich jetzt noch nicht kommen und will wenigstens das Neujahrsfest hier abwarten. Denke Dir nur, wenn ich jetzt zu Dir käme und lebte ein paar Tage bei Dir wie im Himmel, und dann müßte ich wieder hierher in die alte Dunkelheit zurück — ich kann Dir sagen, mein Herzensweib, dazu bin ich zu schwach. Bald werde ich

kommen, das ist wahr; dann bleibe ich aber entweder ganz bei Dir oder ich kehre mit helleren Hoffnungen nach Petersburg zurück. Eigentlich habe ich aber keine Hoffnung mehr, gar keine, in keiner Sache, und wundere mich, daß mir der Herr so viel Stärke gibt, diese Enttäuschung zu tragen. Ich bin ganz resigniert und darauf gefaßt, bald von hier für immer abzureisen und als armer Mann recht glücklich mit Dir dem Himmel langsam entgegenzugehen. Denn wenn ich hier nicht viel mehr verdiene als verzehre, so wäre ich ein Narr, hier zu bleiben, da ich für meine Zinsen auf dem Lande oder in Reval eben auch leben kann. Jetzt kenne ich nur noch ein Glück, das ist: Bei Dir, bei Dir — und müßten wir auch trocken Brot essen — nur bei Dir und mit Dir!

Ich habe ein großes Bedürfnis, einmal recht ausführlich mit Mutter zu sprechen — aber Schreiben lohnt und zinst sich da nicht. Wenn wir mit Mutter und unserer Adelheid zusammen nach Reval zögen? Ich könnte da immer was verdienen und mich nach Petersburg hin doch auch bemerklich machen, sodaß ich am Ende doch noch angestellt würde. Ganz in Poll zu bleiben möchte ich nicht vorschlagen, denn erstens würde ich in der Einsamkeit da verfaulen und zweitens ist Mutter immer unwohl in Poll. So würde ich lieber in diesem Winter in Poll Kostgeld zahlen, und im nächsten Sommer lebten wir dann in unserem eignen Quartier in der Stadt. Für jetzt aber habe ich nur den einen Gedanken: wieder bei Dir zu sein. Was ist denn dieses kurze Leben? Oh, wie man töricht ist! Was fehlte uns? Doch ist mir's eine Beruhigung, das kann ich wohl sagen, es hier versucht zu haben. Zum Feste wünsche ich Dir, mein herzliebes Weib, Trost und Kraft von Oben. Sei stark, liebe Frau! — es gibt nichts Elenderes als ein Herz, das verzagt. Ich grüße und küsse Dich mit aller Herzlichkeit einer hohen Liebe, Dich und alles, was Dich liebend umgibt.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

St. Petersburg, Mittwoch, den 2. Januar a. St. 1829. Ich bin in großer Angst und Besorgnis und habe schon ein paar Nächte meine Augen zum Schlafe nicht schließen können. O wie konntet Ihr mich so lange ohne Nachricht, zum Feste mich ohne Brief lassen?! So viele, die der Feder mächtig sind, und keiner schreibt! Ich mache mir allerhand düstere Gedanken und befürchte namentlich, daß meine letzten Briefe Mutter in Unruhe versetzt haben möchten. Schreibe mir doch mit der Sonntagspost bestimmt — der Brief mag mich nun noch hier treffen oder nicht.

Ich würde schon bei Dir sein, wenn ich nicht noch eine Entscheidung hätte abwarten wollen, aber nun habe ich es satt. Ach, meine Herzensjulie, solange ich Dich habe und Du mich liebst und der Herr uns kleidet und nährt, so lange ist's Sünde zu klagen, denn so lange bin ich im Besitz eines vollkommenen Erdenglückes, und Du sollst auch keine Klage von mir hören und sehen, wie glücklich . . .

O Freude und Dank dem Herrn aller Herren! Soeben kommt Dein Brief an, und Ihr seid alle wohl. So sei denn Gott gepriesen für seine unendliche Treue. Ich werde nun anfangen mich hier loszuwinden und denke, will's Gott, bald in Deinen Armen zu sein. Der Herr hat mich gelehrt, das Glück zu erkennen, das ich wirklich besitze, und von dem abstehen, das ich mir erträumt.

* *

W. v. K. an Karl v. Sengbusch

Poll, den 16. Januar a. St. 1829. Je näher wir der Heimat kamen, je weiter wurde mir die Seele. Die ganze letzte Station fuhren wir en carrière, und als ich endlich mein geliebtes Weib an mein Herz drückte und sie an meinem Halse vor Freuden schluchzte und nicht wieder von mir lassen wollte, da fühlte ich deutlich, daß ich der glücklichste aller Menschen bin. Ich war den ganzen Abend wie benommen. Ich sah mein blühendes Weib an und mein Kind, das sich ungemein lieblich entwickelt hat, ich sah meine Mutter wieder und so viele teure Seelen, die mit Liebe an mir hangen, und legte mich schlafen wie ein Träumer. Als ich am anderen Morgen erwachte und mich besann, wo ich war, dünkte mich's, ich sei gestorben und zum ewigen Leben erwacht. Es war noch ziemlich dunkel, und mich umgab ein Schweigen wie im Tode. Ich stand auf und trat ans Fenster, da schimmerte der Morgen mit seinem friedlichen Licht über den stillen dunklen Tannenwald herauf. Ich war zu Hause, ich konnte auch den ganzen Tag zu Hause bleiben, nichts drängte mich, keiner jagte mich. Endlich trat auch die Sonne hervor hinter den schwarzen Wipfeln der Tannen und übergoß die ganze Gegend mit purpurnem Lichte. Der Friede Gottes schien ausgebreitet über das stille Land.

In diesem stillen göttlichen Frieden richte ich mich hier nun wieder zu einem arbeitsamen Leben ein. Ich bin nicht geschaffen für das Leben und Treiben in der großen Welt. Hier trinke ich die Stille und Ruhe ein mit langsamen großen Zügen wie ein Verdursteter. Fern von dem Lärm und dem Treiben der ungeheuersten Eitelkeiten danke ich Gott, daß er mir gab, was mir gut und nütze war.

Heute nachmittag hatte ich mit meiner Mutter ein langes Gespräch meine Zukunft betreffend. Es war uns beiden etwas dunkel um den Kopf, da kam gerade die Post von Reval an und brachte mir das — Altarbild! O lieber Bruder, wie mir da war! Ich begreife mein Glück noch gar nicht und weiß nur das, daß ich unbeschreiblich glücklich bin und daß mir nun nichts mehr zu wünschen übrigbleibt.

Sie haben recht, lieber Freund — eigengeartet sind wir Beide. Sie sind sanguinisch angelegt, ich melancholisch. Sie sind einheimisch in der Welt der Empfindung, von leichter Erregbarkeit und inniger Wärme des augenblicklichen Gefühls — und doch sind Sie zugleich eine abgerundete Persönlichkeit, ein Völliges, Ganzes, Sie sind immer Sie selbst, nie etwas Fremdes, Gemachtes, Entlehntes. Darin ruht für mich das unbeschreiblich Anziehende und Erquickende des Verkehrs mit Ihnen, darin, wie ich

glaube, auch der Schlüssel zum Verständnis Ihres geistigen Wesens, soweit es zu den Tiefen der Seele des Anderen überhaupt einen Schlüssel gibt; dieser Tempel hat bekanntlich die Eigenschaft gotischer Dome, die wohl manche Tür zum Eintritt, aber für den draußen Stehenden völlige Undurchsichtigkeit der Fenster besitzen – nur dem, der hineingelassen, zeigt sich im Inneren der reiche Schmelz ihrer Glasmalereien. Eben weil Sie nun in der Welt der Empfindung leben und zugleich eine eigengeartete Persönlichkeit sind, sind Sie abgeneigt dem Gesetz, welches nur allgemeine Formeln hat und von dem Besonderen, Individuellen keine Notiz nimmt. Hier wurzelt der Unterschied unseres religiösen Lebens. Das Ihrige ist ein solches der Empfindung, das meinige eines des Gesetzes, Ihnen ruht das Christentum in Gebet und Liebe, mir im gewissenhaften Handeln. Sie stehen zu Ihrem Gott in einem persönlichen Verhältnis, ich in einem derartigen, welches das Gesetz vermittelt. Daher sind Sie Ihres Glaubens froh, ich nur sehnsüchtig, froh zu werden. Sie ruhen – ich laufe, und doch liegt es nicht am Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Poll

Reval, Friedheim, den 21. April a. St. 1829. Heute, am Sonntagmorgen, doch wenigstens einen herzlichen Gruß, in einem halben Stündchen muß ich wieder zum Gouverneur. Übrigens bin ich ganz umsonst hierher geeilt und hätte meine Geschäfte wegen des Bildes ebensogut vier Wochen später abmachen können. Ich bekomme voraus 500 Rubel, muß aber eine Kaution von 1100 stellen – ist das nicht schändlich? Die Kaution besteht allerdings in Kreditkassenpapieren, von denen mir die Coupons bleiben, sodaß ich doch nichts daran verliere. Ich werde aber nun noch einmal nach Reval müssen, um die Papiere herzubringen. Jetzt habe ich noch zwei Tage hier zu tun und werde erst am Mittwoch zu Gerhard[1] reisen können.

Heute haben wir einen so herrlichen Tag, daß ich am liebsten gleich nach Poll abfahren möchte, um ihn in Kompagnie mit Dir zu genießen. So oft ich von Poll fort bin, fühle ich erst recht, eine wie liebe Heimat es

[1] Der Bruder Gerhard leitete damals die Verwaltung des v. Uexküllschen Majorates Fickel. Er war schon während Wilhelms Romreise im Juni 1826 nach Estland zurückgekehrt und dann auf Neuharm und seit April 1827 auf dem Mustergut (Merinoschafzucht) der estnischen Ritterschaft Orrenhoff tätig gewesen, wohin er auch nach seiner Vermählung am 28. August 1827 seine junge Frau führte. 1830 kaufte er das Gut Fersenau, das er im Sommer 1836 wieder verkaufte, nachdem er 1833 die Verwaltung des zu dem Adligen Fräuleinstift Finn gehörenden Gutsbetriebes übernommen hatte. In Finn hat Gerhard 37 Jahre gelebt, 1870 zog er nach Reval und kaufte sich hier ein „Höfchen", das er „Stillheim" nannte und in dem er 1883, am 27. Dezember n. St., gestorben ist.

Bei einem der Besuche Wilhelms in Fickel im Jahre 1829 sind offenbar sowohl die aquarellierten Zeichnungen von Gerhard und seiner Frau [s. d. Abbild.] wie auch die Zeichnung des princeps in Fersenau [s. d. Abbild.] entstanden, welch letztere Wilhelm dann später nach dem Ankauf von Fersenau dem Bruder mit der nachträglichen Aufschrift zugeschickt hat.

mir geworden – da habe ich eigentlich die merkwürdigste Zeit meines Lebens zugebracht und Du fast auch, und wenn es auch nicht die lustigste Zeit des Deinigen war, so wirst Du in der Folge doch sehen, daß es eine sehr liebe Zeit war, die in unserer Erinnerung immer mit stillem Licht dastehen wird. Sage Auguste, sie soll ihre Zeichnungen im Spiegel sehen, da würde sie sich selbst korrigieren können, und halte darauf, daß sie es tut. Umarme meinen Birkenbaum an Augustes Laube, ich liebe ihn, weil ich ihn gepflanzt habe. Auf der Reise sah ich in einer Station mich zufällig im Spiegel und war sehr gerührt, ein Pollsches Gesicht zu sehen.

*

W. v. K. an den Atti

Poll, Ende Mai 1829. Es ist immer ein Fest für Julie und mich, wenn ein Brieflein von Euch ankommt. Wir räumen dann schnell alles Störende beiseite, ich zünde mir ein Pfeifchen an, setze mich so dicht als möglich neben die Kleine, und so lesen wir dann den Brief zusammen, indem wir beide hineinschauen und abwechselnd unsere Stimmen erheben. Für mich sind Deine Briefe immer eine rechte Seelenlabung, so wie ein frischer Trunk Wein und wie Morgenluft.

Heute soll Dich ein Bild aus dem hiesigen Leben erquicken. Vor einiger Zeit ward ich infam vom Zahnweh gepiesäckelt, da packten mich die Mädchen auf eine Droschke und fuhren mit mir nach Mûla, einem Pollschen Dorf, zu einem alten Weib, welches schon oft mit Glück gehext hat. Ich trat in ein niederes, ungedieltes Zimmer, ungefähr wie bei uns ein Gänsestall, und mußte mich hier auf der Alten Geheiß auf ein niedriges, mit Pelzen behangenes Stühlchen setzen. Die Mädchen mußte ich ihres beleidigenden Lachens wegen zur Tür hinaustreiben und behielt bloß Auguste bei mir. Nun fing die Alte an, mir einen großen Bündel von ihrem silbernen Geschmeide um den Kopf zu schwenken, dann warf sie das Geschmeide in einen Eimer Wasser, in das sie noch allerhand Geheimnisvolles hineingeschüttet hatte, und ich mußte mich dreimal mit dieser Bouillon gurgeln; zuletzt nahm sie ihr silbernes Brustschild, welches in der Mitte ein Loch hatte, ab, und ich mußte dreimal durch das Loch durch ins Wasser spucken, was keine Kleinigkeit war, da ich in dieser Nachmittagsstunde gerade eine große Vertrocknung in meinem Gaumen verspürte und man einen guten Vorrat Flüssigkeit braucht, um durch ein enges Loch nach einem anderen Gegenstand gerade hin zu treffen. Auguste verlor bei meinen Anstrengungen die Fassung, und auch ich bekam innere Krämpfe vor Lachen. Die Alte umschwirrte mich noch einmal mit ihrem Geschmeide, mein Zahnweh verging, und ich bin nun schon drei Wochen lang verschont geblieben. Antonie fragte die Alte, aus wessen Macht sie dies tue. Da antwortete sie: „Wenn Gott es nicht tut, wie mag ich es tun?"

[Julie fährt fort:] Eben ist die kleine Bertha, nachdem sie zuvor lange gelacht und gejubelt, endlich eingeschlafen, da will ich schnell noch ein paar Worte hinzufügen. Ich hätte doch kaum geglaubt, daß ein Kindchen einen

so in stete Tätigkeit setzen könnte, trotzdem sich noch die Großmama und die Tanten nebst dem Papa der Kleinen annehmen. Muttchen wird sagen: „Ha, was ist ein Kind, laß sie nur erst sechs haben!" Das Kindchen ist jetzt fast schon den ganzen Tag wach und auf und will beständig auf das lebhafteste unterhalten, getragen und geschaukelt sein, wozu sich der gute Wilhelm sogar noch in den Mitternachtsstunden, wenn es nötig ist, bereitwillig findet. Ich glaube aber auch, das Kindchen liebt seinen Vater schon ganz besonders, denn es lacht ihn vorzüglich viel an und ist auf seinen Armen immer ruhig und zufrieden.

Über Dein „kis, kis" im gestrigen Brief hat Wilhelm entsetzlich lachen müssen. Denkt Euch, daß man hier auch „kis", aber nicht in dem Sinne des Hetzens gebraucht. So neckte ich mich in Kurküll mit einer Schar Kinder herum, als auf einmal mich alle umzingelten und einstimmig „kis, kis, kis" riefen, was mich in nicht geringes Staunen versetzte. Überhaupt sind hier viele Worte, die Mütterchen noch von Westfalen her gebraucht, bekannt, und es ist den Mädchen immer ein großer Jubel, wenn sie ein solches von mir hören. Die Sprache hier ist mir eigentlich gar nicht fremd, und viele haben mir schon gesagt, daß ich ganz wie eine Estländerin spräche, nur daß ich nicht Jeist und Määr sage. „Gurig" haben Wilhelm und ich hier auch schon eingeführt, nur wissen sie es noch nicht recht anzuwenden.

Morgen wird uns die gute Tante Emilie wieder verlassen, die mit ihren Kindern ein paar Wochen hier war; sobald sie nun in Reval alles in Ordnung gebracht haben wird, wollen wir auch in ihrem Höfchen „Friedheim" einziehen und werden da in der „Herberge", einem besonderen Häuschen, wohnen. Alle Bewohner Polls werden uns später dorthin folgen.

*

W. v. K. an den Atti

Reval, den 12. Juli a. St. 1829. So Gott will, werden wir nun unsere Reise bald antreten, Mutter hat hinlänglich Kräfte dazu gesammelt, und unsere Pässe und Geldkasse sind in Ordnung. Wir hatten den Plan, mit dem Dampfschiff zu reisen, und Julie freute sich höchlichst, auf diese Weise Euch wiederzusehen und einige Wochen bei Euch zu bleiben. Leider hat sich dieser Plan wieder zerschlagen, da sich bei meiner Mutter eine große Unlust vor der Dampfbootreise zeigte, die wahrscheinlich Ängstlichkeit ist und durch keine vernünftigen Gründe zu überwinden war. Ich bin nicht gewohnt, meiner Mutter Gesetze vorzuschreiben, und gab daher nach. Mit meinem Passe habe ich eine ganz tolle Not gehabt und bin endlich, um alle Drangsale mit dem Schwerte zu zerschneiden, russischer Untertan geworden in optima forma; so bin ich nun künftighin hier und in allen Landen aller solcher Scherereien überhoben, indem ich überall den Schutz der Gesandtschaft habe. Für mein Altarbild habe ich 1800 Rubel im voraus erhalten, und in Dresden hoffe ich 800 Gulden, die ich in dem Erbschaftsprozesse gewonnen, zu meiner Einrichtung vorzufinden.

Die Baseler Freunde haben mir sehr freundlich geschrieben, wollen oder können aber nicht so viel zahlen, daher bin ich sehr froh, daß ich sie los bin. Nun will ich die Sache[1] selbst unternehmen und das Heft von sieben Blättern für einen Thaler verkaufen, und dabei soll es ein Prachtwerk werden, was seinesgleichen nicht hat, jedes Bild mit einem reichen Arabeskenrande — so will ich wohl sehen, ob es nicht abgehen soll. Von 1000 verkauften Exemplaren verspreche ich mir dann einen Gewinn von 600 Thaler, und jeden Winter soll ein Heft erscheinen. Ich habe Dir ungeheuer viel von diesem Plane vorzuschwatzen, aber eben zu viel, um es zu schreiben. Wenn zu jedem Bilde ein kleiner Text, d. h. eine kleine Erbauung mit Gebet, von Deiner Feder und aus Deinem Herzen zugelegt würde, so würde das Ganze ungeheuer gehoben werden — wir beide wollten uns schon wechselweise in die Feder und in den Pinsel arbeiten, daß es eine Lust sein sollte. Es würde ein prächtiges Erbauungsbuch abgeben: eine Geschichte der Kirche Gottes auf Erden in erbaulichen ernsten Bildern, mit kräftigen Worten aus einem christlichen Herzen, die Bezug auf den Gegenstand des Bildes haben, ohne sich im übrigen unmittelbar auf das Bild selbst zu beziehen. Auf der einen Seite sieht man das Bild, auf der gegenüberliegenden den Text, sodaß man beides auf einen Blick hat und die Worte des Textes für den Gegenstand des Bildes Interesse erregen. Den Text würde ich mir so Thomas a Kempis-artig denken und so, als wenn er sich scheinbar gar nicht um das Bild bekümmere, doch aber denselben Gegenstand hat.

Über diesen Plan möchte ich Dich nun gerne sprechen und am liebsten in Bremen, in Deinem Hause — das wird aber kaum möglich sein, denn mit Weib und Kind ist die Reise von Dresden zu Euch zu teuer, und ohne meine Frau tue ich's nicht. Wie danke ich Euch für dieses Weib, Ihr lieben, lieben Eltern! Je mehr ich mich mit ihr einlebe, je glücklicher macht sie mich und je fester fußt und wurzelt die Liebe in mir. Möchte ich sie nur auch in dem Grade glücklich machen können als sie mich! Wir werden freilich in Dresden nicht wie reiche Leute leben, sondern wie arme; aber es ist weit ehrenvoller, als armer Mann auskommen, denn als reicher Schulden machen. Ich habe meine Mutter überredet, daß sie in Dresden eine separate Wirtschaft führt, damit Julchen selbständig werden kann und freie Hand im Hause behält. Wir wollen leben wie arme Leute und Gott um jeden Bissen Brotes bitten und ihm für jeden Bissen danken — so ein Leben hält einen fest am Herrn. Es ist auch viel süßer, im Vaterlande darben, als in der Fremde ein Herrenleben führen. Nun Gott befohlen! In vier Wochen sind wir, so Gott will, in Dresden.

*

[1] Hier entwickelt W. v. K. den Plan, der dann in den folgenden Jahren in dem Werke „Die Geschichte des Reichs Gottes nach der Heiligen Schrift, in Bildern" zur Ausführung kam.

Seereise von St. Petersburg nach Travemünde 9. bis 14. August n. St. 1829

[Spätere Niederschrift]

Den 3. August [n. St.] nahmen wir Abschied vom lieben Poll und kamen den 6ten abends in Petersburg an, wo wir in einem großen Hotel am Admiralitätsplatz, dem Winterpalais gegenüber, abstiegen. Wir wollten mit dem englischen Dampfschiff „Georg IV." reisen, das, wie wir gehört hatten, am 9ten abgehen sollte; bis dahin hatte ich allenfalls Zeit, unsere Pässe in Ordnung bringen zu lassen. Zu unserem Schrecken erfuhren wir jetzt, daß das Schiff bereits am 8ten abfahre. Ich suchte gleich meinen Freund Sengbusch auf. Er riet mir, mit dem russischen Dampfschiff, das am 9ten mittags von Petersburg nach Kronstadt abginge, zu fahren; so würden wir den „Georg", der sich in Kronstadt einen Tag aufhalte und erst am 10ten früh um drei Uhr von dort weiterfahre, noch erreichen. Nun ging ich mit Sengbusch an Bord des „Georg", um mich einschreiben zu lassen. Ich fand den zweiten Platz, den allein wir bezahlen konnten, sehr unter meiner Erwartung, da aber wenigstens für die Frauen eine separate Kajüte da war, schlug ich zu und mietete die nötigen Plätze.

Wir hatten nun noch tausend Besorgungen, und ich mußte wegen der Pässe von Pontius zu Pilatus laufen, sodaß ich die Stadt meiner Frau und Schwester nur ganz flüchtig zeigen konnte, indes durchkreuzten wir sie doch zu Wasser und zu Wagen. Bei der Abreise gab es eine große Not. Wir hatten unser Gepäck nach dem Englischen Quai vorausgeschickt, uns selbst aber etwas verspätet, sodaß wir erst $^3/_4$12 mit unserer Droschke am Dampfschiff ankamen. Wie erschraken wir, als man uns sagte, wir seien auf ein falsches Schiff geraten, welches erst den folgenden Tag abfahre. Das richtige Schiff lag sehr weit davon entfernt. Wir ließen nun den Kutscher jagen, was die Pferde nur laufen konnten, und Sengbusch wollte uns die Koffer zu Wasser nachbringen. Am Dampfschiff war ein tolles Gedränge von Menschen, sodaß schon das Mieten der Plätze mir tausend Not machte. Von Sengbusch mit dem Gepäck war nichts zu sehen. An Bord zu gehen wagten wir nicht aus Furcht, bei der plötzlichen Abfahrt des Schiffes von unseren Sachen getrennt zu werden. Da gab die Schiffsglocke das erste Zeichen zum Aufbruch — alle, die nicht auf das Schiff gehörten, verließen es eilig. Es war ein greulicher Tumult, und unsere Angst und Unruhe erreichte ihren Gipfel. Da endlich sahen wir Sengbusch auf seinem Kahne um eine Ecke biegen, wir winkten mit Tüchern, er winkte wieder, der Kahn flog heran, die Koffer wurden aufs Schiff geworfen, wir sprangen nach, Sengbusch, der uns bis Kronstadt begleiten wollte, mit, und in demselben Augenblick gab die Schiffsglocke das zweite Signal. Die Taue wurden eingerafft, das rechte Rad setzte sich langsam in Bewegung und gab dem Schiff eine kleine Richtung vom Ufer ab; nun bewegte sich auch das linke Rad, beide Räder immer

schneller und schneller, die Newa brauste auf, als wenn sie kochte, und in wenigen Minuten sahen wir Petersburg weit hinter uns, als wäre es auf Wasser gebaut. Ich hatte in dieser Stadt viel gelitten und drehte ihr gern den Rücken.

Bei tiefer Dämmerung wurden wir am Abend in Kronstadt mit all unserem Gepäck am Lande abgesetzt. Wir wollten nun gleich ein Boot nehmen und nach dem „Georg IV.", den wir in der Ferne liegen sahen, hinüberfahren. Aber ein Offizier benachrichtigte uns, daß unsere Pässe erst noch bei verschiedenen Behörden visiert werden müßten. Das war mir ein Donnerschlag, ich wußte keinen Bescheid und erfuhr auch, daß alle Bureaus schon geschlossen wären. Da standen wir nun spät abends am kalten Strande, meine kränkliche Mutter, meine Frau, die guter Hoffnung war, meine Schwester, mein kleines Kind auf den Armen unserer treuen Magd Mienchen, ich und mein Freund ohne Rat. Endlich erbot sich ein junger Offizier, der deutsch verstand, wenn ich ihm einen Dukaten geben wollte, mir alle die nötigen Visas zu besorgen und die Pässe vor zehn Uhr abends aufs Schiff zu bringen. Mit Freuden willigte ich ein und übergab meine Pässe, meine einzige Legitimation, in einer so kritischen Lage einem wildfremden Menschen.

Sengbusch mietete nun einen Kahn, und wir fuhren ab. Der Kahn tauchte auf und nieder, ein frischer Wind blies uns um die Nase, und wir kamen dem Schiff immer näher, das uns heimführen sollte nach Deutschem Lande. Endlich lag es vor uns wie ein schwarzer Riese, und wir legten an der Schiffstreppe an. Die See ging aber so hoch, daß jeder nur durch einen gewagten Schritt oder Sprung die Treppe erreichen konnte. Das Kind hinüberzubringen, war das Ängstlichste; endlich wagte ich's, der Steuermann half und, Gott sei Dank, wir brachten das arme Würmchen glücklich hinüber. Nun suchten wir unsere Kajüte auf. Wir fanden darin gute Beleuchtung und mehrere Leute, die am Tische saßen und schmausten und unseren Gruß freundlich erwiderten. Die Meinigen nahmen Besitz von ihren separierten Kämmerchen, und ich suchte mir in der großen Kajüte eine bequeme Koje, die wie Wandschränke in zwei übereinander laufenden Reihen in den Wänden angebracht waren. Dann stiegen Sengbusch und ich wieder aufs Deck und suchten den Kapitän, den Sengbusch unserer Pässe wegen fragte. Er sagte, wenn die Pässe nicht kämen, wäre er genötigt, uns vor der Abfahrt wieder ans Land zu setzen, in welchem Falle auch unser Fahrgeld nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht zurückerstattet werden dürfte.

In großer Unruhe gingen wir beiden Freunde nun auf dem Schiffe hin und her. Einzelne Boote kamen und gingen zu und von uns, aber der gute Sengbusch, der nach Petersburg zurück wollte, konnte sich nicht entschließen, uns zu verlassen, bis er wußte, welchen Ausgang es mit uns nehmen würde. Da wurde die Schiffstreppe aufgezogen, und die Kommunikation mit dem Lande war abgeschnitten. Die Uhr in Kronstadt schlug elf, sie schlug zwölf, unsere Pässe kamen nicht. Unablässig gingen

wir Arm in Arm auf und nieder, und ich fühlte, ein wie guter Trost ein Freund ist. Nun schlug es ein Uhr, da hörten wir Ruderschlag und unterschieden in den dunklen Wellen ein Boot. Das Herz schlug mir hoch. Die Treppe wurde heruntergelassen, ein paar russische Offizianten kamen herauf. Sengbusch fragte, ob sie die Pässe für Herrn v. Kügelgen brächten. Sie verneinten, nannten ein paar andere Namen und stiegen zum Kapitän hinab; Sengbusch flog ihnen nach, und ich blieb in banger Erwartung auf Deck. Die Offizianten kamen zurück und fuhren ab. Nun kam auch Sengbusch. Er umarmte mich und sagte, er hätte meine Pässe gesehen. Aber das Boot war nun fort, seine letzte Hoffnung, ans Land zu kommen, war gescheitert, denn vom Dampfschiff, auf dem schon alles still war, konnte er kein Boot bekommen. Seine einzige leise Hoffnung war noch, bei anbrechendem Tage von einem Wachtschiff ein Boot errufen zu können. Wir verabredeten, im schlimmsten Falle müsse er als mein Bedienter mit nach Deutschland bis Bremen, wo er bekannt war und sich einen Paß verschaffen konnte, um mit dem nächsten Dampfschiff zurückzukehren.

Wir stiegen in die Kajüte, ich überredete den teuren Freund, sich in meine Koje zu legen, um sie einzuweihen, und ich legte mich auf den großen Tisch, der in der Mitte der Kajüte stand. Wir mochten etwa eine Stunde geschlafen haben, da wurden wir aufgeschreckt durch ein greuliches Stöhnen der Schiffsmannschaft auf dem Verdeck, das sich taktmäßig hören ließ, untermischt mit einem schrecklichen Gepolter gerade über unseren Köpfen. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, wo ich war, dann kam mir schnell der Gedanke: das Schiff! es geht fort! Ich eilte mit Sengbusch aufs Verdeck und fand die Matrosen beschäftigt, den großen Anker vermittelst einer ungeheueren Winde heraufzuziehen. Schwer fielen die großen Glieder der Ankerkette aufs Verdeck nieder, und die Walze, die durch große eiserne Hebel gedreht wurde, krächzte grausig durch die Stille des Morgens, aber harmonisch zu dem wunderlichen Stöhnen der Matrosen. Die Meinigen kamen alle aufs Verdeck. Der Augenblick war uns höchst interessant — wir wurden nun los vom russischen Lande, ja von allem Lande, und einem anderen, uns gänzlich fremden Elemente hingegeben. Freude, Schauder und die gespannteste Aufmerksamkeit beseelte uns. Nur beim Antritt der ersten Seereise kann man so etwas empfinden, danach stumpft sich alles ab; als der Anker in Travemünde niedergelassen wurde, sahen wir gar nicht hin.

Der Tag dämmerte schon stark, der Himmel war heiter, und ein leichter Südwind wehte. Das Schiff stand mit der Spitze nach Osten gegen den Strom der Newa. Als der Anker sich hob, fühlten wir an einer leichten Bewegung des Fußbodens, daß das Schiff flott wurde. Da wurde ein kleines dreieckiges Segel aufgezogen, der Wind legte sich hinein und trieb das Schiff mit der Spitze nach Norden hin, zugleich setzte sich das rechte Rad in Bewegung und vollendete die völlige Kehrung des Fahrzeuges. Jetzt fing auch das linke Rad an zu arbeiten, das

Segel wurde eingerafft, die Räder gingen immer ſchneller, das große Schiff nahm eine zitternde Bewegung an, ungefähr der Bewegung eines ſehr guten Federwagens ähnlich, der raſch über gutes Pflaſter fährt, und ſo ſchoſſen wir vorwärts und glitten über die Reede von Kronſtadt hin. Rechts von uns lag eine lange Linie von einundzwanzig großen Kriegsſchiffen, die wir paſſierten, eins immer ungefähr eine Viertelſtunde vom anderen poſtiert. Dieſer Anblick war ſchön. Die Newa oder der Anfang des Meerbuſens iſt hier ſo breit, daß wir bloß rechts die Küſte von Finnland in der Ferne ſahen; die Küſte von Ingermanland war unſeren Augen entrückt. Ich ſtand mit Sengbuſch am Bugſpriet — was aus ihm werden ſollte, war uns dunkel. Er hatte ſich drein ergeben, mit nach Deutſchland zu kommen.

Mit unglaublicher Schnelle hatten wir die ganze lange Linie von ſchwimmenden Feſtungen paſſiert und nahten uns nun der letzten, einem koloſſalen Dreidecker von hundert Kanonen, der als Wachtſchiff die Linie ſchloß. Hier hielten wir plötzlich an. Vom Schiff ſtieß eine Schaluppe ab und brachte einige Offiziere zu uns herüber, die unſere Päſſe und unſer Gepäck nochmals beſahen — dies war die letzte Paßſchurigelei. Mit dieſen Offizieren konnte nun Sengbuſch an Bord des Wachtſchiffes zurückkehren und von da das erſte einlaufende Schiff benutzen, um nach Petersburg zurückzukehren. Wir lagen uns lange in den Armen, dann ſtieg er in das Boot, das von den Wellen hochgehoben wurde. Da ſtand er den Blick nach uns gewendet — er war ein ſchöner Mann, gewachſen wie ein Palmbaum, von ſanftem Anſehen. Lange winkte er mit dem Tuche — da tauchte die Sonne hinter Kronſtadt auf und ein gewaltiger Schuß von der Feſtung verkündete den Anbruch des jungen Tages. Es war der Morgen eines der genußreichſten Tage meines Lebens. Meine erſte Seefahrt! — und ſie führte nach Deutſchland, meinem lieben Vaterlande.

Wir gingen nun fort mit allen Segeln; noch ein paarmal umſehen, und dann war alles verſchwunden, was hinter uns lag, wir ſahen nichts als Waſſer vor und hinter und um uns. Nach kurzem Schlafe wurde um acht Uhr das Frühſtück ſerviert, das nach engliſcher Weiſe in Kaffee, Tee, Eiern, Beefſteaks und Schinken beſtand. Wir hatten alle guten Appetit. Nach dem Frühſtück begab ſich alles aufs Deck, wo wir, ungefähr ſechzig Perſonen, Herren und Damen, herumſpazierten. Unſere Bertha war das einzige Kindchen. Sie war damals anderthalb Jahre alt und zog durch ihre Niedlichkeit Aller Blicke auf ſich. Sie lief wie ein kleines Hühnchen auf dem Verdeck herum und hatte, wenn ich ſie in die Höhe hob und ihr das Meer zeigte, immer großes Verlangen, hineinzuſpringen und zu baden. „Pitſipatſa“[1] rief ſie aus und ſtreckte ihre Händchen nach dem gewaltigen Waſſer. Der Tag war ſonnig und heiter und das Meer ſo ſtill geworden, daß die Taue und Ketten des Bugſpriets ſich im Waſſer ſpiegelten.

[1] d. h. Pitſchepatſche[-naß] in eſtniſcher Ausſprache, kindliche Bezeichnung für Baden. S. auch das Bildchen der kleinen Bertha beim Baden.

Um zehn Uhr sahen wir die Insel Hochland auftauchen, und zu Mittag kamen wir dicht daran vorbei. Sie mag nicht mehr als zwei Stunden im Umfang haben und hebt sich überall mit hohen Felsen aus dem Wasser heraus. Der Anblick einer Insel vom Schiff aus, wenn man ringsumher kein festes Land sieht, ist ungemein reizend. Es gleicht einem Zauberspiel, man möchte hinüber und gerne da wohnen. Hochland ist von einem kühnen Fischervölkchen bewohnt, die nach Estland einen Schleichhandel mit Salz treiben, welches sie von Schweden holen; mit unglaublicher Keckheit durchschneiden sie auf ihren kleinen Segelbooten den Meerbusen. Wir waren nahe genug, um einen Menschen unterscheiden zu können, besonders da wir vortreffliche Fernrohre hatten, aber wir konnten weder Menschen noch irgendeine Art von Anbau entdecken. Die Insel sah aus, als wenn Gott sie eben erst aus der Tiefe des Meeres emporgehoben hätte, noch unverdorben und unbeschimpft von dem Fluche der Menschen, der Arbeit, welche der freien Erde das ängstliche Gepräge einer Schulstube aufdrückt.

Am Nachmittag passierten wir einen Felsen, der steil etwa fünfzig Fuß hoch aus dem Meere herausragte; auf ihm steht ein Leuchtturm, auf welchem nachts Feuer unterhalten wird, um die Schiffe vor dieser Klippe zu warnen. Ich beneidete den Wächter, der dort seine Wohnung hat. Er ist allen ärgerlichen Kollisionen mit den lieben Nebenmenschen überhoben, kann sorglos den ganzen Tag malen oder treiben, was er will, zum Fenster heraus angeln und allerlei Wasserjagd üben, entgeht vielen Sünden, zu denen die Gesellschaft reizt – und das sind fast alle Sünden – und hat nichts zu tun als nachts sein Feuerchen zu unterhalten. Wird er dann einmal abgelöst, so genießt er die Freuden der Gesellschaft und das lebendige Leben doppelt und dreifach. Das waren so die kindischen Ideen, die mich beim Vorbeifahren amüsierten; mein Herz bewegte sich damals gern in romantischen Ideen.

Dann bekamen wir flüchtig noch einmal die Küste von Estland zu Gesicht und blickten mit Wehmut hinüber. Wir mochten jetzt gerade Poll gegenüber sein, da hatten wir viel, sehr viel erlebt, was uns jetzt durch die Seele ging, da hatten wir ein Obdach gefunden, getrauert und gelacht. Jetzt gingen wir einer Zukunft entgegen, die uns völlig dunkel war – wir wußten nicht, wie Gott uns führen würde.

Der Abend brach nun herein, der Mond schien hell. Die Passagiere verließen nach und nach das Verdeck, zuletzt blieb ich allein übrig mit einem Herrn Gerri aus Odessa, und wir sprachen manch ernstes Wort, zuerst über die Kunst und dann vom Glauben. Im Westen stand eine schwarze Wolkenwand, die zuletzt den Mond versteckte. Es erhob sich etwas Wind, und ein ungeheures Segel wurde am Vordermast aufgezogen. Um Mitternacht ging auch Herr Gerri schlafen. Nun war ich ganz allein außer einem Matrosen, der still bei seiner Lampe am Steuer stand, und einem anderen, der vorne auf dem Schiffsschnabel saß und seine Pfeife rauchte. Man hörte nichts als das Rauschen der Räder und

das Stöhnen der Maschinen, das taktmäßig aus dem tiefen Bauch des Schiffes heraufdrang. So wie die schwarze Wolke über uns stand, so lag sie im Spiegel auch unter uns, der Meereshorizont war in der Dunkelheit ganz verschwunden, und es sah aus, als wenn unser Schiff den Mittelpunkt einer großen Himmelskugel bildete und in der Luft zitternd stünde, denn von der Bewegung merkt man nichts, wenn man nicht außerhalb feststehende Körper gewahr wird. Das große vom Kohlenrauch geschwärzte, vom matten Winde halb angeschwellte Segel sah majestätisch aus, und mir war's, als ich auf dem leeren Deck einherging, ganz wundersam und ernst zumute.

Nun wurde es auch mir zu kalt, und ich ging nach unten. Kaum war ich eingeschlafen, so wurde ich durch die Stimme des Steuermanns wieder geweckt, den ich wiederholt den Namen Reval nennen hörte. Ich sprang auf, stieg aufs Deck und sah in der Ferne die Feuerbake von Reval. Mit tiefer Bewegung schaute ich nach diesem Licht. Dort wohnte meines seligen Vaters Zwillingsbruder mit seiner Familie, unter dessen Dach wir lange geherbergt hatten, und noch viele andere liebe Verwandte, in der Nähe auch mein guter Bruder. Jetzt lagen sie alle in tiefem Schlaf und ahnten nicht, daß wir uns auf der Höhe ihrer Stadt befanden. Mich bewegte eine große Sehnsucht, und noch lange blickte ich nach dem Funkzeichen von Reval, bis mich der heftiger werdende eiskalte Wind wieder in meine Koje trieb.

Als ich gegen Morgen erwachte, hörte ich die Rippen und Balken des Schiffes wunderlich knacken, und die Wellen, von denen ich nur durch eine Wand getrennt war, klatschten energisch gegen den Bauch des Fahrzeugs, mir dicht am Ohr. Mein erstes Gefühl war Freude. Aha, dachte ich, nun wirst du die bewegte See sehen. Ich sprang rasch aus meinem Schränkchen und war nicht wenig verwundert, als ich fand, daß ich schwindlig war und kaum auf meinen Füßen stehen konnte. Ich war so albern, mich ungemein zu freuen, daß ich das Gefühl der Seekrankheit, von dem ich so viel gehört, nun auch kennen lernen sollte. Nun schwindelte ich schnell die Treppe hinauf aufs Verdeck. Die See brauste tüchtig und trieb Lämmer, so weit man sehen konnte. Der Himmel war dunkel überzogen, und der Wind pfiff ganz gehörig. Das Schiff ging mit vielen Segeln, machte aber sehr unangenehme Bewegungen, weil der Wind konträr war. Beim Bugspriet spritzte der Schaum der Welle über die Brustwehr herüber. Dies alles konnte ich aber nur flüchtig bemerken, denn bald mußte ich rasch zwei gespannte Taue umklammern, mich über Bord legen und mein Opfer darbringen. Quo facto ging ich nach unten, um nach den Meinigen zu sehen. Ich fand sie sämtlich krank und sehr herabgestimmt, ausgenommen meine Mutter, welche leidlich wohl und guten Mutes war und auch das Kind zu sich genommen hatte.

Dieser Tag war erbärmlich und deckte überall die Schande der menschlichen Natur auf. Nach und nach versammelten sich sämtliche Herrschaften wieder auf dem Verdeck. Gestern sahen sie alle aus wie aus dem Ei

geschält und trieben viel Kurzweil und Eitelkeiten. Heute war alle Eitelkeit geschwunden, kein Mensch hatte sich gewaschen, die Kleidungsstücke saßen schief, alle Artigkeiten hörten auf und jede Rücksichtnahme wurde vergessen, weil ein jeder nur mit seinem Elend beschäftigt war. Der Vernünftigste war ein alter reicher Jude, der wie ein Klotz auf einem Teppich lag und fortwährend betete; wenn er's ehrlich meinte, dann haben wir alle vielleicht seinem Gebete unsere Erhaltung zu danken.

Meine besondere Aufmerksamkeit erregte ein junger Russe, der mit in unserer Kajüte wohnte. Sein Äußeres war etwas auffällig, er war klein, hatte aber einen sehr großen Kopf und trug an diesem eine ungeheure krumme, etwas windschiefe Nase, die ihm ein dummes Aussehen gab. Er ließ sich mit niemand ein, sondern studierte beständig sehr emsig in allerlei Büchern, darunter auch Geßners Idyllen, an denen er sich anscheinend in der deutschen Sprache übte. Ohne Zweifel war er ein Gelehrter, denn er sah aus, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Sein poetisches Talent konnte er nicht verbergen und war alle Augenblicke genötigt, sein Taschenbuch herauszuziehen und einige Verse hineinzuschreiben. Ich hatte eine stille Gutheit für ihn und mußte ihn viel ansehen. Jetzt stand er am Vorderende des Schiffs stundenlang unbeweglich, als wenn er ganz allein wäre, und blickte in die Wellen; er trug eine schöne hohe Mütze, und eine Pfeife hing ihm im Mund. Plötzlich mußte er sich gewaltig übergeben, ohne jedoch dabei seine gewöhnliche Stellung zu verändern, nur seine Pfeife fiel ihm aus dem Mund und fiel ins tiefe Meer. Wehmütig blickte er ihr nach in das schäumende Element, aber er änderte seine Stellung nicht. Siehe, da nahm ihm der Sturm auch seine schöne Mütze, noch ein paarmal wurde sie sichtbar auf den Wellen, dann verschlangen sie die Fluten. Die Haare des Hartgeprüften flogen im Winde. Da griff er in die Tasche, zog ein seidenes Taschentuch hervor und band sich's um den Kopf, sodaß zwei lange Zipfel, vom Winde getrieben, ihm hinten flatterten, aber er blieb unentwegt in seiner Stellung. Er war das Bild einer völligen Hingebung in ein scheußliches Schicksal. Meine Mutter, die ihn im Verborgenen auch beobachtet hatte, habe ich lange nicht so herzlich lachen sehen.

Weil die See so hoch ging, daß wir fast nicht vom Fleck kamen, indem der Wind uns konträr kam, beschloß der Kapitän, zwischen Schweden und Gotland durchzugehen, um unter den Wind zu kommen. Kaum waren wir um die Nordspitze der Insel herum, so merkten wir auch schon, wieviel ruhiger hier das Meer war. Als wir ein derbes Stück an Gotland hingefahren waren, erklärte der Kapitän, er wolle da vor Anker gehen, damit uns der Sturm, den er erwartete, nicht auf hoher See träfe. Wir nahmen nun die Direktion nach der Küste hin und fuhren bis auf die Tiefe von sieben Klaftern heran, die der Kapitän, am Hinterteil des Schiffes außerhalb des Bordes auf einem hinausgehangenen Brettchen stehend, mit dem Senkblei feststellte. Hier wurde der große Anker ausgeworfen. Wir dankten alle Gott, daß das Schaukeln aufhörte und wir etwas Ruhe

bekamen, und freuten uns darauf, nun auf dem Verdeck den schönen Abend zu genießen und uns Gotland aus der Nähe zu besehen, denn wir waren bis auf tausend Schritt herangefahren, sodaß wir deutlich die Fischer am Strande sehen konnten.

Da bemerkte ich, daß zwei Boote ausgesetzt wurden und der Kapitän sich anschickte, mit mehreren Passagieren ans Land zu gehen. In mir erwachte eine ungeheure Sehnsucht nach dem Lande, ich sprang in einen der Kähne, und es dauerte nicht lange, so fußten wir am Strande, der mir sehr wohl gefiel. Unten am Sande lagen einige Fischerhütten, dann stieg ein felsiger Glint in die Höhe, und oben darauf war Tannenwald. Die Luft war ganz mit dem Geruche würziger Waldkräuter erfüllt. Ich erstieg den Glint, wälzte mich eine Weile im warmen Heidekraut und erfreute mich an der schönen Aussicht auf den in mancherlei Krümmungen sich hinziehenden Strand und auf unser Schiff, das wie eine stolze Fregatte vor mir im Meere lag. Die schwedische Küste, die ich von dieser Höhe zu erblicken hoffte, ließ sich aber nicht sehen.

Plötzlich sah ich den Kapitän mit einigen von unseren Passagieren und den Matrosen waldeinwärts gehen. Ich lief ihnen nach, erfuhr, daß sie auf ein benachbartes Gut gehen wollten, um Schafe einzukaufen, und schloß mich ihnen an. Unser Weg führte über Hügel und durch kleine Täler immer durch Wald, der sich bisweilen nach der See zu öffnete und die herrlichsten Ausblicke gewährte. Nach etwa einer Stunde kamen wir an den Gutshof. Er lag hart am Walde, die Felder landeinwärts; durch einen Durchhau im Walde sah man das Meer tief unten liegen. Rechts und links auf dem viereckigen, ganz mit gepflegtem Rasen bewachsenen Hofe waren die wohlgebauten reinlichen Wirtschaftsgebäude, in der Mitte führte eine Allee von viereckig beschnittenen Linden zu dem Wohnhaus, zu dessen Seiten man in den freundlichen Blumen- und Gemüsegarten sah. Das Haus war massiv gebaut und machte einen altertümlichen, etwas schloßartigen Eindruck; über der Tür befand sich ein altes steinernes Wappen. Die Abendsonne beleuchtete diesen friedlichen, freundlichen, reinlichen Hof, der mehr einem Klosterhofe glich als einem deutschen Wirtschaftshofe mit seinem großen Misthaufen in der Mitte.

Der Hausherr kam uns in einem langen gelbgrauen Überrock entgegen und hieß uns freundlich eintreten. Er hieß Schneider; sein Vater war aus Halle gebürtig und hatte sich hier angekauft; der Sohn verstand noch etwas deutsch und freute sich, als ich ihm sagte, daß ich in Halle bekannt sei. Herr Schneider war unverheiratet und lebte mit ein paar alten Schwestern, die ein sehr gutes und frommes Aussehen hatten. Das ganze Haus war von peinlichster Reinlichkeit. Im Zimmer standen schmucke altfränkische Möbel, an den Wänden liefen Bänke hin. An dem einen Teil der Fensterwand hingen schön aneinandergereiht vierunddreißig Meerschaumpfeifen von allen Größen mit spiegelnden silbernen Beschlägen, darunter stand ein Tisch mit Tabaksdose, Feuerzeug und Pfeifenräumern. Dieses brachte mir einen guten Begriff von Herrn

Schneider bei, und ich erkannte daraus, daß er nicht allein einen guten Geschmack hatte, sondern auch ein geruhiges und glückliches Leben führen mochte. Die einzigen Bücher, die ich bemerkte, waren die Bibel und ein paar schwedische Predigtbücher, die ein höchst orthodoxes Aussehen hatten.

Die beiden freundlichen Schwestern hatten eigenhändig schnell ein Mahl bereitet und brachten auch Branntwein, Met und saure Milch in großen Kummen. Wir aßen mit vieler Lust, da wir alle der Seekrankheit halber den ganzen Tag noch nichts zu uns genommen hatten und sehr verhungert waren. Ich hätte meiner Frau gern ein Volksbrot, welches hier nach estnischer Art, ähnlich dem Pumpernickel, gegessen wird und ganz besonders erquickend bei Krankheiten ist, mitgebracht und der Merkwürdigkeit halber auch echtes schwedisches Knäckäbrö. Ich stellte mich daher vor die Schwestern, die bloß schwedisch sprachen, hin und sagte: „Knäckäbrö, Knäckäbrö", indem ich mit bittender Gebärde auf meine Taschen wies. Die eine winkte mir und führte mich in eine Kammer, deren Wände mit Gestellen ganz bebaut waren, welche voll von Volksbroten aller Größen lagen, woraus ich auf einen ungeheuren Heißhunger der Schweden schloß, und das Knäckäbrö hing in Scheiben an Nägeln. Die Dame gab mir zu verstehen, daß ich ungestraft hier meine Finger ausstrecken dürfe. Ich nahm ein Brötchen und eine Scheibe Knäckäbrö, bedankte mich mit einem Handkuß und ging sehr froh über meinen Schatz wieder zur Gesellschaft, die schon im Begriff war aufzubrechen. Die Matrosen, die unterdessen tüchtig die Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren im Garten geplündert hatten, luden die Schafe auf den Rücken, und so schieden wir von diesem allerliebsten Gütchen, an das ich immer noch gern zurückdenke und das mir als ein Ideal ländlicher Einsamkeit erschien. Ich wäre gern dageblieben mit Weib und Kind, und die Lage des Herrn Schneider erschien mir damals höchst beneidenswert; doch wird auch er sein Kreuz gehabt haben und wäre vielleicht gern mit mir übers Meer gefahren, um Gotland nie wieder zu sehen — aber nein! seine vielen Pfeifen, alle so in guter Ordnung, die zeigten, daß es ihm gemütlich war in seinem Nest.

Auf dem Rückwege hielt ich mich mit einem Herrn zusammen, dessen Namen und Stand ich nie erfahren habe, er war aber wissenschaftlich sehr gebildet und hatte einen hellen Verstand. Wir blieben, in genußreiche Gespräche vertieft, etwas zurück und verloren so schließlich die Gesellschaft und mit ihr den Weg. Es war Nacht geworden und der Mond hinter Wolken verborgen. Wir konnten zwar im allgemeinen die Richtung nicht verfehlen, aber mit Umwegen uns doch so verspäten, daß die Kähne und das Schiff ohne uns abfuhren. Wäre ich allein gewesen, so hätte solches Abenteuer am Ende seinen Reiz gehabt; so aber dachte ich mit unbeschreiblicher Besorgnis an die Meinigen. Wir rannten nun wie die Postpferde durch dick und dünn und trafen endlich auf einen Matrosen, der durch den schweren Schöps, den er auf dem Rücken trug, auch genötigt gewesen war zurückzubleiben. Dies war uns unbeschreiblich tröstlich;

denn wenn der Kapitän uns auch im Stiche gelassen haben würde, auf seinen Schöps, den er mit schwerem Gelde hatte bezahlen müssen, hätte er sicher gewartet. Als wir den Strand erreichten, war der Kapitän schon nach dem Schiff abgegangen, aber das andere Boot lag noch da, und wir drei mit dem Schöps kamen als letzte noch hinein.

Auf dem Schiffe angekommen, besänftigte ich zunächst meine durch unser langes Ausbleiben besorgte Frau durch das Knäckäbrö. Bald hörten wir wieder das schauerliche Krächzen der Ankerwalze und das Stöhnen der Matrosen, das Schiff wurde flott, und Gotland verschwand schnell im Dunkel der Nacht. Je weiter wir in die See hinaus kamen, desto bedenklicher fing das Schiff wieder zu schwanken an. Da ich die Kajütenluft wie den Tod fürchtete, ging ich wieder auf das Verdeck, wo sich mir ein Herr von auffallend ramassiert gebauter Figur anschloß, der einen scharlachroten Mantel und eine soldatische Mütze trug. Er war mir schon in unserer Kajüte aufgefallen, und ich war ihm dankbar, weil er sich dort der Meinigen angenommen hatte. Nun hatte er erfahren, daß ich, wie er, aus Dresden sei. Er war Rechtsgelehrter und hieß Schirmer (ein Sohn des Akteurs gleichen Namens). Er erzählte mir viel aus seinem Leben, unter anderem, wie er im Auftrage eines reichen Engländers eine Gräfin Chevalier (Tochter der berühmten Chevalier, Kaiser Pauls Maitresse) entführt habe. Das Mädchen sollte, weil ihre Mutter die Verbindung mit einem Protestanten nicht zugeben wollte, von Dresden aus nach einem böhmischen Kloster gebracht werden, bis sich dort die Leidenschaft verraucht und der Musje Engländer Deutschland verlassen hätte. Sie sollte vom Pater Francesco begleitet werden, und dieser führte sie mit dem Bischof Mauermann am Morgen früh, da es noch finster war, zum Hause hinaus nach dem Wagen. Da sprang Schirmer hervor, stieß den Bischof zurück, rannte den dicken Francesco gegen die Türangeln, lud das Fräulein auf und sprang mit ihr nach dem benachbarten Zwinger, wo der Freund Engländer mit sechs Pferden wartete und seine Dame schnell über die Grenze brachte. Für den Dr. Schirmer war die Folge dieses Handels, daß er von dem würdigen alten Könige auf immer des Landes verwiesen wurde. Mir war er durch diese Geschichte auch etwas unheimlich geworden.

Wir hatten bis tief in die Nacht geschwatzt. Ich wickelte mich nun in meinen Mantel und legte mich auf einer Schiffsmatratze unter dem Mittelmaste schlafen. Es war kalt und eine unheimliche Nacht, die See toste, und ich dankte Gott, als der Tag wieder anbrach. Aber es wurde ein elender Tag. Wie die toten Katzen an den Zäunen lag die ganze Schiffsgesellschaft auf dem Deck umher. Das war das einzige Tröstliche, so wurde man wenigstens seines Leidens wegen von anderen nicht ausgelacht oder verspottet. Meine Frau, meine Schwester und Mienchen waren über alle Maßen elend; nur Bertha, die noch an die Wiege gewöhnt war, blieb ganz unangefochten und guter Dinge, und auch Mutter hielt sich immer noch heldenmütig, was ein Segen war, denn ohne sie

wäre das arme kleine Kind ganz verlassen gewesen und verabsäumt worden. Denn wenn man so recht seekrank ist, so ist einem eigentlich alles gleichgültig. Ohne die äußerste Not tut keiner seinen Mund auf, etwas zu sprechen, doch hielt meine Frau es für gut, mir zu sagen, es wäre ihr völlig gleichgültig, ob sie jetzt ins Meer geworfen würde oder nicht, und mir schien dies ganz in der Ordnung und weise geredet zu sein. Große Liebe fühlten wir auch nicht gegen einander, und jeder war froh, wenn er ruhig und unangefochten auf seiner Matratze liegen konnte und nichts zu denken brauchte. Ich erinnere mich nur, daß wir an diesem Tage im Westen den langen Strand der langweiligen Insel Öland sahen und ich mir dabei dachte, sie wird wohl so heißen, weil öh der Laut der Langenweile und des Ekels ist.

Der Abend wurde etwas freundlicher als der Tag, der Mond brach hervor, die Wolken entflohen, die Sterne funkelten, der Wind legte sich etwas, und es war nicht mehr so kalt wie in den nördlichen Gewässern, aus denen wir kamen. Ich entschloß mich abermals, auf dem Verdeck zu übernachten, legte mich wieder auf meine Matratze, deckte mir eine andere Matratze über und schlief bald ein. Nachdem ich ein paar Stunden geruht hatte, wurden meine Träume sehr ängstlich, ich ward von wilden Phantasien immer ärger beunruhigt, von teuflischen Gestalten verfolgt, floh auf einem kleinen Boot, das in der Luft durch die Wolken flog, das Boot schwankte und drohte umzuschlagen, mir ward entsetzlich schwindlig, und hinter mir hörte ich das laute Pfeifen der Hölle. Endlich riß ich die Augen auf und sah – ich lag mit dem Kopfe nach dem Steuer zu – das Hinterteil des Schiffs sich hoch in die Luft heben, sodaß der steuernde Matrose über den Mond zu stehen kam, den wir fast im Zenit hatten. Die Sterne flogen wild über den Himmel hin und tauchten bald im Osten und bald im Westen unter den Horizont des Schiffs, ich hörte ein fürchterliches Brausen des Wassers und ein gellendes Pfeifen und Orgeln des Sturmwinds im Takelwerk, das Schiff knackte in seinen Fugen. Das Hirnverwirrendste aber war der Mond, der bald rechts, bald links hinter dem großen schwarzen Segel, das ich vor mir hatte, hervorschoß und bisweilen bis unter den Schiffsrand fuhr, als sei er von den Wellen verschlungen, auch drehte er sich im Kreise und beschrieb am Himmel Zirkel und Ovale. Plötzlich schüttete eine große Welle mit gewaltigem Brausen über das Vorderdeck – dies brachte mich zur vollen Besinnung, ich sprang auf und hielt mich an einem Segeltau, denn allein zu stehen wäre unmöglich gewesen. Nun sah ich das Meer, welches in äußerster Wut und Bewegung war und in ungeheuern Wellen, welche zwischen sich förmliche Täler bildeten, daherstürmte. Mir grauste die Seele. Nun, da haben wir's, dachte ich – wenn die Sonne aufgeht, spielt die Flut vielleicht mit unsern Leichen. Kein Mensch war zu sehen außer dem Matrosen am Steuer, der bisweilen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad unter mir stand, bisweilen steil über mir. Er stand unbeweglich und tat keinen Laut. Es war mir unbegreiflich, daß der Kapitän und die übrigen Matrosen nicht hervorkamen.

Ich leugne nicht, daß ich in große Angst geriet und herzlich zu Gott um Rettung schrie.

Endlich sah ich aus unserer Vorderkajüte den Steuermann schnell herankommen. Ehe er das Vorderende des Schiffs verlassen hatte, kriegte er noch einen tüchtigen Schub Wasser auf den Pelz und kam durchnäßt bei mir vorbei; er lachte mich an und sagte mir einige englische Worte. Dann übernahm er das Steuer, und der Matrose lief und trommelte seine Kameraden zusammen. Nun wurde ich ruhig, da doch Hilfe erschien und etwas geschah. Die Matrosen stürzten hervor und verteilten sich an ihre Posten, der Kapitän erschien und gab seine Befehle, einige Segel wurden eingerafft, andere gewendet, und die großen Boote, die außerhalb hingen, wurden über die Brustwehr hereingehoben. Der Sturm wurde immer ärger, und nun wurden alle Segel eingerafft. Das Herz stockte mir, als ich die Matrosen an den Tauen und Strickleitern hängen sah, während die Masten bisweilen ihre Spitzen in die hohen Wogen tauchen zu wollen schienen und die Matrosen auf diese Weise oft weit über den Bord des Schiffs hinaus über die Tiefe des Meeres schwebten. Das Schiff schoß oft in solche Tiefen hinab, daß ich glaubte, nun muß es auf den Sand treffen. Der Sturm heulte gräßlich in den Tauen der Masten und brachte bisweilen auf den hartgespannten Stricken förmliche Harmonien zustande, die sich aber immer wieder in ein wildes Pfeifen und Geheul auflösten. Nach und nach wurde es nun Tag, die Morgenröte stand im Osten und erhellte die schäumenden durchsichtigen Wogengebirge — der Sturm erreichte seine größte Höhe.

Da tat sich die Falltür der ersten Kajüte auf, mein alter Jude wuchs eilig aus dem Loch hervor mit erschrockenem Gesicht, und kaum stand er da, als er auch der Länge lang hinschlug. Darauf kroch er auf allen vieren zu mir und legte sich mit auf meine Matratze, die ich des Windes halber dicht an die Brustwehr gezogen hatte. Doch kaum lag er, als das Schiff sich stark auf die Seite warf und wir eilig samt unserer Matratze bis mitten aufs Deck hin Schlitten fuhren, und dasselbe Gesetz der Schwere, das uns unserem schönen Asyl entrückt hatte, führte uns samt der Matratze auch augenblicklich wieder zurück — dies war so komisch, daß wir trotz unserer gräßlichen Übelkeit furchtbar lachen mußten. Nun stieg einer der Herren nach dem andern aus dem Loche hervor, und ein jeder, sage: ein jeder, mußte uns fußfällig seine Reverenz bezeigen. Da an Stehen und Gehen gar nicht zu denken war, so mußten sich sämtliche Passagiere, die auf dem Deck erschienen, auf die Matratzen werfen, und da es an Matratzen fehlte, so lagen immer zwei bis drei auf einer. Diese Matratzen, die ebensovielen beladenen Fähren glichen, setzten sich nun sämtlich in Bewegung, sobald das Schiff sich auf die Seite warf, fuhren untereinander hin und her und karambolierten miteinander, während die Inhaber sich um die besten Plätze darauf herumbalgten. Mein israelitischer Leidensgenosse vertrug sich aber vortrefflich mit mir, wir suchten unsere Matratze festzuhalten, indem wir Taue umfaßten, und lachten auf Unkosten der anderen. Wir kamen gar nicht aus dem Lachen, welches mit Würgübungen wechselte

und keineswegs Ausdruck der Freude oder irgendeiner Art von Wohlgefallen war, ſondern nur eine unwillkürliche Folge des Eindrucks des Komiſchen, welches immer ſeinen Einfluß auf mich behielt, während alle andern Regungen der Seele wie totgeſchlagen waren.

Nur der Gedanke an die Meinigen beunruhigte mich bei alledem doch höchlich, und ich empfand eine gewaltige Sehnſucht nach meiner armen Frau. Es war aber unmöglich, zu ihr zu gelangen, denn das ganze Vorderdeck bis zum Mittelmaſt ſtand unter Waſſer. [Hier bricht das Manuſkript ab.]

*

Julie v. K. an ihre Eltern

Lübeck, den 14. Aug. 1829. Erſchreckt Euch nicht, meine Herzenseltern, über die Nachricht, daß wir heute morgen um drei Uhr mit dem Dampfboot in Travemünde und ein paar Stunden ſpäter hier in Lübeck angekommen ſind und mit großer, großer Herzensfreude nach dem Ungemach der ſchweren Seereiſe den lieben vaterländiſchen Boden begrüßt haben. Von dieſer Reiſe und ihren Freuden und Leiden mündlich mehr. Jetzt nur die Hauptſache, daß wir morgen früh um ſechs Uhr hier abreiſen und gen Bremen ziehen werden, wo ich Euch nach zweijähriger, oft ſchmerzlicher Sehnſucht wiederſehen ſoll. Von meiner Freude und Seligkeit ſchon bei dieſem Gedanken läßt ſich kein Wort ſagen.

Mein treues Männchen, der nötig Vaterchen zu ſprechen hat, wird mich begleiten wie auch Mutter und Adelheid. Möchteſt Du, mein eigen Mütterlein, Dir keine Sorgen machen Eures kleinen Häuschens wegen! Ich dachte mir aus, wenn Mutter und Adelheid mein altes Schlafzimmer und William und ich die Katechiſierſtube einnehmen, ſo wären wir ja alle herrlich verſorgt, und was das kleine liebe Häuschen nicht zu geben vermag, wird Dein freundliches Muttergeſichtchen, von dem Mutter Kügelgen auch noch eine angenehme Erinnerung hat, reichlich erſetzen.

Wie freue ich mich, Euch meine kleine Berthali, die aber auf dieſer Reiſe, wo ſie ſich wie ein kleiner Engel benahm, recht abgefallen und blaß geworden iſt, in die großelterlichen Arme zu legen, daß Ihr ſie ſegnen könnt. Erſchreckt auch nicht über meine Magerkeit, im elterlichen Hauſe werde ich mich ſchon wieder erholen. Die Dampfſchiffreiſe hat uns alleſamt ſehr angegriffen. Heute ſind wir alle noch halb tot und können das unangenehme Schaukeln noch nicht wieder loswerden. Dennoch genießen wir die Wonne, auf deutſchem Grund und Boden zu ſein, mit den ſeligſten Gefühlen, und es erſcheint uns alles um uns ganz paradieſiſch und Travemünde bei weitem ſchöner als St. Petersburg mit allen ſeinen Herrlichkeiten. Der liebe Gott wolle uns ein frohes Wiederſehen geben! Ich muß Freudentränen weinen, wenn ich der großen Freude, die mir bevorſteht, gedenke.

*

Fritz Krummacher an ſeine Frau Lotte

Bremen, den 19. Aug. 1829. Als wir am Sonntag aus der Kirche wieder zu Hauſe waren, kommt ein Brief mit dem Poſtzeichen Lübeck.

„Mein Gott — rief Vater — iſt das nicht Julchens Hand?" und mit klopfendem Herzen wurde das Siegel gelöſt. Richtig — Julchen, und welche Nachricht! Sie hatten ſich — ganz gegen ihr letztes Vorhaben — in Petersburg nach raſchem Entſchluß auf das Dampfſchiff geſetzt und waren eben zu Travemünde an deutſcher Küſte gelandet. Die Freude, die plötzlich ins Haus und in alle Herzen trat, kannſt Du Dir denken. Sogleich entſtand nun ein großer Tumult im Hauſe, Betten wurden aufgeſchlagen, Kammern eingeräumt und hergerichtet uſw. und der Beſchluß gefaßt, am anderen Morgen den teuern Gäſten entgegenzufahren.

So geſchah es. Zwei Stunden von hier an der Hamburger Straße liegt das prächtige Landgut des Syndikus Grönig, eines vertrauten Freundes meines Vaters. Da fuhren wir hin, und kaum waren wir dort, da rollte der erwartete Wagen heran. Was es nun für ein Begrüßen gab, iſt nicht zu beſchreiben. Julchen war von Vaters Halſe kaum mehr herunterzubringen, Wilhelm desgleichen. Alles war wohlauf. Frau v. Kügelgen befand ſich auch wieder aufs beſte, und das Berthachen iſt ein Engel mit großen blauen Augen, ein wunderliebliches Kindlein. Nun leben wir denn zuſammen in fortwährender köſtlicher Freude und danken Gott und preiſen ſeinen Namen.

* * *

VII

Am eigenen Herd in Dresden und Hermsdorf

Herbst 1829 bis Herbst 1833

Nach einem Aufenthalt von nahezu vierzehn Tagen in Bremen kehrte die Familie v. K. Anfang September 1829 nach Dresden zurück. Bald konnte hier das junge Paar endlich sich auch des Glücks des eigenen Herdes erfreuen. Aber schon nach einem halben Jahre galt es wieder umzuziehen, da in Dresden kein der Größe des Altarbildes entsprechendes Atelier zu finden war und Ernst v. Heynitz ein solches nebst Wohnung auf seinem Gute Hermsdorf freundschaftlich zur Verfügung stellte. Doch hat W. v. K. hier nicht etwa als Gast gelebt, sondern mit selbständiger Wirtschaft in einem dem Schlosse gegenüberliegenden, früher als Cavalierhaus benutzten Gebäude, das um 1850 abgerissen worden ist.

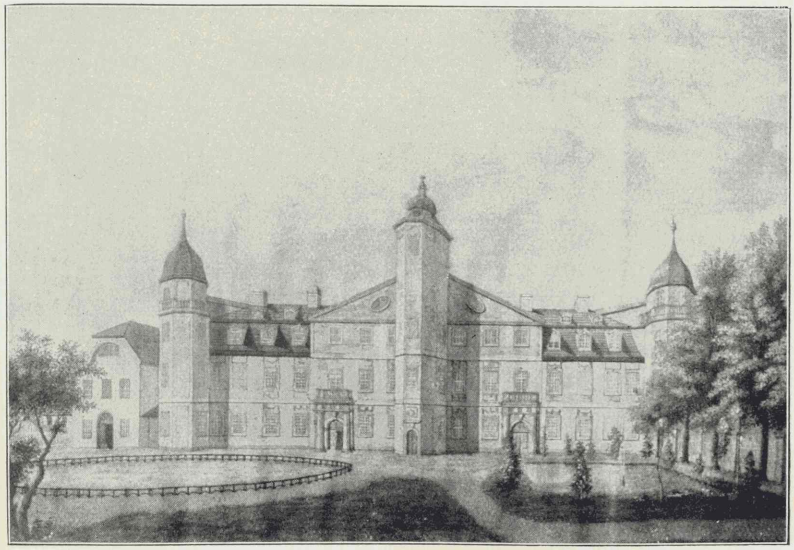
Hermsdorf liegt etwa zwei Stunden nördlich von Dresden an der Straße nach Königsbrück am Ausgang der sogenannten Langebrücker Heide. Es gehört zu dem Kirchspiel Lausa, während das ebenfalls zur Herrschaft Hermsdorf gehörende nahe Grünberg eine eigene Pfarrei hatte. Das stattliche, 1630 von Kurfürst Johann Georg I. erbaute, jetzt Prinzlich Schönburg-Waldenburgische Schloß [s. die Abbild.] war W. v. K. schon von seiner Kindheit her vertraut [vgl. die Beschreibung Jug.-Er. S. 299]. Der große, als erster in Sachsen nach englischem Geschmack angelegte Park erstreckt sich im Rödertal weithin und geht in der Richtung nach Grünberg zu in hügelige schöne Wälder über.

Hier hat der Graf zu Dohna gewaltet, zuerst als Generalbevollmächtigter der verwitweten Gräfin Charlotte Sophie v. Hoym, dann, nachdem er sich 1800 mit deren Enkelin Marianne v. Schönberg [†1805] vermählt hatte, als Besitzer; hierher führte er 1806 seine zweite Gemahlin, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, die Freundin des Kügelgenschen Hauses. Die Nachricht, daß Hermsdorf verkauft sei und Dohnas nach Herrnhut übersiedeln würden, war der große Schmerz, den W. v. K.s Mutter bei der Rückkehr von der ersten Estlandreise im Herbst 1823 erfuhr. Das einzig Tröstliche dabei war, daß der Besitz an die durch das v. Zezschwitzsche Haus den Kügelgens längst befreundete und gleichfalls in herrnhutischem Geiste lebende Familie v. Heynitz übergegangen war.



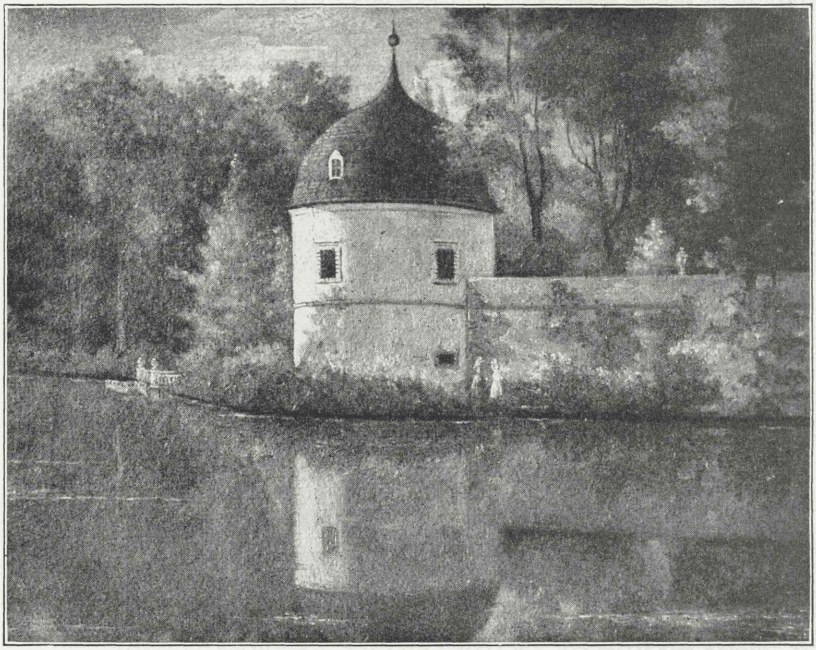
Julchen mit Bertha im Rosengarten vor dem Cavalierhaus in Hermsdorf

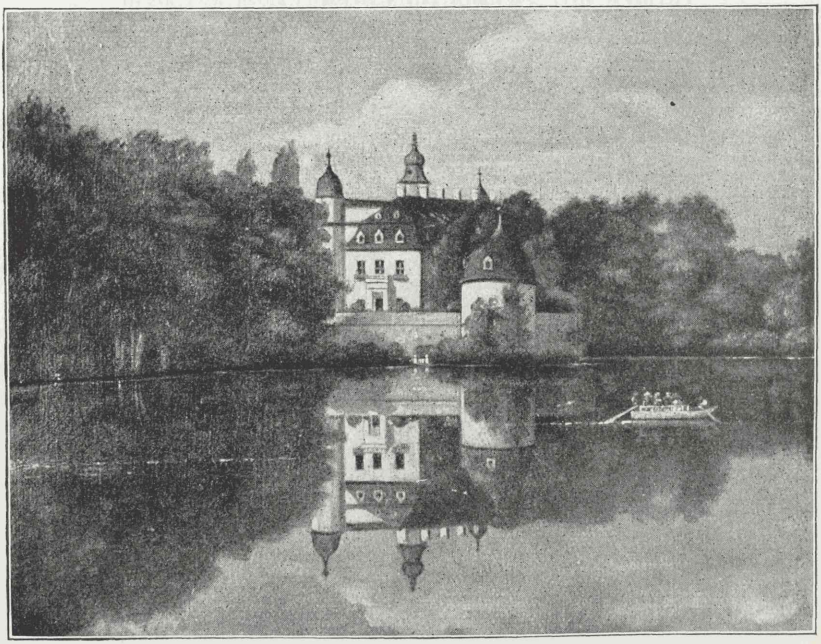
Sepiazeichnung von W. v. K.



Schloß Hermsdorf

Nach einer alten Zeichnung





Schloß Hermsdorf von der Parkseite

Ölgemälde von W. v. K.

Ernst v. Heynitz, der zweite Sohn des Amtshauptmanns v. H., hat Hermsdorf am 1. Sept. 1823 übernommen, doch haben Graf Dohnas, die sich den Gebrauch des Hauses und des Gartens sowie die Bibliothek bis Johanni 1824 reserviert hatten [laut Brief der Gräfin Dohna vom 20. Aug. 1823], noch bis Anfang August dort gewohnt. Als Ernst v. Heynitz vierzehn Jahre später den Besitz wieder verkaufte, kam für Hermsdorf und zumal für Roller eine schwere Zeit; ein Güterschlächter wollte den schönen Besitz zerstückeln. Erst 1845 ist Hermsdorf wieder in tüchtige Hände gekommen, die eines Herrn Schmidel; mit dessen Schwägerin Clara v. Paschwitz hat sich der damals siebenundsechzigjährige Roller am 27. Sept. 1846 in der Kirche seines Geburtsortes Heynitz bei Meißen trauen lassen. –

In Hermsdorf hat W. v. K. drei und ein halbes Jahr, bis zu seiner Übersiedlung nach Ballenstedt, verlebt. Das ländliche Idyll entsprach ganz seiner Neigung. Ein ausführliches Tagebuch, das er an seinem dreißigsten Geburtstag angefangen und bis zum Ende des Jahres 1836 fortgeführt hat, gewährt einen intimen Einblick in seine Lebens- und auch Arbeitsweise. Um diese beiden wenigstens an einem Beispiel zu veranschaulichen, haben wir die ersten zehn Tage dieses Journals mit allen, z. T. unwesentlichen Einzelheiten angeführt, wie überhaupt das Jahr 1833 in Hermsdorf mit Absicht fast ausschließlich durch Auszüge aus diesem Tagebuch dargestellt worden ist.

Für W. v. K.s Laufbahn als Künstler bedeutet diese Zeit in Hermsdorf, wenn auch seine Produktivität hier vielleicht ihren Höhepunkt erreichte, durch seinen Wegzug vom Kunstzentrum Dresden doch schon einen Stillstand und damit einen Schritt bergab. Ballenstedt, wo er ein Dresden nicht einmal in der Nähe und keinerlei künstlerische Anregung hatte, war der nächste Schritt. Die Peripetie in der Entwicklung seines äußeren Lebens hat aber wohl schon in dem Verzicht auf Petersburg im Jahre 1829 gelegen.

Wir trauern dem nicht nach. In einem Leben voll äußeren Erfolges und Glanzes würde sich der Wilhelm v. Kügelgen, den wir lieben, nicht entwickelt haben. Dazu brauchte es des Stillebens von Hermsdorf und Ballenstedt. Es ist merkwürdig: Gerade das, was uns seine Persönlichkeit so lieb macht, ich möchte es kurz nennen: das Gemütvolle, der Sinn für das Idyllische (Roller würde sagen: für die minutia, die Kleinigkeiten des Lebens), ist das gewesen, was seine irdische Karriere gehindert hat. Es ist bei W. v. K. umgekehrt wie in dem Tasso-Wort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt" – sein Künstlertalent ist nicht zur vollen Entfaltung gekommen, weil er die Stille zu sehr liebte und dem Strom der Welt sich fernhielt, aber gerade in der Stille hat sich sein Menschentum zu der charaktervollen Persönlichkeit entwickelt, die – dank seiner Feder – fortwirkt über Raum und Zeit.

Julie und W. v. K. an die Eltern in Bremen

Loschwitz, den 15. Sept. 1829. Die vielen und vielerlei Unruhen und Zerstreuungen, welche wir abermals erlebt und erlitten, hielten mich ab, Euch früher zu schreiben. Mein Brief, den ich gleich im „Blauen Stern" schrieb, wird Euch über unsere glückliche Ankunft in Dresden beruhigt haben. Seitdem sind wir sämtlich nun schon wieder zweimal umgezogen. Da wir vor Michaelis unser künftiges Quartier nicht beziehen können, so mietete Wilhelm uns bei einem Freunde, dem Maler Heuer[1], zur Not ein. Hier besaßen wir denn freilich nur ein kleines Wohnzimmer und eine noch viel kleinere Schlafstube, und Ihr könnt Euch denken, daß auf diese Art mein armes Männchen bei dem ewigen Kindergegackel und -gejauchze nicht viel zum Arbeiten kommen konnte. Mutter wohnte unterdes bei alten Bekannten mit der armen kranken[2] Adelheid, die sich jetzt aber wieder in der Genesung befindet. So hat nun Mutter uns allen erlaubt, nach Loschwitz herauszuziehen. Mein Willimännchen wohnt zwar eigentlich in der Stadt, um in unserm kleinen Logis zu arbeiten; er scheint aber die Trennung von seinem Frauchen und süßen Kindel nicht gut zu ertragen, und so habe ich ihn denn zu meiner größten Herzensfreude auch fast immer hier um mich und kann ihm nicht genug dafür danken, denn wenn er nicht um mich ist, wird mir's Herz gleich zentnerschwer. Welch ein Gnadengeschenk von Gott ist es doch, daß er uns Weibern eine so wunderbare starke Liebe zum Manne ins Herz gibt, die alles erdulden und ertragen läßt, selbst die Trennung von dem Liebsten, was man auf Erden hat, von den eigenen Eltern und Geschwistern!

Ihr müßt Euch also uns nun sämtlich wieder in Loschwitz in dem kleinen Landhause auf dem Weinberge denken, wo wir aber doch hoffentlich nur noch eine kleine Zeit zu bleiben brauchen, da Michaelis nun nahe ist. Mit unserm Logis sind wir nach vielem Umherirren und Suchen nun im reinen und beiderseits recht zufrieden mit unserer Wahl. Mutter wird in einer ruhigen Straße der Neustadt[3] wohnen, Willi und ich haben uns vor dem Schwarzen Tor in einem ganz neu erbauten, allerliebsten Hause eingemietet. Das Haus liegt in einem sehr freundlichen Garten, unsere Zimmer (parterre) bestehen aus einem Saal, dessen Glastüre gleich in den Garten führt, einem Malzimmer, außerdem einer geräumigen Stube, zwei Schlafkammern und freundlicher Küche. Unsere künftigen Wirtsleute, ein gewisser Geleitskommissär namens Süßemilch[4] mit seiner Frau, werden uns allgemein sehr angepriesen.

An Möbeln und Hausgeräten haben wir uns auch schon mit dem Notwendigsten versorgt. Ich denke recht mit Vergnügen an unseren künftigen

[1] Anton Heuer, Besitzer des Hauses Dohnaer Gasse 395, Adoptivvater des Malers Max Pröll-Heuer [vgl. Leb.-Er. S. 350].

[2] „Der Herr prüft die liebe Kügelgen aufs neue, denn gleich nach ihrer Ankunft in Dresden ist Adelheid an einem Nervenfieber bedenklich krank geworden" [L. v. Schönberg aus Berlin, 22. Sept. 1829, an die Gräfin zu Dohna].

[3] Königstraße 91, 1 Treppe.

[4] nach Dresdener Adreß-Kalender auf 1831 wohnhaft Königsbrücker Straße Nr. 50.

Haushalt; die Einrichtung und die häuslichen Beschäftigungen werden mir der Freuden viele bringen, und ich freue mich schon jetzt darauf, meinem süßen Mütterlein davon vorzuplötern. Wir sehnen uns recht aus Herzensgrunde danach, endlich zur Ruhe und Gemütlichkeit zu kommen, denn wir haben nun das ewige Umherziehen und Umkramen bis über die Ohren satt. Leider hängen wir aber noch von einer kranken Dame ab, die gegenwärtig unser Logis bewohnt und sich jetzt noch nicht von da entfernen kann; sobald dies aber geschehen sein wird, dann geht unser Einzug mit Macht los.

Während der Zeit, daß ich mit Wilhelm in der Stadt wohnte, haben wir auch schon Besuche gemacht. Die junge Frau Hofrätin Hübel[1], die Mutter mir zu meinem näheren Umgang empfahl, war ungemein zuvorkommend und freundlich gegen mich. Außer einigen Professoren und Willis alten Freunden besuchten wir auch zu wiederholten Malen den Geheimrat Reich[2], die uns ungemein freundlich aufnahmen; wir sind schon zum Mittagessen dagewesen und auch einmal zum Tee mit unserem Berthakindchen, die auch hier alle Herzen gewinnt. Der alte Reich war sehr erfreut, als ich ihm sagte, daß Du künftigen Sommer hierherkommen wolleſt; jetzt erwartete er eben Starke[3] aus Ballenstedt.

[W. v. K. fährt fort:] Soweit, meine teuren Eltern, das angenehme Geplauder meines süßen Weibes. Sie hat Euch das Wichtigste von unserm jetzigen Leben erzählt, und mir bleibt daher nur übrig, Euch die erfreuliche Nachricht zu geben, daß Julchen, seitdem wir hier sind, sich schon ganz bedeutend erholt hat. Ihr Nacken setzt wieder wie ehemals dicken Speck an, und ihre Kleiderchen sitzen ihr schon wieder viel besser als in Bremen, ihre Backen sind wieder voller und rosiger und ihr Auge kräftig. Möge es doch dem lieben Gott ernst sein mit dieser Verwandlung und er mir mein Frauchen recht gesund und derb erhalten! Das Einkaufen der Sachen, die wir zu unserer Einrichtung brauchen, macht der Kleinen ungemeines Vergnügen. Alles wird erst sehr genau geprüft, von hinten und von vorne beschnüffelt, und dann wird auch bei den allergeringsten Preisen noch fürchterlich gehandelt.

Pastor Roller hat eine kleine Broschüre geschrieben: De minutiis in vita Christi [Über die Kleinigkeiten im Leben Christi], welche ich Dir schicken soll; da ich es in diesem Augenblicke verkramt habe, so frage ich erst an, ob Du es auch haben willst.

*

[1] Gustav Ludwig Hübel (1800–1881), Hof- und Justitienrat in der Landesregierung. Seine Schwester Antonie (* 1796) war die (seit 1814) zweite Frau des Senator Volkmann.

[2] Der Herzogl. Bernburgische Geh. Hofrat H. Reich lebte damals in Dresden, später bei seinem Sohne auf Asmusstedt bei Ballenstedt.

[3] Gotthelf Wilh. Starke (1762–1830), Oberhofprediger in Ballenstedt, der alte Freund von W. v. K.s Vater, vgl. Jug.-Er. S. 125.

W. v. K. an seine Schwägerin Elmine v. K., z. Z. in Reval-Friedheim

Dresden, den 20. Sept. 1829. Gerhards Verwunderung über seinen ältesten Sohn[1] kann ich mir sehr lebhaft vorstellen; man kann sich freilich schwer darein finden, auf einmal Vater zu sein, da man sich selbst bei dieser ganzen Verwandlung so passiv verhält. Besonders aber Vater eines Sohnes zu sein, das kommt mir selbst noch ganz vorzüglich ehrenvoll vor, nicht weil ich einen Sohn für was Besseres hielte als ein Mägdlein, sondern weil ich selbst es noch nicht erlebt habe und es mir wünschenswert erscheint.

Wenn Du nun erst wieder bei Deinem Gerhard sein wirst und Eure Elternschaft und Euer Kind Euch geworden ist wie täglich Brot, dann geht erst die rechte ruhige Freude an und dann zeigt sich der Segen, den so ein Kindlein in ein christliches Haus bringt, erst recht deutlich und fühlbar. Gott erhalte Euch Lieben Euren kleinen Schatz! Wie wünschte ich, daß ich ihn einmal auf meinem Arm halten könnte, so wie Gerhard mein Kindlein hielt. Daß Ihr das Kindchen nach mir wollt Wilhelm nennen, macht mir unbeschreibliche Freude, und er soll an mir einen treuen Paten haben, das verspreche ich Euch. Ich will ihm auch hundert Rubel schenken zum Patengeschenk, wie's denn deutsche Sitte und guter Brauch ist, und werde es sehr übelnehmen, wenn Ihr etwa aus hochmütiger Aufgeblähtheit oder sonstiger überspannter Großmut dieses Geld nicht annehmen wolltet. Gerhard kann es von meinen Zinsen zurückhalten und Dir geben, wie es der Wöchnerin zukommt, auf daß Du es für den kleinen Wurm verwendest.

Wenn Du außer dem, was Du aus Mutters Brief weißt, noch etwas über unsere Reise wissen willst, so laß Dir von den Pollschen ihren Brief vorlesen. Da wirst Du sehen, wie es denen von Kügelgen zu Wasser und zu Lande ergangen ist, wie sie zum Fluchen gereizt und endlich mit Dank gegen Gott in Dresden gelandet sind. Wenn wir nur erst endlich am eigenen Herd säßen! Es ist bitter, wenn einem die ersten Jahre der Ehe gleich so geknickt werden. Wie viel besser habt Ihr es darin gehabt!

*

W. v. K.s Schwester Adelheid an ihre Schwägerin Elmine

Dresden, den 10. Nov. 1829. Mit Mutter ist wahrlich ein Wunder geschehen, und ihr Wohlsein sei Euch Belohnung für Euer großmütiges Entsagen ihrer Nähe. Sie hat nicht allein die angreifende Reise und den bösen Abschied, sondern auch alle Unruhe, die ihrer hier wartete, glücklich überstanden. Meine Krankheit hat der lieben Mutter nicht wenig Not gemacht; sie hat, wie sie hernach gestand, gefürchtet, selbst ein Nervenfieber zu bekommen, so erschöpft fühlte sie sich. In Loschwitz ward uns beiden wohl — nach der vielen äußeren und inneren Unruhe war die heilige Stille, die in diesen friedlichen Bergen herrscht, wie ein Vorschmack des Himmels. Mir war wie einem Hündlein zu Mute, dem der Herr nach der

[1] Am 16. Aug. 1829 wurde dem Bruder Gerhard sein erster Sohn Wilhelm geboren.

Jagd ein still Plätzchen anweist, wo es sich verpusten kann, bis ihm das Herz nicht mehr so gewaltig schlägt. Wirklich war ich so matt, als hätte ich eine große Jagd überstanden, dachte wohl, nie wieder zu Kräften zu kommen, hatte auch bisweilen einige Todesgedanken, die aber bald verschwanden, als mein unmäßiger Appetit mich überzeugte, daß es mit dem Tode wohl noch kein rechter Ernst sein mochte. Ich weinte vor Hunger, wenn Mienchen nicht sogleich mit der Grießsuppe fertig war, und verwandelte mich so in kurzem aus einem Gerippe in einen Nußwurm. O Elmine, es ist himmlisch, sich von einer Mutter pflegen zu lassen!

Ihr lieben Geschwister entwerft mir ein so liebliches Bild von Eurem Leben, daß ich mich gedrungen fühle, ein Gleiches zu tun. Dicht neben Mutters Wohnzimmer ist mein reizendes Stübchen, das die Krone aller übrigen ist, an Geschmack sowohl als an Wohnlichkeit. Hier schlafe und arbeite ich, doch steht die Tür immer offen, sodaß ich mit Mutter reden kann. Der Vormittag geht unter allerlei häuslichen Verrichtungen hin. Ist es Sonntag, so kommen Julchen, Wilhelm und Berthali zu Mittag, die ich mir immer ein Vergnügen mache recht zu traktieren; das sind dann immer gar frohe Tage. Nach Tisch lauf ich oft auf einen Sprung zu Julchen, die reizend mitten in einem Garten lebt. Hier empfängt mich allezeit die Freude, und ich komme vor dem Tändeln mit Bertha, die mir dann gar nicht vom Schoß will, fast nicht zu einem vernünftigen Wort. Der Segen Gottes ruht sichtbar auf unserm lieben Wilhelm, seit er den Fuß auf vaterländischen Boden setzte. Er hat Arbeit vollauf, ist heiter und fröhlich und ein sehr liebenswürdiger Hausvater und Bruder. Der Abend findet mich gewöhnlich mit Mutterchen allein, manchmal lese ich ihr vor, seitdem ich wieder Atem habe, oder es kommen auch liebe Menschen zu uns; neulich überraschte uns sogar Pastor Roller, der sehr an Eurer Freude teilnimmt. Gleich nach dem Abendessen geht Mutterchen schlafen. Was sie eben so gesund erhält, ist, daß sie so ganz nach ihrem Gefallen leben kann, ohne sich vor irgend jemand zu genieren. Sie ist so munter, so kräftig, daß sie weite Gänge über die Brücke unternimmt. Dabei hat sie ganz ihre alte Ruhe und Heiterkeit wieder erlangt, und oft ertappe ich sie, daß sie alte vergessene Melodien aus meinen Harfenstückchen für sich im Auf- und Niedergehen singt, auch wohl den Jungfernkranz. Ist das nicht allerliebst?

Man muß den ganzen vorigen Winter miterlebt haben, um zu begreifen, welches Glück ich jetzt empfinde. Ihr müßt mir mir das nicht als Lieblosigkeit gegen Euer Land auslegen. Ich hätte mich ja auch da heimisch gefühlt, wäre ich glücklicher gewesen, aber das konnte ich nicht sein, wenn ich sah, wie meine Mutter ihre Gesundheit hinopferte, und ich selbst krank an Leib und Seele meine Tage träumend zubrachte. Nun hat Gott mein Gebet erhört, meine Mutter ist nicht gestorben, alles ist in Erfüllung gegangen, wovon wir sprachen, als wir am letzten Abend im Park spazieren gingen. Was damals noch dunkel und verworren vor uns lag, das ist nun alles teils überstanden, teils sonnenklar geworden.

Ach, Ihr lieben Geschwister, ist es nun nicht gut, wie Gott es gemacht hat, ist es nicht besser, Ihr hört von uns aus Dresden immer gute Nachricht, als aus Poll von so viel Krankheitsnot? — und an ein Nie-Wiedersehen wollen wir nie denken.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 27. Nov. 1829. Es dauerte lange, ehe ich wieder in ein ernstes Arbeiten hineinkam, und ehe wir unser Quartier bezogen, war an gar nichts Vernünftiges zu denken und ein elendes, zerrissenes Leben. Nun aber bin ich in ein solches Kunstleben hineingeraten wie noch nie, und meine Phantasie ist mir so erfüllt von meinen Arbeiten, daß ich des Nachts davon träume und überhaupt mir beständig die verschiedensten Gestalten und Gruppen vor den Augen schweben. So soll es aber sein — man muß von der Fülle der Ideen, denen man Form und Leben geben möchte, so bedrängt werden, daß einem immer angst und bange wird, wie den übergroßen Stoff zu bewältigen. So gut wurde es mir noch nie, und ich fühle nun recht mit Freude, daß ich Maler bin. Von jetzt an will ich auch erst meine Künstlerlaufbahn datieren und nun meine Zeit nützen, so gut es gehen will.

Wir leben hier in unserem Landhäuschen so glücklich, daß ich manchmal denke, ich muß meinen Ring oder mein Kind oder sonst was Liebes, wie weiland der selige Polykrates, in die Elbe werfen, um den schändlichen Neid der Götter zu bezähmen, die gerne allein glücklich wären. Ja, wenn wir noch von solch liederlichem, schuftigem Göttergesindel tyrannisiert würden wie die lieben Altväter, so wollt ich ihnen recht nach Noten fluchen — wir aber können uns getrost freuen, wenn der Herr uns segnet, weil wir wissen, er gönnt uns unsere Freude von Herzen; und nimmt er uns unseren Schatz, nun so wissen wir, er nimmt nichts unbezahlt und gibt uns Höheres und Besseres dafür. Wenn man aber lange unwohl war und ist plötzlich genesen und tut einem kein Finger mehr weh, so traut man der Sache nicht ganz und denkt, man kann mit jedem Augenblick wieder in den vorigen Zustand zurückfallen; oder, wenn man lange auf Steindamm gefahren und kommt dann auf die glatte Chaussee, so biegt man sich immer noch vor, um den Stößen auszuweichen, und kann es gar nicht begreifen, daß es so glatt weggeht. Ich hätte es mir wirklich nicht träumen lassen, daß ich bloß darum nach Rußland mußte, um in Deutschland ruhig sitzen bleiben zu können.

Daß Du uns besuchen willst, Herzens-Papachen, das macht uns besonders glücklich. Dann siehst Du auch den Karton zu meinem großen Bilde schon fertig und vielleicht das Bild schon angefangen. Du wirst auch Deine Lust haben, zu sehen, wie Julchen im Hause herumravagiert und Kind und Teller und Strickstrumpf mit gleicher Behendigkeit und immer gefördert durch ihre Hände gehen und gleiten läßt. Wir haben ein ungeheures Dienstmädchen mit feuerroten Backen und mächtigen Gliedmaßen, die aber weiblich von ihrer kleinen runden Despotin

getummelt wird. Ich will Julchen nicht beschreien, aber sie ist so gesund wie ein junger Kürbis, mit dem man ein Loch in eine Ziegelwand schmeißen kann. Wir haben schon ein paarmal kleine Diners gegeben, wo man recht Julchens Geschmack und Anordnung der Speisen bewundern mußte, z. B. erst Suppe, dann Schöpsenstoß, dann Äpfel, und dann war's aus, oder: erst gebratene Hühner mit Salat, dann Käse und Butterbrot, und dann war's aus. Aber wer einmal bei uns gegessen hat, wird gewiß auf das zweite Mal lüstern und lecker sein.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Dresden, den 26. Dec. 1829. Heute am zweiten Weihnachtstage setze ich mich hin, mit Dir zu plaudern, mein lieber Bruder. An solchen besonderen Tagen wird die Sehnsucht nach getrennten Lieben, die früher die Feier solcher Tage mit uns teilten, ganz besonders merklich. Erinnerst Du Dich, wie wir früher mit dem seligen Vater am Heiligen Abende in der Dämmerstunde nach der katholischen Kirche zogen und hernach beim Zuhausekommen den schönen Lichterbaum vorfanden? Diesmal ging ich mit meiner Frau nach der Kirche, und Mutter besorgte, wie einst, die Bescherung für uns alle. Es fand jeder sein Tischchen und strich seine Sachen mit Vergnügen ein, besonders Bertha, welche beim Anblick des Lichterbaumes in ein lautes: Ei, ei, ei! und Händeklatschen ausbrach. Wie lange ist's wohl her, alter Junge, daß wir kein Weihnachten mit einander verlebt haben?!

Heynitz[1] tritt mir immer näher. Er hat mir jetzt ein großes Quartier in Hermsdorf zu meiner Disposition geradezu aufgezwungen, weil er sieht, daß ich in Dresden kein Lokal finden kann, um ein großes Bild zu malen. Ich bekomme ein Quartier mit sieben großen Zimmern und einigen Kammern, Küche und allem möglichen Zubehör im alten Cavalierhaus und überdem ein hohes Malzimmer im Schloß und ziehe mit Frau und Kind zu Anfang Frühling hinaus, werde aber selbst schon früher ab und zu gehen, weil ich den Karton nun bald zu zeichnen anfangen werde. So ein großes Bild macht enorm viel Arbeit.

Ich lebe hier unbeschreiblich glücklich. Ich habe mehrere echte Herzensfreunde, und wir teilen uns unter einander alles mit, was uns bekümmert und erfreut; es sind Leute, mit denen ich auf einerlei Grunde gewurzelt bin und mit denen ich die Hände erhebe zum gemeinschaftlichen Gebet. Das ist Roller, Heynitz, der Landschafter Richter, der lahme Berthold und der kleine Peschel – unter diesen allen ist, wenn ich eben Roller ausnehme, Berthold der ausgezeichnetste und vielleicht der, der unter uns allen dem Herrn am nächsten steht; doch das kann man nicht wissen. Mit Peschel und Berthold komme ich sehr häufig zusammen und lerne viel von ihnen an gottergebenem, stillem und heiterem Sinn.

---

[1] Ernst v. Heynitz (1801–1861), * in Heynitz bei Meißen, in zweiter Ehe × 1829 mit Erneſtine v. Brandenſtein (1802–1834). S. die beiden Bildnisse.

Ich lerne jetzt immer mehr den einen Hauptfeind in der Welt bekämpfen, und der ist das eigene Ich. Ich habe aber auch eine ausgezeichnet böse Natur und kann es recht begreifen, warum mich Gott so in der Welt herumscheuert und mir so viel Angst und Not geben mußte, damit ich mich immer an ihn als an meine einzige Hilfe von neuem wieder anklammerte. Wenn ein anderer meinen Lebenslauf betrachtete, dem würde er vielleicht recht sanft und schön vorkommen. Man kann eben das Ungemach in der Welt nicht nach seinem äußeren Schein und Ansehen, sondern nur nach dem Grade des subjektiven Empfindens schätzen. Wenn mich der Lehrer in der Schule unzufrieden anblickte, so machte mir dies eben den Schreck, als wenn ein anderer ein paar tüchtige Ohrfeigen gekriegt hätte. Doch ich will Dich nicht mit mir selber langweilen – jeder Mensch hat seine innere Lebensgeschichte, und wenn man die wüßte, würde man seine äußere ganz anders beurteilen. Was außen gut scheint, kann innen böse sein, ebenso aber auch umgekehrt.

Nach Friedheim muß ich recht fleißig denken, und ich wollte wohl, ich könnte manchmal mit Dir da sein und im Saal eine Pfeife mit Dir rauchend zusehen, wie aus unseres geliebten Onkels Meisterhand und Pinsel die Bilder hervorquellen, und die gottselige Tante Emilie, welche der Herr lieb hat, morgens ein Gebet lesen hören; das ist doch etwas anderes, als wenn so ein halber Mensch, wie wir sind, die Andacht leitet. Wenn ich's so weit bringen könnte wie Tante Emilie, daß mich keine Form mehr störte, und daß ich mit so geringem, demütigem Wesen, fast ganz ohne Ich, vor Gott und Menschen stehen könnte, dann wollte ich mich doch recht selig preisen! Aber so ganz aus seiner Eigentümlichkeit tritt doch kein Mensch heraus, das ist nicht möglich.

Ich denke oft mit vieler Rührung an Euch und Euer Haus – Gott grüße Dich, Herzensjüngelchen, mein kleines Patchen. Frag doch Elmine, ob sie ihn mir schenken und herschicken will – dann will ich Euch meinen Jungen schicken, den ich nun bald erwarte; dann werden sie beide nicht verzogen werden und wachsen in der Fremde auf, stark und rüstig. Besonders freut es mich, daß der kleine Wilhelm so ein hypochondrisches Gesicht haben soll – aber sage mir, was soll er werden? Ich zerbreche mir den Kopf, was mein Junge werden soll, und wünschte eigentlich, er würde wieder ein Mägdlein.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 5. März 1830. Freudiger Dank und herzliche Trauer wechseln in meiner Seele, wie in manchen Frühlingstagen Sonnenschein und Regen – und solches Wetter nennt man fruchtbar. Am Dienstag den 2. März ist meine geliebte Frau, nachdem sie tags vorher Euch noch geschrieben, mit Gottes Hilfe ohne große Leiden von einem Söhnlein entbunden worden. Das Söhnlein aber hatte der Herr des Lebens nicht für uns bestimmt, sondern es im Mutterleibe völlig reif und fertig werden lassen und es dann zu sich genommen und will selbst seine Freude daran





Ernſt v. Heynitz und Frau Erneſtine v. Heynitz

Ölgemälde von W. v. K.

„Ich lebe nun ſchon geraume Zeit bei meinem Freund Heynitz, der ſo echt iſt wie ein Goldkorn.“ W. v. K. an Timo Neff am 30. Nov. 1832. — „Es iſt doch herrlich, daß unſere Freundſchaft in den ganzen drei Jahren unſeres engen Zuſammenlebens auch nicht ein einziges Mal durch die geringſte Mißhelligkeit getrübt worden iſt!“ W. v. K.s Tagebuch am 28. April 1833



Frau Julie in der Hermsdorfer Zeit

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute nahm ich Julchens altes Porträt wieder vor und stickte den Kragen mit vielem Fleiß." W. v. K.s Tagebuch am 22. Jan. 1833

haben, wie es spielt und lächelt — er hatte es lieb und wollte es nicht frieren lassen auf dieser kalten Erde. Soeben komme ich von der Beerdigung zurück — die Lerchen sangen und die Frühlingssonne lächelte freundlich meines Söhnchens kleine Leiche an, die mit Blumen bestreut im offenen Sarge auf dem Grabe stand, indem wir herum standen und still beteten. Kein Lüftchen regte sich, und der Rauch stieg in die heitere Bläue wie eine gerade Säule und wie Abels Opfer.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 13. März 1830. Habe tausend Dank für Deinen Brief, der sehr erquicklich für Julchen war und uns so recht in Dein freundliches, liebendes Vaterherz blicken ließ. Es ist, als wenn Julchen, seit sie wieder Nachricht von Hause hat, sich zusehends schneller erholte. In ihren Verlust hat sie sich sehr schön ergeben, und wenn ich zu ihr komme, so scherzen wir mit einander in alter Weise. Ja sie fängt sogar an, wieder recht quick und kampflustig auszusehen und blickt wieder aus glänzenden Augen, was mich besonders glücklich macht, da sie vor der Entbindung manchmal etwas von Melancholismus beschlichen wurde.

Bertha hat uns in dieser Zeit durch ihre Possierlichkeit erstaunlich aufgeheitert. Man hört ihr kleines, unschuldiges Geschwätz an allen Ecken und Enden und ihre fortwährende Freude über alles und jedes, was sie sieht, ihr Händeklatschen und Jauchzen kann kein Trauriger hören, ohne wenigstens für den Augenblick zu genesen. Meine Mutter macht sich viel zu schaffen um Julchen und um Bertha, welche ihr zum Danke des Nachts die Ohren gewaltig volltrompetet; denn wenn die kleine Kröte erwacht, so schreit sie gewöhnlich so lange nach ihrer Mama, bis sie vor Schmerz und Kummer wieder eingeschlafen ist.

Deinem baldigen Kommen sehen wir mit Jubel entgegen. Nächst unserem Hause wird sich der alte Roller am meisten über Dich freuen, der eine ganz besonders gute Meinung von Dir hat. Er begeht jetzt recht häufige Exzesse, ist aber so glücklich, daß seine Freunde ihm nichts übelnehmen; auch will ich mich lieber zehn Abende hintereinander vom alten Roller vor den Kopf stoßen lassen, als mich einen Abend in Gesellschaft von feinen Weltleuten befinden, die sich aus der Poesie einen Frack und aus der Religion ein Paar Hosen haben machen lassen, um sich für die Gesellschaft damit zu putzen.

Dein Text zu dem Titelblatte [des Bilderwerks „Geschichte des Reichs Gottes"; vgl. oben S. 197] hat mich aufs höchste überrascht. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mich Deine Worte ansprechen; gerade in dieser Art hatte ich mir's geträumt. Dein Werk ist auf eine Weise gelungen, daß ich mich des meinigen bedeutend schäme; es ist, als ginge ein Esel mit einem Pferde eingespannt. O könntest Du in der Art fortfahren! Das wäre mal prächtig. Du meintest, das folgende Blatt würde schwerer sein, ich glaube aber, Du hast bei weitem das Schwerste überstanden. Es ist ja auch nicht nötig, immer so viel zu sagen, wie Du beim

Titelblatt tust. Ein einziger von den vielen Kernsätzen, die da drin sind, mit ein paar erläuternden Worten über den Rand wäre für viele Bilder genug.

Das erste Bild der Geschichte von Adam und Eva [vgl. die Abbild.] zeigt die Menschen, wie sie Gott geschaffen hat und wie sie sein sollen. Sie sitzen eng zusammen in großer Einigkeit, aber sie lieben nur den Herrn und sich nur in Ihm; was sie sich gegenseitig sind, würden sie erst merken, wenn der Herr ihren Blicken entschwände. Sie haben sich, als hätten sie sich nicht, nicht aus Gleichgültigkeit gegen einander, sondern weil ihr Hauptaugenmerk auf Gott gerichtet ist. Sie leben in Frieden mit allen Elementen der Natur; die Häschen scheuen sich nicht vor dem Menschen, und reißende Tiere gab es in Eden nicht. Wenn ich so den ursprünglichen Zustand des Menschen betrachte auf der jungen Erde im Angesicht Gottes ohne Sünde, wie er mit jungfräulichem Herzen und Blicke den Herrn begrüßt, dann wird mir's wie Frühlingsmorgen, als küßte die junge Sonne meine Augen. Es ist auch in jedes Menschen Brust eine Erinnerung an Eden und ein Sehnen dahin zurück, und diese Erinnerung, dieses Heimweh dahin, das wird uns zum Fallstrick des lieblichsten Jägers, und wir liefen noch eiliger in seine Netze, hätte nicht Beelzebub überall Fußangeln gelegt, in denen wir immer wieder hängen bleiben und nie hindurchdringen würden, hätte nicht Gott den Tod erfunden, der ein solches Vögelchen, das sich nach Ihm sehnt, sicher in seine Garne liefert. Ich rede so in den Tag hinein, aber Du wirst am Ende doch herausmerken, wie ich das Bild gerne verstanden wissen möchte.

Bei dem nächsten Bild, dem Sündenfall, brauche ich Dir nur den Rand zu interpretieren: aus dem höllischen Feuer schießt die böse Lust auf, eine trügerische Rose wird von der Schlange in die Höhe geführt; das Kind, von der Lust verblendet, sieht nur die Rose, nach der es greift, und nicht den offenen, darunter verborgenen Rachen der Schlange, in den es hineinstürzt; da umwölkt sich die Sonne, und Edens Glanz verlischt — durch Lug und Trug und durch die liebliche blendende Farbe falscher Vorspiegelung verführt uns der Teufel.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 25. Juli 1830. Ich denke immer, ich besuche Euch doch noch einmal. Dann werde ich fröhlicher sein und nicht so niedergedrückt in meinem Geiste wie bei unserem letzten Zusammensein, wo mir das Leben eine schwere Bürde war, denn die beiden Jahre in Rußland sind doch die schwersten gewesen in meinem ganzen Leben. Wenn ich dann leicht und ohne Sorgen, bloß mit der Absicht, mich mit Euch zu erquicken, bei Euch sein werde, dann liegen wir wieder zusammen im Heu und führen männliche Rede, und Deine liebe Frau sitzt neben uns mit Freundlichkeit und gibt uns zu trinken und hegt ihren kleinen Wilhelm. Weißt Du noch, wie wir voriges Jahr bei einander waren an Deinem Geburtstag und um die Zeit des ersten Frühlings? O, ich denke oft daran, mit großer Wehmut — daß der Herr uns so auseinander bringen werde, hätten wir

das wohl gedacht, als wir miteinander zu Anger [vgl. Jug.-Er. S. 161] in die Schule liefen und unser seliger Vater sein Brot mit uns brach?! Aber Gott hat uns so geführt – zwar ganz anders, als wir dachten und wollten, aber gut, sehr gut. Dich litt es nicht in deutschen Landen, Du klebtest durch Deine Heirat fest im Estland, ehe man es sich versah, es gefällt Dir wohl in Deinem neuen Vaterlande, und Gottes Segen ist über Dir. Auf mich aber hat der Herr in Rußland solange eingepeitscht, bis ich mich wieder fortzog, und siehe da, hier ist mir wohl, hier habe ich Frieden und Freude, hier geht unsere Mutter wieder zu Fuße von Loschwitz nach Dresden und sieht wacker und wohl aus.

Mit Heynitz lebe ich sehr brüderlich und glücklich zusammen. Seine Frau ist eine gutmütige Seele, die ich lieb habe; freilich ist sie ungeheuer phlegmatisch, was mir aber viel bequemer ist, als wenn sie unruhig wäre. Auch fühlt sie sich als Liebhaberin und Beschützerin der schönen Künste, weshalb ich es sehr gut bei ihr habe – und ihre allergrößte Freude ist, mir zum Malen zu sitzen. Mit Julchen duzt sie sich schon ganz behaglich. Ich gehörte mit zu den Paten, als neulich ihr Töchterchen auf den Namen Agnes[1] getauft wurde. Als Patengeschenk habe ich ihr mein Nikodemusbild überreicht, welches nun in ihrem Wohnzimmer hängt.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 10. Sept. 1830. Herzlichsten Dank, geliebter Vater, für das gute Geschäft, das Du für mich gemacht hast! Baedekers[2] Bereitwilligkeit, die Bilder zu kaufen, ehe er sie noch gesehen hat, bürgt mir gewissermaßen für die Güte der Unternehmung. Es ist mir eine große Sorge vom Herzen gegangen mit diesen Kupferplatten, die ich gestern zur Post geschickt habe, und ich gehe mit großer Lust an das folgende Heft. Der Titel, meine ich, wäre am besten „Geschichte des Reichs Gottes in Bildern" und nicht „Das Reich Gottes in Bildern". Ich dachte zum Alten Testament sieben Hefte. Das zweite würde Lamech, Sündflut, Noahs Opfer und vier Bilder aus Abraham bringen, das dritte die Patriarchen bis Joseph, Heft 4: Moses und das Gesetz, 5: Richter und Ruth, 6: die Könige, 7: die Propheten. Richter und Ruth könnte man aber auch weglassen, so wären es sechs Hefte zum Alten Testament, und dazu zwei für das Neue; das wären also im ganzen 56 Bilder – ist aller Ehren wert. Wenn Baedeker bei seinem Sinne bleibt[3], so habe ich in dieser Welt nun

---

[1] Agnes v. Heynitz (15. VI. 1830–1901), × 1853 mit Hannibal Frhr. v. Herzenberg (1817–1905) auf Heuckewalde bei Zeitz.

[2] Gottschalk Diederich Baedeker (1778–1841), Buchhändler in Essen, Verleger und Freund des Atti. Sein Sohn Karl war der Begründer der Reisebücher.

[3] Von W. v. K.s Bibelbildern sind 4 Hefte, die dem oben entwickelten Plane entsprechen, von je 7 Kupfertafeln, „mit andeutendem Text hrsg. von Dr. F. A. Krummacher" erschienen (1831, 1833, 1835, 1845). Das verspätete Erscheinen des 4. Heftes, zu dem W. v. K. die Zeichnungen und Platten schon vor 1840 gearbeitet hat, ist wohl ebenso wie dann das Aufhören des ganzen Werkes auf den 1841 erfolgten Tod des Verlegers zurückzuführen.

weiter nichts zu wünschen übrig, um vollkommen glücklich zu leben. Der liebe Gott versorgt mich wunderbarlich mit Arbeit nach meinem Sinn; ich weiß wohl, daß ich ihn schon als Knabe gebeten habe, so wie andere Hofmaler werden, mich zu *seinem* Maler zu machen – und siehe da, es läßt sich dazu an.

Die Bewegungen unserer Zeit sind merkwürdig: Die Leute denken, nachdem sie mit dem lieben Gott fertig geworden sind, wird es mit den Fürsten noch leichter gehen. Taugenichtse, die nichts zu verlieren haben, suchen einen Wechsel der Dinge herbeizuführen, bei dem sie allemal gewinnen müssen. Vergangene Nacht haben unsere Dresdener Meerkatzen auch revoltiert. Gestern abend[1] erschienen plötzlich fünfzig Mann mit Spießen auf dem Markte, zogen viel Gesindel an sich, stürmten das Rathaus, trafen in demselben eine Auswahl von Akten, die sie beiseite legten, und schmissen die übrigen zum Fenster hinaus und verbrannten sie auf dem Markte. Dann zogen sie nach dem Polizeihaus [in der Scheffelstraße], zündeten das Gebäude an, welches sie mit allen Akten verbrannten bis auf die Mauern, dann brachen sie in die Gefängnisse, ließen einige Gefangene heraus und sperrten die übrigen wieder ein. Ein Hauptmann Müller, der mit seinen Leuten die Ruhe wieder herstellen wollte, wurde auf der Stelle erschlagen, auch blieben einige andere Soldaten und Bürger auf dem Fleck. Nun hat man, um das Volk nicht noch mehr aufzubringen, alles Militär entfernt und den Bürgern die Wachen anvertraut. Ich will nur das sagen, daß ich glaube, ein einziger Schuß mit Kartätschen ist wirksamer für die öffentliche Ruhe, als alle Güte und Nachsicht und alle Weisheit Salomonis. Bei den französischen Unruhen lag eine große Idee zum Grunde und nicht ein kleiner augenblicklicher Vorteil – hier aber ist's nur Lust am Rumoren und Spektakeln, ein Affenwesen, welches den Deutschen Schande macht. Wir, die wir nach dem Reiche Gottes trachten, können es doch nicht recht begreifen, warum die Leute im Reiche dieser Welt soviel Lärm machen, besonders warum sie den Popanz Freiheit so fetieren, der sie noch alle erwürgen wird. Ich freue mich, daß mein Kaiser den Schurken Orleans [Louis Philipp] noch nicht anerkannt hat, so brauche ich ihn auch noch nicht anzuerkennen. Ein Mensch, der sich die Ehre, König zu sein, mit Verrat erkaufen mußte, ist verachtungswürdig. Die Zeichen unserer Zeit sind groß und erstaunlich; die Welt wird, scheint es, neu geboren werden – ob vom Teufel oder von Gott, das weiß ich nicht.

*

[1] Als Nachhall der französischen Julirevolution fanden am 2. Sept. 1830 in Leipzig und am 9. Sept. in Dresden aufrührerische Tumulte statt. Am 10. Sept. organisierte sich die Dresdener Bürgerschaft als Kommunalgarde zum Schutze der öffentlichen Ordnung. Am 13. erfolgte der Rücktritt des besonders unbeliebten Kabinettsministers (seit 1813) Graf v. Einsiedel, die Ernennung des Prinzen Friedrich August, des Neffen König Antons, zum Mitregenten und die Verheißung von Reformen, deren Ergebnis die konstitutionelle Verfassung vom 4. Sept. 1831 war.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 3. Oct. 1830. So sehr uns Mallets[1] Besuch erfreute, so hat er uns doch mit seiner geschäftigen Phantasie einen schlechten Streich gespielt, indem er in der Eile zu viel und nichts recht gesehen, Euch dadurch in Aufregung versetzt und uns Deinen ebenso unnötigen wie unausführbaren Befehl eingetragen hat. Der Teich ist nicht auf dem Hof, sondern im Parke [vgl. die Abbild.] und beinahe eine Viertelmeile lang und so breit wie die Weser; es ist seiner Größe wegen nicht daran zu denken, ein Geländer um ihn zu machen. Im Hofe ist nur ein kleiner Springbrunnen, in welchem Bertha mit aller Bequemlichkeit herumwaten könnte; dieser ist eine Zierde und derart mit Rosenbäumen umpflanzt [s. die Abbild.], daß ein Geländer ihn verunstalten würde. Unausführbar ist Dein Befehl aber deshalb, weil der Besitz, auf dem wir wohnen, nicht der unsere ist, wir also nichts dazu noch davon tun können. Es wird Dich beruhigen, daß selbst die allerbesorgteste aller Großmütter, meine gute Mutter, hier noch keine Gefahr sah und ganz sorglos ist. Ich wünsche nur, daß Du uns nicht für ungehorsam hältst, sonst hätte ich nie einen solchen unausstehlichen Senf über diesen faulen Hecht gegossen.

Du fragst mich, was ich mit dem Lamech [vgl. die Abbild.] wolle. Das erste Heft endigt mit Abels Tod, das zweite kann füglich nicht mit der Sündflut anfangen, ohne daß man vorher das Geschlecht sähe, das ersäuft werden soll, und zwar so, daß man auch begreift, warum es ersäuft werden muß. Da ist mir nun der Lamech ein gefundenes Fressen. Seine Geschichte ist kurz, aber ganz hinlänglich: Hurerei und Mord und dazu noch sein freches Vermessen „Kain soll siebenmal gerochen werden, Lamech aber siebenundsiebzigmal". Warum? Weil der Bengel zwei statt einen erschlagen hat. So habe ich ihn denn in einer frechen Stellung mit seinem Schwerte sitzend abgebildet, seine Weiber karessieren ihn von beiden Seiten, vor ihm liegen die toten Körper der beiden erschlagenen Leute, auf die er seine Füße gesetzt hat, sein Mund ist geöffnet, als wenn er eben die berüchtigten Worte ausstieße, die ihn zu einem Unflat brandmarken. In der Ferne sieht man noch andere Lasterbälge mit Weibern tanzen. Vor Lamech steht ein Altar, auf dem Fressen und Saufen liegt. Das Bild macht sich nicht übel.

Jetzt quäle ich mich mit der „Sündflut", dem schwersten Bild, d. h. für mich, weil ich kein Talent zu solchen wilden Sachen habe – dazu gehört eigentlich ein Michelangelo. Bei mir ist das Gefühl vorherrschend, nicht die Phantasie.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 24. Nov. 1830. In Deinem letzten Brief waren wir allesamt bedacht. Gott segne Dein freundliches, liebevolles Herz!

[1] Friedr. Mallet (1792–1865), seit 1817 Prediger in Bremen an St. Michaelis, seit 1827 an der großen Stephani-Gemeinde, Freund des Atti.

Adelheid träumt die ganze Nacht von ihrer Übersetzung[1]; sie war bestürzt, daß Du soviel Mühe mit ihrem Werkchen gehabt, und schämt sich schier, daß sie Dich darum angegangen. Die Frauenzimmer haben in unseren Tagen eine Vorliebe für das Englische, und es ist eine Empfehlung für ein Zeitvertreibbuch, wenn es auf dem Titel seine englische Geburt nachweist. Ich will versuchen, ob ich Zeit finde, ein Titelkupferchen zum Erstlingswerk meiner schriftstellernden Schwester zu machen.

Pastor Roller war sehr glücklich über Deine kleine Rezension seines Catechismi[2] und hat sie sich in denselben eingeklebt. Er verschenkt dies Büchelchen an alle Welt und hört so selten etwas darüber. Es ist, glaube ich, unmöglich, daß jemand sich über seine eignen Werke mehr freuen könnte, als Roller es tut; wir sind von Eitelkeit nicht ganz frei. Seit sieben Jahren unterhält er seine Gäste von seinem Gesangbuch[3] (welches nun endlich gedruckt wird) bis zum Überdruß; wir haben jeden roten Korrekturstrich beäugeln und sogar das Papier beschnüffeln müssen. Wenn die Gemeinde es am Ende nicht einführen will, worüber der gute Pastor noch nicht das geringste weiß, so stehe uns Gott bei. Es gehört wirklich große Selbstverleugnung dazu, um mit Roller in gutem Frieden zu bleiben. Hingegen wird unser Verhältnis zu Heynitzens immer angenehmer und herzlicher. Wir leben so still neben einander hin, ohne uns gegenseitig im geringsten zu stören; fällt aber bei ihnen oder bei uns etwas vor, das Teilnahme erregt, so stehen wir als Freunde fest zusammen.

Oh, wie danke ich Gott für diesen himmlischen Frieden im Hause, der doch die höchste aller Erdenfreuden ist. Ich rechne den vergangenen Sommer zu einem der glücklichsten meines Lebens, und die Aussicht in die Zukunft wird mir auch immer erfreulicher, je mehr ich einsehe, daß ich nun auf dem rechten Wege bin. Seit langer Zeit habe ich nun einmal wieder Gefühl des Lernens und Weiterkommens; meine Arbeit wird mir leichter und wird besser, und das Mißfallen, das ich fortwährend an allen meinen Arbeiten habe, ist mir ein sicherer Bürge, daß ich weiterkommen muß. Das Riesenbild, das ich jetzt male, ist für mich eine Hauptschule. Ich mache daran einen ganzen Malerkursus durch und habe bei diesem Bilde wieder von vorne angefangen zu studieren. Selbst wenn das Bild schlecht würde, so werde ich doch wenigstens gut dabei. Mehr und mehr komme ich von meiner alten trockenen Manier ab und arbeite mich aus dem Altdeutschtum heraus, welches als herrschend im Zeitgeist gerade in die Periode fiel, da ich die ersten Kunstansichten einsog und welches mich sehr zurück-

[1] Adelheid v. K. hat zwei Schriften des mit den Krummachers befreundeten englischen Missionars Andreas Reed übersetzt: „Martha. Andenken an eine einzige geliebte Schwester. Aus dem Engl. übertragen" (Essen, Baedeker. 1832. 1 Thaler) und „Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Tatsachen der neueren Zeit gezogen. Nach der 7. Aufl. des Englischen frei übertragen" (Ebd. 1834. 1¾ Thaler).

[2] „Biblische Katechismuserklärung" (1829 als Manuskript gedruckt).

[3] „Christliches Gesangbuch oder Sammlung von 784 meist alten Kernliedern der evang. Kirche". Leipzig, Karl Tauchnitz, 1830. (Mit einem Titelkupfer: König David mit der Harfe, von W. v. K.) Vgl. Rühles Roller-Biographie, S. 207ff.

gesetzt hat. Nur noch ein paar Jahre so ruhigen, geregelten Fortarbeitens, wie es im letzten war, und ich denke, ich werde anfangen als Künstler aufzuleben. Ich liebe meine Kunst mehr und mehr und habe den heißen Wunsch, es darin zu einer Art von Vollkommenheit zu bringen; nicht der Ehre wegen, die mir wirklich jetzt nur noch insofern von Wert ist, als sie Geld für mein Haus einträgt, sondern um in meinem Inneren eine gewisse Ruhe und Gleichgewicht zu haben, sodaß ich ohne großen Kampf das darstellen könnte, was ich gern darstellen möchte, und mich bei meinen Produktionen nicht bloß nach dem richten muß, was ich leisten kann.

Dein Anerbieten, meine Madonna in Bremen zu verkaufen, ist zu freundlich, als daß ich es nicht annehmen sollte. Weil es aber eins von den Bildern ist, die unbegreiflicherweise allgemein gefallen, so möchte ich, da ich in Dresden noch nichts ausgestellt habe, gerade mit diesem Bilde den Anfang machen, weil ich des guten Erfolges so ziemlich gewiß bin. Auch ist es mir sehr nützlich, so ein Gefallbild als Lockvogel bei mir zu haben, indem oft Leute kommen, die Bilder sehen wollen, denen man doch gerne auch etwas Fertiges zeigen möchte und nicht nur angefangene Sachen, die man gerade in der Arbeit hat. Weil sich das nun nicht alles vereinigen läßt, so will ich das Bild baldmöglichst verdoppeln und Dir dann das eine zuschicken. Vorderhand beschäftigt mich aber mein großer Sohn, das Altarbild, ganz und gar — es steht nun da mit allen Farben.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 20. Febr. 1831. Deinen Brief empfingen wir schon den zehnten Tag nach Juliens Niederkunft. Wie sind wir doch so glücklich, daß wir noch Eltern haben, die mit Gebet für uns täglich vor den Herrn treten. Das Gebet ist eine große, mächtige, köstliche Sache, in ihm haben wir allezeit offene Türe zu dem Geheimkabinett unseres Königs. Welch eine Gnade ist das, daß ich zu jeder Stunde vor meinen Gott treten darf! Die jüngste Zeit hat mich recht beten gelehrt, und ich küsse die Rute, die mich schlug zu meiner Heiligung. Ich betete, und Gott gab mir mit vollen Händen alles, um was ich bat: mein Kind blieb leben, mein Weib genas. Das hat meinen Glauben ungemein gestärkt und ein rechtes Feuer in mir angezündet.

Julchen hat des Herrn Hand auch recht erkannt und hat die Wunder gesehen, die er getan hat, sodaß ich mich darauf freue, mehr mit ihr über Gottes Führungen reden zu können, wenn sie erst von der Hand der Weiber erlöset sein wird; denn jetzt können wir uns nie ohne Zeugen sehen. Sie erholt sich jetzt recht sichtlich und verschönt sich. Sie hat schon vor einigen Tagen das Bett verlassen und unternimmt bereits weibliche Flickereien. Das kleine Kindchen, diese besondere Gabe Gottes, ist allerliebst und sehr kräftig. Was freue ich mich, nun zwei Kinderlein zu haben, sodaß ich jetzt doch auch wie andere Leute von „meinen Kindern" reden kann. Mir ist ganz bange, daß ich zu glücklich bin für einen sterblichen Menschen.

*

Aus einer späteren Niederschrift W. v. K.s: „Gebetserhörungen"

Als im Februar 1831 meine Tochter Anna nach ungewöhnlich schwerem Leiden ihrer Mutter geboren wurde, hing beider Leben an einem Haar. Die Mutter war aufs äußerste erschöpft, und das Kind konnte keine Luft kriegen. Alle Mittel waren umsonst angewendet. Der Arzt, Hofrat Haase[1], der zu unsrer Hilfe von Dresden heraus nach Hermsdorf gekommen war, verließ uns noch in derselben Nacht und sagte mir, Abschied nehmend: die Frau hoffe er zu erhalten, das Kind aber sei nicht lebensfähig. „Aber wie soll die Frau denn leben – sagte ich –, wenn sie jetzt den Schmerz hat, das Kind zu verlieren?" Haase zuckte die Achseln und stieg in seinen Wagen mit den Worten: „Wir wollen das Beste hoffen." Ich wanderte nun hinüber nach Lausa und holte den Pastor Roller aus dem Bette, der sogleich die Nottaufe vollzog. „Das Kind stirbt – sagte er mir – ich kenne das."

Der Tag war angebrochen; ich sagte meiner Schwester: „Ich will beten, bete auch." Damit lief ich in den Wald, Gott mein Herz auszuschütten – um das Leben meines Kindes zu bitten. In sehr großer Angst schrie ich zu Gott, meinem Helfer, und ließ nicht ab bei einer vollen Stunde. Da brach ein Sonnenstrahl durch das winterliche Gewölk und vergoldete die Wipfel der Tannen, unter denen ich herumirrte. Die Angst schwand hin, es kam ein himmlischer Friede über mich, und mit Freudentränen stürzte ich auf meine Knie, für die wunderbare Hilfe dankend, die ich erfahren. Daß ich erhört war, wußte ich auf das bestimmteste und legte in der Freudigkeit meines Herzens den Rückweg im Galopp zurück. Auf der Treppe meines Hauses kam mir meine Schwester mit freudigem Gesicht entgegen. „Das Kind bleibt am Leben! – rief ich – ich habe die Zusicherung." – „Ich auch!" sagte die Schwester.

Mit dem Kinde hatte sich unterdessen nichts verändert, aber nach einem Stündchen wurde ich in die Wochenstube gerufen, um an der Freude, die dort herrschte, teilzunehmen. Es war eine Krisis eingetreten – die Kleine atmete frei wie ein gesundes Kind, fing an zu schreien und nahm kräftig ihre Nahrung zu sich. Am Abend kam der Arzt wieder. Als er das Kind sah, schlug er die Hände ineinander und sagte lachend: „Das haben meine Mittel nicht getan."

*

Verzeichnis der vom 31. Juli 1831 an in der Königl. Sächs. Akademie zu Dresden öffentlich ausgestellten Kunstwerke

Nr. 483. Weibliches Porträt [Ernestine v. Heynitz] nach der Natur in Öl gemalt von Kügelchen [sic!].

Nr. 522. Maria mit dem Kinde. Ölgemälde eigener Erfindung von Kügelchen.

*

[1] Karl Friedr. Haase (1788–1865), seit 1828 Professor der Gynäkologie an der Medizinisch-Chirurgischen Akademie zu Dresden.

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, Auguſt 1831. Die Pollſchen ſchrieben, daß die Cholera noch nicht nach Eſtland gedrungen, wiewohl das Ländchen von der Krankheit ganz eingeſchloſſen iſt und man ſie täglich dort erwartet. Die Unſrigen ſind ſehr gefaßt und haben ihre Herzen in Gott feſtgemacht, ſodaß ihre Briefe klingen wie Pſalmen und Orgelton. Sie ſchreiben, daß dort viele ſind, die an ihre Bruſt ſchlagen, Buße tun und ſich zum Herrn wenden. Oh, wie ganz anders ſieht es hier aus! Wer denkt bei uns an Buße tun? Die Leute vertröſten ſich, die Krankheit werde nicht bis hierher kommen! Wenn ſie ſo fortſchreitet wie bisher, ſo möchten wir ſie wohl im Spätherbſt hier haben. Wir wollen hier auf dem Lande bleiben, und meine Mutter und Adelheid werden auch zu uns ziehen, um in der ſchweren Zeit mit uns vereint zu ſein. Ärztliche Hilfe iſt hier zwar fern, aber unſer Arzt iſt der Herr, er wird uns bewahren vor den giftigen Pfeilen des Böſewichts.

Dieſer Sommer iſt ſehr giftig naß und neblig, und bei heiterem Wetter ſteht die Sonne bisweilen am Himmel wie ein bleiches Bild. Es iſt hier viel Krankheit, faſt jedermann wird angepackt – und der Krieg hängt am Himmel wie eine ſchwarze Wolke[1]. Es ſind ernſte Zeiten.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 4. Oct. 1831. Ich ſollte Dir wohl öfter ſchreiben, allein es wird mir jetzt recht ſchwer, indem ich beſonders des Abends in der Regel zu abgeſpannt bin. Du würdeſt Dich wundern, wenn Du mich jetzt ſäheſt – was für ein alter Mann ich geworden bin. Seit dieſem Frühling iſt meine Kraft wie ausgeblaſen, und aus einem geſunden derben Menſchen, der alles wagen konnte, iſt ein kränklicher Wicht geworden, der ſich vor jedem Zugwind hüten muß. So ſtraft der Herr meinen Übermut, und doch liegt in dieſer Strafe die größte Liebe, die er mir je erwieſen hat, denn je ſchwächer meine eigene Kraft wird, deſto ſtärker und kräftiger geſtaltet ſich der Glaube. Gott mache nur den recht derb und geſund, dann mag immerhin mit dem Leibe werden, was da will. Ich bin auch gar nicht traurig über meinen leiblichen Zuſtand, nur unterliege ich noch manchmal der falſchen Scham, wenn ich mir das früher Geleiſtete nicht mehr zumuten kann. Es iſt doch wunderbarlich, wie Gott den Menſchen in die enge Pforte hinein drängt und quetſcht. Wenn ich früher, als wir noch in Dresden beiſammen waren, gedacht hätte, daß mein Leben ſo ausfallen ſollte, wie es ausgefallen iſt, ſo hätte ich bitterlich geweint – nun aber danke ich dem Herrn, daß er mich ſo geführt hat.

Ich leſe jetzt eine alte Schwarte von Wudrian über das liebe Kreuz, ohne Jahreszahl[2]. Da las ich mir neulich einen beſonderen Troſt heraus.

[1] Das Verhältnis Rußlands zu Frankreich war damals ſehr geſpannt.

[2] Valentin Wudrian (1584–1625), 1611 Prof. in Greifswald, ſeit 1621 Hauptpaſtor zu St. Petri in Hamburg: „Schola crucis, d. i. Kreutzſchule und Kennzeichen aller wahren evang. Chriſten", zuerſt Hamburg 1630, ſpäter in mehr als zwanzig Ausgaben.

Er handelt nämlich davon, wie den Christen das Kreuz, durch das sie heimgesucht werden, zum Segen ist, und führt für die, denen ihr Kreuz zu schwer werden will, den Spruch aus der Offenbarung an: „Wen ich lieb habe, den züchtige ich", und fragt darauf ganz einfach: „Nun, was wollt ihr denn mehr?" Diese einfache Frage frappierte mich sehr und führte mich so recht in das Verständnis der Bibelstelle hinein. Allerdings — was können wir uns denn Herrlicheres wünschen, als daß der liebe Gott durch ein äußeres Zeichen uns seiner Liebe vergewissert, und ein solches äußeres Zeichen ist das Kreuz; wenn uns etwas Schlimmes begegnet, so ist's immer, als riefe uns Gott zu: „Ich habe dich lieb!" Daher auch bewährte Christen häufig dahin kommen, daß sie ihr Kreuz lieben. Da ich nun so viel an inneren Anfechtungen zu leiden habe, welches das schwerste Kreuz ist, so ist mir jetzt der Gedanke besonders tröstlich, daß dies die Zucht und Liebe des Herrn ist. Und ich weiß auch, daß ich diesen inneren Plagen unsäglich viel zu danken habe, denn sie haben mich an meiner Kraft verzweifeln gemacht und treiben mich zum Herrn, daß ich mich an ihn halte. Man wirft dem Christentum wohl vor, daß es die Leute nicht besser mache. Sei dem, wie ihm wolle — das habe ich doch erfahren, daß es die Leute seliger macht, ja so selig, daß sie selbst ihre Plage und Ungemach um keinen Preis, am wenigsten für gute Tage, hingeben würden. Wenn das nichts Großes und Göttliches ist, so zeige man mir etwas Großes und Göttliches. Ein Glaube, der das kann, ist Kraft aus Gott geboren.

Dieser Wudrian wird mir immer lieber, je tiefer ich mich hineinlese. Diese Alten haben doch was Besonderes in ihrer Schreibart. Man merkt, daß sie erst selbst wiedergeboren sind und darnach erst Anderen predigten. Es geht so ans Herz, ist so einfältig, so kräftig, ohne geistreiche Surprisen und gelehrte Fratzen, ohne beständige Seitenhiebe auf Andersgläubige, wie bei den neueren Theologis in Deutschland. Man würde viel mehr Proselyten machen, wenn man nicht immer daran denken wollte, was die Anderen glauben sollen. Das ist aber der Fehler der neueren gläubigen Theologen, daß man ihnen den Studiertisch-Glauben so anmerkt, und dieser Geist widert mich auch aus der Berliner Kirchenzeitung[1] in vielen Aufsätzen an. Die gegenseitige Erbitterung wird dadurch nur immer größer. Schuberts Beiträge in der „Kirchenzeitung" lobe ich mir, der schreibt wie die Alten, weil er so lebt wie sie, und wenn er so in einem kleinen Aufsatz einige Gebetserfahrungen mitteilt, so macht das mehr Eindruck und fruchtet mehr als hundert witzige Aufsätze. Ich meine, wir können gar nicht einfältig genug werden in unserem Glauben. Wir sollen der Philosophie auch nicht mit Philosophie entgegentreten, sondern mit unserem dummen Fischerglauben, so werden wir mehr ausrichten. —

Leid ist es mir, daß ich jetzt so schwach bin, aber um Connis[2] willen,

[1] Die seit 1827 von dem streng orthodoxen Berliner Professor Wilh. Hengstenberg herausgegebene „Evangelische Kirchenzeitung".

[2] Der Vetter Constantin (geb. 1810), Sohn des Onkels Carl v. K., kam im Frühjahr 1831 aus Estland nach Dresden und lebte der drohenden Cholera halber vom

dem ich gar kein Vergnügen machen kann. So lernt er in der ganzen Zeit eigentlich nichts kennen als den Hermsdorfer Hof. Wäre ich gesund, so würde ich ihn unter die Dresdener Maler bringen, damit er im Umgang mit anderen Landschaftern ein lebendigeres Interesse für ein ernsteres Studium bekäme, während er jetzt ganz isoliert dasteht und keines Menschen Rat über seine Arbeit hört. Nun malt er hier Bilder, aber ohne daß ich ihn dazu bringen kann, wirklich nach der Natur zu arbeiten. Das ist aber das Unglück, wenn einer von hinten anfängt zu studieren, dann glaubt er die Natur nicht mehr nötig zu haben. Vorschreiben kann man einem Maler nicht, wie er studieren soll, man kann nur leise und unmerklich raten, besonders unserem Conni, der von seinem Vater den Befehl hat, ausschließlich seinem eigenen Genius zu folgen. Aber er ist fleißig und fröhlich – bis auf den einen Punkt, daß er nicht recht weiß, ob er glauben soll oder nicht. Bald fühlt er sich mit Tränen der Rührung tief ergriffen, bald ist er wieder ganz weltlich gestimmt. Es hat wohl nie ein Vater seine Natur so ganz auf seinen Sohn vererbt wie Onkel Kügelgen die seinige auf Constantin, sodaß ich manchmal darüber laut auflachen muß. Conni ist ein guter Junge und macht uns viel Freude durch seine sich stets gleichbleibende gute Laune. Gegenwärtig hat er besonderes Vergnügen an Pfeifen – mehr als am Rauchen; er hat sich schon einen ganzen Wald solcher Feuereſſen angelegt, die ihm abwechselnd dienen müssen und ihm ungemein wohlgefallen; wenn er aber raucht, dann sperrt er den Schlund weit auf und macht einen solchen Teufelsstank, daß ich ihn jedesmal am liebsten hinauswerfen möchte.

Unsere gute Mutter, die mit Adelheid der Cholera wegen im Herbst auch herausziehen wollte und für die wir schon einige Zimmer in Bereitschaft gesetzt hatten, muß nun auf Carus'[1] Anordnung, den wir noch zu Rate gezogen haben, von Loschwitz nach Dresden statt hierher übersiedeln, weil Carus das Übel für höchst bedenklich hält und Mutter in der Stadt unter genauer ärztlicher Aufsicht haben will. Von ihrer Krankheit hat Dir ja Adelheid schon geschrieben. Die Ärzte meinen, es sei ein Nervenschlag gewesen[2], der sie teilweise gelähmt hat. Es fing mit einem heftigen Schwindel an, das linke Auge trat fast in den inneren Augenwinkel, die Schluckmuskeln waren gelähmt, sodaß sie nur mit großer Anstrengung essen konnte, auch der linke Arm war gelähmt; dabei war eine enorme Schwäche

Sommer bis Wintersanfang in Hermsdorf. Er schreibt darüber in seinen Lebenserinnerungen: „Dieses Zusammenleben mit meinem Vetter, einem der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind, war für mich äußerst genußreich. Was haben wir für schöne Spaziergänge zusammen gemacht, oft begleitet von der guten Julie und ihrem Töchterchen, dem ich manchmal, wenn es ermüdete, als Reiteſel diente. Aus Dankbarkeit für diese Dienste erklärte aber die Kleine auch, sie wolle keinen anderen heiraten als mich."

[1] Carl Gust. Carus (1789–1868), Prof. an der Mediz.-Chirurg. Akademie und Arzt des Königl. Hauses, zugleich Schriftsteller und Maler; vgl. Leb.-Er. S. 376.

[2] In einem Briefe vom 9. Sept. 1839 an die Tochter Adelheid schreibt die Mutter: „Gestern waren es acht Jahre, daß mich in Loschwitz der Nervenschlag traf".

eingetreten und gänzliche Entstellung des Gesichtes. Seitdem Mutter nun in Dresden ist, hat sich ihr Zustand wesentlich gebessert; es scheint doch, als wenn Carus' Mittel anschlügen. Ihr Geist ist heiter; sie hat sich diese Zeit über besonders an Fritzens[1] Predigten erbaut.

Damit ich's nicht vergesse: Maydells Brief, den Du mir im März für Richter schicktest, habe ich augenblicklich befördert, indem ich damals gerade selbst an diesen geschrieben hatte und der Brief noch dalag. Du kannst Maydell erzählen, daß Richter den größten Teil des Sommers krank gewesen ist. Er war in hohem Grade Hypochonder und konnte und durfte ein paar Monate lang nicht arbeiten; er bildete sich ein, das öde Leben in Meißen ohne christliche Gemeinschaft nicht länger aushalten zu können und fühlte sich sehr unglücklich und gedrückt. Jetzt aber ist er vollständig genesen und, obgleich seine nicht eben angenehmen Verhältnisse sich um kein Haar geändert haben, so ist er doch fröhlich und zufrieden und meint, es könne ihm nirgends besser gefallen als in Meißen. Gottlob, daß ich dieses Gefühl in Hermsdorf immer gehabt habe. Ich habe darin eine unglückliche Natur, daß viele Dinge, die an und für sich in moralischer Hinsicht ganz gleichgültig sind, mir so sehr widerlich erscheinen, daher auch viele Menschen, mit denen ich zusammenkomme, einen so abstoßenden Einfluß auf mich ausüben, daß ich ohne beständigen inneren Kampf gar nicht mit ihnen umgehen kann. Ich habe daher immer nur unter bedingten geselligen Verhältnissen glücklich leben können. Es ist dies Selbstsucht und ein Mangel an Liebe in meinem Herzen, gegen welche Fehler ernstlich zu kämpfen ich mir das Zeugnis geben kann, obgleich ich fast immer unterliege. Aber es ist, wenn ich zurückblicke, doch schon besser geworden mit Gottes Hilfe, und ich hoffe, seine Kraft wird doch endlich dieses Laster in mir überwiegen.

Mit meinem Altarbild komme ich in diesem Sommer nicht vom Fleck. Dies wird die Russen lehren, wie unnütz es ist, mit einem Maler einen Kontrakt zu machen. Ich bin über die Sache ganz ruhig. Ich tue, was ich kann, und von meinem Kapital können sie mir nichts rauben, das ist bei Gott in der sichersten Bank, und er zahlt mir meine Zinsen wo anders her, wenn sie mich in Reval berauben. Du schreibst gar nichts über den Empfang meiner Biblischen Bilder; ich habe Onkel Kügelgen drei Exemplare des ersten Heftes geschickt, eins für ihn, eins für Dich, eins für die Pollschen. Wenn Dir die Bilder nicht gefallen, so kannst Du mir den Ellbogen küssen. Vom zweiten Heft habe ich schon fünf Platten fertig, fehlen also noch zwei. Baedeker, mein Verleger, hat mir so lange nicht geschrieben, daß ich gar nicht weiß, ob das Werk ordentlich abgeht (in Bremen soll es sehr stark gehen, aber von anderen Orten weiß ich noch nichts), und ich fürchte fast, es geht nicht, weil die Zeiten so schlecht sind, daß kein Mensch sich was anschaffen will, was er nicht haben muß. Es ist zwar ein paarmal gut rezensiert worden, auch von Böttiger in der

[1] Friedrich Wilh. Krummacher: Hirtenruf zur lebenden Quelle des Heils. Evangelische Predigten. 1830.

[Dresdener] „Abendzeitung". Wer lieſt aber ſo was! Es wäre mir leid und eine harte Prüfung, wenn ich dieſe mir ſo ſehr angenehme Arbeit einſtellen müßte. Ich habe dieſes Jahr auch einmal wieder in Dresden ausgeſtellt, eine Madonna und das Porträt von Frau v. Heynitz [ſ. die beiden Abbild.]; beide Bilder ſind günſtig rezenſiert und haben ganz beſonders beim Publikum gefallen. Habe auch ſonſt noch Kleinigkeiten radiert für Baedeker; ſchade, daß Du ſo weit biſt, daß man Dir nichts ſchicken kann.

Den 4. Nov. Dieſer Brief hat wieder einmal lange gelegen – iſt aber meine Kränklichkeit daran ſchuld; ich bin in der Zwiſchenzeit wieder einige Male recht unwohl geweſen. Wenn ich auch meine frühere Robuſtheit nicht zurückwünſchen kann, da ich in meiner Schwäche mich mehr zum Herrn halte, ſo muß ich doch ſagen, daß ich die eine Beſchwerde, die mir beſonders zuſetzt, das ſind Beängſtigungen, ſchon tauſendmal zum Teufel gewünſcht habe – denn das iſt ärger als Schmerzen und Schwäche, indem ich dabei nicht beten kann, ſolange die Angſt dauert, die mich mehr oder minder alle Abend heimſucht. Ich mediziniere dagegen, kann aber noch nicht recht dahinter kommen, ob mir's was hilft oder nicht. Gott ſei's befohlen! Die Ärzte tun das ihre, und Gott das Seine; paßt's zuſammen, ſo haben die armen Schlucker Ruhm, wo nicht, ſo ſind ſie dumme Teufel geweſen.

Dein Brief mit den Zinſen iſt richtig angekommen; hab Dank, lieber Bruder, für Deine treue Beſorgung unſerer Geſchäfte, die Dir manchen Gang koſten mag. Ich habe mir jetzt für ein kleines Porträt Luthers ſämtliche Predigten angeſchafft, die mir gerade das geben, was ich jetzt bedarf: Glaubensfreudigkeit.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Dresden, den 3. Januar 1832. Wie hat Dich denn mein Brief ſo traurig machen können, mein alter Junge?! Aber ſo geht's – der Gänſekiel, unſer Herr Geheimſchreiber, iſt von dummer Art und richtet oft etwas ganz anderes aus, als wir ihm auftragen. Meine Krankheit kann mich doch nicht ſo verſtimmt haben, daß ich meinem Briefe das Gepräge eines toten Haſengeſichts gegeben hätte. Aber es iſt wahr, daß ich durch manche Dinge vergangenes Jahr oft ungemein ſchmerzlich berührt wurde, und in eine ſolche Periode mag mein Geſchreibſel gefallen ſein. Wie kannſt Du aber glauben, daß Deine Heiterkeit mir jemals ſtörend ſein könnte? Mein lieber Bruder! Wer nicht heiter iſt, der iſt noch kein Kind Gottes, und Heiterkeit, die aus dem Glauben hervorgeht, wirkt niemals ſtörend. Was anderes iſt es mit der Luſtigkeit der Welt. Ich bin bei weitem fröhlicher als viele meiner Bekannten, die mich für einen Kopfhänger halten und mich bedauern, weil ich mich von ihren Vergnügungen zurückziehe; ſie tanzen, um fröhlich zu ſein, und aus demſelben Grunde tanze ich nicht – das können ſie nicht begreifen und meinen, ich tanze nicht, um traurig zu ſein. In der Art, wie Du ſchreibſt, daß Du Dich an irdiſchen Dingen erfreuſt – ſo iſt's recht, und ſo freue ich mich auch daran.

Doch nun von unserem Ergehen. Weihnachten sollte Mutters wegen in Dresden gefeiert werden, und wir verfügten uns mit Sack und Pack hierher; Julchen und die Kinder wohnten bei Mutter, ich erhielt ein besonderes Quartierchen. So sehr ich mich auch verpackt hatte, erkältete ich mich doch auf der Fahrt und kam schon krank in Dresden an. Den Heiligen Abend hielt ich mich noch auf den Beinen, dann mußte ich mich legen. Durch Julchen, die mich fleißig in meinem Elend besuchte, erfuhr ich, daß Mutter sich meinetwegen ganz entsetzlich ängstige und verlange, wir sollten durchaus wieder nach Dresden ziehen, weil ich in dem feuchten Hermsdorf niemals gesund werden würde; Adelheid sagte mir, wenn wir nicht hereinzögen, so könne Mutter nicht genesen, denn sie ängstige sich Tag und Nacht. Nun denke Dir diese Weihnachtsbescherung! Im Winter bei meiner Krankheit in die Stadt umziehen in eine Wohnung, die ich gar nicht habe! Und hatte ich früher hier kein Malzimmer für mein großes Bild finden können, wo sollte es jetzt herkommen? Die Sache rieb mich in meiner Schwachheit ganz auf. Da nun durchaus etwas zu Mutters Beruhigung geschehen mußte, ließ ich ihr vorschlagen, wir wollten Carus den Fall vortragen und ihn als einen Mann, in den meine Mutter mit Recht unbedingtes Vertrauen setzt, entscheiden lassen. Als das Heynitz erfuhr, kam der nun wieder ganz wütend an. So brannten zwei Feuer von zwei entgegengesetzten Seiten auf mich ein, die aber nun durch Carus' Entscheidung beide glücklich ausgegossen sind.

Carus untersuchte mich sehr gründlich und fand, daß ich leberkrank sei und alle übrigen Symptome, wie die Beängstigungen und Nervenschwäche, auch auf jenes Grundübel zurückzuführen seien. Er verlangte, daß ich acht Tage in Dresden unter seinen Händen bleiben solle, damit er seine Kur anfangen könnte; dann aber wäre es ihm lieber, wenn ich mit seinen Anweisungen für den Dr. Kuntsch [in Radeberg, Hausarzt in Hermsdorf] wieder nach Hermsdorf ginge, weil die Landluft und Ruhe mir gut tun würden. Dieses bitte ich Dich unserm lieben Onkel Kügelgen mitzuteilen, der meine Krankheit für Hypochondrie zu halten scheint und mir deswegen rät, in die Stadt zu ziehen. Mutter ist nun ganz beruhigt und einverstanden, und ich möchte vor Vergnügen hinten und vorne ausschlagen, welches ich auch bisweilen tue und dabei Julchen und die Kinder stark beschädige.

Die Beängstigungen, mein größtes Leiden, das mich seit dreiviertel Jahr keine Nachtruhe finden ließ, hat mir Carus gleich weggenommen mit einer Salbe. Im übrigen muß ich auf Mord und Totschlag eine künstliche Ruhrkur durchmachen, sodaß ich schon ganz Timo's Taille habe. Schrecklich ist nur die große Engigkeit hier. Denn Carus verlangte auch, daß ich während der acht Tage das Zimmer nicht verlasse – so mußte ich mein separates Quartier aufgeben und auch zu Mutter ziehen. Wir sind hier in dem engen Quartier vier dicke Mägde, vier erwachsene Herrschaften und zwei lärmige Kinder, dazu noch eine Aufwartefrau und schrecklich viel Besuch – das geht manchmal über meine Kraft. Das Peinlichste aber ist mir,

daß Mutter mir ihr allergrößtes und bestes Zimmer geradezu aufgezwungen hat und selbst in einen Durchgang gezogen ist. Der guten Mutter Befinden hat sich wunderbar gebessert. Sie ist eigentlich wieder ganz wohl, wird immer kräftiger und hat ganz erstaunlich zugenommen, so wie wir sie seit Jahren nicht gesehen. Nur ihre Augen bleiben immer noch verdreht, sodaß sie sich nicht beschäftigen und lesen kann, welche Plage sie mit herrlichem Gleichmut ohne Klagen und Murren erträgt. Mit Gottes Hilfe kann aber auch das noch wieder anders werden. An Adelheid, die ebenfalls leidend war, auch an der Leber, hat Carus eine Wunderkur gemacht; sie ist jetzt wieder recht frisch und gesund ebenso wie auch mein ganzes Nest.

Dresden, den 9. Januar. Nun ist hier auch noch alles krank geworden, und wir liegen in dem engen Quartier übereinander wie die Heringe in der Tonne. Bertha und Anna hatten einen tüchtigen Schafhusten mit Fieber, Mienchen hat wahrscheinlich das kalte Fieber, Adelheid ist auch wieder in ärztlicher Behandlung, und Julchen hat einen ordentlichen Katarrh und mediziniert zur Gesellschaft mit. Ich treibe mich mit meinem kleinen Pfeifchen umher und suche Ruhe, aber die Kinder trompeten mir die Ohren voll, und die Mägde umschleichen mich mit Filzschuhen, welches mir das allerfatalste ist. Solch äußere Unruhe ist für mich eins der größten Leiden, das mich aufreibt. Mutter hingegen lebt in diesem Wirrwarr erst recht auf. Sie ist die allerfidelste unter uns, obgleich sie den ganzen Tag nichts zu tun hat, als sich zu ängstigen: dort steht eins zu nahe am Ofen, hier eins zu nah am Fenster; dort ißt eins was Verbotenes oder Falsches, hier macht jemand Miene, kalt zu trinken; oder die Mägde vergessen zu heizen, oder ein Kind sitzt auf dem kalten Hintern, oder es klingelt draußen und niemand hört es als Mutter. So kommt sie den ganzen Tag nicht aus der Presche und sieht mit ihren kranken Augen, mit denen sie kaum jemand erkennen kann, doch in alle Winkel und Mauselöcher, und überall gibt's etwas zu besorgen und zu befürchten.

Meine Kur zieht sich unverschämt in die Länge, ich soll noch wenigstens acht Tage hier bleiben. So schicke ich übermorgen mein Weib und den ganzen Troß nach Hermsdorf voraus, so gewaltig Mutter sich auch dagegen stemmt. Wenn das Kinder- und Mägdegesindel erst fort sein wird, dann wird es auch eher einmal ein trauliches Stündchen mit Mutter geben. Es ist schade, daß mein Brief nicht in jene ruhigere Region fällt, aber er soll nun endlich fort. Eben ist die Unruhe wieder schrecklich, die Kinder lärmen in meinem Zimmer, bei Adelheid ist ein Leseverein von einigen jungen Mädchen, und bei Mutter sitzen ein paar gebildete adelige Damen, welche Art die schlimmste ist, Mägde schwirren durch alle Zimmer – ich muß aufhören und bessere Zeiten abwarten...

Da, als die Not am größten, kamen Freund Peschel und Berthold Hinkestock mich besuchen. Nun wurden die Kinder zu den Damen gejagt und diese durch der Kinder Geschrei zur Tür hinaus. Jetzt ist nun alles fort, und ich kann in Ruhe Dir noch etwas schreiben. Aber was? In Deiner Vaterstadt fängt man jetzt schon an zu fasten, d. h. Pfannkuchen

und „Warme" zu futtern; es wird wie rasend getanzt und gebankettiert, infolgedessen der Schluß des Jahres wieder eine Menge uneheliche Kinder und geschiedene Ehen, geplatzte Bäuche und Vermögensumstände aufzuweisen haben wird. Die Cholera ist nahe genug — man sagt in Maxen, das wären drei Stunden — Gott helfe uns aus dieser Teufelei, wie er Euch geholfen hat! Was wird doch dieses Jahr alles bringen? Hübels haben schon ein Zimmer für Baschkiren-Einquartierung frei gemacht — immer noch besser als die gebildeten Franzosen! Ihr lebt in Estland wie auf einer Insel, herausgerückt aus aller geistigen und leiblichen Bewegung der Zeit. Wenn mir die Bewegung einmal gar zu sehr aufs Leder brennen sollte, so komme ich wieder zu Dir in die Barbarei. Wie freue ich mich, daß Du so zufrieden und glücklich schreibst, Dein Gut [Fersenau] verbessern und verschönern kannst und so viel Land hast, daß Du auch Deinen Bauern zum Wohlstand verhelfen kannst. Für Dein angebotenes Geld danke ich Dir herzlich und brüderlich — sollte uns einmal das Messer an der Kehle sitzen, so nehme ich ohne Umstände von meinem Bruder, scilicet wenn er selbst was hat. Wir sind aber jetzt wohlversorgt, ich habe meinen Prozeß gewonnen und das Geld mit Zinsen ausgezahlt bekommen. Der liebe Gott hat viel Geld; wenn wir's nur glauben, so gibt er uns davon, was wir brauchen. Armut hilft auch glauben.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 15. Febr. 1832. Wie mich die Nachricht von Onkel Kügelgens Tode erschüttert hat, kann ich gar nicht sagen. Ich hatte ein ähnliches Gefühl wie damals, als ich meinen Vater verlor. Bei Dir wird das noch stärker gewesen sein. Er hatte für uns ein wahrhaft väterliches Herz und hat mir sehr viel Gutes getan. Jetzt wird er in dem wahren Friedheim wohnen, wohin wir alle unser Ränzel schnüren sollen. Auf Constantin hat dieses ungeheure Kreuz einen tiefen Eindruck gemacht; er ist sehr ernst geworden und nahm sich fest vor, nun den Zweiherrendienst zu verlassen und ganz dem Herrn anzugehören.

Ich habe die Tage rechte Sehnsucht nach Dir gehabt. Doch mußt Du Dir das nicht so denken, daß ich im Schlafrocke dagesessen und große Schnecken geweint hätte — nein, ich ging im Walde hin und her und über die weite Flur, machte dem Keulenberg mein Kompliment, hob einen Stein auf und warf nach der Krähe oder dem Eichhörnchen und dachte: wenn Du so neben mir gingest oder ich neben Dir und rauchten unsere Pfeifen und könnten ein Wort mitsammen sprechen, das wäre doch gar zu schön. Siehst Du, so war's ungefähr, und wenn ich mit Julchen zusammenkam, sagt' ich: 's ischt doch ne Schand, daß der Gerd nicht bei uns sein kann. Und so ist's auch. Gestern sagte Heynitz, er hätte noch ein Pferdchen, das er mit Dir zusammen eingekauft hätte und das ihm deswegen besonders lieb wäre.

Den 16. Febr. Viel kann ich noch immer nicht auf einmal schreiben, indessen so nach und nach füll ich Dir doch wieder ein Briefchen. Seitdem

ich mich in Carus' Kur befinde, geht es bedeutend besser. Es sind jetzt alle Symptome gewichen, bis auf eine große Schwäche, besonders der Kopfnerven. Arbeiten kann ich dieser Schwäche halber noch nicht, muß mich sehr ruhig verhalten und fleißig spazieren gehen. Im April soll ich noch eine Kräuterkur gebrauchen und nachher erst gestärkt werden. Carus macht mir Hoffnung auf völlige Genesung und volle Gesundheit. Diese Hoffnung ist sehr süß.

Der Rat, den auch Du mir gibst, von hier weg nach Dresden zu ziehen, kommt seinem ganzen Aussehen nach nicht von Dir, sondern stammt wohl noch von Deinem seligen Schwiegervater, meinem lieben Onkel Kügelgen. Ich weiß gar nicht, wer Euch solche falsche Nachricht gegeben haben mag. Ich bin hier allezeit, auch in meiner ärgsten Krankheitsperiode, glücklich und zufrieden gewesen, und melancholisch können mich nur solche genannt haben, in deren weltlichen Sinn ich ebensowenig eingehen könnte, als sie in meine geistige Freude, welche von der Welt von jeher Kopfhängerei genannt worden ist. Ich wüßte wirklich nicht, warum Dresden besser für mich sein sollte. Mit meinen alten Freunden bin ich auch von hier aus oft zusammen und sie besuchen mich auch hier. Die große Welt mit ihren eitlen Vergnügungen würde ich auch dort meiden, und wenn ich sie besuchen müßte, so würde das die Melancholie, wenn ich eine solche hätte, nicht bessern, sondern nur schlimmer machen. Hier, fern von allem Geräusch und Eitelkeit, ist mir wohl, hier habe ich den treuen Heynitz und den Pastor Blüher[1], der mich während meiner Krankheit auch täglich besuchte und mir sehr lieb geworden ist. Beide haben junge Frauen, und so leben wir hier drei gläubige junge Ehepaare in enger Nachbarschaft und vollkommenem Frieden und Einverständnisse äußerst glücklich zusammen, unberührt und unbeneidet von der Großen Welt. Ich verlange für mich nie ein besseres Los.

Den 19. Febr. Guten Morgen, Du alter lieber Junge! Mein Herz hat Dir in diesen Tagen heiß entgegengeschlagen. Ich habe mein altes Tagebuch von 1821 wieder durchgelesen. Da klage ich mich auf jeder Seite an, daß ich so heftig und zornig gegen Dich wäre. Ach, Du magst wohl einen recht schlechten und lieblosen Bruder an mir gehabt haben, und ich begreife fast nicht, wie Du mich noch so lieben kannst. Ich falle Dir um den Hals und bitte Dir alle diese Kränkungen herzlich ab, ob ich gleich glaube, daß Du längst keine Bitterkeit gegen mich mehr im Herzen habest und nie anhaltend gehabt hast. Heute wird Conni herauskommen, da sollen Deine Kinderbriefe an mich und einige Briefe von Dorpat verlesen werden, welches mit vieler Lust verbunden sein wird. Wir haben seit acht Tagen das herrlichste Wetter – klarer Sonnenschein, die Bäche sind wie Spiegel gefroren, und in der Stauung über dem Wehr spiegeln sich die weißen Birkenstämme mit allen ihren feinen Ästen und Zweigen im hellen Eise. Das schöne Eis! Wenn ich doch noch schindern könnte!

[1] Magnus Adolph Blüher, Pastor in Grünberg bei Hermsdorf, später in Zschirla bei Colditz.

Spazieren gehen muß ich täglich zweimal. Da habe ich mir denn eine Schleuder gemacht und ſchleudere rechts und links zu meinem Vergnügen nach allem, was ich antreffe, daß es brummt – treff nie was. O, wie iſt es doch ſo lieblich draußen unter dem blauen Himmel, und was müſſen Kranke entbehren, die nicht hinaus dürfen!

Der ſchöne Pfeifenkopf, den Du mir in Poll ſchenkteſt, wird heute Dir zu Ehren bedeutend paradieren. Du erinnerſt Dich vielleicht, daß er oben künſtlich gebräunt war. Das habe ich mit einem wollenen Lappen, Spiritus und pulveriſiertem Bimsſtein abgeſcheuert und hernach den Kopf mit trockner Schlemmkreide wieder poliert; nun iſt er wieder völlig hell, wie neu. Dieſe herrliche Erfindung teile ich Dir mit, weil ich weiß, wieviel Vergnügen Du gerechterweiſe an ſolchen Knöſeleien haſt. Ich habe mit dieſer Erfindung vor meinem Weibe geprahlt wie Lamech mit ſeinem Schwert. Julchen ſagt, der Kopf ſähe aus wie ein Prinz, und heute wird er alſo ſtark geraucht werden.

Ich habe Dir einen langen Brief geſchrieben und wenig darin geſagt – dies ſchmerzt mich. Nun ſchreibe mir auch ausführlich – auch etliche Witze, welche mich ergötzen; meine Witzader iſt eben ganz eingetrocknet. Dein Herzensweibchen, welches eine Frau nach meinem Sinn iſt, ſollſt Du ſtark grüßen. Wenn Du mit ihr ſpazieren gehſt, mußt Du ſie manchmal hinſchmeißen; dies tue ich auch mit Julchen, wenn ſelbige die hieſigen Berge hinanklimmt – das bringt das Blut in Zirkel-Tanz, und die Weiber nehmen daran zu. Deine kleine Brut gefällt mir über die Maßen.

*

W. v. K.s Mutter an Frau v. Schönberg

Dresden, den 25. März 1832. Wie rührte es mich, teure Präſidentin, daß Sie und auch die Gräfin [Dohna] beim Tode meines Schwagers meiner gedachten. Mein Herz war auf mannigfache Weiſe bewegt bei dieſer Trauerbotſchaft. Meine Schweſter Emilie iſt eine wahre Marienſeele. Sie geht den ſchmalen, ſteilen Weg ihrem Heilande nach, und ihre Kinder eilen, gehen, wanken und kriechen, ihr nachzufolgen, und keins von dieſen iſt jemals gewahr geworden, daß Mann und Frau, Vater und Mutter verſchiedene Wege gingen, ſo einig und friedlich ging es in dieſer Haushaltung her. Meine Schweſter war eine zu beſcheidene, demütige Seele, um ihrem Mann anders als durch ihr ſtilles Beiſpiel predigen zu können, und er ein ſo zärtlicher Ehemann, ein ſo gütiger Vater, daß er die Seinigen nie ſtörte in den Hausandachten, ſondern ſie vielmehr mit ihnen teilte. Und oft habe ich in ſolchen Stunden Tränen in ſeinen Augen geſehen, obgleich der Herr ſich noch nicht von ihm hatte finden laſſen, ja, ich möchte ſagen, es ihm nicht einmal gegeben hatte, ihn ernſtlich zu ſuchen.

Mein armer Schwager hat die letzte Zeit ſehr an Bruſtkrämpfen gelitten. In der Nacht zwiſchen dem erſten und zweiten Weihnachtstag ward er ſehr krank, und vierundzwanzig Stunden lang erwartete man ſeinen gewiſſen Tod. Doch unerwartet ward ihm wieder wohl, er ſprach viel mit den Seinigen und ſagte ſanft und milde, wie er immer war:

„Wie gut, daß ich nicht gestorben bin, nun kann ich mein großes Bild noch vollenden und brauche nichts unvollendet zurückzulassen." Er verordnete dann noch einiges wegen seiner Blumen, wie diese während seiner Unpäßlichkeit behandelt werden sollten, denn er war ein großer Blumenfreund und hatte sich eine große Freude daraus gemacht, das Zimmer unserer Mutter den ganzen Winter durch mit selbstgezogenen Blumen noch freundlicher zu machen, als es schon war. Dann überfiel ihn der Schlaf. Meine Schwester ging mit den Kindern in den anstoßenden Saal, um ihn nicht zu stören, schlich sich aber oft an sein Bett und fand ihn immer in derselben Stellung liegend sanft schlummernd. Gegen fünf Uhr, als es schon dunkelte, beugte sie sich, da er immer noch nicht erwachte, angstvoll über ihn und berührte leise seine Stirn — sie war erkaltet. Mein Gerhard und der sehr befreundete Arzt eilten auf ihren schwachen Angstruf herbei. Ach, die Seele war entflohen! Sie haben ihn in seinem Atelier unter seinen großen Bildern und den vielen selbstgezogenen Blumen gebettet, wo er sanft und süß zu schlummern schien, den Kindern ein tröstender, lieblicher Anblick.

O, welch eine Ungleichheit! Dieser so sanft schlummernd, unter Frühlingsblumen ruhend, von allen seinen Lieben, Kindern und Kindeskindern umringt, allen ein tröstender, wohltuender Anblick — und dagegen sein teurer Zwillingsbruder damals, eines grausenvollen Todes sterbend, allein, entkleidet in der kalten Märznacht auf der nackten Erde ausgestreckt, keine liebende Hand um ihn beschäftigt — nur der Mond, der auf das entsetzliche Schauspiel niedersah, und der Baum, der sein Blut trinken und davon sterben mußte, schienen teil an unserem Schmerz genommen zu haben in jener furchtbaren Nacht. So schien es — doch die Engel empfingen seine Seele und geleiteten sie zu ihrem Heiland, an den er glaubte und den er kindlich liebte.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 12. Juni 1832. Ich bin nun doch soweit wiederhergestellt, daß ich recht tüchtig an meinem großen Altarbild arbeiten kann, welches auch mit Riesenschritten fortrückt. Ich habe jetzt nur den einen Gedanken: das Bild muß fertig werden, damit ich etwas anderes unternehmen kann. Wäre ich nicht ein volles Jahr unfähig zur Arbeit gewesen, so wäre es längst überstanden. Wahrscheinlich werde ich genötigt sein, den Koloß im künftigen Sommer selbst nach Reval zu bringen.

Neulich hatten wir eine angenehme Überraschung durch Baedeker, der einen Mittag und Nachmittag bei uns verbrachte und gegen Julchen, die ihn äußerlich und innerlich völlig unverändert fand, sehr treuherzig zärtlich war. Er hat die Idee, Deine „Parabeln" mit Kupfern von mir herauszugeben, was mir in der Folge eine angenehme Arbeit sein könnte. Unser Bibelwerk scheint keinen rechten Absatz zu finden, obgleich der Hofrat Böttiger meint, das könne nicht fehlen, wenn nur erst mehr Hefte erschienen. Du hast doch die letzten Bilder erhalten?

Zum Herbſt bin ich mit Julchen nach Bautzen zum Hofrat Zezſchwitz eingeladen, um mehrere Porträts zu malen, und in den Zwiſchenzeiten will er mit uns kleine Abſtecher nach Herrnhut und Zittau machen. Das wird nicht wenig vergnüglich ſein. Auch jetzt habe ich einige Porträts zu malen gehabt. Ich kann gottlob ſagen, daß ich, ſeitdem ich wieder auf deutſchem Boden bin, immer mehr Arbeit gehabt habe, als ich bei meiner ſchwachen Kraft und dem verzehrenden Aufwand von Mühe, den ich an die geringſte Arbeit wenden muß, leiſten konnte.

*

Aus Conſtantin v. K.s Lebenserinnerungen [Manuſkript]

In dieſer Zeit [1832] lernte ich bei meiner Tante Lilla v. Kügelgen eine Freundin meiner Couſine Adelheid, ein Fräulein Sally v. Zezſchwitz[1], kennen. Sie domizilierte eigentlich in Bautzen, wo ihr Vater Präſident des Appellationsgerichts war, kam aber häufig zum Beſuch bei meinen Verwandten, die ſie ſehr gern hatten. Sie war ſehr ſorgfältig erzogen und mir in der Geiſtesbildung bedeutend überlegen. Ihre Familie gehörte zur Brüdergemeine, und auch ihr waren die beſſeren Seiten des Herrnhutertums tief ins Herz gewachſen. Ihre äußere Erſcheinung war mir gleich ſehr anziehend, aber noch mehr Sympathie empfand ich für ihr Seelenleben, welches bei näherem Umgange vor mir aufgeſchloſſen wurde. Ich bewunderte ſie aufrichtig und ſchwärmte für ſie.

Da ereignete es ſich, daß Sally Zezſchwitz auf Verordnung ihres Arztes die Kur in Franzensbad gebrauchen ſollte, und Julie Kügelgen war dasſelbe anempfohlen. So reiſten die beiden Damen denn zuſammen ab, und ich blieb traurig in Dresden zurück, verliebt, wie ich es noch nie geweſen war, aber hoffnungslos. Denn wie konnte ich, der ich ja in meiner Kunſt noch nicht einmal fertig war, meine Augen ſo hoch erheben?! Man ſieht, ich ſtand anders zu der Sache als meine Vettern Wilhelm und Gerhard, die ſich gegenſeitig dieſer ſelben jungen Dame gegenüber, freilich in jüngeren Jahren, anflehten: „Nimm Du ſie!" [vgl. Jug.-Er. S. 111]. Ich hätte ſie gar gern genommen – aber wie durfte ich es wagen?

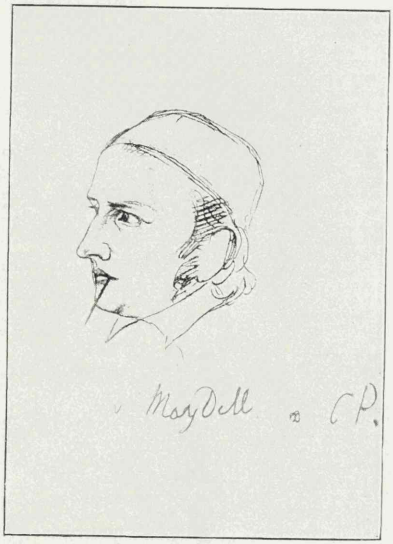
Nun, wenn man ſelbſt den richtigen Weg nicht finden kann, ſo findet ſich in der Regel ein barmherziges Frauenzimmer, das einem auf die Sprünge hilft. Diesmal war es meine liebe Julie Kügelgen. Ich erhielt von ihr aus Franzensbad ein Briefchen, worin ſie mir mitteilte, daß meine Gefühle erwidert würden, und mir meine Zurückhaltung vorwarf. Unverzüglich ließ ich einen langen Liebesbrief vom Stapel und erhielt darauf von meiner Geliebten ein freundliches, aber gemeſſenes Schreiben. So betrachtete ich mich denn als Bräutigam, korreſpondierte friſch darauf los und begrüßte, als die beiden Damen aus Franzensbad zurückkehrten, Sally als meine Braut. Der Vater ſtellte nachher noch die Bedingung, daß die Brautſchaft erſt proklamiert werden dürfte, wenn ich meine Bildungsreiſe nach Rom vollendet habe.

*

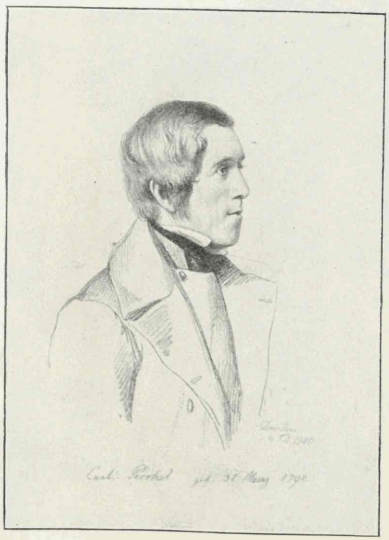
[1] Roſalie (Sally) v. Zezſchwitz (1814–1839), × 1834 mit Conſtantin v. K.



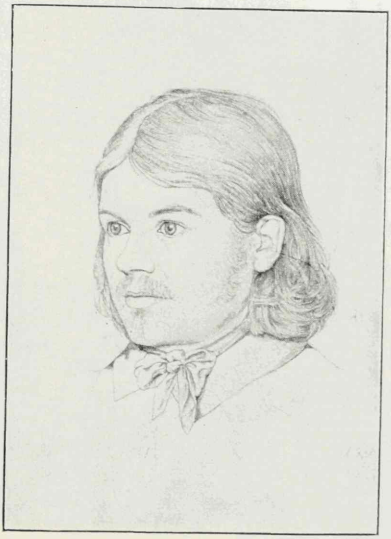
Constantin v. Kügelgen
Zeichnung von Carl Peschel



Ludwig v. Maydell
Zeichnung von Carl Peschel



Carl Peschel
Zeichnung von K. Vogel v. Vogelstein



Ferdinand Berthold
Zeichnung von Anton Krüger

„Gottlob, ich habe Freunde, rechte, wahre Herzensfreunde überall gehabt, wo ich mich noch aufgehalten."
W. v. K. an den Atti am 8. März 1834



Die Tante Emilie v. Kügelgen mit ihren Kindern bei Poll

„Aus dieser Zeit (1818) existiert ein kleines Familienbild von Tante Sophiens Hand. Meine Mutter kniet an einem wogenden Kornfelde, im Hintergrunde sieht man Poll und im Vordergrunde zappele ich. Meine Schwestern Elmine und Alwine sind mit Kränzewinden beschäftigt, in einem Korbe sitzt das morellenäugige Sonni-Kind und der kleine Carlo ist noch in der Mutter Armen." Aus Constantin v. K.s Lebenserinnerungen

Aus Briefen W. v. K.s an seine Frau während deren Reise nach Franzensbad 25. Juni bis 1. Aug. 1832

Hermsdorf, den 27. Juni 1832. Zwei Tage sind nun schon seit unserer Trennung verflossen. Als ich mit Constantin nach Eurer Abreise zu Mutter zurückkam, fand ich sie allerdings so matt, daß an ihre Fahrt nach Hermsdorf gar nicht zu denken war. Ich wanderte daher mit Conni, der viel aus seinem Herzen auszuschütten hatte, unter bedeutenden Regengüssen nach Hermsdorf. Wie Du mir da fehltest! Hermsdorf kam mir vor wie ein ausgestochener Blick. Ich ließ Constantin in meinem Bette schlafen und legte mich in Deines, daher ich auch die ganze Nacht von Dir träumte bis an den hellen Morgen.

Heute morgen bei guter Zeit kam Mutterchen hier an, bedeutend wohler als gestern und, wie mir's schien, auch Eurer Reise wegen nun ganz ruhig. Bei Tische vermißte ich Dich schrecklich; wenn ich mir einen rechten Hauptbissen aus der Schüssel raubte und gierig dabei schnuffelte, so lachte niemand, und keiner bemerkte meine kleinen Witzchens, die wir, mein liebes Herzchen, so unter der Hand mit einander treiben. Heute nachmittag leistet die gute Dora[1] Mutter recht treulich Gesellschaft. Ich dagegen sitze in meiner Werkstatt einsam, wie die Witwe von Sarepta, und nähre mich von meinem Ölkrüglein, aus dem freilich das Öl erst durch meinen Pinsel auf das Bild und mit diesem durch der guten Sally Geldbeutel[2] in unseren Mund einfließen kann. Die kleine Anna ist mit Adelheid vergnügt und fidel und frägt weder nach Muttern noch nach Bertha, im Gegenteil, als ich sie heute an Bertha erinnerte, sagte sie ganz phlegmatisch „Klaps".

Du siehst also, wir wissen uns hier zu finden – nun finde Du Dich nur auch, sorge für Deine Gesundheit und widme Dich ganz der Erziehung Deiner beiden Töchter Sally und Bertha, die ja so vielversprechende Kinder sind. Ich habe großes Vertrauen zu dieser Badekur und wollte Dich ein Jahr lang missen, wenn ich wüßte, Du kämest dann ganz gesund in meine Arme zurück. Ich sehe recht Gottes Fügung in dieser Sache, denn wir haben's nicht gemacht, sondern Er, der Herr, nahm Dich beim Schopf, Dich, Du trotzige Patientin, und setzte Dich nach Eger in die Badewanne. Ich fühle gegen Sally noch größere Dankbarkeit als gegen Carus, denn der heilt mich für kaltes Geld, sie aber nimmt Dich mit, weil sie Dich liebt.

Meine Bilder sehen mich an und grüßen Dich schweigend. Es ist fast Nacht, und die Farben des Altarbildes sind dunkel und bleich geworden. Du bist wohl auch im Nachtquartier – wie mag's da aussehen? Lachst Du auch und bist vergnügt? Gottlob, durch's Choleraland seid Ihr nun durch! Ich hatte schlimme Post darüber – aber wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und Ihr verspracht mir alle Vorsicht.

Sonntag, den 1. Juli 1832. Heute bin ich mit Constantin den ganzen Tag umhergestrichen, des Morgens in der Kirche und des Nachmittags

[1] Dora v. Heynitz (1808–1891), Schwester von Ernst v. H.; s. das Bildnis.
[2] W. v. K. malte damals Sally v. Zezschwitz' Porträt.

über die Felder in Rollers lange Wurststube, wo sich auch Heynitzens einfanden. Roller hat, sobald er das Porträt Bennos [v. Zezschwitz] erhielt, es sogleich aus dem Rahmen gerissen und nackt an die Wand gehängt, in den prächtigen Rahmen aber hat er das scheußliche ausgeschnittene Porträt, das er von mir besitzt, geklebt und dieses über das andere gehangen, womit er nicht allein beide Bilder, sondern auch die Stube verdorben hat. Morgen fange ich nun wieder am Altarbilde zu malen an, während ich in den letzten Tagen meine kleine Judith [s. die Abbild.] gemalt habe, die mir auf einmal prächtig gerät; Sallys Gesicht steht ihr vortrefflich, ich habe es etwas stilisiert, d. h. verallgemeinert, sodaß es nicht kenntlich ist, und Heynitz hat sich förmlich darin verliebt, ohne daß er ahnt, wer mir dazu gesessen hat.

Anna wird von Adelheid treulich besorgt. Das Kindchen ist allerliebst, zutraulich und freundlich gegen jedermann; für die Omama hat sie eine zärtliche Liebe und jubelt überlaut, wenn sie zu ihr gebracht wird. Bereue es nur nicht, daß Du das Kindchen nicht mitgenommen hast — ich will doch auch ein Kindchen haben, sonst wäre ich ja ganz auf meinen ehemaligen verdammten Junggesellenstand reduziert. Du entbehrst überhaupt viel weniger als ich, denn Du entbehrst bloß Deinen Mann, und was ist Euch an Eurem Kerle groß gelegen! Ich aber muß meine Frau, meine Krone entbehren, ohne die ich mir den Kopf erkälte, die meine einzige Lebensfreude ist — nach meiner Pfeife. Das Schwerste ist mir, daß Heynitz mir alle Tage sagt: „Ach, Du armer Kügelgen, Du tust mir so schrecklich leid, es tut Dir wohl recht bangen?" Da sage ich denn jedesmal: „Nein, gar nicht, mein Guter!"

12. Juli 1832. Du arme Frau, wie schrecklich magst Du gelitten haben und bist gewiß auch in Deiner Kur recht zurückgesetzt worden durch die Angst um unser armes Kindchen[1]. Hüte und bewache sie nur jetzt mit Treue und Sorglichkeit und vor allem mit Gebet, daß nicht von dieser bösen Krankheit etwas im Gehirn zurückbleibe. Das arme Kindchen ist zart und muß sehr geschont werden. O welch ein Glück, daß Du nicht allein warst, sondern eine so treue und verständige Freundin bei Dir hattest!

Constantin sitzt unten und sehnt sich fast das Herz aus dem Leibe — was kann er aber empfinden, das meiner Empfindung gleichkäme?! Solche junge Leute geraten in eine Verstandesverdüsterung und in einen burlesken Rausch, nennen's Liebe und kennen sich erst von gestern her. Wir aber, meine teure Frau, sind jahrelang unter einem Joch gelaufen, haben schon unendlich viel Freude und Leid mit einander geteilt, zusammen gehofft und gesorgt, haben uns gegenseitig verstanden, getröstet, aufgerichtet und erheitert — da wächst denn echte Liebe daraus hervor wie eine goldene Blume, die bleiben soll für Zeit und Ewigkeit. Es soll aber mit unserm jungen Paare auch noch so werden; sie sollen reifen und gedeihen zur echten, wahren, ehelichen Liebe — jetzt nur muß man sie nicht zu üppig

[1] Bertha war in Franzensbad an einer „Gehirnentzündung" erkrankt.

werden lassen, sondern ihnen so viel kalt Wasser als möglich über die Köpfe gießen, damit sie zur Besinnung kommen und weise werden.

22. Juli 1832. In meinem Malzimmer vermisse ich Dich schmerzlich, wenn das gewohnte Stündchen kommt, wo Du mich zu besuchen und meine Arbeit nach Kräften zu loben pflegst. Jetzt muß ich bloß mit meinen Augen malen und mag mitunter schöne Sudeleien machen ohne Deinen Rat. – Tue Dich doch ja recht nach einer hübschen Rück-Gelegenheit um, denn ich würde Dich nur im äußersten Notfalle abholen, da meine Zeit so teuer ist. Die Cholera wird immer ärger und hat uns den böhmischen Weg schon versperrt. Ihr werdet über Zwickau und Freiberg fahren müssen. Ich muß immer an Dich denken wie ein Bräutigam.

*

Verzeichnis der am 1. August 1832 in der Königl. Sächs. Akademie der Künste zu Dresden öffentlich ausgestellten Kunstwerke

Nr. 642. Porträt eines Knaben, nach der Natur in Öl gemalt von Wilhelm v. Kügelgen.
Nr. 643. Die heilige Elisabeth. Kreideskizze von demselben.

Nr. 593. Landschaft. Ölgemälde eigner Komposition von Constantin v. Kügelgen.
Nr. 594. Aussicht vom Brand in der Sächs. Schweiz. Ölgemälde nach der Natur von demselben.
Nr. 595. Ansicht des Prebischtores. Desgl. von demselben.
Nr. 596. Ansicht des linken Elbufers, oberhalb Loschwitz genommen. Desgl. von demselben.

W. v. K. an den Atti

*

Hermsdorf, den 1. Oct. 1832. Daß es mir gelungen ist, Dir durch meine Madonna[1] [s. die Abbild.] eine Freude zu machen, ist eine große Freude für mich, und ich danke Dir für die Freundlichkeit, mit der Du es aufgenommen hast. Nun liegt die Unruhe des Umzugs in die schöne große Wohnung wohl schon geraume Zeit hinter Euch. Der gleiche böse Trubel steht uns bevor, indem wir zu Ostern nun doch nach Dresden hineinziehen wollen. Ich habe zu diesem Zwecke schon das schönste und freundlichste Haus gemietet, das ich finden konnte, damit mir Julchen in einer Stadtwohnung nach dem so freundlichen Hermsdorfer Aufenthalt nicht melancholisch wird.

Vor ein paar Wochen habe ich mit Vetter Constantin, seiner Braut Sally und dem alten jovialen Zezschwitz eine Reise durch die Oberlausitz gemacht, die mir sehr wohlgetan hat. Ich bin täglich beinahe vergangen

[1] „Von Wilhelm empfing ich ein Ölbild – Maria auf der Flucht mit dem Kindlein – ein bewunderungswürdiges Stück, wie von Raphael. Mallet wollte gleich tausend Thaler dafür geben – hat sie nur nicht. Kügelgens ziehen um Ostern nach Dresden, wahrscheinlich, wie wir schließen, weil Julchen guter Hoffnung sein mag" [der Atti am 10. Okt. 1832 an seinen Sohn Fritz].

vor Lachen — so quälte mich Zezschwitz mit seinem Witz, und obgleich es sein sehr Schweres hat, von früh sechs Uhr bis abends um zehn fortwährend mit Witzen überschüttet zu werden, so ist doch, nach der Furcht Gottes, nichts gesunder als das Lachen.

Die drei interessantesten Punkte auf meiner Reise waren mir Kloster Mariastern, Kloster Marienthal und das liebe Herrnhut. In den beiden Klöstern sind Zisterzienser-Nonnen, es waren die ersten Nonnenklöster, die ich ordentlich gesehen habe. In Mariastern interessierte mich ganz besonders der Propst Salesius, dessen heiteres, frommes, reines und treues Gesicht mich ganz ungemein ansprach. Dieser Mann trug das Gepräge eines Gotteskindes, wenn er auch mit dem Mönchsrock angetan war. Wir aßen mit ihm und seinen Kaplänen in einer gewölbten Halle der Propstei und wurden nachmittags der Frau Äbtissin und der Priorin in ihrem Sprechzimmer vorgestellt. Das Kloster ist sehr reich und besitzt ein Städtchen nebst sechzig Dörfern, daher die Äbtissin eine bedeutend einflußreiche Dame ist. Sie war in ihren besten Jahren, eher hübsch als häßlich, und sah so klug aus wie der Teufel, aber nicht so fromm als der Propst. Sie empfing uns mit einem kirchlich-fürstlichen Anstande, ließ sich die Hand küssen und bewirtete uns durch die Hand der Priorin mit Kaffee. Es ging da so steif und förmlich zu, wie ich in meinem Leben noch nichts gesehen habe, und der Anblick der beiden verschleierten Damen in dem altgemauerten Gewölbe erfüllte mich mit andächtigem Graus.

In Marienthal dagegen waren die Nonnen von ganz anderer Art. Die Äbtissin und Priorin waren außer sich vor Vergnügen, etwas Gesellschaft zu haben, und Zezschwitz erzählte ihnen so viel tolles Zeug, daß die beiden Nonnen gar nicht aus dem Lachen kamen, welches wunderlich mit ihrer würdigen Tracht kontrastierte. Es hatten sich schließlich sechs Nonnen um uns versammelt mit großem Geschwätz; sie wollten uns gar nicht wieder weglassen und beschenkten uns reichlich mit den zierlichsten Klosterarbeiten und mit dem Versprechen, treulich für uns zu beten, namentlich für Constantin, von dessen Schönheit sie sehr gerührt waren und dessen bevorstehende Reise nach Italien sie sehr zu interessieren schien. Wir wurden in diesem Kloster, das noch reicher als das erste ist, wahrhaft königlich bewirtet. Der Propst und die Kapläne schienen gute Freßsäcke zu sein, und es war mir trotz aller Anstrengung unmöglich, in ein geistliches Gespräch mit ihnen zu kommen.

In beiden Klöstern waren Nonnen und Geistliche aufs äußerste betroffen über die neuen Zeitläufe und erwarteten für sich nichts als Schlimmes von der neuen Konstitution. Die arme katholische Klerisei ist auch übel genug daran, da sie nun dem Minister untergeordnet werden soll, der gewiß nicht viel für sie übrig haben wird. Dieses verantwortliche Ministerium begeht unverantwortliches Zeug und wird's gewiß noch weiter treiben, sobald erst die neuen Stände versammelt sein und allen Neuerungen den rechten Nachdruck geben werden.

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 1. Nov. 1832. Eure Besorgnisse um uns sind diesmal, Gott sei Dank, so ziemlich unnötig gewesen; ganz – will ich nicht sagen, indem Mutter wieder einen bedenklichen Zufall gehabt hat, der aber doch ohne ernsthafte Folgen vorübergegangen ist. Constantin ist auf dem Wege nach Rom und hat aus Innsbruck an seine glückliche Liebste geschrieben, die vor ein paar Tagen bei uns in Hermsdorf war und uns ihren Briefschatz mitgeteilt hat. Wenn Gott die Beiden zusammenführt, so kann es eine sehr glückliche Ehe geben. Constantin und Sally haben beide glückliche Naturells, ich möchte sagen: runde Gemüter, ihre Seelen sind gewissermaßen mit Fett umwickelt, sodaß sie nirgends hart anschlagen können. Du mußt Dir Sally innerlich vollkommen gerade so gestaltet denken wie Conni, nur daß sie einen gereifteren Verstand hat und eine festere Meinung in allen Dingen, besonders auch in Glaubenssachen, welches für Constantin ein großer Segen ist. Er ist durch diese solide Verbindung wirklich jetzt schon reifer geworden.

Wir beide sind nicht so glücklich organisiert. Mir frißt das Ätzwasser des Lebens gewaltige Wunden in die Seele, und ich falle mich an allen Ecken wund, weil ich ein kantiges und melancholisches Gemüt habe, und Dir, Du alter Korydon [vgl. Leb.-Er. S. 199 Anm. 1], scheint's auch nicht viel besser zu gehen Deinem Briefe nach, Du fühlst zuzeiten schon den Tod in Deinen jungen Mammutsknochen und denkst mehr zurück als vorwärts. Ach ja, das kenne ich alles gar zu gut, ich habe eigentlich auch keinen wirklich frohen Augenblick, außer wenn mir das Glaubensleben einmal recht in der Seele aufgeht und ich meines Gottes gewiß werde – dann bin ich aber auch königlich vergnügt und frage weder nach Not noch Tod. Da wir nun aber nicht bloß Seelen sind, sondern auch einen Leib haben, der als etwas Wirkliches in der wirklichen Welt steht, geht oder liegt, so ist es unmöglich, daß wir so ganz ungezwickt in göttlicher Freude unwandelbar durchs Leben schweben könnten, und da die Gemütsbeschaffenheit aus der Organisation des Körpers hervorgeht, so sind die Leute zu beneiden, die so glücklich organisierte Körper haben wie Constantin und Sally, denn sie können ihres Gottes froh werden in vollstem Maße und werden doch dabei von den Unannehmlichkeiten des Lebens weniger hart berührt als unsereins.

Wie oft denke ich an Dich, Du alte Seele, wenn ich den Schenkhübel [zwischen Klotzsche und Dresden] hinunterpilgere und die alte Vaterstadt vor meinen Augen liegt. Aber es ist immer viel Wehmut dabei. Die Trennung von Dir, der Du mir doch von Gott als nächster Freund gesetzt bist, und der Gedanke, wie glücklich wir mit unseren Familien zusammen leben könnten – ich reiße dann immer meine Seele mit Gewalt ab von den Bildern der Vergangenheit, die ja doch nie wiederkehrt. Ich darf jetzt überhaupt nicht viel an die Vergangenheit denken – die Zeit liegt mir noch zu nah, wo ich ein großer Mann zu werden dachte, und es lebt noch zu viel Stolz in mir, als daß ich zu allen Zeiten das beißende Gefühl niederdrücken könnte, es nicht geworden zu sein.

Ich werde nun im Laufe des Winters mit dem Altarbilde vollends fertig, mit dem ich aus tausend Ursachen nur langsam vorwärtskomme. Zu Ostern gedenke ich wieder nach Dresden zu ziehen, wo ich mir vor dem Schwarzen Tore ein köstliches Logis mit Aussicht nach dem Wald und den Meißener Bergen gemietet habe – da gebe denn Gott seinen Segen, daß ich auch in Dresden so viel Arbeit finden möge, wie ich hier in Hermsdorf immer hatte. Meine neue Wohnung ist nicht weit von der Mutters, und ich freue mich unbeschreiblich auf einen vermehrten Umgang mit ihr und unserer Schwester. Der Weggang von dem lieben Hermsdorf und die Trennung von Heynitzens bleiben freilich Dinge, die sehr schmerzlich sind. Heynitz hat jetzt viel Sorge mit dem großen Gute, das ihm, glaube ich, keine 3½ Prozent bringt; er quält sich entsetzlich und hat dabei viel Unglück. Deine Lage, mein alter Junge, ist immer noch beneidenswert gegen die von Heynitz.

Den 2. Nov. Julchen redet mir zu, noch ein Blättchen für Dich zu füllen. So berichte ich Dir denn zunächst, daß ich von meinem Konfirmationsbaum bei Roller 190 Stück große rotwangige Stettiner geerntet habe und von Deinem Baume, ob er gleich bedeutend größer ist als der meinige, nur 12 Stück ganz dunkelrote, süß schmeckende Äpfelchen. Mit Roller bin ich, wenn wir auch äußerlich ganz freundlich verkehren, stillschweigend etwas auseinandergekommen, weil mir sein grobes Wesen jetzt in den Tod zuwider ist. Mit Stephan, der immer starrköpfiger und unfehlbarer wird, ist überhaupt kaum mehr umzugehen. Hingegen haben wir in Dresden eine sehr erfreuliche Akquisition an dem Professor Scheibel[1], der, weil er die Agende nicht annehmen wollte, aus Breslau vertrieben wurde und sich nach Dresden gewandt hat, wo er privatisiert; er ist durch seinen Weggang von Breslau jetzt vielleicht der am meisten besprochene Theologe unserer Zeit. Er kommt mit seiner Frau öfters zu Mutter und hat auch uns ein paarmal in Hermsdorf besucht. An ihm werde ich in Dresden vielleicht einen geistlichen Anhalt finden; auch seine Frau gefällt Julchen recht gut, und Bertha wird an dem ihr gleichaltrigen Louischen eine nette Gefährtin haben. Mit Berthold, Peschel und Richter bin ich öfter zusammen, ob ich gleich mit ihnen nicht so ganz auf den Fuß des Umgangs kommen kann, den ich wünsche, weil sie mich immer als etwas Vornehmeres betrachten und etwas andere Begriffe von Lebensart haben, als wir sie gewohnt sind. Mit Richter würde sich der Umgang am besten machen, aber er ist leider in Meißen, sodaß es immer eine kleine Reise ist, wenn wir uns besuchen wollen.

Durch des Direktors Zahn[2] Versetzung nach Mörs habe ich einen

---

[1] Joh. Gottfr. Scheibel (1783–1843), Führer der [alt-]lutherischen Bewegung gegen die Kirchliche Union in Preußen.

[2] Franz Ludwig Zahn (1798–1890), der Verf. der bekannten „Biblischen Historien" (1832), war vor seiner Berufung nach Mörs von 1827–32 Direktor des neugegründeten v. Fletcherschen Seminars in Dresden, auch Begründer der mit diesem verbundenen Taubstummenanstalt.

Freund in Dresden verloren, dem ich in der letzten Zeit recht nahegetreten war. Wir werden vielleicht ein Prachtwerk zusammen herausgeben, eine Harmonie der Evangelisten, in Quart mit zwanzig von mir ausgeführten Kupferstichen. Jetzt habe ich von Baedeker den Auftrag, eine große Anzahl von Kupfern zu Krummachers „Parabeln" zu liefern; es handelt sich aber noch darum, ob der Plan ausgeführt werden soll oder nicht, für welch ersteren Fall ich nun die Zeichnungen schon anfangen will[1]. Daß das zweite Heft meines Bibelwerks noch nicht erschienen ist, ist nicht meine Schuld, sondern liegt an dem Zögern meines Schwiegervaters; Baedeker treibt nicht ordentlich, und mir kommt das nicht zu.

Neulich war bei Heynitz große Hasenjagd, zu der unter vielen anderen Herren auch der dicke Dr. Pienitz (Brelings ehemaliger Doktor)[2] geladen war, der nebst der ganzen Gesellschaft fünf Stunden hintereinander auf allen Waldrevieren von dem unermüdlichen August[3] herumgeführt wurde, bis er endlich erklärte, er ginge entzwei. Er sah auch aus wie eine überjagte Kröte, und wir hätten ihn gerne forciert und dann erschossen, wenn er's erlaubt hätte. Es wurde auf der ganzen Jagd kein einziger Schuß vernommen und kam uns weder ein Hase noch sonst was anderes zu Gesicht außer einer alten Frau, die bei einem Kesseltreiben aus dem Kartoffelkraut auffuhr und die wir Mühe hatten in der Raserei nicht zu töten. Als die Jagd vorbei war und keiner gefehlt hatte, fingen viele an sich zu rühmen.

Es war aber dieser Tag Julchens Geburtstag, und wir aßen, um ihn zu feiern, erst um fünf Uhr bei geschlossenen Fensterläden und festlicher Beleuchtung zu Mittag; Dora und Georg[3] waren unsere Gäste, und wir waren recht vergnügt — als sich plötzlich der langweilige Missionar, den Blüher in Grünberg bildet oder modelliert, unerwartet und sehr sanft bei mir zur Zeichenstunde einstellte und mir mit seinen Krakelfüßen den größten Teil des Abends raubte. Herr Pötschke, der bei Dir wohl noch in länglichem Andenken stehen wird, ist Georgs Hofmeister geworden und besucht mich fleißig. Frau v. Heynitz hat wieder ein Töchterchen, welches wir neulich auf den Namen Helene[3] getauft haben.

So, nun habe ich Dir einen ehrlichen Brief geschrieben, und es tut mir nur leid, daß wieder einige traurige Anklänge drin sind — die mußt Du so mit hinterschlingen wie die bitteren Mandeln oder den Safran im Kringel.

*

[1] Diese geplante Ausgabe der „Parabeln" ist nicht erschienen. Die im vorliegenden Bande veröffentlichten Bilder sind nach W. v. K.s Originalzeichnungen hergestellt, die nach dem Tode der Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg in den Besitz von deren Nichte, der Fürstin-Witwe Louise zu Waldeck und Pyrmont übergegangen und von dieser der jetzigen Besitzerin, einer Enkeltochter des Atti, überlassen worden sind.

[2] Nicht zu verwechseln mit Dr. Pönitz, Kügelgens altem Hausarzte.

[3] August v. Heynitz (1804—1870), Herr auf Dröschkau, Bruder von Ernst v. H., × 12. V. 1833 mit Pauline v. Heynitz (1808—1834) aus Miltitz. — Georg v. Heynitz (1825—1887), Sohn von Ernst v. H. (aus dessen erster Ehe [1824] mit der 1825 † Freiin K. W. v. Rechenberg), × 1855 mit Elisabeth v. Schönberg. — Helene v. Heynitz (1832—1862), × 1856 mit Adolf v. Tschirschky († 1893 als sächs. Generalleutnant).

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 20. Nov. 1832. Mit dem heutigen Tage ward ich dreißig Jahre alt. Freund Peschel war schon gestern abend gekommen, um den Tag mit mir zu verleben. Nachdem wir an dem von meiner guten Frau niedlich aufgeputzten Geburtstagstische gefrühstückt, zogen wir beiden Männer mit Flinten in den Wald des Grünberger Reviers und freuten uns, obgleich wir nichts erlegten, des herrlichen sonnigen Tages. Als wir um Mittag zurückkamen, fanden wir unerwartet meine gute Mutter und Adelheid, die heute nicht hatten fehlen wollen, und hatten mit ihnen und Dora Heynitz eine fröhliche Mahlzeit. Nachmittags erschien auch Roller zu einer Stoßvisite, und gegen Abend kamen Blüher, Heynitz und Pötschke.

21. Nov. Da wir morgen allesamt zu Mutters Geburtstag auf ein paar Tage in die Stadt fahren wollen, mochte ich nicht erst anfangen, in Öl zu malen, sondern arbeitete an einer Sepiaskizze, darstellend die Nacht, die ihren dunklen Mantel ausbreitet, in dessen Falten die Träume in verschiedenen Gestaltungen sitzen [s. die Abbild.]. Nach dem Abendessen erzählte ich Bertha allerlei von Seiltänzern und Theater – Dinge, von denen sie noch gar keinen Begriff hat – und freute mich über die Spannung, die sich in ihrem ganzen Gesichte aussprach, weil mich das sehr an meine eigene Jugend erinnerte; der bloße Gedanke an die Bühne versetzte mich damals in eine Spannung wie nichts anderes.

22. Nov. Gleich nach Tisch erschien der Wagen, der uns nach Dresden bringen sollte, wo wir um vier Uhr anlangten. Ich ging bald zu Berthold, bei dem ich den Abend in sehr angeregter Weise zubrachte. Es waren noch Peschel, Zimmermann und der Leipziger Kunsthändler Börner[1] da, der von der Kupferstichauktion des Grafen Einsiedel (Reibersdorf) kam, wo die herrlichsten Sachen sehr wohlfeil weggegangen sind. Wir sprachen von dem einseitigen Urteile der Kunstkenner, bei welcher Gelegenheit Börner erzählte, Rumohr[2] hätte gestern in einer Gesellschaft gesagt, Richter wäre ein vertrockneter Italiener. Dabei ist Richter der beste Landschaftsmaler, den wir in Sachsen haben, und Rumohr der beste Kenner. Börner hatte Lust, mir meinen kleinen Rembrandt gegen Kupferstiche zu vertauschen, wie z. B. gegen die Volpatoschen Stanzen.

23. Nov. Bußtag. Wir lasen heute morgen miteinander eine Predigt von Luther. Gegen elf ging ich mit Julchen zur Konsultation zu Professor Haase, der die Niederkunft für Anfang März wahrscheinlich erklärte. Es ergab sich also ein bedeutender Fehler in Julchens Rechnung, und wir müssen nun, da wir im Winter füglich nicht umziehen können, den Geburtstag des kleinen Ankömmlings noch einmal in Hermsdorf feiern – ein Ding, das mir sehr im Kopfe herumgeht, da ich mich bloß darum so

[1] Karl Gust. Börner (1790–1855), Maler und Kunsthändler, in Rom mit Ludwig Richter befreundet, begründete 1826 die bekannte, noch bestehende Leipziger Kunsthandlung.

[2] Karl v. Rumohr (1785–1843), Kunsthistoriker in Dresden.

zeitig in Dresden einmietete, um meine Frau einer abermaligen Entbindung in Hermsdorf zu überheben. Doch wird der Herr bei dieser Täuschung gewiß die Hand mit im Spiele gehabt haben und wohl wissen, warum er es so und nicht anders lenkte[1]. Am Nachmittag ging ich zu Zimmermann und traf bei ihm den Rigaer Baehr[2], dessen Bekanntschaft ich längst gern erneuert hätte; er ist im Januar von Riga hierher zurückgekehrt, nachdem er dort sein Kind an der Cholera verloren hatte. Am Abend lasen wir mit Mutter kurze Abschnitte aus Bengels Leben, an die sich angenehme geistliche Gespräche lehnten.

24. Nov. Mutters Geburtstag. Heute morgen punkt acht begaben wir uns sämtlich in die Sakristei der Neustädter Kirche, wo wir allein mit dem Minister v. Lindenau das Heilige Abendmahl empfingen. Zu Haus lasen wir dann einen auf das Heilige Abendmahl sich beziehenden Aufsatz aus Kempis. Um zehn Uhr ging ich zu Baehr, der mir viele sehr nette Skizzen zeigte und auch seinen Karton von der Predigt Johannis, der viel Hübsches hat, dem aber noch alle Korrektheit in der Zeichnung abgeht. Baehr hat in Riga Sengbuschs Frau als Mädchen näher gekannt und gab ihr ein sehr schönes Zeugnis. Er erzählte auch, daß er auf seiner Rheinreise über acht Tage in Rhens bei meiner Tante gewohnt hat, und zeigte mir einige Porträts, die er dort gezeichnet hatte. Zu Mittag fand ich bei Mutter das alte Courtanchen [vgl. Jug.-Er. S. 34], die treue Gefährtin aller Geburtstage unseres Hauses. Nachmittag führte ich Julchen in das neugemietete Quartier, das sehr ihren Beifall hatte, dann nahm ich Bertha auf ihr Verlangen mit zu Peschel, mit dem ich ein Pfeifchen rauchte.

Sonntag, den 25. Nov. Gleich nach dem Essen kam Jänichen mit seinem großen Planwagen uns abholen. Es war mir rührend, Abschied von Mutter zu nehmen, die sich bei diesem Besuche so besonders zärtlich gegen uns gezeigt hatte. Da ich meinen Hut in Dresden lassen wollte, band ich mir in Ermangelung einer Mütze ein Tuch um den Kopf. Im Wagen saßen wir trotz aller Verpackung kalt und unbequem, besonders ich, da sich zwei Riemen von meinem Hängesitze loslösten und ich also balancieren mußte, um nicht samt meinem Sitze umzuklappen, was mir um so schwerer war, da Bertha mir schlafend wie ein toter Klumpen auf dem Schoße lag. Indessen fuhren wir schnell und langten bald im heimischen Hermsdorf an, wo uns die gute Dora freundlichst begrüßte. Mein erstes Geschäft war, an Baedeker zu schreiben wegen der Parabelbilder und auch des Fortgangs des Bibelwerks.

26. Nov. Heute übermalte ich mein kleines Marienköpfchen [s. die Abbild.]. Die graue Übermalung tut wohl, das Ganze ist dadurch sehr in Haltung gekommen. Haare mit Beinschwarz, gebrannter grüner Erde und Weiß, Mantel Lasur von Karminlack und Kobaltblau, in die Lichter

[1] Der Umzug nach Dresden wurde überflüssig, da der Sohn Gerhard erst am 27. Mai in Hermsdorf geboren wurde und inzwischen die Berufung nach Ballenstedt erfolgt war.

[2] Joh. Karl Baehr (1801–69), Historien- und Porträtmaler, † in Dresden.

mit Neapelgelb. Grund Elfenbeinschwarz, Kobaltblau und Ocker. Als ich gegen Abend von der Jagd kam, fand ich ein Päckchen von Freund Richter in Meißen; er schickte mir seine radierten Blätter von Salzburg und Italien, die mir ungemein gefallen, und schreibt dabei sehr freundlich. Schon gestern Abend bemerkte ich außerhalb meines Fensters im Winkel einen schlafenden Sperling, der von der Stubenwärme profitieren wollte und sich dicht an das Fenster angequetscht hatte. Er hatte sich wegen der Kälte dick aufgepufft und sah fast so groß und korpulent aus wie eine Wachtel. Heute sitzt der kleine Altvater wieder da, zur nicht geringen Freude für mich und meine Frau.

27. Nov. Ich vollendete heute die Übermalung meiner Judith; das Bildchen hat mir viel Arbeit gekostet durch das häufige Verändern. Gegen Abend kam von Bautzen das Bild der Madame Verbeck an, das ich kopieren soll; es ist nicht ohne Talent gemalt, ich freue mich auf die Arbeit.

28. Nov. Heute gleich mit der Kopie angefangen, ich will das Bildchen prima[1] malen. Nachmittag ging ich mit Heynitz zu Roller. Wenn doch der Alte immer so liebenswürdig sein wollte wie heute!

29. Nov. Sobald es hell wurde, setzte ich mich mit vieler Lust wieder an mein Bildchen und malte mit Fleiß das durchsichtige Häubchen in den nassen Grund hinein prima ganz fertig. Ich hatte aber des besseren Deckens wegen Berlinerblau genommen, hatte dies wie Kobalt behandelt und war nun viel zu grün gekommen. Dies bemerkte ich jedoch erst am Nachmittag, und weil die Haube nun schon viel zu fertig war, um sie noch mit Glück übermalen zu können, entschloß ich mich kurz, den ganzen Bettel wegzuwischen, wodurch ich auch die Zeichnung wieder verlor, sodaß ich nun die ganze Arbeit auf der vollständig gereinigten Leinwand wieder von vorn anfangen mußte und heute noch nicht einmal den Umriß ganz beendigen konnte. Ich ärgerte mich zu sehr darüber. Wie sehr ist doch Geduld von Nöten, wenn man gut Ding fördern will! Ich lese jetzt „Julius und Evagoras" von Fries. Er greift das Christentum tüchtig an und meint ohne Zweifel, wie alle seinesgleichen, es umgerissen zu haben – ich merke aber nicht, daß mein Glauben gelitten hätte. Anderseits ist Fries ein Mann, der den Sinn für das Schöne und für Wahrheit und Gerechtigkeit in so hohem Maße in sich vereint, daß man den Verfasser doch ein bißchen lieb haben muß.

30. Nov. Mit Tagesanbruch fing ich mein Bildchen von neuem an zu malen. Der Hintergrund Beinschwarz, Goldocker, Neapelgelb und etwas gebrannter Ocker, wurde sehr schön. Am Nachmittag schrieb ich ausführlich an Timo; mein Brief hatte den Zweck, die wunderliche Spannung zu heben, die zwischen uns obwaltet – ich schrieb so freundlich und liebevoll als immer möglich, und Gott möge diese Zeilen segnen! So konnte ich meinen Spaziergang erst sehr spät im Dunklen machen. Ich ging über die Röderwiesen bis an die große Brücke und von da durch die Schlucht über den Berg zurück. Einzelne Partien Enten zogen mir ein paarmal über dem

[1] Der Künstlerausdruck „alla prima malen" bedeutet: ohne Untermalung.

Kopfe weg mit großem Geschrei, es war aber zu dunkel zum Schießen. Als ich nach Hause kam, fand ich Frau v. Heynitz und Dora, die sich zur ersten Zeichenstunde eingestellt hatten; Julie zeichnete auch mit und hatte, wie es schien, von allen am meisten Vergnügen daran. Um acht holte Heynitz seine Gesellschaft ab. – Der Altvater stellt sich Abend für Abend ein in seiner Fensterecke.

*

W. v. K. an Timo Neff

Hermsdorf, den 30. Nov. 1832. Du hast nun in frühen Jahren ein Ziel erreicht, wie Du Dir's früher träumtest, und ich bitte Dich zu glauben, daß ich mich aufrichtig über Dein Wohlergehen freue. Denke nicht, daß ich Dich darum beneide. Wir haben ja sehr verschiedenartige Naturells, aber wir haben Jahre hindurch so viel Freuden und Ungemach mit einander geteilt, daß wir doch Freunde für dieses Leben bleiben wollen.

Ich lebe nun schon geraume Zeit in Hermsdorf bei meinem Freunde Heynitz, der so echt ist wie ein Goldkorn. Mit meinem Altarbild für Reval wäre ich längst fertig, wenn ich nicht über ein Jahr durch Krankheit am Arbeiten verhindert worden wäre und viele andere Sachen nebenbei gemacht hätte. Indessen fehlt nur noch wenig. Gott hat mir immer so viel Arbeit gegeben, ja mehr, als ich mit meinen schwachen Kräften bestreiten konnte; sind mir auch einige Sachen gelungen.

Zu Ostern ziehe ich wieder nach Dresden, wo ich mir dicht vor dem Schwarzen Tor ein herrliches Haus gemietet habe, das die Aussicht auf den Wald und die Meißener und Loschwitzer Berge hat. Vom platten Dach aus übersieht man all die wunderlichen Kegel und Klumpen der Sächsischen Schweiz, die wir einst so vergnüglich mit Grünewald[1] durchpilgerten. Es wird mir schwer, mich wieder von Hermsdorf wegzuwenden, wo ich wie ein König lebe, besonders da der krause Geist der Zeit die Dresdener so verkehrt hat und ich über Taten und Personen, die ich achten und verehren muß, so viel schimpfen höre. Die Revolution brennt lichterloh in den Köpfen der Leute, und die besten Schützen üben ihren Flitzbogen nach den erhabensten Gestaltungen unserer Zeit, in der religiösen wie in der politischen Welt. Der Kunst hat man vergessen, und für die Künstler kochen die Kunstvereine Rumfordsche[2] Suppen.

Unsere Dresdener Freunde, wie Peschel, Krüger usw., beziehen die Wachen und halten Paraden und Revuen, bis an die Zähne bewaffnet. Peschel ist ein lieber treuer Freund, zuverlässig und lauter, er hat jetzt seinen Unterhalt durch den Kunstverein. Ludwig Richter ist in Meißen angestellt und erfreut mich manchmal in Hermsdorf mit seiner Frau durch

[1] Ferd. Grünewald (1802–1849), Bildnismaler und Lithograph, aus Großenhain, seit 1822 Schüler der Dresdener Akademie.

[2] Der amerikanische Physiker Rumford (1753–1814) lebte 1783–1799 als Generaladjutant des Kurfürsten Karl Theodor (von diesem zum Graf v. R. ernannt) in München und betrieb hier soziale Wohlfahrtseinrichtungen, zu denen neben der Einführung der Kartoffel auch die Erfindung einer billigen, aus Knochen, Blut u. dgl. hergestellten Suppe gehörte, die nach ihm benannt wurde.

seinen Besuch. Er ist ein herrlicher Mensch, der durch ungeheures Kreuz in allen seinen Ansichten sehr geläutert und warm in der Liebe zu seinem Gott geworden ist. Wir sind eng Freunde geworden. Der lahme Berthold, der kränklichkeitshalber nicht viel ausgehen kann, hat ein schönes radiertes Werk herausgegeben [vgl. Jug.-Er. S. 283], darstellend sieben Szenen aus dem Sonntagsleben einer bürgerlichen Familie, wie's vor alters war. Er empfängt unseren Besuch fleißig und erfreut uns allemal durch seinen liebenswürdigen Geist. Der Rigasche Baehr lebt jetzt auch in Dresden, und ich verspreche mir viel Freude von seinem Umgang. Endlich der alte Bäuchel [?], den ich wohl einmal besuche, um mich an Dich zu erinnern, sitzt hinter seinem Tisch mit der kleinen ledernen Hängematte und – liest Romane, denn zu arbeiten wird's bald nur noch für die Waffenschmiede geben. Gott segne alsdann unseren vortrefflichen Kaiser und sei seine starke Waffe!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 6. Dec. 1832. Heute kam der langersehnte Brief von Baedeker, worin er sich entscheidet, die Bilder zu den Parabeln ausführen zu lassen, je acht Blatt zu jedem Heft. Dann bestellt er noch einen Umriß zu einer v. Kampschen Geschichte und schreibt mir, ein anderer Buchhändler in Iserlohn wolle für sein Taschenbuch „Lies mich" bei mir Kupfer arbeiten lassen, und ich sollte einen tüchtigen Preis fordern und mich da besser bezahlen lassen als von ihm. So sorgt mein treuer Gott für mich und reihet an eine Arbeit die andere an. Er schenke mir die Kraft dazu!

10. Dec. Es war heute so dunkel, daß ich nicht malen konnte, ich machte daher die Zeichnung zu dem Titelkupfer für die Lebensgeschichte Georg Joachim Göschens für Baedeker, womit ich ziemlich fertig wurde. Morgen will ich die Platte grundieren. Gegen Abend unternahm ich einen weiten Spaziergang durch den Nebel bis in die Dunkelheit hinein; die wohlbekannte Gegend erschien mir da ganz fremd, ich kam mir vor wie ein Schiff auf dem Meere, das außer dem Elemente, in dem es sich bewegt, keinen anderen Gegenstand sieht, und war sehr zufrieden mit meiner Promenade. Abends kam August [Heynitz] und bestellte sein Porträt für seine Braut. Dann mußte ich noch dem Puppenbalg, das Julchen für Bertha zu Weihnachten macht, ein Gesicht malen.

12. Dec. Da es zum Radieren zu neblig war, begann ich heute mit den Parabelbildern und komponierte als erste die Zeichnung zu „Tod und Schlaf" [s. die Abbild.]. Julchen las mir dabei aus einer Übersetzung von Justinus Martyrs Gespräch mit dem Juden Tryphon vor, ein Buch, das mich sehr anzieht. Es ist merkwürdig: ich kann viel besser den Gedanken eines anderen folgen, wenn ich dabei leicht beschäftigt bin; soll ich aber so dasitzen und bloß zuhören, so ist es mir fast unmöglich, aufmerksam zu bleiben, und meine Gedanken schweifen ab. Abends schrieb ich an den Pastor Oesfeld und dankte ihm für die Zusendung des „Schönburgschen Wochenblatts" mit seinem Sonett auf mein Bild.

*

Sonett

Bei dem Anblicke des herrlichen Gemäldes von Herrn v. Kügelgen, die Kreuzigung des Herrn, gesehen in Hermsdorf den 16. August 1832

Du schönes Bild, nicht bloß von Künstlerhänden
Geformt – dem reichen und begeistrungsvollen
Gemüt des Christusfreundes auch entquollen,
Ich kann von dir der Andacht Blick nicht wenden.

Hier neigt sein Haupt zu seligem Vollenden
Der Herr am Kreuz; ich seh' die Tränen rollen,
Die spät der Nachwelt noch verkünden sollen,
Wie schwer von Ihm sich Dank und Liebe trennten.

O, aufgestellt an der geweihten Stätte,
Entzünd' in Tausenden ein heil'ges Feuer,
Beflügle sie zu gläubigem Gebete,
Das Glück, erlöst zu sein, mach' ihnen teuer
Und sie dadurch dem Heiland selbst getreuer,
Daß ab von Ihm kein Einz'ger jemals trete.

Oesfeld.

*

W. v. K. an seine Mutter

Hermsdorf, am Heiligen Christabend 1832. Soeben ist unser Christbaum erloschen, Julchen hat sich mit den Kindern in die Wohnstube zurückgezogen und ich in mein Cabinett, um Dir die eben genossene Freude zu beschreiben. Es ist dies das dritte Weihnachten unter dreißig, das ich von Dir, liebe Mutter, getrennt gewesen bin. Die beiden anderen, in Rom und Petersburg, waren sehr traurig. Diesmal war es die erste Bescherung, die ich im eigenen Hause mit meinem Julchen vorbereitete. Wir fingen schon zeitig am Nachmittag an, den Baum mit vielen Lichterchen und rotbackigen Äpfelchen zu schmücken und freuten uns gerade über den schönen Wuchs des Baumes und seinen einfachen Schmuck, als Pötschke kam und uns als Geschenk vom kleinen Georg einen ganzen Haufen Papiersternchen und -kreuzchen und anderen Trödel brachte, den wir an den Baum hängen sollten. Mein Entsetzen war groß, wir hängten das Zeug auch nicht an, sondern verteilten es auf die Kindertischchen. Als alles fertig war, schickten wir nach Heynitzens, welche bei unserer Bescherung gegenwärtig sein wollten, und als sie da waren, zündete ich den Baum an, der sich herrlich ausnahm.

Nun wurden die Kinder aus der Mägdestube herbeigepfiffen. „Ich komme, ich komme!" schrie Bertha und riß die kleine Ernstine mit sich fort, blieb aber dann wie angewurzelt in der Tür stehen und rief immer „Nein sieh' nur, sieh' nur, Ernstinchen!" Dann trat sie ein und wußte nicht recht, wohin sich wenden. Anna dagegen ging ganz ruhig und lautlos auf ihr Tischchen hin, nahm die Puppe Helene herunter und fing an, damit zu spielen. Als Bertha das Puppenschränkchen mit den

vielen Kleidern und der großen Puppe oben drauf entdeckte, fing sie an zu jubeln und zu tanzen; sie ließ alles andere stehen und fing an, ihre Puppe aus- und wieder anders anzukleiden. Anna ging immer mit ihrer Helene im Zimmer herum und bischte und sang sie ein; manchmal rief sie mit dem ihr eigenen Ton einen der Umstehenden an: „Sieh mal das niedliche Püppchen!" Heynitzens gingen nun weg, und nach einem Weilchen rief ich: „Halt! Legt Eure Puppen weg, nun hört alles auf – ganz erschrocken legten sie ihre Kinder auf die Erde – denn nun kommt der Großmutter ihre Bescherung" und damit zog ich unter dem Baum die große Schachtel hervor. Beide Kinder schossen wie Pfeile an mich heran, und die anderen stellten sich in einen Kreis. Als das Zinngerät kam, schrien beide Kinder laut auf, ich glaube, Bertha zitterte, als ich die wirklich allerliebsten Zinnsachen auspackte und ihr nun immer ein Stück nach dem andern aus dem Papier wickelte und reichte. Da hörte ich Annas Stimme auf meiner anderen Seite sagen: „Papa gibt arme Anna auch eins." Deine Geschenke, liebe Mutter, nahmen diesmal fürwahr gar kein Ende, auch mir hast Du mit „Bengels Leben" eine außerordentliche Freude bereitet. Julchens Tuch ist vortrefflich; als sie es umnahm, sah sie königlich darin aus.

Den 25. Dec. Soweit kam ich gestern, als Heynitzens uns zu ihrer Bescherung rufen ließen. Es war recht feierlich und schön, aber an ihrem Baum sah man vor lauter Zwirnsfaden überhaupt nichts Grünes, so hatte Pötschke seine Kunst mit Papierschnipseln bis zur Ungebühr daran erschöpft. Als wir aus dem Schlosse zurückkamen, saßen unsere Kinder am großen Tisch, Anna mit ihrer Arche Noah und Bertha mit der kleinen Kutsche, die nächst der Puppe und den Zinnsachen ihr am meisten Freude macht. Heute morgen genießen die Kinder ihre Sachen nun erst recht ruhig und stark. Bertha hat ihre Puppe schon dreimal aus- und angezogen und sitzt jetzt auf dem Fensterbrett mit dem kleinen Wagen spielend, in welchem sie den kleinen Teufel, der drin saß, mit dem kleinen Mamsellchen, die Adelheid geschickt hat, spazieren fahren läßt. Anna sitzt auf Berthas kleinem Stühlchen, hat das kleine „Hälänchen" auf dem Schoß und sagt ohne Unterlaß „Ach, du mein gutes, herzensliebes, gutes, liebes Hälänchen". Allerliebst ist, daß Anna über Berthas schöne Sachen gar keinen Neid fühlt; sie ist schon überglücklich, daß sie selbst nun ein paar Bälge für sich besitzt. Bertha hat ihr auch die alten Zinnsachen geschenkt, in denen sie eben zu kochen beginnt.

Julchen ist in die Kirche gegangen, und ich bin Wärterin. Morgen sind wir zu Rollers Geburtstag zu Tisch nach Lausa geladen; ich bin nur froh, daß ich so ein hübsches Geschenk für ihn habe. Du wirst gewiß morgen teilnehmend meiner gedenken, da Du weißt, daß ich den ganzen Tag, erst in der Kirche und dann im Hause, bei Roller geplagt sein werde; ich nehme mir vor, dafür dann einen Tag in der Fastenzeit recht fröhlich zu sein. Ohne Zweifel muß ich morgen mit Roller Schach spielen – das ist das Schrecklichste, weil er partout nicht verlieren darf.

*

W. v. K. an den Atti

Hermsdorf, den 27. Dec. 1832. Bei uns in Sachsen stehen die Dinge nicht gut, und wir werden ja sehen, was der neue Landtag bringen wird, der im Januar zum erstenmal zusammentreten soll. Der Kultusminister, ein Dresdner Advokat [der frühere Hof- und Justitienrat Dr. Müller], herrscht despotisch, daher auch das Rollersche Gesangbuch wider den gesunden Menschenverstand trotz wiederholter Bitten der Gemeinde versagt worden ist. So ist auch Scheibel das Predigen in Dresden verboten worden, damit er nicht wie in Breslau Spaltungen hervorrufen soll – in einem lutherischen Lande einem so echten Lutheraner! Scheibel hatte in seinen Predigten ungeheuren Zulauf, wir freuten uns, endlich einen Mann in Dresden zu haben, dem es gegeben war, das Evangelium rein und mit großem Talent zu predigen – da kommen nun solche Ministerialräte mit ihrer väterlichen Fürsorge wie die Dreschflegel dazwischen. Übrigens ist Scheibel viel toleranter als Stephan, der wirklich verketzert und z. B. von den reformierten Missionen gesagt hat, die Heiden würden durch sie nur von einer Finsternis in die andere gebracht. Scheibel hingegen sagt nur: Unsere Lehre vom Abendmahl ist der Euren vorzuziehen, will aber, daß eine jede Kirche in der ihr eigenen Individualität verbleiben soll, weil mit ihrer Eigentümlichkeit auch der Glaube zu einer farblosen Allgemeinheit verflachen müsse. So verstehe ich ihn wenigstens. Ich bin aber weit entfernt, seine Meinung zu teilen, weil doch jeder einzelne Christ seine individuelle Religionsansicht hat, es also einer Eigentümlichkeit der Kirche nicht bedarf, ja eine solche eben die schädliche Uniformierung nur nährt. Die Streitsucht der Gläubigen in Glaubenssachen muß dem lieben Gott doch sehr lächerlich erscheinen.

Ich muß Dir gestehen, daß ich über das Heilige Abendmahl recht ketzerische und von meiner Kirche abweichende Gedanken habe. Ich kann es nicht für ein Sakrament in dem Sinne halten, daß das Brot durch die Konsekration wirklich verwandelt würde, sondern ich halte den Wert des Abendmahls für relativ und glaube dabei ganz bei den Worten der Bibel zu bleiben. Ich habe meine Ansicht einmal Constantin – dem einzigen, mit dem ich bisher darüber gesprochen habe –, der eine Erklärung des hoc est wollte, auf folgende Weise klarzumachen versucht: Wenn ich jemandem einen Wechsel auf 100 Dukaten gebe, so sage ich: hier *hast* Du 100 Dukaten, obgleich es nur ein Stück Papier ist. Der Empfänger des Wechsels wird doch nun aber nicht sagen: das Papier, das mir Wilhelm gab, *bedeutet* 100 Dukaten, sondern: es *ist* 100 Dukaten. Glaubt er dies, so geht er zum Kaufmann und läßt sich 100 Dukaten auszahlen, glaubt er es nicht, so hat er nichts als einen Zettel. So ist der Wert relativ (wenigstens in gewisser Hinsicht), es kommt alles auf den persönlichen Glauben an, und wenn's so ist, so ist die Sache kein Sakrament und wir sind einen Begriff los, den die Scholastik erfunden hat.

Luther würde mich wohl für einen schlechten Theologen halten, einen noch schlechteren als die Weiber – mag's sein! Du aber wirst mich verstehen

und Du weißt ja auch, welch einen hohen Wert das Heilige Abendmahl für mich hat. Mein köstliches Julchen bekümmert sich in derlei Dingen weder um Gix noch Gax, sondern sie betet und besorgt Mann und Kinder aufs feinste und beste, trinkt mit ihren Freundinnen gern ein Täßchen Kaffee und opponiert nur beiläufig mit etwas tiefer und bewegter Stimme, wenn gegen die Reformierten etwas gesagt wird, weil ihre Brüder welche sind. Dann führt sie den Geist in der Elberfelder, Schweizer und Bremer Gegend an, und alles muß verstummen – nämlich vor Angst, daß etwa die Kaffeequelle versiege.

Du bedauerst, lieber Vater, daß wir diesen köstlichen stillen Aufenthalt in Hermsdorf aufgeben wollen. Mir tut's auch bitter weh, aber es ist mir Gewissenssache, und ich würde mich versündigen, wenn ich hier bliebe. Ich glaube, daß wir nur dann auf Gottes Segen in unserm Gewerbe rechnen können, wenn wir von unserer Seite auch tun, was wir nach unserer Einsicht tun müssen, um uns fortzuhelfen. Nach Hermsdorf mußte ich gehen, weil in Dresden kein Malzimmer zu haben war; und weil ich hier sein mußte, so ließ Gott mich auch hier Arbeit finden, und die Menschen fanden mein Hiersein begreiflich. Bliebe ich, wenn das Bild fertig ist, noch weiter hier, so würde man das in Dresden für Faulheit und Bequemlichkeit von meiner Seite halten und glauben, ich suche keine Arbeit oder ich lasse mich hier von Heynitz futtern; und weil hier allerdings nicht der Ort ist, wo ein Maler Arbeit suchen kann, so könnte auch Gott mir die Bestellungen entziehen. Denn wenn ich Trauben ernten will, so muß ich nicht in den Wald gehen, sondern in den Weinberg.

Über Baedekers neue Bestellung war ich ein paar Tage lang ganz verjüngt vor Freuden; dies sind mir die allerliebsten Arbeiten. Mir treten oft die Freuden- und Dankestränen in die Augen, wenn ich denke, wie Gott meinen Glauben rechtfertigt, denn allein im Vertrauen auf ihn habe ich geheiratet. Gott sei Dank, wir leben sehr gut und gesund, haben keinen Pfennig Schulden, aber auch nichts übrig. Oder, daß ich nicht lüge: alles, was ich seit meiner Verheiratung erspart habe, sind dreißig Thaler. Da können wir doch immer rühmen, daß wir Überfluß haben, ich möchte nicht dreißig Thaler schuldig sein.

*

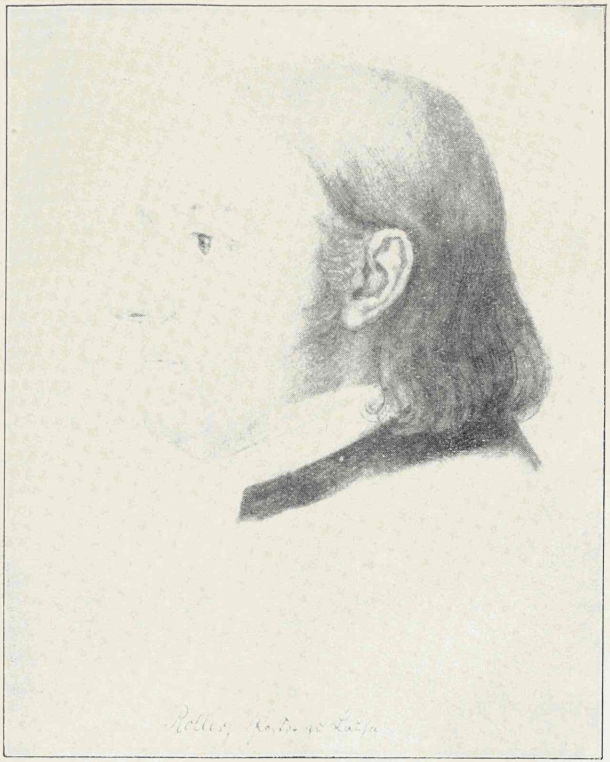
Aus W. v. K.s Tagebuch

31. Dec. 1832. Heute nachmittag beendigte ich das Bildchen der Madame Verbeck zu meiner Zufriedenheit. Halb vier Uhr nahm ich beide Kinder und ging mit ihnen spazieren; Anna sah unbeschreiblich komisch aus in ihrer dicken Vermummung. Wir gingen ein gutes Stück am Mühlgraben hin bis an die erste Brücke. Hier war ein reinlicher Schneeplatz, wo ich den Kindern erlaubte etwas herumzutrampeln, und zu ihrem Vergnügen auch mein Gesicht im Schnee abdrückte. Darauf gingen wir links den Berg hinauf und freuten uns, mühselig oben angelangt, der weiten Aussicht und des Keulenbergs, dann wälzten wir uns alle drei im Schnee herum wie das liebe Vieh, und die Kinder hatten einen



Hofrat Karl v. Zezschwitz Ölgemälde von W. v. K. 1833

„Der alte joviale Zezschwitz quälte mich mit seinem Witz, und obgleich es sein sehr Schweres hat, von früh 6 Uhr bis abends um zehn fortwährend mit Witzen überschüttet zu werden, so ist doch nichts gesunder als das Lachen." W. v. K. an den Ätti am 1. Okt. 1832

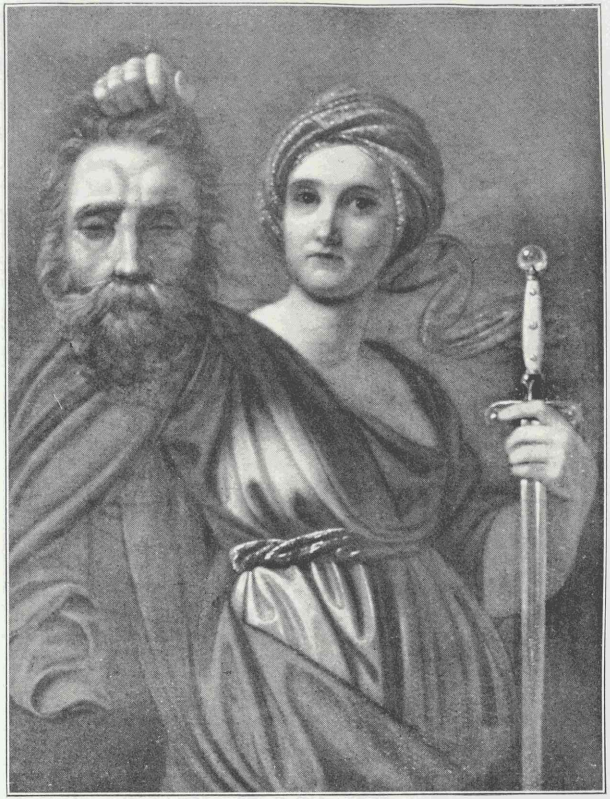


Pastor Roller Zeichnung von W. v. K.

„Der alte Roller ist ein Werk vom lieben Gott, betitelt: Unbegreifliche Rebellion auf rechtlichem Wege gegen die gewöhnliche Art, aufzufassen und zu fühlen. Prachtausgabe in groß Menschenquart."
W. v. K. an seine Braut am 20. Nov. 1826



Sally v. Zezschwitz
Ölgemälde von W. v. K. 1833



Judith mit dem Haupt des Holofernes
Ölgemälde von W. v. K. 1832

„Meine kleine Judith gerät mir auf einmal prächtig. Sallys Gesicht steht ihr vortrefflich, ich habe es etwas stilisiert, odaß es nicht kenntlich ist, und Heynitz hat sich förmlich darin verliebt, ohne daß er ahnt, wer mir dazu gesessen hat." W. v. K. an seine Frau am 1. Juli 1832

besonderen Jubel. Nun spielte ich mit Bertha, wir wären Reisende und hätten uns verirrt, müßten den rechten Weg suchen, Anna trug ich auf dem Arm, und bald fanden wir auch zu Berthas Entzücken einen Weg, der uns wieder abwärts nach Hermsdorf führte. Fröhlich wurden die ersten menschlichen Wohnungen begrüßt und die Eingeborenen, die sich zeigten.

Um sieben Uhr fing das Schloßglöckchen hell an zu läuten, und wir begaben uns in die Kapelle[1], wo wir schon das sämtliche Schloßgesinde versammelt fanden. Bald kamen auch Heynitzens und Blühers, und Roller im Ornat schritt an uns vorüber und begab sich in die kleine Sakristei hinter dem Altar. Nach der Predigt wurde kniend das Vaterunser gebetet und dann „Nun danket alle Gott" gesungen. Nach der Kirche waren wir nebst Roller und den Grünbergern bis gegen zehn Uhr im Schloß.

Dieses liebe verflossene Jahr war das ruhigste und glücklichste unsrer Ehe. Ich erstand von schwerer Krankheit zu neuem Leben, Gott hat meine Industrie gesegnet, Bertha hat eine Gehirnentzündung überwunden, Anna ist von einer bösen Skrofelkrankheit genesen, und wir haben großen Frieden gehabt und Wachstum in der Liebe. Gebe Gott mehr solche Jahre, wie dieses war, und lasse sie uns dankbar nehmen aus seiner Vaterhand! Er fördere uns in Frömmigkeit und Tugend und sei nahe bei uns mit seiner heiligen Gegenwart!

*

W. v. K. an den Bruder Gerhard

Hermsdorf, den 8. Januar 1833. Soeben habe ich Deinen lieben Brief vom 12./24. Nov. in mich gefressen, und das Herz brennt mir im Leibe nach Dir — wie schön ist's doch, wenn Brüder ohne Zorn und Zweifel an einander denken! Du bist mir doch mein bester Freund auf Leben und Tod, und das gilt auch dann noch, wenn wir wieder zusammenkommen und uns tüchtig zanken werden, welches gar nicht ausbleiben kann, wenn Du Dir die greulich grobe Art, zu widersprechen, die Dir im Umgange so eigen ist, nicht abgewöhnt hast — eine solche Antwort stopft mir gleich das Maul, und dann langweilen wir uns zusammen, oder sie öffnet besagtes Loch, und es fährt dann auch bei mir eine Bosheit heraus. Das war mir bei unserem erneuten Zusammenleben in Estland immer doppelt schwer, da ich so sehr gerne disputiere. Dabei hattest Du gar keine Ahnung, welche Grobheiten Dir aus dem Halse fuhren, und warst dabei in Deinem Innern ganz freundlich und friedlich. Du wirst nun diese brüderliche Rüge eben auch nicht übertrieben zart finden. Wenn Du aber meinen lachenden Mund und meine freundlichen Augen dabei sähest, so würdest Du am Ende alles für Schmeichelei halten. Nun, dies soll's auch nicht gerade sein, sondern ich sehe nur lachend einen Balken im Auge meines alten lieben Brüderchens und bitte Dich, in Deiner Antwort den meinigen nicht nur auch anzublicken, sondern wacker mit der

[1] Die in ihrer Schlichtheit ergreifende Hermsdorfer Schloßkapelle befindet sich in dem einzeln stehenden runden Turme, der den Hintergrund auf W. v. K.s Bildnis seines Sohnes Gerhard [s. die Abbild.] bildet.

Axt darauf zu schlagen. Wollen wir Freunde sein, so fallen alle Rücksichten weg und müssen wir einander hobeln. Übrigens mußt Du Dich sehr gebessert haben, denn die Pollschen Briefe blasen stark in die Posaune zu Deinem Ruhme, und solch gewaltiger Posaunenstoß muß doch irgendwo den Wind hergenommen haben.

Dein Brief, in welchem Du, wie sich's gebührt, philosophische Seiten auf- und entwickelst, interessiert mich halt sehr, und ich sehe daraus, daß Dir's so geht wie mir: Du willst nicht glauben wie ein Schöps. Aber wie wirst Du alter Fuchs Dich freuen, wenn Du erst einsehen wirst, daß Du Deinen Eselskopf doch dran geben mußt und mit allem Grübeln nicht mehr herauskriegen wirst, als jeder Kosak von selbst weiß. Dein Glaubensbekenntnis ist auch das meinige, wenn ich mir auch des Ausdrucks „Glauben" wegen den Rücken freihalten möchte. Aber in dem, was not tut, sind wir einerlei Meinung; die Troddeln und Quasten sind freigegeben, daher wir auch beide gewiß keiner einzigen sogenannten Konfession angehören und daran wohltun. „Glauben" heißt für mich nicht ein bloßes „für wahr halten", sondern er ist eine moralische Überzeugung der Seele, und in dieser Beziehung ist er seligmachend. Der Glaube ist also nicht zu verwechseln mit dem, was ich glaube, so wie das Auge nicht mit dem, was ich sehe.

Wenn Du Grubenjäger nun aber in der Bibel, dem wahrhaftigen Wort Gottes, eine volle Einheit, d. h. menschliche Konsequenz finden willst, so wird Dir das nicht möglich sein. Es geht eben mit dem lebendigen Wort Gottes wie mit allem Leben, es paßt nirgends in eine Form, gestaltet sich alle Augenblick anders und bleibt doch immer wahr. Die Konsequenzenmacher laufen in allen Zweigen des Wissens und des Denkens sicher auf den Sand, ganz besonders aber die Theologen. Am besten ist's, ganz einfältig glauben, was dem Herzen, nachdem ihm das Wort Gottes vorgelegt ist, sich von selbst versteht. Und da verstehen sich denn viele Sachen von selbst, die durchaus nicht unter einen Hut zu bringen sind. Den Glauben müssen wir als Organ betrachten, so gut als den Verstand, und der Glaube findet Harmonie, wo der Verstand sie nie hineinbringt. Frage nur Deine Frau! Die Weiber sind die besten Lehrmeisterinnen im Glauben, aber, wie Luther sagt, „schlechte Theologen", denn sie können nicht ordentlich hintereinander denken, d. h. sie haben einen liederlichen Verstand — aber was schadet's ihnen? Nix! Gott hat uns eben eine törichte Glaubenspredigt hingestellt, weil er daran ein ganz besonderes Wohlgefallen hat, den Verstand der Verständigen aufs schnödeste zu blockieren, damit sie alle eigene Weisheit fahren lassen sollen. Paulus sagt: „Dieweil die Menschen in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkennen konnten, gefiel es Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, die daran glauben." Wir können uns dabei eben bloß das Maul wischen und ein bescheidenes Gesicht machen und uns im übrigen damit trösten, daß die Torheit, die Gott gibt, selig macht, dagegen unsere Weisheit uns am Ende über das Hurenhaus und den Galgen in die Hölle spedieren würde, wenn wir mit Konsequenz ihr treu blieben.

Den 9. Januar. Da rief mich gestern Julchen zum Abendessen fort, und darüber habe ich nun meine sämtlichen Gedanken verloren. Julchen ist jetzt sehr schön und wird Elminen nichts nachgeben, ich dagegen sehe aus wie ein Nachtwächter, wenn er früh zu Bette geht. Meine Kinder sehen sehr wohl aus und haben echte Kindergesichter mit großen runden Augen und dicken Backen, bedeutenden Nasenlöchern und roten Lippen. Bertha ist sehr schamhaftig, Anna hingegen sehr wild. Gestern hatte sie Besuch von der ebenso kleinen Mathilde Blüher; hernach fragte ich Anna: „Was hast Du denn mit Mathilde gemacht?" – „Kratze, kratze" – „Und was denn noch?" – „Kneipe, kneipe" – „Und was noch?" – „Raufe, raufe" – nun kannst Du Dir einen Begriff von dem gesellschaftlichen Tone unter diesem Pack machen.

Deine Ansicht, daß wir beide ganz einerlei Naturen hätten, nur die Deinige eine geringere Potenz von der meinigen wäre, ist ein schauderhafter Gedanke, der, mein Gutes betrachtet, Dir zum Nachteil, und Dein Böses betrachtet, mir zum Nachteil gereicht. Wir sind wohl verschieden, doch nicht so, daß wir nicht einander vollkommen verstehen könnten, und sind wohl ähnlich, doch nicht so, daß unsere Freundschaft dadurch gestört werden könnte. Ich wünschte nur, Du wärest mir in dem Punkt ähnlich, daß Du in Deinen Briefen mir mehr von Deinem Erleben erzähltest. Daß Du mir von Deiner Umgebung partout nichts schreiben willst, weil sie mir doch nicht bekannt sei, ist geradezu kriminell.

Meine Lektüre besteht gegenwärtig aus dem „Heimweh" von [Jung-] Stilling, das ich schon zum dritten Male, jetzt mit Julchen, lese; das Buch hat seine großen Schwächen, aber einen schönen romantischen Schwung und ist ermutigend und stärkend zu aller Tugend. Ferner dem Gespräche Justin des Märtyrers mit dem Juden Tryphon, einem christlich-philosophischen Werke, das in vieler Hinsicht herrlich ist und wichtige Aufschlüsse über den Glauben der ersten Christen enthält. Dann las ich „Julius und Evagoras" von Fries in Jena, ein philosophischer Roman gegen das Christentum, endlich das Leben des berühmten Prälaten Bengel nebst seinen Werken in nuce, das ich von unserer lieben Mutter zum Weihnachten erhielt und das mir ungemein gefällt; ich hätte nicht geglaubt, daß Bengel so frei von Kirchlichkeit gewesen wäre – er ist sehr lebendig.

Am 20sten beginnt unser erster Landtag seit der Reform. Der König hat das Recht, zehn Gutsbesitzer auf Lebenszeit in die Erste Kammer zu wählen. Er hat unseren Heynitz mit gewählt, der auf diese Weise Pair von Sachsen geworden ist und seine Frau – Bärin. Heynitz ist sehr unglücklich über seine Wahl, weil er fürchtet, bei den Sitzungen, die öffentlich sind, Reden halten zu müssen. Ich rede ihm Mut ein und freue mich über die Ehre, die meinem Freunde widerfährt.

Du meintest, ich soll Deinen Brief Roller vorlesen. Das kann ich unmöglich, schon weil darin der Ausdruck „der alte Roller" vorkommt, der ihn wütend machen würde.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 20. Januar 1833. Die ganze vorige Woche fleißig an den Parabelbildern. „Saul und David" ist fertig, gestern zeichnete ich den Entwurf zu den „Schäfchen" [s. die Abbild.]. Heute nach der Kirche traf ich bei Roller den Heidler[1], von dem mir Pötschke schon viel erzählt hat; er hatte mich heute besuchen wollen, und ich nahm ihn gleich mit nach Hermsdorf zu meiner Frau, scheint ein lieber, reiner, frommer Mensch von seltener Gewissenhaftigkeit zu sein. Er hat jetzt den Scriver lithographiert und brachte mir ein Exemplar mit. Am Nachmittag kam der Pastor Richter aus Ottendorf mit seinen Töchtern; wir gingen alle zusammen nach Grünberg und holten Blühers ab, um dann bei Roller einzubrechen. Roller war sehr aufgeräumt; ich veranlaßte ihn, einige seiner Gedichte vorzulesen, was ihn in die brillanteste Stimmung versetzte. Als wir um acht Uhr aufbrachen und die Weiber ihre Mäntel schon umhatten, fing er noch an, die Geschichte der ersten grönländischen Mission unter Egede zu erzählen, und schwatzte so trotz unserer ungeduldigen Bewegungen mit der größten Ruhe wohl eine halbe Stunde fort. Dann begleitete er uns noch nach Hause in seinem weißen Schafspelz und wies uns alle Sternbilder.

22. Januar. Nachdem uns gestern Heidler, den wir zu Nacht dabehielten und mit dem ich noch ein schönes Frühstücksstündchen hatte, verlassen, malte ich den ganzen Tag an Dora Heynitz' Bild [s. die Abbild.]. Heute nahm ich Julchens altes Porträt wieder vor und stickte den Kragen mit vielem Fleiß [s. d. Abbild.].

24. Januar. Heute nachmittag hatte ich Heynitzens zum Gipsen eingeladen. Die Sache ging mit vieler Lust vor sich. Zuerst kam Georgs Hand dran, dann formte ich auch ihre Hand, was ihr ein so sichtliches Vergnügen gewährte, daß ich es dreimal tun mußte. Am Abend formte ich auch noch Julchens Arm samt der Hand, was sehr gut gelang.

Am Sonntag, den 3. Febr., besuchte mich Herr Sihler, Lehrer an der Blochmannschen Anstalt, um mich kennenzulernen. Einige Ähnlichkeit mit Sengbusch war mir lieb in seinem Gesichte. Seine Ansichten über Kunst gefielen mir. Als wir nach Tisch in das Treibhaus gingen, gab das erzwungene Leben der fremden Pflanzen Anlaß zu einem interessanten Gespräche über Echt und unecht. In der Dämmerung ging ich mit Sihler trotz Sturm und Regen nach Dresden, wobei er viel von Schleiermacher erzählte, den er für einen gläubigen Christen hält.

Am Montag ging ich zu Scheibels, die ihr Lieschen von mir gemalt haben möchten und mich auch zum Paten bei ihrem neugeborenen Kindchen gebeten haben. Ich hatte ein langes Gespräch mit ihm, in dem er mir seinen ganzen Standpunkt auseinandersetzte. Er sprach sich dabei sehr auffallend über sich selbst aus und meinte, von Gott zu einem besonderen Werkzeug erwählt zu sein, um die lutherische Kirche zu reformieren,

[1] Ferdinand Heidler, Zeichner und Lithograph in Dresden.



Madonna in Eigſtfer

Gemalt von W. v. K. 1828/9 in Eſtland

Vergleiche Seite 162



Maria mit dem Kinde

Ausgeſtellt von W. v. K. Dresden 1851. Geſchenk an den Atti

Vergleiche Seite 227, 228 und 243



Die Schäfchen

„Da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Herde!“ Erstes Bändchen, vierte Parabel

Zeichnungen von W. v. K. zu F. A. Krummachers Parabeln



Tod und Schlaf

„Still und schweigend saßen die beiden wohltätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahte die Nacht.“ Erstes Bändchen, einundzwanzigste Parabel

enthüllte mir auch seine apokalyptischen Ideen. Ich gewann heute doch den Eindruck, daß Scheibel viel subjektive Ansichten untermischt und das Evangelium mit eigenen Erfindungen verbrämt. Am Abend zeigte mir Adelheid eine Petition an das Ministerium, für die Unterschriften gesammelt werden sollen, zu Gunsten Scheibels, ihm die Kanzel zurückzugeben. Mein Gefühl sträubte sich sehr gegen diese Sache, weil ich nun doch nicht mehr recht weiß, ob Scheibels öffentliches Wirken Segen oder Unsegen über die Stadt bringen würde. Es gelang mir auch, Adelheid die Idee ganz auszureden, besonders da Mutter von vornherein auch dagegen gewesen war.

7. Febr. Heute ist Anna zwei Jahre alt. Gott Lob, der sie uns erhalten hat! Als sie heute morgen in das Geburtstagszimmer geführt wurde, trippelte sie mit lustigem Zucken der Arme und Beine auf ihr Tischchen los und betrachtete zuerst mit sehnsüchtigem Blicke den Teller mit ihren geliebten Rosinen, dann umarmte sie Bertha zärtlich und sagte: „Denke mal, meine Bertha, diese Rosinen sind alle für Anna." Das Kind hat für mich jetzt eine besondere Zärtlichkeit und schmeichelt um mich herum wie ein Kätzchen. Seit einiger Zeit schläfere ich sie nachmittags und abends ein. Ich fasse sie dann fest in den Arm, gehe schnell mit ihr auf und nieder und ahme dabei, so laut ich kann, die Janitscharenmusik nach. Auf diese Weise wird das Kind schnell betäubt und schläft sehr bald ein; es macht ihr auch solche Freude, daß sie mit Händen und Füßen zappelt, sobald ich sie nur nehme. Neulich erschien die Sonne beim Aufgang durch die Zweige der alten Kastanienbäume wie eine Menge heller Lichter. Julchen fragte: „Weißt Du denn auch, Anna, wer all die niedlichen Lichterchen gemacht hat?" Antwort: „Mosus." — Das herrlichste Vergnügen für die Kinder ist es aber doch, wenn ich mit ihnen wie die Frösche in der Stube herumhopse. Das tun wir jedesmal, wenn viel Besuch hier war und glücklich wieder fort ist.

11. Febr. Heute fing ich die Retouche von Berthas im Oktober angefangenem Bild [s. die Abbild.] an. Ich malte das rote Sammetkleidchen, die weißen Ärmel und die Haare mit großem Fleiß; es sind fast die ersten blonden Haare, von denen ich glaube, daß sie mir recht gelungen sind. Bertha spielte unterdes sehr emsig in meinem Zimmer umher. Als ich mich einen Augenblick an die Orgel gesetzt hatte und mich dann umsah, saß Bertha hinter mir auf der Diele mit all ihren Kindern, bestehend aus ihrer Puppe, einer Fußbank und dem Stiefelknecht, und hielt sie zur Gottesfurcht an, indem sie sich einbildete, in der Kirche zu sein.

12. Febr. Heynitz konnte heute an seinem Geburtstag wegen der Landtagssitzung erst zum Abend herauskommen; wir waren dann bis elf Uhr im Schlosse mit Blüher und Roller, der sehr bei Laune war und allerlei kurzweilige Dinge erzählte. Ich hatte für Heynitz die beiden Hände seiner Frau, die ich in Gips geformt habe, mit Blumen in ein Körbchen gepackt und der einen Hand einen Zettel in die Finger gesteckt mit einigen sich auf dieses sonderbare Geschenk beziehenden Knüttelversen:

Von Deiner Frau und Deinem Gips / Formt' ich die eine Hand –
Die Früchte dieſes Kunſtbetriebs / Die ſei'n Dir zuerkannt.

Von Deinem Gips und Deiner Frau / Die andre Hand entſprang –
Sie iſt verdrießlich anzuſchaun, / Weil mir der Guß mißlang.

Die Blumen, die ſind Schöppens Ruhm / Und ſeiner Kunſt Gedeihn,
Sie ſind von Deinem Eigentum / Und unbeſtritten Dein.

So nimm nun Blumen, Händ' und Gruß / An Deinem Ehrentag
Und einen ungeheuren Kuß, / So derb ich ihn vermag.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 24. Febr. 1833. In dieſer Woche habe ich auf Rollers Anregung Hebräiſch zu lernen angefangen; das gänzlich Fremdartige dieſer Sprache intereſſiert mich ſehr. An Auguſts Bild habe ich gemalt und viel an den Parabelbildern gearbeitet. Am Mittwoch war die Taufe bei Scheibel. Nach derſelben zog er mich in ſein Cabinett und ſagte mir, daß wir doch die Bittſchrift für ihn einreichen ſollten. Ich ſagte ihm offen, daß ich in vielen Stücken ſeine Meinung nicht teile und mich gern einmal darüber ausführlich gegen ihn ausſprechen möchte.

Sonntag, den 10. März. Heute früh fing ich an, den achten Pſalm hebräiſch zu leſen. Es machte mir einen tiefen Eindruck. Wie ſchön iſt ſchon das Jehova adonai! Mir macht die Sprache große Freude, ich mache auch raſche Fortſchritte, aber die vielen Wörter und Suffixa gehen mir im Kopfe herum wie ein Mühlrad. Blüher iſt vom hebräiſchen Fieber jetzt ſo angeſteckt, daß er in der Sache faſt noch unausſtehlicher wird, als ich ſelbſt. Mittags kamen eine Anzahl Bauern aus Lauſa, die für die Einführung von Rollers Geſangbuch eine Petition an die Kammer richten wollen und mich um Rat fragten. Nachmittag war Sihler da. Er las uns ein Gedicht von Knapp auf Goethes Hingang vor, das mich tief rührte. Während des Leſens kam die Heynitz. Als es dunkel wurde, nahm ich ihren und Sihlers Schattenriß ab, was erſtaunlich viel Spaß machte.

12. März. Heute kam Adelheid an, welche nun hier bleiben wird, um Julchen in den Wochen zu pflegen. Sie nahm gleich an der Damenzeichenſtunde teil, die mir jetzt manchmal recht ſchwer fällt. Die gute Dora iſt dazu wirklich nicht von Gott berufen, die Heynitz hingegen iſt nicht nur voll Begeiſterung, ſondern auch nicht ohne Anlage, ſie zeichnete heute meine kurze Reiſepfeife und machte es gut. Mein liebes Julchen zeichnete einen Tiſch über alle Begriffe ſchiefbeinig.

22. März. Es war ſchon ſo ſchöner Vogelſang – nun iſt geſtern wieder tiefer Schnee gefallen. Am Nachmittag ging ich mit Bertha in den Blumengarten, um unter Juliens Fenſter einen Schneemann zu bauen. Bald kamen auch Pötſchke und Georg dazu, und nun wurden koloſſale Schneemaſſen gewälzt, ſodaß das Werk ungefähr fünf Ellen hoch wuchs. Julchen und Adelheid ſahen die Sache vom Fenſter mit an. Die Heynitz ſtellte ſich auch ein und lieferte auch ein paar kleine Schneebällchen dazu. Ich

modellierte dem Manne ein ordentliches Gesicht mit einer ungeheuren Nase und steckte ihm ein paar schwarze Kohlen in die Augen; zuletzt bekam er noch eine Krone. Dann tanzten wir alle im Kreise um ihn herum. Die Heynitz war so entzückt über das Kunstwerk, daß sie es aus meinem Fenster zeichnete zum ewigen Angedenken. Ich habe jetzt das Bild des alten Zezschwitz [s. die Abbild.] wieder vorgenommen und überzog es heute ganz mit rotem Lack, wodurch es aber zu rot wurde und nun noch viel Arbeit erfordern wird.

Montag, den 25. März, Marientag. Heute weckte uns der lieblichste Frühlingsmorgen und lauter Gesang der Vöglein. Adelheid ging zur Kirche, ich mit Julchen und Bertha nach der Wilhelmseiche; wir erfreuten uns an dem jubelnden Liede der Lerchen und der milden Luft. Als wir zurückkamen, hatte der Schneemann, der sich übrigens auf dem dunklen Boden vortrefflich ausnahm, so täuschend das Hippokratische Gesicht bekommen, daß ich, der ich keine Leichen sehen kann, ihn nicht mehr anzusehen vermochte. Am Abend fuhren wir mit Heynitzens nach Lausa und nahmen auch Georg und Bertha mit. Es wurde das liebe Schimmelspiel [vgl. Leb.-Er. S. 377/78] gespielt. Bertha warf einmal ab und gewann die ganze Pacht, was sie sehr entzückte. Als ich alles verspielt hatte, streichelte sie mir die Backen und sagte, wenn wir nach Hause kämen, wolle sie mir schon Nüsse von den ihrigen geben.

29. März. Am Mittwoch habe ich mich wieder an das Altarbild gemacht. Ich fing mit dem Mantel des Nikodemus an, den ich dadurch glücklich veränderte, daß ich ein breiteres Licht darauf brachte. Gestern überarbeitete ich das blaue Gewand der Maria, das ich bedeutend heller hielt, es wurde mir aber etwas zu kalt und grell, sodaß ich's wohl wieder werde dämpfen müssen. Gott helfe mir doch dieses Bild bewältigen! Heute übermalte ich die untere Hälfte des Kreuzes, die noch im Rückstande war; Julchen saß ein paar Stündchen bei mir, um die Farbe zu beurteilen, damit sie der oberen gleich würde. Am Nachmittag trat ich, um die Augen zu erfrischen, etwas in den Garten und ging mit Julie um die Blumenbeete, die blühenden Krokus und die Schneeglöckchen bewundernd, unter uns lag der große Teich mit hellem Spiegel, die Bienen summten in den Blumenkelchen, und die Kinderchen schaufelten Sand in kleinen Körbchen – es war einer von den Augenblicken, die man nicht vergißt.

6. April, Stiller Sonnabend. Am Gründonnerstag kam Roller mit seinen sämtlichen Konfirmanden, um ihnen mein Bild zu zeigen; er sprach sehr eindrücklich mit den Kindern. Gestern am Karfreitag war ich mit Adelheid zweimal in der Kirche. Am Nachmittage wurde das Sterben Jesu und die Grablegung von der Kanzel verlesen, und zwar von den Worten „und Jesu neigte sein Haupt und verschied" an unter dem Geläut der Glocken – das war sehr schön und ergreifend.

Adelheid will ein Herbarium anlegen, das hat auch meine alte Lust an den Blumen, so wie sie der Herrgott wachsen läßt, wieder geweckt. Wir

nahmen daher heute den Ficinus[1] vor und studierten uns etwas hinein, gingen dann an das Wehr und untersuchten einige Blumen, die gelbe Sternblume ranunculus ficaria, auch fanden wir den acer platanoides auf, dessen Blüte wir noch nicht gekannt hatten. Am Nachmittag wurde Bertha ins Schloß gebracht, und wir machten uns an das Färben der Ostereier, was sehr künstlerisch geschah. Als ich Bertha abends auf dem Schoß hatte und fragte, wie es ihr bei Agnes gefallen, sagte sie: „Gut. Georg kam auch und zeigte mir Bilder, und Georg hat mir auch versprochen, wenn ich einmal in Dresden bin, so soll ich seine Tochter werden, aber die Königshayner Auguste [vgl. S. 112] wird seine wirkliche Frau. Aber – setzte sie plötzlich ganz heftig hinzu – das lasse ich mir nicht gefallen." Ich kann nicht sagen, wie mich diese Worte im Munde dieses fünfjährigen Kindes frappierten.

8. April, Ostermontag. Nachdem ich frühmorgens in der Jasminlaube am Teiche mit großer Freude einen Psalm hebräisch gelesen, ging ich mit Julchen nach Grünberg in die Kirche. Auf dem Rückwege fanden wir am Abhang kurz vor der Insel pulmonaria officinalis, welche herrlich blühte, in Mengen. – Es scheint jetzt, daß Haase sich doch geirrt hat und Julchens frühere Berechnung richtiger war. Da nun beunruhigende Nachrichten über Mutters Befinden kamen, will Adelheid morgen fürs erste wieder nach Dresden. Gesellschaft wird Julchen an Sally Zezschwitz haben; sie kommt, um Frau v. Heynitz zum Trost zu sein, die jetzt recht leidend und mißgestimmt ist; sie ist so mager geworden wie ein Skelett. Sally schreibt wieder, wie sehr sie sich über das Bild freue, das ich ihr von Constantin gemalt habe. Mutter schickte einen Brief von Gerhard, der mit seinem Gute Sorgen zu haben scheint.

25. April. Ich habe ein neues Bild von Sally angefangen, sie saß mir gestern und heute recht gut; der Kragen ist mir heute sehr zur Zufriedenheit gelungen [s. die Abbild.]. Gestern abend spät kam noch Otto Loeben, der sich zum Pfarrerkonvent in Lausa eingestellt und diesmal Frau und Kinder mitgebracht hat, um uns gleich zu begrüßen. Ich freute mich sehr über den alten Jungen.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 27. April 1833. Als mich vorgestern abend Loeben von Lausa nach Haus begleitet hatte, fand ich hier einen Brief von Clauß[2] aus Bernburg vor. Er schrieb mir, Kehrer[3] in Ballenstedt sei gestorben, und ich sollte mich doch um die Hofmalerstelle bewerben, da Baumbach dies zu tun verhindert sei und andere Landeskinder nicht vorhanden wären. Diese Idee ging mir wie eine große leuchtende Sonne in meiner Seele auf, und

[1] Heinrich Ficinus, Prof. an der Medizinisch-Chirurgischen Akademie sowie der Tierarzneischule zu Dresden: Flora der Gegend um Dresden. 2. Aufl. 2 Bde. Dresden, Arnoldische Buchhandlung, 1821/23.

[2] Viktor Clauß, Konzertmeister der Herzogl. Capelle.

[3] Karl Christian Kehrer (1758–1833), seit 1782 Hofmaler in Ballenstedt.

meine Frau zeigte auch große Lust, nach Ballenstedt zu ziehen. Ich konnte die ganze Nacht vor großer Unruhe nicht schlafen. Gestern ging ich in aller Frühe nach Dresden, denn es war mir eine Hauptsorge, wie Mutter die Sache aufnehmen würde. Sie war aufs äußerste erfreut und riet mir sehr dazu. Ich setzte nun gleich meine Supplik an den Herzog[1] auf und ging zu Hübel, um sie von ihm in die richtige Form bringen zu lassen. Da sie mir aber nun zu steif vorkam, arbeitete ich sie noch einmal um, schrieb sie ins Reine[2], siegelte nnd brachte sie heute morgen in Gottes Namen zur Post. Er möge es lenken!

In Dresden fand ich auch ein Paket von Baedeker vor mit meinen sechs Exemplaren des zweiten Teils des Bibelwerks; gleichzeitig bestellte er auch den dritten Teil. Ich ging dann noch zu Williard[3], um einmal zu sehen, was aus meinen Parabelbildern wird. Er hat endlich das zweite Blatt auf Stein gezeichnet, ich fand es aber nicht viel besser als das erste.

Sonntag, 28. April. Auf einem großen Morgenspaziergang übergab ich meine Wünsche Gott im Gebet. Ich kann fast an nichts anderes denken, ich wünsche mir diese Anstellung ungemein, aber eben das macht mich bange. Ich muß suchen, mir die Sache von der Schattenseite auszumalen, damit mich eine abschlägige Antwort nicht gar zu sehr betrübt. Es ist doch merkwürdig, daß Baumbach, der sich seit länger als zehn Jahren auf die Stelle gespitzt hat, nun gerade, da die Sache zum Klappen kommt, verhindert sein muß, darum anzuhalten. Was kann das sein? Wenn ich wirklich hinkommen sollte, so würde ich die Zärtlichkeit, die ich immer für Ballenstedt gehabt habe, für eine Vorahnung halten. Ich schrieb heute an Clauß und an den Geh. Hofrat Reich, dem ich alle möglichen Details über mich mitteilte, damit er, wenn er befragt würde, dem Herzoge Auskunft über mich geben könnte. Heynitzens machte ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit Mitteilung. Er freute sich so darüber, daß er mir um den Hals fiel und mich küßte; sie dagegen wurde ganz traurig, daß sie uns verlieren sollte. Es ist doch herrlich, daß unsere Freundschaft in den ganzen drei Jahren unseres engen Zusammenlebens auch nicht ein einziges Mal durch die geringste Mißhelligkeit getrübt worden ist!

Als ich am Nachmittag in den Garten kam, wo Julchen mit den Kindern war, und Bertha mit mir nahm, um ans Wehr zu spazieren und ihr dort eine Weidenflöte zu machen, rannte uns Anna mit Geheul nach und schrie: „Ich will auch mit nach Ballenstedt, ich will auch mit nach Ballenstedt.“ Ich machte drei Weidenflöten und verteilte sie dann zu Hause an Julchen und die Kinder und wurde von ihnen akkompagniert, während ich Klavier spielte. Es war ein Teufelsspektakel, hatte aber sehr den Reiz des Komischen.

---

[1] Herzog Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg (1767—1834), regierte seit 1796. Bildnis in den Jug.-Er.

[2] veröffentlicht aus dem Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst von H. Wäschke im „Zerbster Jahrbuch“ I (1905), S. 47f.

[3] Joh. Anton Williard, geb. 1807, Lithograph und Kupferstecher in Dresden.

3. Mai. Um endlich wieder auf andere Gedanken und zum Arbeiten zu kommen, habe ich mich an die Fortsetzung des Bibelwerks gemacht. Gestern machte ich aus dem Gröbsten den Entwurf zum dritten Heft, das die Geschichten der Erzväter füllen sollen. Heute fing ich die erste Zeichnung an, darstellend Elieser und Rebekka; es wird eine reiche Komposition [s. die Abbild.]. Gleich nach Tisch lockte mich das liebliche Wetter hinaus, ich ging mit Bertha ans Wehr, um zu angeln, und fing auch zu Berthas Freude vier fast fußlange Fische, welche von Julchen, als wir sie ihr brachten, für Forellen erkannt wurden. Zu Haus fand ich Roller mit dem Graf Stolberg [=Stolberg] von Brauna vor, der das Altarbild sehen wollte. Diese vielen Besichtigungen sind ja recht ehrenvoll, aber doch eine recht lästige Zugabe; auch Reußens [Fürst Reuß=Köstritz; vgl. S. 148] haben sich schon angemeldet.

11. Mai. Meines Brüderleins Geburtstag! Ihm zu Ehren wurde heute mittag Kuchen gegessen und nachmittags die kleine Kanone abgefeuert, die während des Essens zu der Weiber Entsetzen geladen auf dem Tische stand. Adelheid ist seit ein paar Tagen wieder hier. Gegen Abend ging ich mit ihr in das Grünberger Tal. Wir setzten uns auf dem Berg, wo die pulmonaria blüht, in die Abendsonne und untersuchten lotus corniculata, den ich hier fand, und ajuga pyramidalis, welch letzteres besonders viel Mühe machte. Es war ein herrlicher Frühlingsabend voll Leben in der Luft und auf Erden. Die Botanik macht mir große Freude, hingegen das Hebräische habe ich bis auf weiteres liegen lassen, da mir ein solches Studium in den Sommer nicht passen will.

13. Mai. Heute trat ich schon punkt dreiviertel fünf aus dem Hermsdorfer Hoftor. Es war ein herrliches Wandern. Der Großteich dampfte wie ein siedender Kessel. Mir fiel der Traum ein, der mir heute nacht die Zusicherung der Ballenstedter Stelle vorgespiegelt hatte. Um sieben war ich schon in Dresden und fand Mutter munter und wohl. „Hier ist auch ein Brief für Dich gekommen, die Antwort aus Ballenstedt" sagte sie. Bebenden Herzens trat ich in die Gartentür und las — die Erfüllung meiner Wünsche [s. das nebenstehende Faksimile des Herzoglichen Schreibens]. Es gab mir einen ordentlichen Stoß innerlich, ich mußte hinaustreten und Gott danken. Mutter war es so halb wehmütig, wenn sie an die Trennung dachte.

Ich war so früh nach der Stadt gegangen, um Böttiger einen Besuch zu machen, den man, ohne ihn zu stören, nur zwischen acht und neun sprechen kann. Ich traf ihn nicht an, er war nach Leipzig. So ging ich zu Hartmann, der mir so viel zu erzählen hatte, daß ich erst nach einer halben Stunde dazu kam, ihm von mir zu berichten. Nun freute er sich sehr mit mir. Da er zur Korrektur in die Antiken mußte, so begleitete ich ihn nach der Neustadt, und als ich mich so unversehens vor der Bibliothek[1] fand, ging ich mit hinein. Ich war seit wenigstens zehn Jahren

[1] Die antiken Skulpturen, nach denen die Akademieschüler zeichneten, befanden sich bis zu der Neuaufstellung der Skulpturensammlung im Albertinum (1904) im

nicht mehr drin gewesen. Derselbe alte Aufwärter namens Graf machte mir die Türe auf. Ich ging durch die fast leeren Säle und setzte mich im letzten allein hin und las nochmals meinen Brief. Da saß nun der neue Hofmaler unter all den hohen Gestalten der großen Vorzeit! Ich dankte Gott mit großer Bewegung meines Herzens.

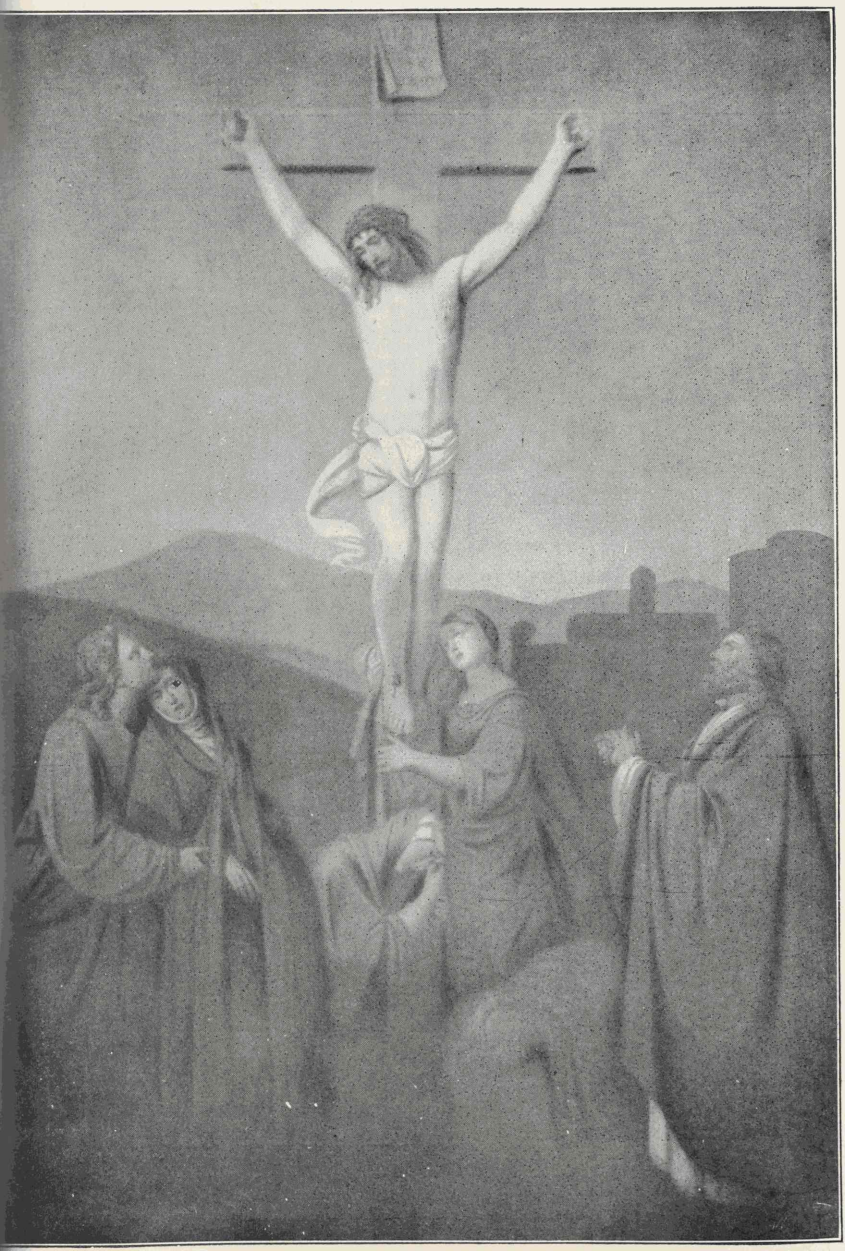
Von dort ging ich zum russischen Gesandten. Ich berichtete ihm von meinem Rufe nach Ballenstedt und daß ich als russischer Untertan es für meine Pflicht hielte, erst die Erlaubnis des Kaisers zur Annahme zu erbitten. Er nahm dies sehr freundlich auf und versprach mir, um die Antwort zu beschleunigen, selbst an Nesselrode zu schreiben, ich möchte aber eine schriftliche Eingabe machen. Dann ging ich noch auf einen Augenblick zu Peschel. Bei Mutter traf ich Sihler an, der mich am Nachmittag nach Hermsdorf begleitete. Er sprach sich unterwegs sehr schön aus, sodaß ich wirklich Freude an ihm hatte; es drängen sich viele Ideen in seinem Kopfe. Hinter Lausa bekamen wir noch einen tüchtigen Gußregen auf den Pelz und machten Brüderschaft, indem es uns in den Mund regnete. Zu Hause freute ich mich, Julchen, ohne ein Wort zu sagen, den Herzogsbrief in die Hand zu stecken. Sihler marschierte noch in der Nacht wieder zurück.

16. Mai, Himmelfahrt. Als wir heute unter den alten Kastanien gefrühstückt hatten und eben eine Predigt von Luther lasen, kam ein langer Brief von Roller, worin er mich zu Ballenstedt beglückwünscht und mir dann sehr gründliche Vorwürfe macht wegen meines faulen Kirchenbesuchs. Er will mir diese Lehre wohl mit auf den Weg geben. Ich entschloß mich, gleich am Nachmittag zu ihm zu gehen und das gute Einvernehmen wiederherzustellen. Sihler kam heute schon wieder heraus. Ich glaube immer mehr, daß er nach Adelheid strebt.

Sonntag, den 19. Mai. Heute morgen ging ich getreulich in die Kirche. Sie dauerte unbeschreiblich lange, und durch die heiße Sonne und die vielen Menschen herrschte eine so entsetzliche Glut, daß ich vor Langerweile und Hitze beinahe einschlief. Ob mir eine Lutherpredigt unter meinen schattigen Kastanien nicht mehr gegeben hätte? Vor Tisch ging ich mit Heynitz am Wehr baden, es war herrlich erfrischend; ich fand in einem Tümpel eine niedliche Wasserblume, ranunculus aquatilis. Am Nachmittag entwarf ich meine Danksagung an den Herzog und benachrichtigte ihn zugleich von meiner Abhängigkeit von Rußland. Gott gebe, daß der Herzog diesen Brief[1] wohl aufnehmen möge und dadurch nichts wieder rückgängig werde!

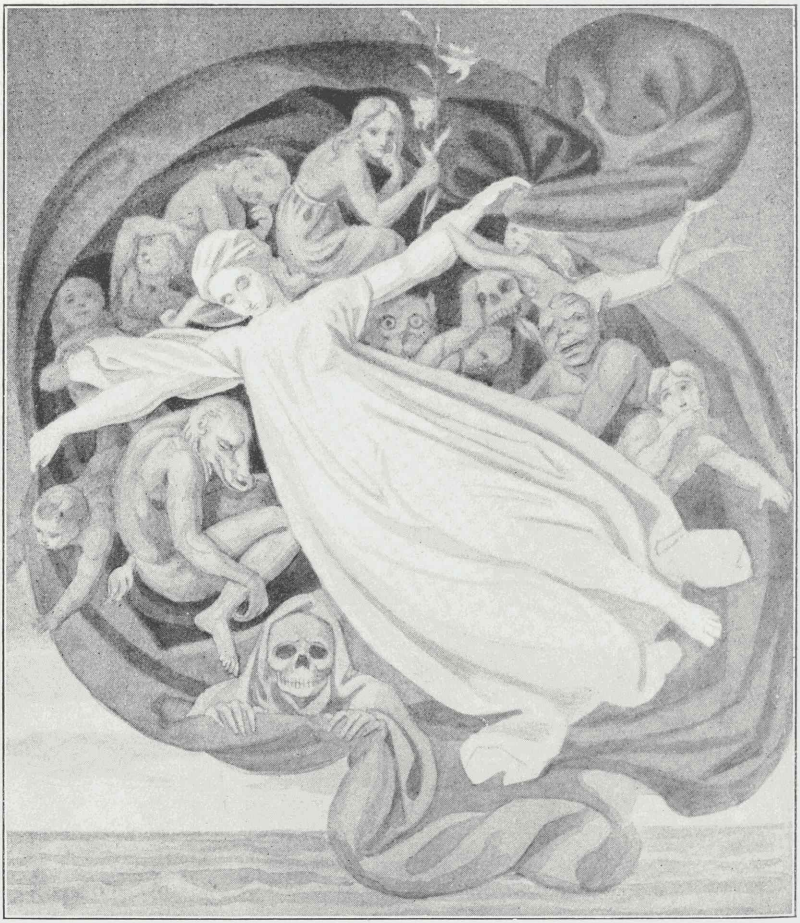
Erdgeschoß des sogen. Flemmingschen oder Japanischen Palais, dessen Obergeschoß seit 1786 der Kurfürstlichen, später Königlichen (jetzt Staats-) Bibliothek diente.

[1] In diesem vom 21. Mai datierten Briefe [veröffentlicht im „Zerbster Jahrbuch" I (1905), S. 49] schreibt W. v. K.: „Da mir kein Anzugstermin bestimmt worden ist, so dachte ich mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis gegen Ende des Sommers die mir gnädigst verliehene Stellung in Ballenstedt anzutreten, da ich es der Delikatesse schuldig zu sein glaube, vorher erst die Erlaubnis Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, um die ich als russischer Untertan nachgesucht habe, abzuwarten. Ich bin zwar durch die Unterstützung, die ich von der Gnade des Kaisers auf meinen Reisen genossen habe,



Das Altarbild in der St. Olaikirche zu Reval

Ölgemälde von W. v. K. Hermsdorf 1851/3



Nacht und Traumgestalten

Sepiaskizze von W. v. K.

„Heute arbeitete ich an einer Sepiaskizze, darstellend die Nacht, die ihren dunklen Mantel ausbreitet, in dessen Falten die Träume in verschiedenen Gestaltungen sitzen."
W. v. K.s Tagebuch am 21. Nov. 1832

22. Mai. Heute kam Mutter mit Senff angefahren. Ich sprang gleich die Treppe hinunter und kriegte meinen alten Lehrer und Freund beim Kopfe. Wir hatten uns viel zu erzählen, er von Rom und ich von meinem Lebensgang seit unserer Trennung. Er wünscht sehr, in Deutschland bleiben zu können, wenn sich hier nur irgendein Lebensweg für ihn öffnen wollte. Mittags mundete ihm besonders die vaterländische Sauere Milch, die er seit fünfzehn Jahren nicht mehr gegessen hätte; überhaupt scheint er das alte Vorurteil, Italien sei das Land aller Länder, ganz verloren zu haben. Mein großes Bild fand er über seine Erwartung, und noch besser gefielen ihm, schien es, die radierten biblischen Bilder. Der alte gute Senff bat mich, ich möchte ihm doch eine Zeichnung nach Vaters Bild machen.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Montag, den 27. Mai 1833. Ein Sohn wurde mir geboren. Gott sei Lob und Dank! Julchen geht es gut. Haase bleibt heute über Nacht hier.

28. Mai. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen. Bisweilen hörte ich meinen Herrn Sohn schreien wie zehntausend Ziegenböcke; er hat eine tüchtige Stimme, wie ein Kind von acht Wochen. Da Sally bald fort will, bestimmten wir heute die Taufe schon auf Freitag. Ich ging nach Grünberg zu Freund Blüher, um ihn zum Paten zu bitten.

31. Mai. Heute um sechs Uhr wurde mein Gerhard getauft. Schöppe hatte die Kapelle sehr schön mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, der runde Tauftisch war von zarten Röschen lieblich eingefaßt. Die Gäste versammelten sich in Heynitz' Gartensaal, den Sally und Adelheid geschmackvoll mit Blumen und Grün geziert hatten. Bald kam auch Roller, und wir zogen in die Kapelle. Als wir gerade Platz nehmen wollten, erschien zu meiner großen Überraschung noch Mutterchen und setzte sich neben mich. Eben wollte Roller die Taufrede beginnen, als Anna, die auf Adelheids Schoß saß, statt des pastoralen Votums mit lauter Stimme rief: Hopsasasa! Sie wurde rasch gedämpft, erklärte aber noch: ich wollte ja bloß die Geschichte von der Muhme erzählen. Während der Taufe knurrte der kleine Gerhard ganz laut und focht mit den Händen in der Luft, als ihm das Wasser über seinen Türkenschädel floß. Zum Schluß sangen wir „Breit' aus die Flügel beide." Die Gäste wurden nun wieder in den Gartensaal geführt, und ich sprang schnell einmal zu meinem Julchen, um sie zu küssen.

8. Juni. Wir fuhren heute, Mutter, Dora und ich, mit Heynitz zur Stadt. Bei Mutter lag ein Brief von Gerhard, der uns den Tod von Großmutter [† 21. Mai 1833] meldete. Wir waren tief ergriffen. Ich war recht in Sorge um meine arme Mutter, daß sie jetzt gerade so allein

großmütigerweise auf keine Art verpflichtet oder gebunden worden, habe es aber doch für unschicklich gehalten, mich aus meinem bisherigen Verhältnisse zu Rußland so ganz rücksichtslos loszureißen."

sein sollte; da erbot sich die gute Dora, einige Tage bei ihr zu bleiben, was mir eine große Beruhigung war. Ich ging nur noch kurz zu Peschel, der an seinen Kartons für Härtel arbeitete, und fuhr dann gleich mit Heynitz nach Hermsdorf zurück. Hier erwartete mich schon Blühers Schwager, der Pastor Bauer aus Burkhardswalde, der von mir gemalt sein will und den ich für heute nachmittag zur ersten Sitzung bestellt hatte. Ich bekomme jetzt viel zu tun. August Heynitz ist vorige Woche mit seiner jungen Frau hier angekommen, die ich dem glückseligen Ehemann natürlich auch gleich malen muß. Dieses Paulinchen gefällt mir sehr gut, ein frisches, sehr freundliches Wesen, unschuldig und bescheiden. Das Bild wird, glaube ich, gut. August sitzt bei dem Malen immer dabei und arbeitet seinerseits an einer von ihm angefangenen Waldkarte.

Als ich gestern nach der Sitzung noch etwas an dem Bilde malte, hörte ich, daß einige Leute die Treppe heraufkamen, draußen herumstänkerten und die Schindeln und den sonstigen herumliegenden Rummel beschnüffelten und begutachteten. Plötzlich wurde auch an meiner Tür probiert, und herein trat eine große, geputzte Bauersfrau und rief gleich hinter sich: „Ne, das ist doch wunderscheen! komm nur auch rein" und damit zog sie noch einen Kerl herein. Nun starrte sie das Altarbild an: „Nu, was sind denn das für Heilige – das ist wohl die Veronica? Ne Du, das ist doch wunderscheen! (zu mir:) Sie sind wol auch katholisch?" Als sie Sallys Bild auf der Staffelei sah, sagte sie: „Aha, das ist wohl eene von den beeden Mädels?" – „Was für Mädels?" fragte ich. „Nu, die da unten im Hofe rumlaufen. Un ne, die Ahle da! Hern'se, wer is'n das?" Ich: „Die Frau v. Heynitz." – „Siehste – rief sie nun ihrem Mann zu – sieh der se nur recht an, das is die Herr von Heynitzen!" – „Und wer seid Ihr denn eigentlich?" fragte ich nun. „Wir sind dem Jäger seine Eltern. Siehste, wie gut es war, daß ich an die Türe rumprobierte! Nu haben wir doch was gesehen. Ne, das is doch wunderscheen! Na, hadje, leben'se wohl!"

Sonntag, den 16. Juni. Früh kam Sihler und meldete für Mittag Mutter mit [Moritz v.] Engelhardts an, die wir schon längst erwarteten; sie wohnen bei Mutter, und er gebraucht eine Kur bei Carus. Engelhardt wiederzusehen war mir erstaunlich rührend. Er hat sich sehr verändert, ist mager und kupfrig geworden, und seine Augen haben allen Glanz verloren. Wir speisten in Heynitz' Gartensaal, damit Mutter die Treppen nicht zu steigen brauchte. Nach Tisch ging ich mit Engelhardt tiefer in den Park, und wir sprachen offen über die Gegenstände der Politik und Religion. Meine Idee von der Persönlichkeit und persönlichen Fortdauer aller lebendigen Dinge, Tiere und Pflanzen, gefiel ihm, er wollte weiter darüber nachdenken. Endlich setzten wir uns in das Kahnhäuschen, und hier wurde der alte Bruder besonders herzlich, wir schütteten einander unser Herz aus. Unser Gespräch in dem Kahnhäuschen wird mir unvergeßlich bleiben, der öde Ort ist mir dadurch ordentlich lieb geworden. Um sieben fuhren sie wieder ab, und auch Adelheid verließ uns mit ihnen wieder.

Gestern waren Kirchbachs[1] bei Heynitzens und gingen, von Ernst geführt, auch in mein Malzimmer. Bald kam Frau v. Kirchbach zu mir heruntergeschossen und sagte, sie fände Sallys Bild so ungeheuer ähnlich, daß ich ihr durchaus ihren Mann oder, wie sie sagte, „ihr Männel" malen müßte; ich solle gleich mit ihr zu ihm gehen, um ihn breitschlagen zu helfen, da er eine Abneigung gegen das Sitzen habe. Wir konnten aber mit vereinten Kräften nichts gegen ihn ausrichten. Am Abend spät sagte mir Heynitz, ehe sie weggefahren wären, hätte er der Zunge seiner Frau doch noch weichen müssen, und am Dienstag würde er zur ersten Sitzung kommen. — Der kleine Gerhard kann schon „gla" sagen.

18. Juni. Die Sitzung mit dem alten Kirchbach ging gut, die Unterhaltung war leicht, da er viel sprach. Ob er gleich viel schwur und fluchte, gefiel er mir doch nicht übel. Der echt militärische Charakter. Sprach auch Frömmigkeit aus, doch alles auf rauhe soldatische Weise. Er erzählte viel von seinen Kriegserlebnissen, besonders wie er als Adjutant des Generals Rapp in Danzig gelegen und daselbst scharmuziert hatte, und von dem Übergang über die Beresina, die er mit seinem Pferde durchschwommen hat. Ich hatte ihn zu Tisch geladen, und Julchen hatte ein gutes Mahl bereitet. Nach Tisch schwatzte ich noch ein Weilchen mit ihm, stellte ihm dann die fast noch volle Mittagsflasche Wein hin und beurlaubte mich, um ihn ruhen zu lassen und selbst zu arbeiten. Um drei ging ich wieder hinein und fand ihn auf dem Kanapee schlafend und die Flasche Wein völlig ausgepichelt. Bei meinem Eintritt sprang er auf, war sehr fidelchens, und Julchen besorgte uns den Kaffee und Zigarren. Er sprach besonders zärtlich von dem alten Brandenstein [Ernst v. Heynitz' Schwiegervater]. „Ja, das können Sie mir glauben, das ist ein ungeschliffener roher Diamant, weiß Gott, auf Ehre ein vortrefflicher Kerl, der alte Kauz der, ein ungeschliffener Diamant!" — „Das Ungeschliffene — sagte ich — mein' ich, kann man einem wohl verzeihen, der im Kriegsdienste ergraut ist." — „Der! im Kriegsdienste ergraut? Gott straf mich, sechs Jahre hat er im ganzen gedient, das ist seine ganze Herrlichkeit, aber er gibt sich so ein Ansehen, als hätte er sein Lebelang im Felde gelegen. Ne! mit dem seiner Sache is es nischt — das alte Biest das!" Ich ließ den Alten noch ein Stündchen sitzen und dann heimreiten unter dem Versprechen, nächsten Sonnabend wiederzukommen.

26. Juni. Als ich gestern nachmittag in meiner Stube saß und an einem Parabelbild zeichnete, ließ sich ein Herr Schönberg melden. Ich ging hinaus und fand meinen alten August [vgl. Jug.-Er. S. 105], der mit seiner Frau und Schwester mich besuchen wollte. Mein altes Käthchen [vgl. Jug.-Er. S. 110ff.] sah ich zum ersten Male als erwachsenes Mädchen wieder. Mit August, der sehr dick geworden, rauchte ich unzählig viele Zigarren. Er lud mich sehr herzlich nach Gröppendorf ein.

Heute stand ich sehr früh auf und machte meine Präparationen zu der Retouche von Kirchbach. Um zehn Uhr fing unsere Session an, zu der

[1] Gottlob v. Kirchbach (1776–1838), Obristleutnant der Cavallerie, × 1814 mit Louise v. Zezschwitz (1789–1854).

Kirchbach seine Frau und die Frau v. Polenz mitgebracht hatte. Sie fanden das Bild ähnlich, doch hatte Frau v. Kirchbach noch allerlei, auch an der Uniform, auszusetzen, welches ich noch änderte. Sie blieb während der Sitzung bei uns und verlangte, ihr Mann solle doch so aussehen, als wenn er eben in der Bibel läse: „Denk nur an Deinen Herrn Jesus und mache solche Augen, als wenn Du an ihn dächtest." Hierüber war er sehr verdrossen und sagte: „Potz Hühnerschwänzel! Das läßt sich nicht so erzwingen."

Am Abend setzte ich mich in die Jasminlaube und entwarf ein Gedicht. Gestern war ein Brief von Vaterchen gekommen, in dem er mich auffordert, Aufsätze und geistliche Gedichte für den „Kirchenboten"[1] einzuschicken. Vielleicht wird mir diese Aufforderung ein Impuls, mein Dichten, das nun fast zehn Jahre ruht, wieder aufzunehmen.

*

Ein heiliges Bild

In meinem Herzen lebt ein heil'ges Bild,
Das licht und glanzvoll, göttlich mild
Durch meine ganze Seele Zauber gießet,
Allstündlich neu mit Freundesblick mich grüßet.

O meines Erlösers Bild!
Heilig und lauter und hell,
Der himmlischen Seligkeit Quell,
Die mir das Herz erfüllt.

Aus Gott geborne Freude, still und rein,
Dir laß mich meines Herzens Lieder weihn,
Denn ohne dich sind alle Seligkeiten
Der Menschenbrust wie Babels Trauerweiden,

An denen die Harfe hängt,
Schweigt, trauert und bebt,
Weil der ihr nicht lächelt und lebt,
Der ihr die Lieder schenkt.

In meinem Herzen wohnt ein süßes Licht,
Ein Widerschein von Gottes Angesicht.
Nun kenn' ich nicht die Dunkelheit des Todes,
O heil'ges Bild! Du Lächeln meines Gottes!

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 7. Juli 1833. Heute Julchens Kirchgang. Roller predigte über das Evangelium vom Fischfang Petri; dieses Thema handelte er mit besonderer Liebe ab. Als ich nachmittags Bertha und Anna

[1] „Bremer Kirchenbote. Eine Zeitschrift, hrsg. von F. Mallet", erschien von 1832 bis 1847, zuerst als Monatsschrift, dann als Sonntagsblatt.

mit zum Baden nahm, fanden wir Roller an der Röder, wo er zur Feier von Petri Fischzug angelte und mir eine Angel schenkte. Er meinte, meine Frau wäre vollkommen bis auf den Punkt, daß sie keinen Krebs anfassen könnte. Anna freute sich unmenschlich auf das Bad und konnte es gar nicht erwarten, daß ich sie ins Wasser nahm; als ich sie aber dann untertauchte, erschrak sie und verlangte heulend wieder heraus. Es sah zu niedlich aus, wie die Kleine hernach mit Tränen am Ufer stand und mich flehentlich bat, doch auch wieder herauszukommen. Als Julchen nachher fragte: „Wie war's denn?", sagte Bertha: „Hübsch. Papa sah aber närrisch aus, er hatte Höschen an." Zu Haus fanden wir die Scheibel vor, die Lieschen zum Malen brachte; die arme Frau ist schon so taub, daß sie mich kaum mehr versteht – auch noch ein Kreuz für den hartgeprüften Mann! Das kleine Lieschen wird hier bleiben. Bertha spielte sehr hübsch mit ihr, zu meiner Freude als die Ältere sehr nachgebend und verträglich. Nach dem Abendessen hörten wir, wie sie im Selbstgespräch sagte: „Ja, so sind wir Kügelgens alle und ich auch." – „Wie denn?" fragte Julie. Bertha: „Nun, daß sie gegen ihre Gäste höflich sind."

13. Juli. Williard schickte die ersten Abdrücke der Parabelbilder; sie sind so schlecht geworden, daß man weinen möchte. Heidler brachte mir heute seine Lithographie der Peschelschen Madonna; auch nicht gut.

20. Juli. Gerhard schreibt, daß er Stift Finn zur Bewirtschaftung bekommen hat auf den Zehnten. So sieht Gott ihn an und segnet ihn. Sein Brief voll brüderlicher Liebe und Treue bewegte mich innig. Oh, wie schwer ist doch solche Trennung!

Gestern waren Hofrat Hübels da, um Abschied zu nehmen, indem sie nach Ems reisen. Ich habe in dieser Woche meine kleinen Bilder vom Hermsdorfer Schloß [s. die Abbild.] kopiert und Grünberg vom Juliensturzel aus gemalt. Auch habe ich das zweite Bändchen der „Parabeln" durchgelesen, um die acht Bilder dazu herauszufinden, und als erstes davon „Das Gebet" schon ins Unreine gezeichnet. Gelesen habe ich Terstеegens Lebensgeschichte, die mich sehr warm anfaßte.

6. August. Obgleich wir schon seit Tagen Vaterchen stündlich erwarten, fuhr ich heute mit dem Wagen, der nach Karlsbad geht, um Frau v. Heynitz abzuholen, nach Dresden, um meinen alten Senff vor seiner Rückreise nach Rom noch einmal zu sehen und ihm meines sel. Vaters Porträt, das ich auf seinen Wunsch für ihn gezeichnet habe, zu bringen. Bei Mutter traf ich Jettchen Eule, die erzählte, es sei gestern vom Stadtrat beschlossen worden, Scheibel seine Aufenthaltskarte in Dresden nicht zu verlängern.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonnabend, den 10. Aug. 1833. Als ich heute gerade für Baedeker die Zeichnung von David unter den Schafen machte, hörte ich das Rollen einer Equipage, sprang ans Fenster, und siehe, es waren unsere längst erwarteten Gäste: Vater, Fritz mit seiner Lotte, und unsere

Adelheid dabei. O welche Freude! Wir rannten alle hinunter, und Julchen weinte laut am Halse ihres Vaters. Der Atti sah sehr wohl und jugendlich aus, doch fand ich ihn etwas entstellt durch eine dunkle Perücke, die im Schnitt von seiner früheren sehr abweicht. Die Lieben wollen eine ganze Woche hier bleiben, dann geht es nach Dresden und in die Sächsische Schweiz.

Am Sonntag, den 11ten, ging ich mit Fritz und Lotte in die Kirche, Roller kam dann mit uns nach Hermsdorf und begrüßte den Atti im Garten mit gewaltiger Freude. Als Vater seiner zuerst ansichtig wurde, sagte er: „Fürwahr, ein tüchtiger Gesell!" Die beiden einmal zusammen zu sehen, darauf habe ich mich lange gefreut. Nach Tisch führte ich Vaterchen, Fritz und den alten Kantor Eckhart [vgl. Jug.-Er. S. 213], der sich zufällig eingefunden hatte, zu meinem großen Bilde. Es war eines Gewitterregens wegen sehr dunkel im Zimmer und das Bild passend beleuchtet und feierlich anzuschauen. Vater war sehr ergriffen, er sprach kein Wort, die Tränen liefen ihm die Backen herunter, endlich kam er auf mich zu und drückte mir die Hand. Wir tranken den Tee im Gartensaal, und Heynitz führte im Schlosse umher. Als wir an den Bibliothekssaal kamen, machte Roller kehrt, weil er sich, als Heynitz die alte Bibliothek verkaufte, verschworen hat, den Raum nie wieder zu betreten. Zu Abend fand sich noch Blüher ein.

Die ganze Woche über haben wir traulich und fröhlich verlebt. Es gefiel hier allen außerordentlich, Vaterchen war so jugendlich übermütig, wie ich ihn kaum je gesehen; auch Lottchen war sehr lustig. Wir fuhren öfters Kahn, wobei Vater wie ein Schiffsknecht ruderte, sangen dabei und lagerten uns auf der Insel, wo geraucht und ein Fläschchen Wein ausgestochen wurde. Wir besahen die alten Handzeichnungen meines Vaters, machten viel Musik, waren einen Nachmittag bei der guten Otterndorfern, wo sich Vater mit dem alten Richter sehr animiert unterhielt, dann einen Mittag bei Roller; am Freitag fuhren wir alle auf einem Leiterwagen wie die Jahrmarktsleute nach Moritzburg, ich zeichnete auf Wunsch seines Verlegers Fritz' Porträt für einen Steindruck, und Vater ließ sich von mir sogar durch alle Pferdeställe führen, die ihm sehr wohlgefielen, und durch die gespenstischen Gewölbe der Brauerei. Am Sonntag gingen wir alle nach Grünberg in die Kirche. Hier war Vater von der Feier des Heiligen Abendmahls sehr ergriffen; ihm wie auch Fritz gefiel unsere Ordnung des Gottesdienstes besser als die ihrige [der reformierten Kirche]. Am Sonntag mittag waren wir bei Heynitzens zu Tisch, mit Sihler zusammen, den wir in Hermsdorf vorfanden.

Montag, den 19ten. Nach Tisch fuhren wir allesamt in zwei Wagen nach Dresden. Nachdem wir Mutter begrüßt hatten — Julchen mit den Kindern wurde bei ihr einquartiert, wir anderen zogen in den „Blauen Stern", wo uns die Schumachern drei aneinanderliegende Zimmer einräumte — wurde gleich wieder ein Wagen genommen, und wir fuhren auf Prinz Friedrichs Weinberg und gingen von da über unser altes

Begerhäuschen und die Bergstraße zurück bis ins Dorf [Loschwitz], wo wir unseren Wagen wiederfanden und nun nach Fintlaters [vgl. Jug.-Er. S. 352] fuhren. Hier war es wunderschön, und das Schießen der Kommunalgarde, die unten in der Ebene exerzierte, belebte die stille Abendlandschaft.

Dienstag: Antikenkabinett, Mittag bei Mutter, Großer Garten.

Mittwoch: Galerie, wo Vaters „Verlorener Sohn" den Atti mächtig ergriff, nachmittag zu Schiff nach Saloppe. Abends großer Fackelzug Schmaltz[1] zu Ehren, der morgen abreisen will und den ich leichten Herzens scheiden sehe.

Donnerstag: Rüstkammer, die nun neu im Zwinger aufgestellt ist und uns auf vielfache Weise ergötzte; sogar Bertha war gespannt aufmerksam bis zuletzt. Nach Tische spielte Adelheid zu aller Freude auf der Harfe. Nachmittag Grünes Gewölbe, Kaffee im Brühlschen Garten, dann ohne die Weiber zu Scheibel. Meine arme Mutter ist recht elend, läßt es sich vor den Gästen aber nicht merken. Ich werde mit Sorgen morgen in die Sächsische Schweiz fahren und sehe es sehr ungern, daß Adelheid mit will. Aber das arme Kind hat auch selten genug eine solche Freude.

Freitag, den 23. August. Frühmorgens mit einem schönen Wagen von Bauch mit flotten Pferden nach der Schweiz abgefahren. Pillnitzer Schloß besehen. Heftiger Regen bis Lohmen, dann wieder schön. In Lohmen nahmen wir einen Führer namens Strandfuß. Die Bastei frappierte unsere Gäste ganz unerhört. Wir speisten hier Koteletten, und die Damen aßen unglaublich viel Brot. Nach Tisch hinunter in den Amselgrund, die Wasserfälle waren herrlich nach dem vielen Regen. Hockstein, Wolfsschlucht, abends in Schandau.

Sonnabend: Morgens durch den Kirnitzschgrund gefahren bis zum Wasserfall. Zu Fuß auf den Kuhstall, Lottchen wird getragen bis auf den Kleinen Winterberg. Der Weg nach dem Prebischtor gefiel mir am allerbesten, des wilden böhmischen Waldes wegen, dessen Boden mit hohem Heidekraut, Farren und Blaubeeren dicht überwuchert war. Vaterchen war sehr rüstig und vergnügt auf dieser ganzen Reise und marschierte immer voran mit kecker Gebärde ohne Furcht und Grausen. In Herrnskretschen gingen wir zu Schiff nach Schandau. Hier fanden wir unseren Wagen wieder und fuhren am linken Elbufer hin einen köstlichen Weg immer dicht am Fluß. In Königstein gab es einen kleinen Aufenthalt, da dem Sattelpferde ein Hufeisen neu aufgeschlagen werden mußte; wir benutzten die Zeit, den Berg nach der Festung hinaufzugehen, die in der Abenddämmerung einen großartigen und gegen den grauen Wolkenhimmel gespenstischen Eindruck machte. Wir standen lange und schauten die öden, dunklen Gebäude an, Vater wurde melancholisch, ich froh. In Pirna aßen wir zu Abend. Punkt zwölf Uhr standen die rüstigen kleinen Pferdchen — es waren Russen — vor dem „Blauen Stern".

[1] M. F. Schmaltz (1795–1860), rationalistischer Prediger, seit 1819 an der Neustädter Kirche zu Dresden, 1833 zum Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg berufen.

Am Sonntag bei Mutter. Der alte Zezschwitz kam, und Vaterchen labte sich an seinen Witzen. Montag morgen Kunstausstellung, nachmittag Spaziergang an der Elbe bis Neudorf. Hier fanden wir im Schenkgarten eine Gesellschaft von Bauern in Altenburger Tracht, die sehr hübsch tanzten. Dieser unerwartete Anblick machte Vaterchen einen tiefen Eindruck. Fritz wollte durchaus fort, aber Vater war nicht wieder wegzubringen, denn nun begann ein Vogelschießen, das ihn so interessierte, daß er wohl eine Stunde lang kein Auge von den Schützen und dem Ziele verwandte; er ergötzte sich ungeheuer an dem frischen Volksleben[1].

Dienstag, den 27sten, früh fuhren Krummachers ab. Julchens Abschied vom Vater war ungemein schwer, und auch ich konnte mich der Tränen nicht erwehren; der gute Atti war während seines ganzen Aufenthaltes bei uns unbeschreiblich liebenswürdig gewesen. Abends waren wir wieder in Hermsdorf. Ich freue mich darauf, nun wieder in aller Ruhe fleißig und tätig zu sein.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 28. August 1833. Glücklich, wieder in meinem köstlichen Frieden zu sein, schickte ich mich eben an, mit einer Parabelzeichnung zu beginnen, als um zehn Uhr ganz überraschend Mutter und Adelheid angefahren kamen. Sie brachten mir den Kaiserlichen Konsens zu meiner Anstellung in Ballenstedt. Ich entschloß mich, gleich mit ihnen in die Stadt zu fahren, um so rasch als möglich die Reise nach Ballenstedt zur Meldung bei dem Herzoge anzutreten, so schwer es mir auch war, meine eben erst gewonnene Ruhe so plötzlich wieder aufzuopfern. Nun wurde rasch der Koffer gepackt, Heynitz lieh mir seine Kniehose und -strümpfe für den Fall, daß ich dieses Hof-Zeug brauchen sollte, und gegen Abend waren wir in Dresden. Ich ging noch zu Berthold.

30. August. Ausfahrt der Eilpost präzis 6 Uhr, Senff fährt auch mit, leider im Kabriolett. 4¼ in Leipzig. Peschel im Härtelschen Hause vergeblich gesucht, vor der Stadt spaziert, in Auerbachs Keller Kaviar, 8 Uhr Abfahrt des Magdeburger Eilwagens.

Sonnabend, 31. August. 5 Uhr morgens in Bernburg, der Postmeister erkennt mich auf freundliche Weise. In der „Kugel" gefrühstückt, dann am Tagebuch geschrieben bis sieben, vom Schlafe übermannt, erst um elf wieder erwacht, um ein Uhr mit eigenem Wagen weiter. Wäre ich nicht dem Schlafe verfallen und früher weitergefahren, so hätte ich Vaterchen noch in Ballenstedt getroffen.

Um sechs Uhr in Ballenstedt. Der Anblick dieses Ortes, den ich seit meinem sechzehnten Jahre nicht wiedergesehen und wo ich früher so selige Zeiten verlebt habe, ergriff mich wunderbar. Die Tränen waren mir nahe, als ich in meinem Zimmer Nr. 1 im „Großen Gasthof" [s. die

[1] Eine hübsche ausführliche Schilderung dieser Episode enthält der in „Helene Marie v. Kügelgen" (Stuttgart, Belser) 7. Aufl., S. 333 veröffentlichte Brief Adelheids an ihren Bruder Gerhard vom 30. Aug. 1833.

Abbild. von Schloß Ballenstedt] ans Fenster trat und ganz Ballenstedt überschaute und mit der Stadt auch meine Kinderzeit. Vom Wirt erfuhr ich, daß Vaterchen erst vor anderthalb Stunden abgereist ist. Ich ging nun gleich zum Hofmarschall v. Seelhorst[1] hinüber, der mir sehr freundlich entgegenkam und versprach, noch heute abend dem Herzoge meinen Wunsch, mich vorstellen zu dürfen, zu melden und mir morgen früh Antwort zu sagen.

Ballenstedt, Sonntag, den 1. Sept. Während ich auf Seelhorsts Botschaft warte und im Zimmer auf und ab wandere, schaue ich immer wieder aus den Fenstern mit Rührung auf Ballenstedt. Ich sehe die bekannten Livreen der Hofbedienten, die über den Platz hin und her schwärmen, ich sehe die Menschen zur Schloßkirche ziehen. Mir ist es immer, als müßte Gerhard nun bald in seiner runden Jacke mit dem roten Kragen vom Schlosse kommen und mir um den Hals fallen. Um zehn Uhr endlich kam Seelhorsts Diener mit der Nachricht, der Herzog wolle mich um drei Uhr nachmittags empfangen. Nun benutzte ich die Stunde, wo Alles in der Kirche war und ich mich ungesehen hinauswagen konnte, zu einem Spaziergang im Tiergarten. Ich ging die alten Wege am Bienengarten hin, wo wir als Kinder den Tummelplatz unserer Spiele hatten — oh, wie fehlte mir Gerhard! Ich ging bis an das Gatter des hohen Forstes und bestieg alle die Hügel, auf denen ich als Kind gebetet und geschwärmt hatte; ich sehe die weißen Hirsche wie ehemals — o Gott, wo ist die alte Zeit!

Um elf Uhr war ich wieder im Gasthof und fand hier eine Einladung vom Hofmarschall zum Tee vor. Nun spazierte ich bis zum Essen in der Stube umher und bedachte mich, was ich eigentlich dem Herzog sagen wollte, aß dann und legte mich etwas schlafen. Als ich um zwei Uhr erwachte, fiel mir der Gedanke, nun gleich zum Herzog zu müssen, wie ein Stein aufs Herz, ich hatte meine ganze Präparation wieder vergessen, und die alte Blödigkeit überfiel mich stark.

Mit dem Schlage drei war ich am Schloßtor. Ein Unteroffizier trat vor: „Sind Sie vielleicht der Herr v. Kügelgen?" und führte mich ins Schloß; dieser Mann erinnerte sich mit vieler Freude noch meines Bruders, da er schon seit fünfundzwanzig Jahren als Gardist in Diensten stand. Im Schloß nahm mich der Hoffourier, der in seinem Paraderock ganz mit Gold überzogen war, in Beschlag und führte mich in das Vorzimmer des Herzogs, der mich nicht lange warten ließ und mir entgegenhinkte. Er begann das Gespräch mit einer Frage nach meiner Herreise, und ich sagte meine Danksagung her. Währenddem sah mir immer der Herzog mit gesenktem Kopf und glubschen Augen steif ins Gesicht, ganz ernsthaft, sagte dann aber freundlich: „Sie haben mir durch Ihren Wunsch, in meinen Dienst zu treten, ein großes Vertrauen gezeigt" und schwieg wieder,

[1] Just Friedrich v. Seelhorst (1770—1857), geb. in Kiel, seit 1800 Kammerrat in Ballenstedt, 1814—1837 Hofmarschall, × 1794 mit Albertine Schäfer, Tochter des Herzogl. Rentmeisters und Schwester der aus den Jug.-Er. [S. 136] bekannten Fräulein Schäfer.

indem er in den glubschen Blick zurückfiel. Ich: „Das Wiedersehen des hiesigen lieben Ortes ist mir erstaunlich ergreifend gewesen. Es knüpfen sich an alles, was ich sehe, so viele Erinnerungen meiner Kindheit, ganz ohne Übergangsperiode zu der veränderten Gegenwart, daß ich mich manchmal besinnen muß, in welchen Verhältnissen ich jetzt mich eigentlich befinde. Mir ist's ganz so zu Mute, als sollte ich jetzt von Ew. Durchlaucht über den Schloßhof in die alte Wohnung des Prinzen[1] gehen, den ich mir noch als Kind denke in Gesellschaft meines Bruders." Daran knüpfte der Herzog Fragen nach Gerhard und nach Mutter und trug mir für beide Grüße auf. Dann fragte er: „Haben Sie in Bernburg meinen Sohn besucht?" — „Bitte um Vergebung, ich habe niemand in Bernburg gesprochen, ich freue mich aber sehr auf den Prinzen und werde mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis ihm auf meiner Rückreise meine Aufwartung machen." Herzog: „Sie werden ihn verändert finden, groß geworden, er hat mir viel Sorge gemacht[2]. Aber jetzt findet sich's besser. Haben Sie Ihr Bild nun vollendet?" — „Allerdings, Durchlaucht, und nun wartet es auf die Kirche." Herzog: „Was ist das für eine Kirche?" — „Es ist die St. Olai-Kirche in Reval, ein altes gotisches Gebäude, das durch seinen Turm erster Größe einigermaßen berühmt ist, vor zehn Jahren jedoch durch den Blitz eingeäschert wurde und nun vom Kaiser, der der Stadt Reval dadurch ein Zeichen seiner Gnade geben will, wieder neu aufgebaut wird." Herzog: „Von wem haben Sie nun eigentlich die Entlassung aus dem russischen Dienst erhalten?" Ich: „Durchlaucht, ich bin nicht in russischen Diensten gewesen, bin aber russischer Untertan und habe eine Reiseunterstützung vom Kaiser genossen, weshalb ich es für meine Pflicht hielt, nicht ohne des Kaisers Einwilligung in fremde Dienste zu gehen. Die Kaiserliche Erlaubnis aber habe ich durch den Gesandten in Dresden erhalten." — „Nun, da können Sie also jetzt bald herkommen?" Ich: „Ich hoffe zu Michaelis." Herzog: „Und wie lange werden Sie jetzt hierbleiben?" Ich: „Mit Ew. Durchlaucht Erlaubnis so lange, bis ich ein Quartier gefunden habe, was mir, fürchte ich, Mühe machen wird." Herzog: „Wünschen Sie Ihre Bestallung jetzt zu empfangen oder wenn Sie ganz herziehen?" Ich: „Wenn Ew. Durchlaucht sie mir jetzt wollten ausfertigen lassen, so würde ich dies mit großem Danke erkennen." Herzog: „Gut, es soll Ihnen ausgefertigt werden." Hier schwiegen wir beide ein Weilchen,

---

[1] Alexander Carl (1805—1863), seit 1834 [letzter] Herzog von Anhalt-Bernburg. Wilhelm und Gerhard v. K. waren im Jahre 1813/4 seine Spielgefährten [Jug.-Er. S. 120 ff.], Gerhard wurde vom Frühjahr 1816 bis Sommer 1818 mit ihm zusammen auf Schloß Ballenstedt erzogen [Jug.-Er. S. 234 f., 267]. Sein Bildnis in den Jug.-Er.

[2] Der Geisteszustand des Erbprinzen veranlaßte den Herzog Alexius, im Jahre 1832 einen aus drei Mitgliedern (die Kammerpräsidenten v. Braun und v. Kersten und der Oberst v. Sonnenberg) bestehenden „Geheimen Conferenzrat" einzusetzen, der im Falle seines Ablebens die Regierung für den Thronfolger führen sollte. Bald nach Alexander Carls Regierungsantritt (1834) wurde die Zahl der Mitglieder des Conferenzrates um zwei (Frhr. v. Salmuth und Gesamtrat v. Krosigk) vermehrt.

ich glaubte, es sei an der Zeit, verbeugte mich und verließ den Herzog, äußerst wohlgemut, daß diese beschwerliche Visite nun hinter mir lag.

Sehr fidel kehrte ich in den Gasthof zurück, zog mich um und besuchte nun Hoffmann[1], in dessen Hause ich wie ein alter Freund empfangen wurde. Hier fand ich auch Baedekers Tochter Julie, die bis Ostern bleiben wird und sich sehr auf Julchen freut. Mit Hoffmann wurde eine Pfeife geraucht und viel über mein neues Verhältnis gesprochen; er machte mir guten Mut und schrieb mir auch die Adressen auf, wo ich jetzt gleich Besuch machen müßte. Seine Frau war äußerst liebenswürdig, ich sollte durchaus jetzt bei ihnen wohnen und mußte wenigstens versprechen, soviel als immer möglich bei ihnen zu sein. Von da ging ich gleich zu Seelhorsts zum Tee, wo ich wiederum überaus freundlich aufgenommen und mir alle Unterstützung mit Rat und Tat angeboten wurde. Sie scheint eine sehr determinierte Frau zu sein, und ich werde mit ihr halten müssen, um hier zu bestehen.

Am Montag begann die greuliche Visitentour und dazwischen das abscheuliche Wohnungsuchen. Zuerst aber ging ich den Weg alter Freundschaft und wurde bei Starkes[2] mit ganz erstaunlicher Herzlichkeit empfangen. Von diesen guten Leuten ging ich zu Salmuth[3], der auch recht herzlich war und mir einen sympathischen Eindruck machte, dann zu Gottschalk[4], den ich sehr gealtert fand, zu Alvenslebens[5] und zum Geh. Kanzleirat Petri. Bei diesem fragte ich auch nach seiner oberen Etage, die er jedoch von Michaelis bis Weihnachten schon an die Gräfin Westarp[6] aus Berlin vermietet hat; er meinte aber, wir könnten uns dann doch vielleicht von Weihnachten ab vertragen. Zu Mittag bei Hoffmanns, mit dem ich nach Tisch in seinem schöngepflegten Garten auf und ab ging; er scheint doch viel weniger Rationalist zu sein, als ich gemeint hatte. Nachmittags langer Besuch bei dem Jagdjunker v. Krosigk[7] und dann bei dem Forstmeister v. Weise[8], ein gesetzter, gereifter Mann, der mir ungemein gefiel. Dann zur Erholung ein großer Spaziergang nach dem Siebersteinteich, der Hubertushöhe, am Buttlargrabe zurück, mit Fritz

---

[1] Friedrich Hoffmann (1796–1874), Hof-, später Oberhofprediger, × mit Agnes Heineke, einer Tochter des Jug.-Er. S. 124 genannten Hofarztes (später in Bernburg).

[2] Die Witwe und Familie des 1830 † Oberhofpredigers Starke [s. oben S. 215].

[3] Ludwig Frhr. v. Salmuth (1791–1863), Geh. Legationsrat, seit 1834 Mitglied des Geheimen Conferenzrates, × I. 1820 mit Emilie v. Seelhorst (1798–1826), II. 1828 mit Eugenie de Villiers (1806–1881), einer Cousine der ersten Frau.

[4] Kaspar Friedrich Gottschalk, Jurist, Vorstand der Herzogl. Hofkammer, auch schriftstellerisch tätig, vgl. Jug.-Er. S. 137.

[5] Kammerherr Ferdinand v. Alvensleben (1782–1862), × 1809 mit Friederike v. Stedern, verw. v. Krosigk, (1785–1847).

[6] Die Grafen von Westarp sind die Nachkommen des Prinzen Franz Joseph (1769–1807) von Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg aus dessen nicht ebenbürtiger Ehe (1790) mit Karoline Westarp, späteren Gräfin v. W.

[7] Anton v. Krosigk (1807–1844), × 1832 mit Agnes v. Alvensleben (1811–1894).

[8] Günther v. Weise (1797–1867), später Oberforstmeister, × 1823 mit Wilhelmine v. Kutzleben (1799–1874).

Starke[1], der sich jetzt hier zum Examen vorbereitet. Der herrliche Wald wird mir hier viel Freude schenken.

Am Dienstag ließ ich mich bei der Frau v. Hoym[2] melden durch den Lakai Rose, der früher Lakai bei der Herzogin gewesen war und sich meiner und Gerhards noch sehr wohl erinnerte. Die Frau v. Hoym hatte ein sehr freundliches und doch sehr würdiges Benehmen; sie erinnerte sich Julchens sehr lebhaft und sprach große Freude aus, sie wiederzusehen. Dann Besuch bei dem Schloßhauptmann von Siegsfeld[3], den ich aber nicht zu Hause fand, sondern nur seine höchst liebenswürdige und immer noch hübsche Frau, die mir mit vieler Teilnahme herzliche Grüße an Mutter auftrug. Dann zu Hofrat Curtze[4]. Nach Tisch mit Hoffmann zum Dr. Hoffmann[5], mit dem wir einen Spaziergang auf den Ziegenberg machten. Nachmittag und abends bei Starkes.

Am Mittwoch quälte mich schon beim Erwachen der Gedanke, noch immer kein Logis zu haben. Ich war den ganzen Tag auf der Suche und entging auf diese Weise den vielen Gegenbesuchen, von denen mich nur Siegsfeld noch erwischte. Aber es ist keine passende Wohnung zu finden, ich muß so abreisen und werde zuerst mit Kind und Kegel im Gasthof Wohnung nehmen müssen.

Donnerstag, den 5. Sept., kam ich um fünf Uhr in Bernburg an. Visite bei dem Kammerherrn v. Lasperg[6], der mich zum Prinzen führte. Das Wiedersehen war mir ergreifend. Sein Geist scheint nicht mehr entwickelt zu sein, als vor sechzehn Jahren, da wir beide noch Kinder waren. Er unterhielt sich aber sehr angelegentlich mit mir und sprach viel und mit augenscheinlicher Liebe von Gerhard; das wären doch schöne Zeiten gewesen, so ungeniert und so lustig. Der arme Prinz! Als ich nach der „Kugel" zurückkam, fand ich Riekchen Lutze vor, die sich unbändig über mich freute und den ganzen Abend in Bethgens Privatzimmern mit mir zusammenblieb.

Freitag in aller Frühe zu Clauß, dessen Anregung ich das ganze

[1] Friedrich Starke (1809–1886), Sohn des Oberhofpredigers, seit 1835 Prediger, später Oberprediger und Konsistorialrat in Bernburg.

[2] Morganatische Gemahlin (seit 1818) des Herzogs, geb. Erneſtine Freiin v. Sonnenberg (1789–1845).

[3] Karl v. Siegsfeld (1780–1861), später Oberhofmarschall, × mit Charlotte Behmer (1792–1869).

[4] Hofrat Georg Ludwig Curtze (1781–1846), aus Pyrmont, 1810 Brunnenarzt des im gleichen Jahre vom Herzog Alexius eröffneten Alexisbades, für dessen Entwicklung C. entscheidend gewirkt hat, seit 1823 zugleich Herzogl. Leibarzt in Ballenstedt.

[5] Medizinalrat Dr. Friedr. Hoffmann (1809–1897), später Leibarzt des Herzogs Alexander Carl.

[6] Friedrich Frhr. v. Lasperg († 1843), Gouverneur, dann Kammerherr des Erbprinzen und (seit 1834) Herzogs Alexander Carl, × I. 1829 mit Dorothea Freiin v. Rodde (1796–1834), einer Tochter von Dorothea v. Schlözer [vgl. Lebensbild, hrsg. von L. v. Schlözer, Stuttgart 1823], die 1787 sechzehnjährig in Göttingen als Dr. phil. promoviert wurde; in II. Ehe × 1837 mit der Prinzessin Marie von Holstein-Glücksburg (1810–1870), der älteren Schwester der Herzogin Friedrike von Bernburg.

Ballenstedt verdanke, dann Besuch bei dem alten Professor Herzog [vgl. Jug.-Er. S. 251], der sich erstaunlich über seinen alten Schüler freute, und bei Kantor Lutzes; zu Mittag bei Meister, wir stimmten in unseren religiösen und politischen Ansichten sehr überein. Clauß begleitete mich zum Posthaus, wo wir noch eine Flasche Wein ausstachen auf gute Kameradschaft des Hofcapellmeisters und Hofmalers. Um sechs Uhr abgefahren, Sonnabend früh um vier in Leipzig, um acht weiter, nachmittag halb fünf auf der Post in Dresden. Ich ging schnell zu Mutter und berichtete ihr von meinen Abenteuern. Abends um neun Uhr langte ich in Hermsdorf an, fand Dora bei Julchen, die niedlichen Kinder schliefen schon. Nun wurde gleich nach langer Zeit wieder eine lange Pfeife gestopft und noch lange erzählt mit vieler Lust.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, Sonntag, den 8. Sept. 1833. Was war das schön im eigenen Bett! Ich habe diese Nacht geschlafen wie ein Stein. Als ich erwachte und im Nebenzimmer Berthas Stimme hörte, rief ich sie — da kam sie gleich hereingeschossen in der Nachtkappe, ganz erstaunt, daß sie noch einen Vater hat. Die armen Kinder! Seit vor nun vier Wochen der Atti kam, haben sie nichts mehr von ihrem Vater gehabt, und der Vater hat — nichts gearbeitet. Nun heißt's die Kraft zusammennehmen, denn ich habe hier noch viel fertig zu malen. Dann kommt der Schrecken des Umzugs. Mutter sagte mir gestern, daß Scheibels, die in unser Quartier ziehen, Dresden schon am 8. October verlassen müssen. Dadurch sind wir unangenehm gedrängt. Über Lieschens Porträt haben sich Scheibels unbändig gefreut, ich habe es ihnen geschenkt. Julchen hat zu Berthas Entzücken Mutters treue Emilie für Ballenstedt angenommen.

20. Sept. Heute letzte Hand gelegt an die Figur des Christus im großen Bilde. Sallys, Doras und Paulinchens [v. Heynitz] Porträts sind auch fertig retouchiert. Ich ernte so viel Lob für das große Bild — ach, sähe ich's doch auch so schön! Gestern lobte es wieder der alte Zezschwitz über die Maßen. Er ist mit Sally und dem kleinen Gerhard[1] seit ein paar Tagen drüben im Schloß. Ich freue mich immer, wenn ich den Alten sehe. Als ich heute von einem kurzen Besuch bei Blüher nach Hause kam, saß er in unserer Stube, sein Halstuch bis an die Oberlippe gebunden, wie eine dicke Kröte auf dem Stuhle mitten unter den Kindern.

27. Sept. Seit ein paar Tagen schreibe ich mit großem Interesse an einem Roman, den ich „Der Mystiker" nennen werde.

30. Sept. Vorgestern überraschte uns mein alter Alfred[2] mit seiner Frau, die ich sehr angenehm fand; doch hat sie so das Leipziger bewegliche

[1] Gerhard v. Zezschwitz (1825–1886), der spätere Erlanger Prof. der Theologie, aus Karl v. Z.' dritter Ehe mit Fried. v. Polenz († 1833). [Vgl. Leb.-Er. S. 144.]

[2] Der Kindheitsgespiele Alfred Volkmann (1801–1877), damals Privatdozent für Physiologie in Leipzig, × 1828 mit Adele Härtel († 1884). Vgl. Jug.-Er. S. 30 und Leb.-Er. S. 200 u. 335.

Weſen, welches ich nicht recht mag. Wir tranken nach dem Eſſen Tee im Orangengärtchen und gingen dann ſpazieren über das Wehr. Nachdem ſie noch unſere ſchönen Weintrauben gekoſtet, fuhren ſie gegen ſieben wieder nach Dresden und ich, um Fechner [ſeit 18. April 1833 mit Clara Volkmann verheiratet] kennen zu lernen, mit, bei herrlichem Vollmond. Um Mutter ſo ſpät nicht noch zu beunruhigen, ſtieg ich mit Volkmanns in „Stadt Frankfurt" ab. Am anderen Morgen ging ich mit Alfred zu Grimmer[1], bei dem Fechner wohnte. Grimmer und Fechner waren im Schlafrock und ſahen höchſt intereſſant aus — Grimmer ſehr geiſtig, ein feines, hübſches Geſicht, Fechner wie ein Zauberer mit wunderlich langen Locken und ſehr freundlichem, lächerlichem Geſicht, ein Gemiſch von Greis und Kind. Aber die Unterhaltung mit ihm feſſelte mich ſehr. Wir zogen alle zuſammen zu Fintlaters und verbrachten dort einen ſchönen und anregenden Mittag und Nachmittag, gegen Abend fuhren wir auf der Gondel wieder herein.

4. Oct. Der Schrecken iſt losgegangen. Der Tiſchler emballiert die Möbel, Julchen packt Schränke und Kommoden voll, und ich füllte zwei große Kiſten mit Büchern und Kupfern. Zu Mittag erſchien ganz unerwartet Mutter noch einmal, um von Hermsdorf und Lauſa Abſchied zu nehmen. Wir aßen in der Kinderſtube faſt ohne Geſchirr. Um vier fuhr Mutterchen wieder fort und nahm die Kinder mit. Als es dunkel wurde, überlegten Julchen und ich eben, ob wir noch nach Lauſa gehen ſollten, da kam Roller und blieb den ganzen Abend bei uns. Wir ſaßen in der Leuteſtube unter Koffern und Unordnung, aber es war der hübſcheſte Abend, den ich noch mit Roller gehabt hatte, ſo herzlich und lieb war der gute Alte.

Sonntag, den 6. Oct. Zum letzten Gottesdienſt in der Kirche zu Lauſa! Nachmittags ſaßen wir mit Heynitzens am Portal des Schloſſes und ſahen, wie die Leute ſich verſammelten zur Auktion unſerer Überreſte, und wie dann eins nach dem andern von unſeren alten lieben Möbeln aus dem Choleraturm herausgetragen wurde. Heynitz ging einmal hinüber und als er zurückkam, trug er mein liebes Drehſtühlchen, ſetzte ſich darauf und ſagte ganz erfreut: „Das habe ich mir zum Andenken erſtanden." Abends begleitete mich Heynitz nach Lauſa, ich brachte Rollers Schweſtern zum Andenken meine Skizze zum Altarbilde. Wir gingen dann unter herzlichen Geſprächen durch die dunkle Nacht zurück, zum letztenmal den altvertrauten Weg von Lauſa nach Hermsdorf, und hier im Schloßhofe nahmen wir Abſchied mit einem herzhaften Kuſſe.

Montag, den 7. Oct. 1833. Um ſechs Uhr rollten wir ſchweren Herzens zum Hermsdorfer Schloßtor hinaus. Seit Mittag ſtanden Scheibels bepackte Wagen ſchon da und warteten auf unſeren Abzug.

Sonntag, den 13. Oct. 1833. Nach einer Woche der greulichſten Unruhe, endloſen Beſorgungen, dem Verſchiffen unſerer Packerei, unzähligen Abſchiedsbeſuchen ſind wir heute morgen acht Uhr mit dem ſchönen Wagen des Lohnkutſchers Münzlof, für den ich 27 Thaler bis Ballenſtedt zahle,

[1] Chriſt. Friedr. Grimmer (1798–1850), Komponiſt der „Deutſchen Lieder und Balladen" (1832) und „Romanzen und Balladen im Volkston".

von Dresden abgefahren. Die letzte Umarmung mit Mutter war herzzerreißend; so oft ich mich bisher von ihr trennte, war es doch immer nur für eine bestimmte Zeit. Hoffentlich zieht sie uns bald nach. Bertha weinte bitterlich, Anna war sehr vergnügt, weil sie nur an das schöne Im-Wagen-Fahren dachte. Um sieben sind wir hier in Oschatz angekommen und im „Löwen" gut aufgehoben. Gerhards Windeln trocknen am Ofen.

14. Oct. Um halb acht weitergefahren. Die Kinder langweilten sich etwas und interessierten sich unterwegs bloß für die Windmühlen, die ihnen neu waren. In Borsdorf wurde ein Sandkuchen unter sie verteilt. Um sieben Uhr am Tore zu Leipzig, wo Alfred seine Adresse für uns abgegeben hatte und einer von den Zöllnern sich auf den Bock setzte, um uns bis an das Härtelsche Grundstück zu begleiten. Freundliche Aufnahme von Volkmanns, Clärchen war da, Fechner und Härtel kamen auch bald. Härtel[1] gefällt mir gut, er erinnert mich an Maydell. Großes Souper.

15. Oct. Härtel kam schon um acht und zeigte mir das neue Haus von innen und außen; ich freute mich sehr an diesem Bau und auch an Peschels Fresken, die namentlich in der Malerei recht gut geworden sind. Weiter führte mich Härtel in sein Pianoforte-Magazin, wo treffliche Instrumente gebaut werden, dann in seine Wohnung, wo ich herrliche Zeichnungen von Genelli und andere gute Sachen sah. Schließlich besuchten wir den Landschafter Preller, der im Härtelschen Hause malt und dessen Odysseelandschaften auf der Wand mir sehr gefielen. Dann große Mittagstafel, zu der sich auch die alten Dr. Volkmanns und Julius, der meinetwegen von Chemnitz gekommen war, einstellten. Am Abend sang Adele Volkmann mit hübscher Stimme einige Liederchen von Grimmer.

Mittwoch, den 16. Oct., von Leipzig weg, in Schkeuditz gelinde visitiert (einen neuen Teekessel mit zehn Silbergroschen verzollt). Der kleine Gerhard schrie heute entsetzlich viel. Zu Nacht auf „dem Sattel" vor Cönnern. Donnerstag bei Alsleben über die Saale; Alsleben liegt hübsch. Zu Mittag in Aschersleben im „Löwen". Um sieben Uhr abends lag Ballenstedt vor uns. Die Allee hinauf nimmt kein Ende, ich ging zu Fuß voraus, um in der Dunkelheit dem Kutscher den Weg zu zeigen. Im „Großen Gasthof" hat Nitschke zwar geheizt, doch schreckliche Mauerluft und Kälte. Nun sind wir da, und unser treuer Gott möge sich unser in Gnade annehmen. Amen!

[1] Dr. jur. Hermann Härtel (1803–1875), Chef des Verlags Breitkopf & Härtel, Schwager Carl v. Hases und dessen Gefährte auf seiner ersten Reise nach Italien, Schöpfer des „Römischen Hauses" am Petersteinweg, das 1904 dem Durchbruch der Härtelstraße zum Opfer fiel. Der Bau wurde von Frühjahr 1832 bis Herbst 1833 nach den Plänen des Dresdener Architekten Woldemar Hermann in italienischer Hochrenaissance ausgeführt. Peschel hat die Fresken in der Loggia gemalt. Die Prellerschen Odysseebilder befinden sich jetzt in der Halle der Leipziger Universitätsbibliothek. Vgl. Julius Vogel: Das Römische Haus in Leipzig. Ein Beitrag zur Kunstgesch. des 19. Jahrh. (Leipzig 1903).

* * *

W. v. K.s „Verzeichnis verkaufter Bilder"

Das Verzeichnis seiner verkauften (also nicht auch der verschenkten oder im eigenen Besitz gebliebenen) Bilder, das W. v. K. von 1831 bis Anfang 1846 in ein kleines Heft eingetragen hat, ist nicht nur biographisch und wirtschaftlich von Interesse, sondern vor allem auch für die Feststellung seines Werkes als Künstler wichtig, die dadurch erschwert ist, daß W. v. K. (ebenso wie sein Vater) seine Arbeiten nur in seltenen Fällen signiert hat. Die Veröffentlichung dieser Liste läßt erwarten, daß nun noch eine weitere Anzahl von in Privatbesitz befindlichen Bildern als Arbeiten W. v. K.s festzustellen sein werden.

1831

Brustbild von Pauline Pönitz. Wasserfarben	12	Thaler
Brustbild Pauline Hübel. lebensgr. Oel	40	„
Erneſtine v. Heynitz. Halb. Fig. lebensgr. Oel	50	„
7 radierte Blätter für Baedeker zur Gesch. des Reichs Gottes	210	„
Portrait von Sally Zezschwitz. Halb. Fig. kl. Oel	12	„
Copie in Kreide nach Krüger, Fürst Biron	12	„
Louise Segnitz. Brustbild. gr. Oel	20	„
Sa.	356	Thaler

1832

7 radierte Blätter zur Geschichte des Reichs Gottes, 2ter Teil.	210	Thaler
8 radierte Blätter in die v. Kampschen Kinderbücher, Baedeker	56	„
Herodias mit dem Haupte Johannis. kl. Oel	6	„
Brustbild von Benno Zezschwitz. kl. Oel	12	„
Brustbild von Mutter Heynitz	13	„
Ein radiertes Titelblatt für Baedeker	7	„
Zeichnung von Frl. Rabe in Dresden für Frau v. Grünwaldt	6	„
Sa.	310	Thaler

1833

Madame Verbeck aus Montmirail. Copie. kl.	15	Thaler
Brustbild von August Heynitz. kl. Oel	13	„
Brustbild von Sally Zezschwitz. kl. Oel	20	„
Obristlieutenant v. Kirchbach. Brustbild. kl.	16	„
Hofrat v. Zezschwitz. Brustbild. kl.	10	„
Kreidezeichnung von Erneſtine Heynitz	10	„
Brustbild von Heynitz mit Hand. lebensgroß	20	„
Brustbild Baronin Rechenberg. kl.	13	„
Altarbild in die Olaikirche für den Kaiser	1800	„
Sa.	1917	Thaler

1834

Fürst Schaumburg. Copie. kl.	20	Thaler
Hofmarschall v. Seelhorst. Brustbild. groß	33	„

Hofmarschallin v. Seelhorst. Brustbild. groß	33	Thaler
Baedeker. Zeichnung. kl.	12	„
Fritz [Krummacher], Zeichnung für Bädeker	9	„
Bilder zur Geschichte des Reichs Gottes, 3tes Heft	210	„
Frau v. Heynitz auf Weicha. kl. Oel	12	„
Elisa Durchgang durch den Jordan. Zeichnung	15	„
Sa.	344	Thaler

1835

Copie nach Kehrer. Jude. Brustbild. lebensgroß	24	Thaler
Copie nach Kehrer, darstellend den alten Reich	5	„
Fräulein v. Knorr, nach Mügge	30	„
Fräulein v. Krohn. kl. Brustbild	15	„
Herzogin mit zwei Händen lebensgroß. Halb. Fig.	100	„
Bilderrestauration auf dem Schlosse	7	„
Brustbild des Herzogs	33	„
Fräulein v. Seelhorst für Prinzeß Friedrich	33	„
Prinzeß Marie von Holstein. Halb. Fig. klein	33	„
Copie der Herzogin. kl.	25	„
Kreidezeichnung der Herzogin	15	„
Brustbild der Frau v. Asseburg. lebensgroß	30	„
Sa.	350	Thaler

1836

Brustbild Frau v. Asseburg. lebensgroß	30	Thaler
dito	30	„
Brustbild der Prinzeß Marie in Kreide	15	„
Brustbild der Madame Weise in Kreide	12	„
Brustbild des Buchhändler Weise in Kreide	12	„
Apotheker Ravenstein. kl. Kreidezeichnung	12	„
Bilderrestauration auf dem Schlosse	70	„
Kreidezeichnung von Fräulein v. Bahrendorf	12	„
Laspergsche Kindergruppe. lebensgroß	100	„
Sa.	293	Thaler

1837

Frl. v. Lasperg. kl. Kreidezeichnung	12	Thaler
Brustbild Anton v. Krosigk. lebensgroß	33	„
5 Portraits in Kreide für die Herzogin	60	„
Christus am Oelberg für Basse. Sepia	15	„
Kreidezeichnung Frl. v. Krohn	12	„
Kreidezeichnung Lasperg	12	„
Sa.	144	Thaler

1838

Christus mit Händen. Halb. Fig. lebensgroß, in Oel, freie Copie nach einem alten Bilde	102	Thaler

Salinendirektor Hardenberg. nach Graff	35	Thaler
Landcomtur v. Hardenberg mit Hand. Copie	35	„
Madame Achelis in Bremen. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Auguſte Kranz. Bruſtbild. Oel. kl.	20	„
Frau v. Hoym. Kreidezeichnung. kl.	15	„
Reſtauration von 20 Oelbildern im Schloß	30	„
Reſtauration von 76 Oelbildern in Hoym	72	„
Reſtauration des Graffſchen Bildes von Hardenberg	5	„
Sa.	347	Thaler

1839/40/41

Bilder zum Reiche Gottes. 4tes Heft	210	Thaler
Gideon. Hiſtoriſches Bild. Halb lebensgroß für Herrn Senator Fritze in Bremen	200	„
Madame Grünhagen. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Reſtauration eines älteren Portraits. Herr Kranz	5	„
Copie nach dem Bilde des alten Kranz. kl.	25	„
Bild nach der Leiche des kleinen Braun in Winningen. Ganze Geſtalt im Walde. kl. Oel	30	„
Kleines Portrait von Herrn Bennighauß	25	„
Kleines Portrait. Conzertmeiſter Clauß	25	„
Landrat v. Kroſigk. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Frau Landrätin v. Kroſigk. Bruſtbild	33	„
Frl. v. Kroſigk. kl.	25	„
Herr v. Veltheim. kl.	25	„
Manuſkript Drei Vorleſungen über Kunſt	50	„
Reſtauration der beiden Bilder des ſel. Vaters, die Heimſuchung und Gegenſtück	20	„
Vaters [Krummacher] Portrait, kl. Sepia. vor die Parabeln	15	„
Sa.	754	Thaler

1842

Madonna für Herrn v. Meyer, Osnabrück	300	Thaler
Fräulein Engels	33	„
Herr v. Brandenſtein. kl. Bruſtbild. Oel	33	„
Frau v. Brandenſtein. kl. Bruſtbild. Oel	33	„
Ein Frl. v. Hamm. kl. Oel	33	„
Herr v. Untzer. kl. Oel	33	„
Frau v. Untzer. kl. Oel	33	„
Frau v. Druffel	33	„
Conſiſtorialrätin Natorp	33	„
Frau Regierungsrätin Sethe. groß	55	„
Conſiſtorialrat Natorp. groß. mit Hand	60	„
Der kleine Untzer. Halb. Fig. lebensgroß	60	„
Sa.	739	Thaler

1843

Frl. Bennighauß. Halb. Fig. kl.	50	Thaler
Copie davon als Bruſtbild. kl.	25	„
Herr v. Lasperg. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Der kleine Fritz Rabe in Hoym. lebensgroß. ganz Fig.	50	„
Nochmalige Copie des Bildes vom alten Kranz. kl.	20	„
Ziegler. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Madame Schulze aus Venedig	25	„
Frau v. Kroſigk. lebensgroß. Oel. Bruſtbild	33	„
Prinz Julius von Holſtein. kl. Bruſtbild	25	„
Sa.	294	Thaler

1844/45

Copie nach Lasperg in Oel; und dito in Kreide	48	Thaler
2 kleine Copien für Rabe in Ermsleben	50	„
Dieſe beiden Copien noch einmal	50	„
Medizinalrätin Ziegler. Bruſtbild. lebensgroß	33	„
Conſiſtorialrat Möller in Münſter. Halbe Fig. lebensgr. Oel	110	„
5 Portraitzeichnungen für Prinzeß Friedrich	65	„
Der kleine Fritz Rabe. Halbe Figur im Kleinen. Oel	25	„
Bilderreſtauration für den jungen Alvensleben. 3 Stück	40	„
Copie von Anton Kroſigk	33	„
Portrait der ſel. Oberhofpred. Starke nach Kehrer in Kreide	12	„
Bruſtbild der Prinzeß Marie. lebensgroß	33	„
Bruſtbild Oberamtmann Rabe in Ermsleben	33	„
Der Sohn des Obigen. Halb. Figur. klein	25	„
2 Zeichnungen für Seelhorſts	15	„
Bruſtbild vom ſel. Herrn v. Bernſtorff	40	„
Die junge Frau Bennighauß. Ganze Figur mit Landſchaft	110	„
Fräulein Seliger aus Ermsleben. klein	15	„
Frau v. Rabenau, geb. Steinkopf. Bruſtbild. klein. Oel	25	„
Hüttenmeiſter Bennighauß. Bruſtbild. groß. Oel	30	„
Frau Hüttenmeiſter Bennighauß. Bruſtbild. groß. Oel	30	„
Die Herzogin, halbe Fig. lebensgroß. Oel	100	„
Frau Hüttenmeiſter Bennighauß. Copie. kl. Oel	20	„
Herr Hüttenmeiſter Bennighauß. dito	20	„
Chriſtus und die Samariterin, ganze Figuren. Halb Lebensgröße. Oel. an den Konſul Achelis in Bremen	200	„
Sa.	1162	Thaler

1846

Frau Amtsrätin Rabe aus Hoym. klein. Oel	28	Thaler
Frau v. Lavière aus Magdeburg. kl. Oel		
Carl Lavière. Ganze Figur mit Landſchaft. klein. Oel		
Frau Oberamtmann Rabe. Groß. Bruſtbild. Oel		

* *

VIII

Die ersten Jahre in Ballenstedt

Herbst 1833 bis Ende 1835

Dieser Abschnitt umfaßt die Zeit des ersten Sicheinlebens in Ballenstedt. Das Ausschlaggebende dabei ist die Entwicklung des Verhältnisses W. v. K.s zum Herzoglichen Hofe.

Zur Übersicht mag die Anführung der äußeren Hauptdaten dienen:

17. Okt. 1833. Ankunft im Großen Gasthof zu Ballenstedt.
12. Dez. 1833. Einzug in die eigene Wohnung im Simonschen Hause.
24. März 1834. Tod des Herzogs Alexius.
5. Mai bis 5. August 1834. Julchen mit den Kindern in Bremen.
27. Mai bis 7. Aug. 1834. W. v. K. in Dresden; das Altarbild geht von Hermsdorf nach Reval ab.
13. Nov. 1834. Einzug des jungen Herzogpaares in Ballenstedt.
16. bis 25. Dez. 1834 } W. v. K. porträtiert in Bernburg Herzogin
12. Jan. bis 7. Febr. 1835 } Friedrike und Herzog Alexander Carl.
11. April bis 7. Juli 1835. Julchen bei W. v. K.s Mutter in Dresden.
9. Mai 1835. Geburt des Sohnes Adolph.
25. Juni 1835. Umzug in das Machzumsche Haus.

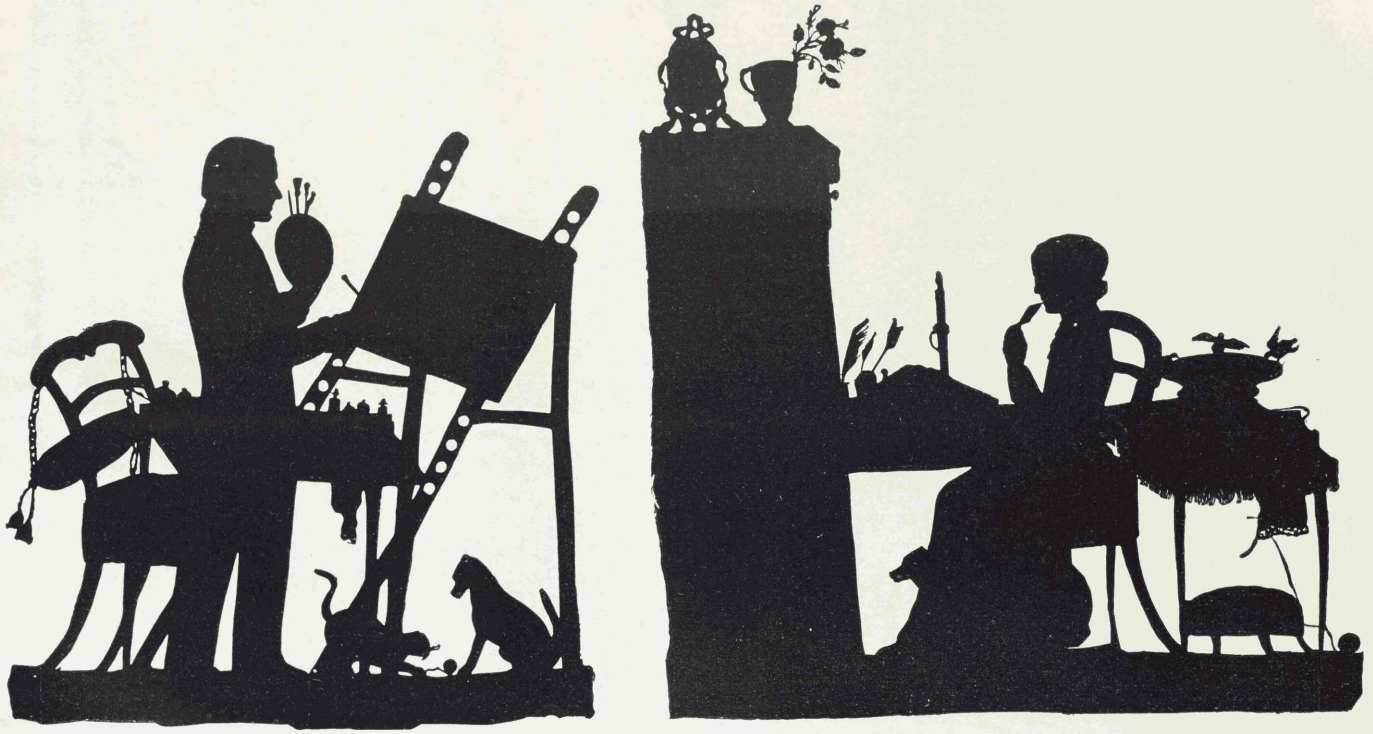
Es ist bezeichnend für W. v. K.s Empfindsamkeit, daß er während dieser ersten zwei Jahre in Ballenstedt, wo er sich auf Schritt und Tritt an den Bruder Gerhard erinnert fühlte, doch nur zweimal sich hat überwinden können, an diesen zu schreiben; da er in seinem Tagebuch jeden Brief, den er empfängt oder schreibt, verzeichnet hat, läßt sich sein Briefwechsel genau kontrollieren. Daß der erste dieser Briefe nicht erhalten ist, erscheint um so bedauerlicher, als der andere (vom September 1835) mit seiner Frische und Kraft bereits ganz auf der Höhe der besten Briefe der „Leb.-Er." steht. Bemerkenswert erscheint, daß in diesem Briefe die Wendung von der dogmatischen und gefühlsmäßigen Auffassung der christlichen Religion zu der ethischen, die W. v. K.s späteren Standpunkt charakterisiert, zum ersten Male deutlich zum Ausdruck kommt.



Großer Gasthof | Marstall | Jagdschloß Röhrkopf | Theater | Schloß | Parkeingang | v. Seelhorstsches Haus

Schloß Ballenstedt vom oberen Ausgang der Allee

Nach einer farbigen Lithographie von C. Harding



Wilhelm und Julchen

Scherenschnitte von unbekannter Hand

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 31. Oct. 1833. Deinen freundlichen, tröstlichen Brief würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht veritables Heimweh gehabt hätte, sodaß ich absichtlich alles mied, was mich an das erinnern konnte, was wir nicht mehr haben. Es ist schwer, in eine so ganz fremde Umgebung zu kommen, und das Einzige, was mir hier nicht fremd ist, die lebhaften Erinnerungen an Gerhard, sind mir gerade besonders schmerzhaft. Es wird wohl noch eine geraume Zeit hingehen, bis wir hier, so wie in Hermsdorf, in ruhigem Gleichmut leben können.

Der alte Herzog ist nun wieder hier, ich habe ihn aber noch nicht zu sehen bekommen. Die Frau v. Hoym, der wir vor ein paar Tagen unsere Aufwartung machen wollten, ohne sie zu Haus zu finden, kam gestern sehr freundlich zu uns und trat gerade in dem Augenblick ein, als Annas Töpfchen hinausgetragen wurde. Dieses Wohnen im Gasthof trägt auch dazu bei, daß es uns noch so öde zu Mute ist. Gestern hatten wir freilich den Vorteil davon, daß wir nicht einmal eine Treppe zu steigen brauchten zu dem glänzenden Balle, den der Herzog am Geburtstage der Prinzessin[1] im Großen Gasthofe, wo ein herrlicher Saal ist, veranstaltet hatte. Aus Rücksicht auf die Veranlassung des Festes hielt ich es für unerläßlich, daß wir Teil nahmen. Es waren an 130 Personen da, das arme Julchen mußte unter all den hell schimmernden Farben wie ein Rabe in ihrem schwarzen Kleide dasitzen. Wir trafen auf diesem Balle mit Krosigks[2] von Rathmannsdorf zusammen, die gestern hier waren, um sich dem Herzog zu präsentieren. Das ist die einzige gläubige Familie, von der wir hier wissen, und es war höchst merkwürdig, daß wir uns gerade auf des Teufels Boden zuerst begegnen mußten; sie waren aber auch nur aus Rücksichten da und tanzten auch nicht. Wie wir hier zum Hofe stehen werden, wissen wir noch nicht. In der Kirche ist mir ein Platz unter den Cavalieren angewiesen worden, und Hoffmann meint, der Herzog würde mich wohl bald zum Hofe ziehen. Mir wäre es am liebsten, ich hätte gar nichts mit dem Hof zu tun, für den ich nicht passe.

Ich habe nun auch zu malen angefangen. Den ersten Auftrag in Ballenstedt hat mir der gute Seelhorst gegeben. Ich kopiere jetzt das Porträt seines Großvaters, einen General im Küraß, dann soll ich auch ihn selbst und seine Frau porträtieren. Das Arbeiten tut mir gut, es bringt mich auf andere Gedanken, aber es ist nicht leicht bei dem ewigen Kindergegakel in den Zimmern. Der kleine Gerhard ist entsetzlich lebendig, schreit mörderlich, schläft fast nie, sondern ist immer auf dem Zeuge und hat so feste Beine, daß er, wenn er Balance halten könnte, schon für

[1] Prinzessin Friedrich von Preußen (30. Okt. 1799–1882), geb. Prinzessin Louise von Anhalt-Bernburg, Tochter des Herzogs Alexius, seit 1817 vermählt mit einem Bruderssohn des Königs Friedrich Wilhelm III.

[2] Gebhard Anton v. Krosigk (1754–1840), Herr auf Hohenerxleben und Rathmannsdorf, Anhaltischer Gesamtrat. Der „Gesamtrats"-Titel, d. h. vertrauter Rat aller drei Fürsten, erklärt sich daraus, daß die drei Einzelstaaten damals gemeinsame Landstände hatten.

Augenblicke würde stehen können. Seelhorsts haben mir schon wiederholt ein Malzimmer mit dem schönsten Licht bei sich angeboten, aber ich mag das nicht annehmen, da ich Julchen jetzt um keinen Preis allein lassen möchte.

Den 2. Nov. Schon wieder ein Brief von Dresden – Du liebe Mutter! Daß Du Dich so frisch und stark fühlst, ist ein rechtes Wunder Gottes und für uns eine große Beruhigung.

Du nennst, liebe Mutter, meinen Glauben „Fatalismus" oder doch wenigstens den Anfang dazu und meinst, ich hätte wohl Gott nicht befragt in dieser Sache. Dem ist nicht so. Gerade als einen Fingerzeig Gottes nahm ich damals Clauß' Brief, als die Sorge schwer auf mir lag, wovon ich die teure Miete in Dresden bezahlen solle, da ich in Hermsdorf immer nur gerade ausgekommen war. Nun zeigte mir Gott freie Miete und noch mehr dazu in Ballenstedt. Da hielt ich es für meine Pflicht, um diese Stelle anzuhalten. Und habe ich nicht Dich, deren Zuversicht oder Bedenken gegen eine Sache immer ein rechtes Omen gewesen sind, zuvor befragt? Mit dem festen Entschlusse, ohne Deine volle Zustimmung keinen Schritt zu tun, der Dich ebenso nahe anging wie mich, kam ich gleich am 26. April zu Dir. Da steht nun in meinem Tagebuche: „Mutter war aufs äußerste erfreut und riet mir sehr dazu." Du sagtest noch, Du fändest diese Stelle wie für mich geschaffen und daß Dir dies ein für mich passendes bescheidenes Glück scheine. Ich schreibe Dir dies alles, liebe Mutter, damit Du siehst, daß ich nach dieser Stelle nicht wie nach einer Bratwurst gelaufen bin, sondern daß ich meine Schritte getan habe nach reiflicher Überlegung und nach Bekämpfung meines faulen Fleisches, das stets gezittert hat vor der großen Gêne, die es hier erwartete. Nun es so gekommen ist, wie es ist, so bin ich auch fest entschlossen, keine unnütze Reue aufkommen zu lassen, sondern mich in die als Gottes Wege erkannten Schickungen zu fügen, so gut es immer gehen will.

Wir haben nun endlich eine Miete gefunden, die in vierzehn Tagen leer werden wird, bei einem Juden Simon. Das Haus liegt im oberen Drittel der Allee [jetzt Allee Nr. 30], etwa drei Häuser über Starkes, gerade der „Stadt Bernburg" gegenüber. Wenn Du nun bei Petris mieten würdest, so wären wir nicht so weit von einander als Euer Dresdener Haus vom Johannisbad. Unser neues Quartier besteht aus drei neben einander liegenden geräumigen Zimmern, drei Kammern, Küche und Zubehör und soll 80 Thaler kosten; ich habe Nordlicht zum Malen und eine Schlafkammer nach Süden. Wenn nun die „Rose" zu uns kommen würde, wäre uns das sehr lieb. Doch wollen wir ihr Gewissen nicht beschweren, sage ihr also, daß hier im ganzen Lande die Union eingeführt ist. Will sie trotzdem zu uns kommen, so schicke ich gleich das Reisegeld.

*

W. v. K. an Ernst v. Heynitz

Ballenstedt, den 10. Nov. 1833. Durch die fortwährende Unruhe, mancherlei ermüdende Neckereien des Schicksals, das nie abreißende

Kindergeschrei und durch die Trauer und Verzagtheit auf dem fremden Boden war ich so niedergedrückt, daß ich Dir, mein lieber Freund und Wohltäter, bisher noch keine Nachricht von uns geben konnte. Eben jetzt, da die liebe Sonne die schöne Gegend kräftig verklärt und mir bis ins innerste Mark scheint, fühle ich mich stark genug, es zu wagen und Dir von meiner mißlichen Lage etwas vorzuklagen.

Daß wir hier angekommen sind, versteht sich von selbst – ist aber bis jetzt auch so ziemlich der einzige günstige Erfolg der ganzen Unternehmung gewesen. Nachdem fürs erste eine Unzahl der lästigen Besuche gemacht waren, machten uns die Leute desgleichen mit vieler Verbindlichkeit, und meine Frau mußte immer Eau de Cologne an den Ofen spritzen, um den Windelgeruch zu bannen; kosten uns die Gegenbesuche netto sechzehn Groschen Ruchwasser und viel affektierte Freundlichkeit. Nun, dachten wir, würden Einladungen folgen, um die Bekanntschaft etwas zu schmieren. Aber weit gefehlt – kein Mensch hat uns bisher eingeladen, bis auf den Hofmarschall Seelhorst mit seiner Frau, die es in Wahrheit seelengut mit uns zu meinen scheinen. Der Herzog läßt nichts von sich hören und ist für mich wie tot. Um mich nun wenigstens mit der männlichen Hälfte bekannt zu machen, bin ich dem Club beigetreten, der sich wöchentlich zweimal im Großen Gasthofe versammelt und wo sich vom Hofmarschall bis zum Jagdjunker Krosigk und den Lieutenants Trützschler [vgl. Leb.-Er. S. 140] und Gutschmid[1] regelmäßig das ganze Hofgesindel einfindet, um dessen Freundschaft ich jetzt buhle. Da sitzen nun die Gäuche und spielen Karten, und ich schwebe mit meiner Pfeife auf und ab oder liege in der Sophaecke und reiße schlechte Witze abwechselnd mit faden Bemerkungen, wenn es nicht diesem oder jenem Unkenner einfällt, sich ein bißchen mit mir über Kunst zu unterhalten.

Mit meinem Quartier habe ich tausend Not gehabt und mich nun endlich miserabiliter bei einem Juden eingemietet. Wir werden wohl tüchtig frieren müssen, da die Wände unbedeutend dicker sind als Deiner lieben Frau Schuhsohlen und nur durch die Tapeten zusammengehalten werden; der Jagdjunker hat mich schon mit zwanzig Klafter Buchenholz versorgt. Aber wie gerne würde ich in Anbetracht der Unbequemlichkeiten, denen meine arme Frau im Gasthause ausgesetzt ist, dort einziehen, wenn ich nur erst im Besitz meiner, wie Du weißt, auf der Elbe abgegangenen Packerei wäre. Die langersehnten Sachen liegen immer noch bei dem Provinzial-Steueramt in Magdeburg. Seit vierzehn Tagen geht das neckische Spiel des Schriftwechsels über das Revidieren hin und her, jetzt

[1] Eugen Freiherr v. Gutschmid (1806–1855) aus Dresden, nach seinem Studium auf größeren Reisen, seit 1830 Bernburgischer Offizier, nahm, nachdem er vom Herbst 1835 bis Herbst 1836 zu einer Studienreise beurlaubt war, im Mai 1837 seinen Abschied und lebte seitdem in Dresden, wo er namentlich für die Verschönerung der Stadt wirkte (u. a. dankt ihm Dresden den gotischen Brunnen auf dem Postplatz und das sogen. Venezianische Haus am Terrassenufer Nr. 3). v. G. veröffentlichte u. a. „Dichtungen aus dem Selketal" (1833) und „Reise des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838" (1842).

habe ich alle Schlüssel an meinen Spediteur schicken müssen. Ich stampfe manchmal mit dem Fuß, aber helfen tut das auch nichts.

Neulich bei einem großen Balle, dem wir beiwohnen mußten, wünschten wir sehr, Deine Frau wäre zugegen, denn es kamen sehr schöne Attitüden dabei vor. Ich hielt mich meistenteils in den Nebenzimmern auf, wo geraucht wurde, weil mir der Anblick der Tänzer zu lächerlich war. Ich erklärte dies auch ganz offen und bemerkte wohl, wie sehr meine harte sarkastische Außenseite hier anstößt. Ich kann mich darin aber nicht ändern und kein weiches, geschmeidiges Wesen affektieren, das mir fremd ist. Sehr viel wohler als auf dem Balle fühlte ich mich gestern im Walde bei einer Streifhetze, der ich mit einigen Bekannten zuschaute. Es sah schön aus, wenn die Schweine, von den Hunden verfolgt, durch das Gras und Heidekraut streiften und der Tau und Reif ellenhoch um sie herspritzte wie ein weißes Feuerwerk, und wenn dann die Hunde, lauter große Saufänger, sie packten, der Kampf sich entspann und die Jäger sich darüber warfen, um abzufangen. Es wurden fünfzehn Schweine erlegt. Diese Jagd hat eigentlich nichts Grausames, indem die Hunde viel schneller sind als die Schweine und daher ein Schwein, wenn es aus dem Dickicht fährt, selten über drei- bis vierhundert Schritt zum Tode zu laufen hat.

Sei so gut und mache es bei Signor Schöppe auf irgendeine Art wieder gut, daß ich den Abschied von ihm vergessen habe; ich versichere Dich, wenn ich jetzt nur Schöppe wiedersehen könnte, das würde mich schon froh machen, es wäre doch ein Stück vom alten lieben Hermsdorf.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 20. Nov. 1833. Ich bin jetzt in einer ganz neuen Schule — ich soll lernen mit Menschen umgehen und solche, die anders sind, als ich sie mir wünsche, ertragen. Im allgemeinen sind sie hier ja sehr oberflächlich, und es scheint, als hielten sie jedes ernstere oder gar wissenschaftliche Gespräch in der Gesellschaft für unanständig, daher ich denn entweder schweige oder mir Mühe gebe, die unbedeutende Geschichte des Tages freundlich mit ihnen zu bereden. Aber ich fühle doch, daß ich vorwärtskomme in der Behandlung andersgearteter Menschen und daß ich schon nicht mehr so bitter gegen sie gestimmt bin; ich habe auch den Hofprediger gebeten, mir jeden Anstoß, den ich in der Gesellschaft durch Bitterkeit oder saure Gesichter gebe, bemerklich zu machen. So habe ich mich doch schon etwas eingewöhnt, und ganz so unheimlich wie zuerst erscheint mir das Leben nicht mehr — ich denke, wenn wir nur erst unser eigen Quartier und eigne Wirtschaft wieder haben werden, so wird es uns auch hier ganz wohnlich und heimisch werden. Das Quartier ist fertig und steht jeden Tag bereit, uns aufzunehmen — nur fehlen unsere Sachen von Magdeburg immer noch. Das ist eine harte Geduldsprobe. Wegen meiner Gesundheit mache Dir keine Sorge, ich gehe regelmäßig spazieren, was hier in der schönen Gegend wirklich eine Freude ist. Gestern

nachmittag marschierte ich, während Julchen mit Agnes Starke[1] auf den Ziegenberg ging, über die Gegensteine weit nach Quedlinburg zu; es war ein prächtiger kalter Abend, und der Harz lag klar und wunderherrlich vor mir.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 21. Nov. 1833. Feierliche Gesellschaft bei Krosigks. Die Gräfin Westarp war aufgeputzt wie ein Narr. Meinem armen Julchen goß der Tölpel von Aufwartefrau einen Napf mit Gänsebratensauce über das neue seidene Kleid, das sie sich nach langem Wünschen dank der Freigebigkeit des Atti endlich erschwungen hatte. Die Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um das vorgestrige Auftreten des Taschenspielers Döbler. Wie lächerlich sind solche Unterhaltungen, und doch muß man mitmachen, denn in so bunter Gesellschaft kann man kaum über anderes sprechen als Nichtigkeiten. Nach dem Essen setzten sich die Herren an den obligaten Kartentisch, bei den Damen war ein lautes Lachen epidemisch — da zog ich mich mit Gutschmid in eine Ecke zurück und tauschte mit ihm Dresdener Erinnerungen aus. Gutschmid gefällt mir sehr, er ist weitgereist und ein gescheuter und frischer Mensch. Zum Schlusse amüsierte ich die ganze Gesellschaft noch mit ein paar Anekdoten vom Fürsten Putjatin [vgl. Jug.-Er. S. 107]. Aber solche Abende sind für mich doch recht beschwerlich.

22. Nov. In aller Frühe kam schon die gute Frau v. Seelhorst und brachte Julchen ein Fleckwasser für das Kleid; die ganze Gesellschaft von Ballenstedt scheint an diesem Kapitalunglück innigst Anteil zu nehmen. Die Seelhorst brachte die kleine Zeichnung vom Bruder Gerhard mit herüber, die Vater für die Mlle. Schäfer[2] gemacht hat und die mir den ganzen Jungen so lebendig wieder vor die Seele zauberte, daß mich die Rührung überkam und ich mich abwenden mußte.

Bertha will jetzt immer Briefe schreiben. Folgende nach Dresden und Bremen hat sie Julchen in die Feder diktiert:

Liebe Großmutter! Ich freue mich sehr darauf, wenn Ihr herkommt. Bringt nur Miene mit! Ich habe, wie ich im Tiergarten mit Papa und Anna war, ein Stücker zwanzig Hirsche gesehen. Gerhard lacht jetzt viel, man braucht ihn nur ansehen. Der Große Gasthof ist sehr groß, die Stuben sehr hoch. Ich schlafe in der Kammer, Anna in der Mitte, Emilie an der Wand und ich auswendig. Mutter schläft in der Wohnstube mit dem kleinen Gerhard. Hoffmanns Kinder sehen sehr häßlich aus. Bertha und Gustav zum Brechen. Nun werden Hoffmanns Kinder an ihre Großmutter schreiben: Kügelgens Kinder sehen sehr häßlich aus. Mögen sie doch! Salmuths Kinder sind sehr artig und hübsch und heißen Emmy, Ida und Agnes, und die Jungens weiß ich nicht. Die Leute sagen hier:

[1] Agnes Starke, Tochter des Oberhofpredigers, geb. 1805, unvermählt † 1874.

[2] Fräulein Schäfer, die Gönnerin des jungen Gerhard [Jug.-Er. S. 136], war eine Schwester der Frau v. Seelhorst, von der W. v. K. 1863 die erwähnte Zeichnung geerbt hat [vgl. Leb.-Er. S. 326].

„Komm bei mich", und wenn sie von uns fortgehen, sagen sie: „Ich empfehle mich Ihnen." Es geht hier überall bergauf, bergab. Ich weiß auch, wo Du gewohnt hast, liebe Großmutter, es ist ein großer Garten dran, und ich habe noch Sammetröschen in dem Garten gesehen. Dem Herzog seine Frau war da, und es stand gerade draußen ein Topf, den hat sie gesehen und das, was drin war. Ich bin einmal dem Herzog begegnet mit der Emilie, den Gerhard hatte sie auf dem Arme, und wie wir zur Türe hineinkommen in den Schloßgarten, nahm er schon seine Mütze ab und machte einen Diener. Der Brief ist mit für Tante Ade. Adieu liebe Herzensgroßmutter und ich lasse die Mienel, das liebe Mienel grüßen. Deine Bertha.

Liebe Herzens Bremer Großmutter! Ich danke Dir für die kleinen Spielsächelchen und dem lieben Großvater für das Bilderbuch. Ich kann nun schon bald lesen und bin fünf Jahre alt und werde den 14. April sechs. Lieber Großvater, ich kann auch ein Liedchen, das Du gemacht hast:
Ein Mägdlein an des Felsens Rand / Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen / Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise: / „Du arme nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtlein mein, / Du sollst mir wie ein Kindlein sein."
Höre, Großvater, wie kannst Du nur solche Lieder machen? Ich kann solche Lieder nicht machen mit Sturm und Regengüssen. Ich kann mir noch vorstellen, wie Du aussiehst, lieber Großvater, noch ganz genau, aber die Großmutter weiß ich nicht mehr. Ich will Euch einmal besuchen und in Bremen wird es wohl viel schöner sein als in Ballenstedt, und wenn Du nach Ballenstedt kommst, wirst Du sagen: „Pfui, was habt Ihr für eine Stadt, bei uns ist's viel besser." Deine Bertha.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 5. Dec. 1833. Salmuth sagte mir gestern, er habe sich schon lange gewundert, daß der Herzog mich noch nicht gesprochen, und deshalb den Herzog erforscht, der geantwortet habe, er erwarte mich schon längst und ihm sei jeder Tag recht. Es scheine, daß die Harthörigkeit des Hofmarschalls eine Konfusion veranlaßt habe, indem der Herzog ihm damals auf meine Anfrage wahrscheinlich gesagt hat, ihm sei jeder Tag recht, während Seelhorst verstand, er würde den Tag bezeichnen, wenn's ihm recht wäre. Nun wird der Herzog sich gewundert haben, daß ich nicht kam, und ich habe mich vernachlässigt gefühlt.

Ich ging deshalb heute gleich aufs Schloß. Der Herzog war sehr freundlich und gütig und sagte, er würde mich längst haben rufen lassen, hätte aber geglaubt, mich in Verlegenheit zu setzen, weil er gehört habe, meine Sachen seien noch nicht angekommen. Er fragte dann, ob ich Liebhaber der Jagd sei, und besonders eingehend, wie lange ich beim Porträtieren sitzen lasse, sodaß ich glaube, er hat die Absicht, mir eine Sitzung zu geben. Ich danke Gott, daß die Sachen nun so stehen und so schön ins Gleis gebracht sind.

6. Dec. Heute wieder Sitzung von der Seelhorst. Ich quälte mich sehr, namentlich mit dem Munde, der mir nicht gelingen will. Der Hofmarschall kam, um das Bild zu sehen, und schien befriedigt. Während er noch da war, schickte Krosigk eine Einladung für morgen zur großen Jagd; Seelhorst lud mich ein, mit ihm zu fahren.

7. Dec. Punkt acht Uhr mit Seelhorst abgefahren. Es war ein ungeheures Terrain eingestellt, sodaß man in der ersten halben Stunde die gegenüberstehenden Schützen nicht sehen konnte. Ich war bei Badeborn zwischen Seelhorst und Siegsfeld angestellt. Endlich wurde zum Vorrücken kommandiert. Ich hatte viel Anlauf, schoß und fehlte, der Hase ging durch. Ich schämte mich ganz entsetzlich und verschwor es, auf die Jagd gekommen zu sein, ohne schießen zu können. Siegsfeld neben mir hatte schon einige Hasen niedergestreckt. Da kam wieder einer gelaufen mit langen Ohren, ich nahm ihn gut aufs Korn, schoß, und der Hase überschlug sich und lag tot da. Ich konnte mich selbst nicht begreifen, daß ich wirklich einen geschossen haben sollte, und bedauerte es nur, daß ich nicht aus der Linie durfte, um mir mein Opfer einmal anzusehen. Wunderbarerweise schoß ich dann noch zwei und nach dem Frühstück abermals zwei. Aber das ungewohnte Handwerk brachte es mit sich, daß ich mir mit dem Flintenkolben die Backe ganz zerschlagen hatte, sodaß sie noch während der Jagd hoch auflief. Als wir bei der Heimfahrt am Simonschen Hause vorbeikamen, machte mich Seelhorst auf meine Packerade aufmerksam, die eben auf einem großen Frachtwagen angekommen war. Gott sei Dank, daß das Gasthofleben nun zu Ende geht! Heimgekehrt, wurde ich mit meiner dicken Backe von Julchen tüchtig ausgelacht, freute mich aber doch über den schönen Tag und meine fünf Hasen. Doch muß ich gestehen, daß das kleinere Treiben auf dem Grünberger Revier mir mehr Freude gemacht hat, obgleich wir da keinen Hasen zu sehen bekamen. Diese großen Jagden hier haben etwas Fabrikmäßiges.

Sonntag, 8. Dec. Ich konnte miserabiliter heute nicht in die Kirche gehen wegen der geschwollenen Backe. Freue mich unbändig auf morgen, meine Sachen auszukramen; die beiden Grenadiere, die ich mir dazu bestellt habe, haben sich schon gemeldet. Den nächsten Sonntag verleben wir endlich wieder am eignen Herd!

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 30. Dec. 1833. Noch immer umgibt uns viel Unruhe, ein stetes Auf- und Niederwogen. Auch sind wir beständig in Trauer, dem Herzen nach — auf dem Rock kann man's so lange nicht dulden. Seit wir in Ballenstedt sind, starb in Estland ein Bruder meiner Mutter, mein lieber Onkel Heinrich, ferner eine Cousine am Rhein und der liebe, liebe Graf Dohna in Herrnhut. In all dem Ungestüm würde ich vergehen, fände ich nicht meine Ruhe im Herrn; ich werfe ihm den ganzen Sorgensack zu und denke: Trage du's, du liebes Weihnachtskind, du hast stämmigere Schultern als ich. —

Unsere Sachen sind allerdings, wie Du sehr richtig prophezeit hast, endlich angekommen, aber als sie kamen, hatte der Kerl von Spediteur wieder vergessen, mir die Schlüssel mit zurückzusenden, sodaß ich alles aufbrechen lassen mußte. Am 10. December kam dann unsere neue Köchin Rose von Dresden an, ein tüchtiges und gläubiges, von Mutter lange beobachtetes Mädchen, und am 12ten aßen wir zum ersten Male im neuen Quartier Kartoffeln von unserem eigenen Herde. Das war groß Labsal, und die Kinder fühlten sich wie im Himmel in den heimlichen hermsdorfartigen Stuben. Um die Einrichtung habe ich mich nicht viel bekümmern können, da zu Weihnachten das Bild für Seelhorst fertig sein sollte und ebenfalls eine andere Kopie, die ich für die Gräfin Westarp nach einer Miniatur halblebensgroß zu machen hatte, sodaß ich arbeiten mußte wie ein Postpferd. Am 23sten wurde ich glücklich fertig und brachte Seelhorst das Bild als Weihnachtsgeschenk. Er war darüber so gerührt, daß er mir um den Hals fiel und Tränen vergoß. Nachdem ich diese Arbeiten vollendet hatte, war ich aber auch so erschöpft, daß ich einmal ausruhen mußte. In den Weihnachtstagen habe ich mein liebes Herbarium mit vieler Freude geordnet; ich erinnerte mich fast noch bei jeder Pflanze der Stelle, wo ich sie fand, und es war mir ungemein rührend, all die Hermsdorfer Blümchen wiederzusehen. Auch mein Hebräisch habe ich wieder hervorgeholt.

Am meisten haben mich die vielen Einladungen mitgenommen. Tag für Tag waren Gesellschaften und wurde bis in die Nacht geschwärmt, was einen zu allem guten Werk träge macht — und dabei mußte ich arbeiten. Jetzt sind wir aber fast in allen Familien durch, und die zweite Einladung läßt sich schon eher ausschlagen. So denken wir denn nun nach und nach in die alte Ordnung und ich in ein arbeitsames Leben zu kommen. Die Menschen sind hier wirklich außerordentlich freundlich zu uns. Aber das absolute Mißfallen, das Julchen an Ballenstedt findet, und die Feuchtigkeit unseres Quartiers sind doch Dinge, die mich beunruhigen. Ich hoffe viel vom Sommer, der hier herrlich sein muß, und wenn's dann meinem Frauchen in Ballenstedt gefallen wird, so wird's auch mir allhier ganz trefflich dünken.

Ein christlich Gemeindlein[1] fehlt zwar hier, dafür fehlen aber auch die widrigen und zänkischen Schwarmgeister und lassen einen ungeschoren. Das Gemeindlein kann ja noch werden; vielleicht hat uns der liebe Gott hierher gesteckt als Heckthaler in diesen leeren Geldbeutel. Bis jetzt habe ich noch sehr zurückgehalten mit meiner ernsten Ansicht und mich in den Gesellschaften so fröhlich gezeigt, als ich eben kann. Doch riechen sie mir was an, und der Kammerherr des Prinzen bat mich neulich förmlich um Verzeihung eines lockeren Liedes wegen, das er in einer Herrengesellschaft gesungen hatte. So gleichnisweise habe ich auch schon angefangen, den Leuten kleine Geschichten zu erzählen aus der christlichen Welt, um hin-

[1] Der Ausdruck „Gemeindlein" entspricht dem pietistisch-herrnhutischen ecclesiola in ecclesia, d. h. religiöse Gemeinschaften innerhalb der Kirche.

zuhorchen, und da bin ich nicht auf Feindschaft gestoßen, sondern nur auf Indifferentismus und Unwissenheit.

Am kräftigsten habe ich heute mit dem Erbprinzen geredet. Als wir gestern auf einer glänzenden Assemblée bei Siegsfelds zusammentrafen, machte er mir Vorwürfe, daß ich mich so versteckt hielte. Ich ging daher heute zum Kammerherrn Lasperg, der mich zum Prinzen führte und mit ihm allein ließ. Der Prinz war übergus freundlich, sprach zuerst allen möglichen Unsinn nach seiner Weise und lachte unbändig über alles. Endlich frug er mich, ob ich nicht auch an dem großen Silvesterballe teilnehmen wollte, von dem jetzt alle Welt hier spricht und auf den der Prinz sich wie toll freute. Ich sagte ihm, ich würde nicht hingehen, einmal weil ich mich auf Bällen sträflich langweile, besonders aber, weil mir die letzten Stunden im Jahre von zu ernster Bedeutung wären, um sie mir durch den Rausch einer schwärmenden Gesellschaft rauben zu lassen. Ich glaubte, der Prinz würde darüber lachen, aber er wurde sehr ernst und stimmte mir völlig bei. Nun setzte ich ihm auseinander, was das zu bedeuten habe, aus einem Jahre ins andere zu treten, und was das vergangene Jahr für ein gesegnetes für die ganze Welt gewesen sei, besonders im Hinblick auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, das großartigste Gotteswerk unserer Zeit. Ich führte ihn nun etwas in das Missionswesen ein und erzählte ihm, wie da so arme Männerchen allen Bällen und Freuden der Welt entsagten, hinauspilgerten unter die Menschenfresser ohne Wehr und Waffen, und was diese Männer alles schon ausgerichtet hätten. Das Gesicht des Prinzen bekam unter diesem Gespräch einen schönen Ausdruck, und er sagte, es würde ihm nun recht schwer, auf den Ball zu gehen, er wolle auch lieber zu Hause bleiben und „ernsthafte Betrachtungen anstellen". Ich sagte ihm, er solle doch ja auf den Ball gehen, da er so gerne tanze, man könne auch auf dem Balle in Gottes Nähe bleiben. „Nein – sagte er – auf dem Ball bin ich zu zerstreut, ich werde nur bis zehn Uhr dort bleiben und dann nach Hause gehen." Ich hatte in diesem Augenblick den Prinzen wahrhaft brüderlich lieb. „Als Kind – sagte ich ihm – hatten Ew. Durchlaucht einen ernsten kirchlichen Sinn, über den ich mich immer gefreut habe." – „Den habe ich auch noch, den hab' ich auch noch" versicherte er, und wir schieden, nachdem er die Hoffnung ausgesprochen hatte, mich recht oft wiederzusehen. Mit dem Rückzug vom Ball wird's wohl freilich nichts werden, dafür sorgt schon seine Umgebung – es wäre auch nichts dran gelegen, ein Prinz gehört in die Versammlung der großen Welt. Aber möchte doch unser treuer Herr sich sonst in Gnaden dieser armen Kinderseele erbarmen!

Wir haben zum Silvesterabend sämtliche Starkes zu uns gebeten, und da soll mit der Predigt vom Kreuz frisch herausgerückt werden. Starkes sind wirklich gute Menschen, die schon empfänglicher für die göttliche Wahrheit sind als die meisten anderen hier, aber von unserer Überzeugung sind sie noch weit entfernt, und der Sohn ist seiner theologischen Ansicht nach ganz Rationalist.

Den 1. Januar 1834. Wir haben gestern Silvester mit Starkens recht froh gefeiert. Nach dem Essen ging ich mit Fritz auf meine Stube und nötigte ihm, indem wir bei einer Pfeife auf und ab wanderten, nach und nach sein rationalistisches Bekenntnis ab – ich erschrak doch, als er meinte, Plato hätte weit würdigere Begriffe von der Gottheit gehabt als Moses. Es gelang mir, ihm mit liebevoller Schonung seiner Meinung die meinige recht eindringlich vorzulegen, und ich glaube, daß er wenigstens sehr stutzig geworden ist. Dann gingen wir zu den Frauenzimmern, die in Julchens Stube saßen, und ich las der ganzen Gesellschaft einen Überblick über die Missionsgeschichte aus den Barmer Blättern vor und fand, wie es schien, offene Ohren und Herzen.

Um Mitternacht nahmen wir unsere gewohnte Lotterie von Bibelsprüchen und Liederversen vor, die diesmal für die meisten Personen so treffend fielen, daß wir manchmal ordentlich erschraken. Ich, der ich inbrünstig wünsche, Gott möge doch auch hier in Ballenstedt hörende Ohren und sehende Augen geben, damit sich wie anderwärts ein Gemeindlein bilden möge zu seinem Preis, bekam Sprüche Sal. 20, 12: „Ein hörendes Ohr und sehendes Auge, die macht beide der Herr." Der alte Roller, der anfängt, sich klein zu fühlen und verzagen will, bekam I. Sam. 3, 19: „Samuel aber nahm zu, und der Herr war mit ihm, und fiel keins unter allen seinen Worten auf die Erde"; Roller heißt, wie Du weißt, mit Vornamen Samuel. Meine Mutter, die jetzt nicht weiß, wohin sich wenden, bekam Psalm 32, 8: „Ich will Dich unterweisen und Dir den Weg zeigen, den Du wandeln sollst", und die kleine Anna den allerliebsten Vers: „Was ich will greifen, krieg ich nicht (Kuchen), was ich nicht will, kommt und geschieht (Klapse), was ich will halten, ist verschwunden (ihre Sachen fallen ihr immer aus der Hand und zerbrechen), drum lass' ich's all und hab's gefunden." Diese Ziehung war für uns alle ein recht erbauendes und erwärmendes Spiel, das auch auf Fritz Starke Eindruck machte. Ich trank Brüderschaft mit ihm. Wir beschlossen unser Zusammensein mit dem gemeinsamen Gesang des Liedes „Ach, bleib' mit deiner Gnade."

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 17. Jan. 1834. Daß Deine Zukunft Dir Sorge macht, kann ich mir wohl denken, und es peinigt mich oft sehr, daß ich die Veranlassung dazu geworden bin. Ich denke aber so: Die Gräfin Westarp ist wieder nach Berlin gezogen, und das schöne Petrische Quartier steht völlig möbliert nun leer. Die Madame Petri muß es für ein Glück halten, zu vermieten, da ihr Mann vor einigen Wochen gestorben ist. Dieses Quartier nun mietest Du von Mai an und kommst mit Adelheid und Mienchen hierher wie zu Besuch. Gefällt es Dir hier, so holen wir im Herbst Deine Möbel. Fühlst Du Dich hier aber merklich unwohl und in der Entbehrung Deines gewohnten Umgangs nicht gemütlich, so kehrt Ihr im Herbst nach Dresden zurück. Ich glaube aber, daß es Dir hier zusagen wird. Wir haben eine gesunde Bergluft, unsere Kinder sind,

unberufen, so blühend, wie sie noch nie gewesen sind, und die vielen alten Leute hier sehen unglaublich frisch und konserviert aus. Unser Arzt, der Hofrat Curtze, ist sehr geschickt. Für Adelheid denke ich mir das Leben in der schönen bergigen Waldgegend auch besonders ersprießlich. Ein Wagen kostet hier auf den Nachmittag nur einen Thaler, so könnten wir die schönsten Partien in den Harz machen, ganz unter uns mit den Kindern, und uns so recht stärken auf den wunderherrlichen Höhen, die mir wenigstens viel besser gefallen als die Sächsische Schweiz. Doch will ich nicht verschweigen, daß hier viel heftige Winde herrschen. Wären diese ewigen Winde nicht, so wäre Ballenstedt gewiß einer der gesündesten Erdenflecke. Nun hat der Petrische Garten von der Windseite zwar Schutz durch den daranstoßenden Seelhorstschen, der dicht bewaldet ist, aber es könnte doch sein, daß Du die feinere, rauhere Luft nicht mehr vertrügest, wie in Rußland. Sprich doch bald einmal mit Carus darüber.

Eben war der alte seelengute Hofmarschall da, um im Auftrage des Herzogs Julchen einzuladen, künftig in der Kirche auf dem Damenchor Platz zu nehmen; dies ist der vornehmste Platz bloß für die Damen, die bei Hofe eingeführt sind. Julchen ist sehr unzufrieden mit dieser Erhöhung, mir aber ist es ein Beweis, daß der Herzog, so still er sich bis jetzt auch gegen mich verhält, uns doch im Grunde wohl will.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, Sonntag, den 19. Jan. 1834. Julchen ging heute zum erstenmal aufs Damenchor und holte zu dem Ende Ernestinchen Seelhorst[1] ab. Als Julchen auf dem Chor erschien, entstand ein allgemeines Gucken und starke Neugier; einige Herren wurden rot vor Interesse. Abends modellierte ich Annas Köpfchen in Wachs mit vielem Vergnügen.

23. Jan. Die Jakobsleiter für das Bibelwerk gezeichnet. Julchen las mir dabei aus „No fiction" vor, das Baedeker geschickt hat [von Adelheid v. K. übersetzt; vgl. S. 226, Anm. 1]. Gestern abend kam aus Bremen das neue himmelblaue Seidene für Julchen an als Trost für das verdorbene Kleid – große Seligkeit. Roller hat eine lange Epistola, Pistel oder Pistole gegen mich abgefeuert, geladen mit Freundschaftskugeln, die mir in mein Herze fuhren; schickt das erste Schneeglöckchen aus seinem Garten.

*

Pastor Roller an W. v. K.

Lausa, Sonntag, den 19. Jan. 1834. Du, Jüngling, kleiner, verheurateter, denkst wohl, Du willst die erste Frühlingsblume pflücken? Gefehlt! Hier kommt sie aus meinem Grasgarten, an der Scheunenecke, wo nicht weit die Haselsträucher stehen und auch schon ihre Kätzchen sperren und die roten Büschelchen treiben. Ich möchte schon mit Dir auf den Sommer im Walde weiden! Er kommt mir ganz ossianisch vor

[1] Ernestine v. Seelhorst (1795–1861), älteste Tochter des Hofmarschalls, × 1842 mit dem Detmolder Hofstallmeister Major Knoch († 1850).

mit den Eichen und der Heide. Dazu passen aber die Höflinge nicht, die ich gern möchte tanzen sehen, die Distelköpfe! Soviel zur Beantwortung auf Deinen ersten Brief aus Lappland, der mich ungemein erfreut hat; auch habe ich ihn Loebens geschickt.

In Hermsdorf, das Ihr verlassen habt, geht jetzt viel Kreuz danieder auf seine Bewohner. Nicht allein daß der Hausvater an der Landtagskette liegt, sondern auch seine liebe Frau liegt nicht allein schon mehrere Wochen auf einer Stelle, sondern auch ihre Kräfte nehmen immer mehr ab; der Husten ist hohl, und man hat nicht ohne Grund etwas Auszehrendes zu befürchten. Morgen will der Hofrat Carus aus Dresden kommen, der sonsten gar nicht aufs Land reiset. Nebenbei kränkelt auch Georg und liegt am Keuchhusten darnieder und hat heute ein förmliches Wechselfieber verspürt. Der arme, dicke Junge! Ich brachte ihm zwei totgeschossene Vögel und erzählte ihm eine Geschichte dazu, da wurde er wieder froh. Ich saß an seinem Bette neben dem Malerzimmer, und Agneschen im roten Kleide hing wie eine Hagebutte auf meinem Schoß. Sie hörte auch treulich zu. Als ich aber fertig war, verlangte sie wiederholend, ich sollte es ihr auch erzählen. Was macht man da?

Euer Quartier, Ihr alten Lieben, ist nun wieder mit Mann und Frau, zwei Töchterchen und zwei Küchenmädchen besetzt. Die erste Stube, die bei Euch nur einen Durchgang bildete, ist die eigentliche Wohnstube geworden, aber rundum an allen Wänden sind Bücherrepositorien bis an die Decke, und diese stehen wieder durchaus in doppelten Reihen voll. Die D. Scheibels laden mich mehr als Ihr, und doch komme ich weniger hin. Ihr bedurftet meiner nicht. Es ist schade, daß der liebe gelahrte Mann sich so sehr für die Hunde fürchtet. Dadurch wird ihm gewiß das Landleben erschwert. Nach Grünberg und Lausa muß ihn die Frau Haase begleiten. Auch wenn die Hunde angebunden sind, wie mein Caro, so ergreift er doch noch das kleinste Schulkind, das ihm vorbeihelfen muß. „Nischt tun, andebunden sein!" – „Nein! Nein!" – „O ja, ja." – „Komm, mein Töchterchen, nur bis an die Haustüre!" Der gemeine Mann hält ihn daher für mentecapt. Da sich der sonderbare, heftige Mann jedoch redlich vor Gott demütigt und die Frau Professorin ebenfalls eine liebe Frau zu nennen ist, so kann es einem recht wohl bei ihnen sein. Man findet überall festen Fuß und guten Grund.

Nach dem Abscheiden des seligen Grafen zu Dohna in Herrnhut den 9. Dezember, abends 7 Uhr, ist mein eigenes Leben um einen Teil geschwächt worden. Zum Begräbnis konnte ich nicht, denn es war Sonntag, wo ich 220 Kommunikanten mit dem hochwürdigen Sakrament versehen mußte. Das Begräbnis soll sehr feierlich gewesen sein. Wir feierten an diesem Tage das Gedächtnis des seligen Grafen allhier durch eine Verlesung von der Kanzel und den Gesang einiger Verse, wozu alle Glocken geläutet wurden. Nun fuhren Heynitz und ich am 29sten December mit der Eilpost von Dresden nach Herrnhut. Für mich war die Zeit sehr enge und zwischen doppelten Feiertagen mitten innen.

Blühern war die Abendpredigt an Silvester in der Kapelle zu Hermsdorf übergeben. Wir fanden die liebe teuerste Frau Gräfin sehr gefaßt in Gott, auch sahen wir die Grabesstätte. Den 31sten früh ging es wieder fort, mit Schlag zwölf Uhr kamen wir in Dresden vor dem neuen Posthause an. Es trennte sich das Jahr. Halb drei waren wir in Lausa. Wir hatten schon in Heynitz' Quartier in der Stadt erfahren, daß der liebe alte Kantor Eckhart in Grünberg sehr hart darniederläge und sehr sehnlich nach mir verlangt habe. Also lief ich gleich von Lausa in großem Sturm nach Grünberg. Ein Nervenschlag hatte ihn getroffen, in der Kirche war's ihm gekommen. So kam ich erst am Neujahrsmorgen um vier Uhr wieder in meine Stube zurück. Ich konnte nicht zu Bett gehen, hatte viele Abkündigungen für den Gottesdienst aufzuschreiben.

In dieser Zeit dachtest Du auch an mich, Du Lieber, und zogst für mich einen Spruch „Samuel nahm zu". Der Spruch stärkte mein Herz wie ein Sonnenstrahl, der in die Seele fiel. Wohl heiße ich auch Samuel und warte auf die Hut des Herrn und nehme alle Kraft und Gnade für mein Amt aus Seiner Fülle – möge Er mich doch zunehmen lassen, der barmherzige Herr, daß ich nicht ein ganz unnützer Knecht sei und in mir selbst verschmachte!

Wo geht Ihr jetzt in die Kirche? Oder geht Ihr gar nicht? Oder nehmt Ihr etwas Alltägliches vor? Das sei ferne! Ich halte das Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes für ein Bekenntnis Jesu Christi und seines Namens vor der Welt. Auf den Markt könnt Ihr ja doch nicht hintreten und den Glauben beten.

Seid Ihr nun zur Ruhe mit Euren Sachen, Ihr schiffbrüchigen Leute? Malst Du, und was? Wirst Du mir auch die Bibelbilder weiterhin schenken? Ich male an meinem Ofen, den ich weggerissen und nach einem selbstgemachten Modell ganz neu erbauen lasse, einen aufsteigenden Adler, weiß auf blauem Grund mit der Überschrift: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft usw. Könnte ich Dir's doch zeigen. Gib mir Deine Hand.

Du schweigst mir ganz von einem Flüßchen oder Bach, an dessen Ufer Du mich führen könntest, wenn ich zu Dir käme. Ist denn alles so wasserlos wie in der Wüste? Ich habe eine Bibernatur, will bauen und fischen, oder, da das letztere, soviel ich weiß, der Biber nicht tut, so will ich mich doch nicht ganz an den Biber binden. Am 1. November versuchte ich das Angeln noch einmal in der alten Röder. Die Eichen waren kahl, und heftiger Abendsturm wirbelte das Laub um mich her, etliche Tümpel waren ganz mit gelbem Laub gestopft bis auf den Grund. Da bissen die Fische so an, daß ich in dreiviertel Stunden fast zwei Pfund fing.

Am 29. December sah ich Deine liebe Mutter in Dresden, sehr freundlich und wohl, auch die Adelheid dazu. Ich kann Dir nicht sagen, wie lieb ich Deine Mutter habe, da sie unter wenigen eine solche Seele ist, die mich ganz versteht. Sie mußte mir seit Dohnas Wegzug und auch den Meinigen die Stelle der Gräfin Dohna vertreten und hat uns sonach, ohne daß sie es wußte, unendlich viel Trost gewährt. Letzthin brachte

man mir die Nachricht, Adelheidchen sei eine Braut mit einem gewissen S. Ich war heimlich wie neidisch. Soviel Böses steckt im Menschen.

Valete! amate! Euer Bruder und Freund Samuel David[1] Roller.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 4. März 1834. Du fragst nach meiner Arbeit. Ich beschäftige mich jetzt, nachdem ich die Seelhorstschen Bilder abgeliefert und auch das Porträt des Fürsten Schaumburg an den Grafen Westarp geschickt habe, fast ausschließlich mit den Bibelbildern und hatte mir vorgenommen, vorderhand alle anderen Aufträge abzuweisen, um in diesem Jahre womöglich zwei Hefte zu vollenden. Da kam nun vor kurzem eine dringende Bitte von dem Pastor Uhlich[2] in Pömmelte, ich möchte ihm doch für seine Kirche, die im nächsten Jahr ein Jubiläum feiert, ein lebensgroßes Christusbild als Altargemälde malen; die Gemeinde habe zu diesem Zweck freilich nur hundert Thaler. Dies ist zwar für ein Altarbild ein Spottgeld – aber bin ich nicht zuerst Gottes Hofmaler? und soll man sich nicht freuen über eine kleine Bauerngemeinde, die ein gutes Bild in ihre Kirche wünscht und dafür hundert Thaler erübrigt? Sollte ich hier nicht absehen von Geld und Gut und für meinen Herrn arbeiten zur Erbauung einer Gemeinde?! Ich schwankte ein paar Tage und habe dann dem Pastor Uhlich zugesagt.

Der Frühling fängt an, in blühender Schönheit sein jugendlich Haupt zu erheben, die Vögel singen so voll und melodisch, wie ich es sonst nur in Poll gehört habe, die lieblichsten Blumen blühen im Walde, ganze Hänge in den Tälern sind mit dem köstlich duftenden leucojum vernum weiß überzogen, und das Leberblümchen blickt wie blaue Augen unter den Wurzeln der alten Eichen hervor. Bei all der Herrlichkeit, die er von seinem Fenster sieht, geht es unserem armen alten Herzog nicht gut; er ist seit Weihnachten leidend an einem offenen Schaden an seinem gesunden Bein, sodaß der unglückliche Mann nun gar nicht mehr gehen kann – doch darf man hier davon nicht reden.

Vorgestern mußten wir zu dem Ball zu Ehren des Geburtstages des Prinzen, Julchen strahlte in ihrem neuen Himmelblauseidenen. Bis zum Essen amüsierte ich mich ganz gut, bei Tisch aber ärgerten mich die schändliche Musik, die schlechten Witze des Dr. Hoffmann, der neben mir saß, und die vielen Brotkügelchen, die mir ins Gesicht flogen, sodaß ich höchst verdrießlich wurde. Nach Tisch bemerkten wir, daß Julchens neues Seidenes wieder mit Bratensauce begossen war – das scheint ihr stetes Schicksal bei Ballenstedter Banquetten.

[1] Roller hat sein Leben lang starr daran festgehalten, daß er „Samuel David" heiße und am 26. Dez. 1777 geboren sei, während dies der Name und Geburtstag eines bald nach seiner Taufe wieder gestorbenen älteren Brüderchens waren und er selbst nach dem Kirchenbuche zu Heynitz vielmehr am 25. Dez. 1779 geboren und David Samuel getauft ist. Vgl. Blühers Roller-Biogr. S. 4.

[2] Leberecht Uhlich (1799–1872), später bekannt als der Begründer der „Lichtfreunde"; vgl. Leb.-Er. S. 12 u. 77.

Den 8. März 1834. Wir haben den Posttag versäumt, und wenn das einmal geschehen ist, so muß man lange warten, ehe wieder einer erscheint – so füge ich, um den Schaden wieder gutzumachen, noch ein paar Worte bei. Ich komme eben von einem Spaziergang zurück, den ich heute allein machen mußte, da Julchen Gerhard nicht verlassen wollte, welcher gar jämmerlich mit Schmerzen seine Zähnlein gebiert. Ich schlenderte ganz stumpf zum Ort hinaus, und die Saiten meiner Seele hingen schlaff herunter, aber bald packte mich die herrliche Natur mit kräftigem Arm und zog die Wirbel an, und die knospenden Bäume, die lustigen Vöglein, die Rehe, Hasen, Hirsche und wilden Schweine spielten auf der wohlgestimmten Leier. Nun dankte ich Gott, daß ich in Ballenstedt leben darf und nicht verschüttet bin unter der Häusermasse irgendeiner großen Stadt. Das klingt so, als wenn ich ein Naturfreund sein wollte und doch gerade das Meisterstück der Schöpfung, den Menschen, unbeachtet ließe und lieber den wilden Schweinen nachliefe. Ja, ich kann's nicht leugnen, es gibt wenig Menschen, die einen Reiz für mich haben und die so schön und lieblich auf der Harfe meiner Seele zu spielen vermögen, als jedes wilde Schwein es kann, jedes Wiesel, das aus dem Steinhaufen herauslugt, und jeder Trieb in der Pflanzenwelt, wenn er naturgemäß geschieht und nicht erkünstelt ist. Ich mache erstaunlich wenig Ansprüche an Menschen, ich suche nicht nach Witz, Geist und Talent, sondern einen ehrlichen, unverbildeten, frommen Sinn, und es ist mir fast nichts zuwider als Roheit, Hoffart und geistiger Dünkel – aber fast überall stoße ich auf diese drei Dinge, und die drei ersteren Prädikate finden sich fast nirgends.

Aber gottlob ich habe Freunde, rechte, wahre Herzensfreunde, ich habe deren überall gehabt, wo ich mich noch aufgehalten, und habe sie auch überall erkannt, welches in der Gegenwart des Fleisches nicht jedem glückt – nur hier in Ballenstedt findet sich noch nichts. Frau und Kinder kann ich nicht rechnen, sie sind mit mir ein Leib und Wesen, und so habe ich denn zu meiner Aufheiterung bis jetzt noch nichts als die äußere Natur, der ich mich immer inniger anschließe und vermähle und deren tieferes Verständnis sich mir immer kräftiger und deutlicher enthüllt. Wenn mir auch noch kein Bild gelungen und keine künstlerische Darstellung geglückt ist, so bin ich doch Maler mit Leib und Seele, überall konzentriert sich mir die Naturanschauung in Bildern, und ich glaube manchmal, daß ich gar nicht die Natur sehe, sondern nur die Bilder, die der mir innewohnende Genius nach ihr gemalt hat und deren mißlungene Kopie ich hernach nur zu geben imstande bin. Ach, wie würden mich als Geschichtsmaler die Menschen interessieren, wenn ihr Tun und Treiben sich meinem Auge auch als Bilder gestalteten – und darin liegt eben die Gleichgültigkeit, daß dies nicht ist. Die Menschen sind nicht ehrlich, sie zeigen sich nicht, wie sie sind, weder äußerlich noch innerlich. Höchstens in der Familie, aber wer vermag da hineinzuschauen – das Familienleben hört auf, sobald ein paar fremde Augen dazutreten, und man ist überall von der

Lüge umsponnen, außer in seinen eigenen vier Pfählen. – Da habe ich nun mal wieder geschwätzelt wie ein Weib, durcheinander und über die Maßen verworren, aber so geht's unstudierten Leuten.

Ich lebe hier jetzt wie ein Philister und verlasse jede Gesellschaft punkt zehn Uhr, um mir die Nacht nicht zu verderben. Nur mit dem Ball mußte ich neulich aus allerlei Rücksichten eine Ausnahme machen, und es bekam mir schlecht. Ich bin durch dies Benehmen in den Ruf eminenter Kränklichkeit gekommen, welches mich ungeheuer freut. Eine Assemblée und eine Tracht Prügel mag ich gar nicht vergleichen; wäre nicht das Ehrgefühl, so würde ich mich beim Tausche gar nicht besinnen. Sich von sechs Uhr abends bis elf Uhr immerfort mit Damen unterhalten zu müssen, ist gräßlich, denn die Männer spielen alle Karten bis auf Hoffmann, der aber in Gesellschaft durchaus zu keinem ordentlichen Gespräch zu bringen ist. Der Rektor Schelle[1] gefällt mir – ich halte ihn für den einzigen geistreichen Mann in Ballenstedt.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 4. März 1834. Spaziergang mit Schelle. Wir gingen den Gernroder Weg bis an die Stelle, wo der ebene Weg aufhört, und bogen hier links in das Tälchen, das ganz wunderschön mit leucojum vernum wie besät war. Wir pflückten für Julchen einen großen Strauß und hatten dann ein sehr interessantes religiöses Gespräch. Schelle ist durchaus Rationalist, und doch weiß er wahrhaftig, was wahre Gottseligkeit ist und was es heißt, geistlich gesinnt zu sein. Es ist ihm nicht um die Meinung, sondern um die Wahrheit zu tun. Dabei verficht er seinen Standpunkt mit großer dialektischer Schärfe. Ich disputiere gern mit ihm, wenn ich ihm auch mein Christentum ebensowenig beweisen kann wie er mir seinen Deismus. Mir ist noch nie ein Mensch mit einem so freiem Standpunkt und zugleich so frommem Sinne begegnet. Auf dem Rückweg amüsierten uns die Schwäne auf dem Schloßteich. Der männliche Schwan kokettierte förmlich, gab sich eine edle Haltung und schwamm mit einem ungeheuren Kraftaufwand um die Weibchen herum, die ganz gleichgültig wie schlichte Gänse dahinruderten. Bei uns Menschen ist das Kokettieren auf beide Geschlechter ziemlich gleichmäßig verteilt.

10. März. Ich habe jetzt meinen Roman, der ganz liegen geblieben war, wieder vorgenommen. Ich bin voller Ideen, möchte mich über Kunst und Religion aussprechen, konnte nur, da ich den Hermsdorfer Plan verworfen hatte, noch kein passendes Kleid dazu finden, die äußere Begebenheit, an die ich anknüpfen könnte. Heute auf dem Spaziergang kam ich mit einem vernünftigen Plan völlig zustande, nun quält mich die Sache nicht mehr so, und ich kann die einzelnen Teile gelegentlich in Ruhe ausarbeiten.

23. März, Palmarum. Die Allee war heute mit weißem Sande und Palmenzweiglein bestreut zum festlichen Schmucke für die Prozession der Konfirmanden. In der Kirche war auf unseren beiden Chören

[1] Theobald Eugen Schelle, studierter Theologe, Rektor der Stadtschule.



Eden und die ersten Menschen

„Adam und Eva sitzen eng zusammen in großer Einigkeit; sie haben sich, als hätten sie sich nicht. Sie leben in Frieden mit allen Elementen der Natur, die Häschen scheuen sich nicht vor dem Menschen, und reißende Tiere gab es in Eden nicht." W. v. K. an den Atti am 13. März 1830

Bibelbilder, gezeichnet und radiert von W. v. K.



Lamech und seine Zeit

„Das zweite Heft kann nicht mit der Sündflut beginnen, ohne daß man vorher das Geschlecht sähe, das ersäuft werden soll, und zwar so, daß man auch begreift, warum es ersäuft werden muß. Da ist mir nun der Lamech ein gefundenes Fressen." W. v. K. an den Atti am 3. Okt. 1830





Die Brautwerbung

Bibelbilder, gezeichnet und radiert von W. v. K.

Jakobs Kampf

„Heute fing ich die erste Zeichnung zum dritten Heft an, darstellend Elieser und Rebekka; es wird eine reiche Komposition." W. v. K.s Tagebuch am 3. Mai 1833. — „Ich wollte anfänglich die Flügel weglassen, um dem Ausdruck der Schrift »ein Mann« mehr zu entsprechen fand mich aber doch hernach genötigt, sie wieder anzuschnallen, damit es nicht wie eine profane Balgerei aussähe, und damit das Publikum, da ich, um den Kampf zarter zu halten, den fremden Mann jugendlich dargestellt habe, nicht etwa gar in seinen dummen Gedanken dächte, Jakob habe sich ein Mädchen gefangen." W. v. K. an den Atti am 13. Aug. 1834

gewaltige Aufregung – alles weinte. Da auch Frau v. Hoym nicht in der Kirche war, schien mir das alles darauf hinzudeuten, daß der Zustand des Herzogs sehr ernst sein muß. Ich ging nach der Kirche zu Seelhorsts, um Genaues zu erfahren, sie waren aber beide auf dem Schloß. Auf dem Heimweg traf ich den Forstmeister v. Weise. Er hatte eben mit Gräfe[1] gesprochen und von diesem vernommen, daß wenig Hoffnung auf ein Wiederaufkommen des Herzogs sei, da er allen ärztlichen Bemühungen widerstrebe. Er soll wassersüchtig sein. Doch hatte ihn Weise eben noch in seinem Uniformsüberrock am Fenster sitzen sehen wie in gesunden Tagen.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 24. März 1834, früh 8 Uhr. Soeben erfahre ich, daß unser Herzog vor einer halben Stunde verschieden ist.

Gestern nachmittag trat der Hofprediger ganz verstört zu mir ein und erzählte mir, Gräfe habe ihm eben gesagt, man müsse nun in jeder Stunde der Auflösung des Herzogs gewärtig sein. Dieser wolle aber wunderbarerweise von Kranksein durchaus nichts wissen, habe noch nicht einmal geklagt und sich bis dahin alle Morgen ankleiden lassen, wie in gesunden Tagen, ja er habe noch gestern morgen sich Vortrag halten lassen und die Staatsgeschäfte wie gewöhnlich erledigt – nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er gegen seine Umgebung ohne Grillen, freundlicher und liebenswürdiger gewesen sei als sonst. Nur von der Bande der Ärzte um ihn her wolle er durchaus keine Notiz nehmen, selbst Gräfe habe er den ganzen Vormittag nicht vorgelassen und gesagt, er wisse gar nicht, was die Leute von ihm wollten, er sei doch ganz gesund. Doch sagte Gräfe, es wäre nicht anders möglich, er müsse sehr große Schmerzen leiden. Die gute Frau v. Hoym verlasse ihren Gemahl nicht bei Tag und Nacht. Mit Hoffmann hat sich der Herzog vor zwei Tagen über eine Stunde von der Unsterblichkeit unterhalten und ihn um alle Stellen der Schrift befragt, die darauf Bezug hätten. Er war ganz in seiner gewöhnlichen Kleidung und in Stiefeln gewesen, und es war keine andere Veränderung an ihm zu bemerken, als daß an die Stelle der hochroten Farbe seines Gesichtes eine kranke Blässe getreten und seine Stimmung sanfter und weicher war, als sie Hoffmann früher an ihm kannte.

Diese Gewißheit des baldigen Todes unseres Fürsten, die ich durch Hoffmann erhielt, erschütterte mich gewaltig. Mit Anbruch der Dunkelheit erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß alle Türen im Hause klapperten und die alten Bäume laut stöhnten. Ich fuhr erschreckt ein paarmal im Traume auf, weil ich glaubte, das alte morsche Fenster sei mir ins Zimmer gestürzt. In diesem Sturm und grausigen Unfrieden der Natur hat Gott von meinem Herrn seine Seele gefordert, und jetzt,

[1] Carl Ferd. v. Gräfe (1787–1840), 1808 Leibarzt des Herzogs Alexius in Ballenstedt, seit 1810 Prof. der Chirurgie und Augenheilkunde an der neugegründeten Universität Berlin, später auch Generalarzt und Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten, Vater des berühmten Ophthalmologen Albrecht v. Gräfe.

da er tot ist, legen sich die Winde, und hier und da versucht die Sonne durchzubrechen. Über den Tod weiß ich noch nichts Näheres.

Mittags. Soeben komme ich von Frau v. Seelhorst, die ich in tiefer Trauer und ganz in Tränen fand. Sie erzählte mir genau alles, was sie wußte. Vorgestern beim Tee, als Frau v. Seelhorst sich verabschiedete und der Herzog ihr schon eine gute Nacht gewünscht hatte, fragte er sie noch plötzlich: „Nun, liebe Albertine, hat denn der Geheimrat Gräfe nun mein Todesurteil gesprochen?" Gestern hat der Herzog den ganzen Nachmittag still am Fenster gesessen und unverwandt in sein schönes Land hinausgeblickt. Um fünf Uhr bekam er einen Brief von seinem Sohn, entsiegelte ihn, konnte ihn aber nicht mehr lesen, und es gelang ihm auch nicht, ihn wieder in das Couvert zurückzuschieben. Nach dem Tee nahm er mit ganz besonderem Tone von Frau Seelhorst Abschied und wünschte ihr, recht wohl zu leben. Darauf verlangte er Stille, um etwas zu schlummern, und lehnte sich in seinen Armstuhl zurück. Um neun Uhr verlangte er, man solle sein Bein hochlegen, um zehn Uhr, man solle ihn aufs Bett legen und seine Uhr abnehmen, so könne er morgen früh gleich sehen, welche Zeit es sei. Darauf schlief er mit Unterbrechungen. Gegen Morgen rief er: „Mein Gott, mein Gott!" — dies waren seine letzten Worte. Um sieben Uhr hat er ein paarmal gezuckt und ist dann sanft in die Arme des Todes hinübergeschlummert. Während Frau v. Seelhorst noch im Erzählen war, kam Gräfe, um sich bei ihr zu verabschieden, da er eben im Begriff war, nach Berlin zurückzureisen; er meinte auch, man könne nicht sanfter sterben als der alte Herzog.

Wie sich nun hier alles gestalten wird, werden wir ja erleben. Wir sind alle in der größten Ungewißheit, ob der junge Herzog hier oder in Bernburg seine Residenz aufschlagen wird. Wenn der Hof hier wegzöge, müßte ich auch mit. Man kann darum jetzt gar keine Pläne machen, und wir müssen auch unser Zusammenleben deshalb aufschieben. Ob ich bald nach Dresden komme, weiß ich auch noch nicht. Die Baukommission in Reval hat mir geschrieben, sie werde mich in Kenntnis setzen, wann das Bild gebraucht würde — das ist bis jetzt noch nicht geschehen. Julchen will ich diesen Sommer mit den Kindern nach Bremen reisen lassen, indem ihre Mutter sich so sehr nach ihr sehnt und Julchen eine kleine Freude auch einmal not tut. Das wird schwer für mich werden.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 26. März 1834. Dumpfe Tage. Ich kann nicht arbeiten — schreibe am Roman, der nun vorläufig „Heinrich" heißen soll. Heute früh neun Uhr wurde ich auf dem Hofmarschallamt dem neuen Herrn verpflichtet, zusammen mit Siegsfeld, Curtze, Hoffmann, Ziegler und Gottschalk. Der alte Seelhorst hielt, ehe er den Handschlag empfing, mit sehr bewegter Stimme unter Tränen eine kleine Ansprache.

1. April. Nachmittags war im Schloß das Castrum doloris [Aufbahrung]. Julchen ging mit Starkes hin — ich nicht. Morgen wird die

feierliche Beisetzung in Bernburg sein, die Bürger werden den Sarg mit Fackeln einholen.

2. April. Heute früh Punkt zehn Uhr passierte der herzogliche Leichenzug an unseren Fenstern vorbei. Mitten auf der Allee war ein breiter Streifen weißen Sandes gestreut, der sich wie ein großes Leichentuch vom Schlosse herab durch den ganzen Ort zog. Vorweg die Herzogliche Garde, von Trützschler kommandiert, darauf die Jäger zu Pferde en parade, kommandiert vom Forstmeister, dann der Leichenwagen, gezogen von sechs schwarzbehangenen Pferden, hierauf die Geistlichkeit und die Bürgerschaft, mit umflorten Fahnen und mit Büchsen bewaffnet, hierauf die Hofkutschen und dann ein langer Zug von Ballenstedtern im schwarzen Frack und ein noch längerer von Landleuten. Die Kinder waren selig über das Schauspiel. Ich war tief ergriffen und ging, still für mich allein, in den Schloßgarten. Da im Dickicht des Schloßberges stiegen die Erinnerungen meiner Kinderjahre vor den Augen auf. Ich sah den alten Herzog mit uns spielen, den liebenswürdigen Beckedorff und Gerhard; der Prinz, unser jetziger Herr, schwebte mir wieder ganz in seiner Knabengestalt vor, und die alte Zuneigung zu ihm regte sich wieder in meinem Herzen. Ich bin gespannt, wie er sich nun als Herzog gegen mich verhalten wird. Zöge er mich etwas näher an sich – ich wollte ihm, meine ich, wohl von Nutzen sein.

9. April. Bei einem ungeschlachten Aufsatz im Morgenblatt über Kunstkritik entbrannte ich gestern heftig, über diesen Gegenstand auch etwas zu schreiben, und wählte mir zum Thema die Frage: Inwiefern können Laien in Kunstsachen kompetente Richter werden? Ich schrieb den ganzen Tag mit vieler Lust. Heute nachmittag war ich fertig und ging, um das Urteil eines vernünftigen Menschen darüber zu hören, zu Schelle und las ihm die Sache vor. Er war ganz einverstanden, lobte die Darstellungsweise und riet mir, den Aufsatz in ein Blatt rücken zu lassen. Die Lektüre gab Anlaß zu einer lebhaften Diskussion über einzelne Begriffe, und ich unterhielt mich wieder ganz vortrefflich mit ihm.

11. April. Gestern ist Baedeker für mehrere Tage bei Hoffmanns eingetroffen. Er kam heute nachmittag zu mir und besah meine Zeichnungen zu dem neuen Bibelheft mit großem Interesse. Dann zeigte ich ihm auch die Parabelbilder, er fand aber Williards Steindrucke so unter aller Kritik, daß er sich entschloß, diesen Plan aufzugeben. Ich erklärte mich bereit, mein Honorar fahren zu lassen, bat aber, wenigstens Williard voll zu entschädigen. Leid tut es mir doch um die viele vergebliche Mühe und meine hübschen Zeichnungen. Später kam auch Hoffmann und bemächtigte sich des Gesprächs. Bei Tisch erhob sich zwischen ihm und mir wieder der alte Streit um die Schönheit der gefüllten Blumen; ich gab der wilden Rose den Vorzug vor der Centifolie. Nach dem Abendessen behauptete ich, es sei in der katholischen Kirche ebensoviel religiöses Leben als bei uns, und geriet darüber wieder mit ihm aneinander. Da Baedeker wünscht, daß ich sein Porträt zeichnen soll, verabredeten wir die erste Sitzung gleich auf morgen.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 4. Mai 1834. Gestern ist nun endlich der Durchlauchtigste hier eingezogen. Er fuhr im Schritt durch die dunkelbeschattete Allee, einzelne Sonnenstrahlen spielten auf seinem Wagen, den eine große Volksmenge umgab; der ganze Weg war mit grünen Zweigen bestreut. Unsere Mägde lagen mit den Kindern in den Fenstern, Gerhard hing mit seinem roten Mützchen förmlich zum Fenster hinaus und konnte sich an den schönen Hottos gar nicht satt sehen. Obwohl sich der Herzog jeden feierlichen Empfang verbeten hatte, waren auf dem Schlosse die Cavaliere versammelt, um altem Brauche gemäß ihren Fürsten in der Residenz zu begrüßen. Dieser aber war sehr ungnädig und kanzelte sie wohl eine halbe Stunde lang tüchtig ab, da er doch ganz unbemerkt hätte bleiben wollen. Morgen wird er schon wieder abreisen; ich kann ihm also, weil die Zeit zu kurz ist, meine Aufwartung nicht machen. Darüber, ob der Dux künftig hier oder in Bernburg residieren wird, ist noch immer nichts bestimmt. Jedoch wird auf jeden Fall das Hofmarschallamt hier bleiben, und mehr braucht's für mich nicht, denn dann kann der Hofmaler auch hier bleiben.

Heute kam ein Brief von Vaterchen, daß Julchen am 7ten abreisen soll, da er am 8ten in Hannover eintreffen und Julchen dort in Empfang nehmen will. Nun gilt es Eile. Julchen ist beim Packen, und ich habe eben einen Wagen bis Hannover für 24 Thaler genommen. Die Kinder sind vor Freude auf die Reise ganz aus dem Häuschen. Ich danke Dir, liebes Mütterchen, daß Du mich bei Dir aufnehmen willst, doch werde ich, ehe ich zu Dir kommen kann, noch ein paar Wochen hier tüchtig an den Zeichnungen zu arbeiten haben, damit ich dann in Dresden die Platten fertig machen kann. Ich freue mich darauf, mit Adelheid fleißig botanisieren zu können. Hier habe ich mit meiner botanischen Lust Schelle und Fritz Starke stark angesteckt, und auch Gutschmid wird wankend. Bertha kennt auch schon einige lateinische Namen, mit welchen sie Emilien in Erstaunen setzt, welche alle Blumen Kuckucksblumen nennt.

An meinem hiesigen Umgang gewinne ich immer mehr Freude. Am wertvollsten ist mir Schelle, der ein wissenschaftlich durchgebildeter Kopf ist und dem auch künstlerisches Verständnis nicht abgeht. Der Verkehr mit ihm ist für mich äußerst anregend. Auch mit Gutschmid befreunde ich mich immer enger; er legt mir gern etwas von seinen literarischen Arbeiten zur Beurteilung vor, was dann zu interessanten Diskussionen Veranlassung gibt. Die wissenschaftlichen Berührungen, die mir in Hermsdorf ganz abgingen, sind mir sehr viel wert, und ich habe hier in einem halben Jahre mehr gelernt, als in Hermsdorf in dreien. Mit dem jungen Starke verkehre ich auch viel, er ist ein lieber ehrlicher, unaffektierter Mensch, den ich gern mag, der mir aber nicht viel bietet; er dient mir mehr als Spazierstock.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Bremen

Ballenstedt, den 9. Mai 1834. Es ist mir sehr beruhigend, Dich nun schon im Schutze und Geleit unseres lieben Vaters zu wissen. Noch habe

ich es nicht ganz begriffen, daß Du weg bist, und will ich bisweilen zu Dir gehen, um Dir meine Arbeit oder eine Blume oder sonst etwas zu zeigen. Als Du fort warst und ich wieder herauf in die Zimmer kam und die großen Milchteiche von der Kinder Frühstück auf dem Tische sah, war mir's entsetzlich lohgerberhaft zumute. Da schloß ich mich ein, legte mich aufs Kanapee und griff nach der Zeitung, wo ich denn las: „Anders behandelt man die Ochsen zur Arbeit, anders zur Mast und wieder anders die, welche Milch geben sollen." Dies war mir etwas tröstlich. Nach Tisch wollte ich schlafen, konnte aber nicht – da machte ich mir aus dem Stiel einer tönernen Tabakspfeife ein Blasrohr und schoß mit kleinen Wachskugeln nach den Spinnen, die hoch in meinen Zimmerecken saßen und Bosheit brüteten, und gleich vier tot. Dies machte mir fast mehr Vergnügen als die letzte Hasenjagd, und ich wurde abermals etwas getröstet.

So gestärkt, nahm ich eine Mappe mit Löschpapier und rannte fort mit dem Entschluß, durch das Selketal auf den Meiseberg zu gehen. Ich sickerte so ohne Weg längs der Täler hin, an kleinen Gewässern botanisierend, und starb bald vor Durst, sodaß ich anfing wie eine Kuh zu weiden und Sauerampfer fraß. Dieser Durst war mir wieder tröstlich, er ließ mich Weib und Kind vergessen. Endlich führte mich der Himmel in die Selkemühle. Die Wirtin fragte mich, was ich haben wollte. „Das wird – antwortete ich – ganz davon abhängen, was die Sache kostet, denn ich habe nur drei Groschen in der Tasche." Nun nannte mir die Gute ihre Preise, und darauf bestellte ich vorerst einen Schnaps und dann Bier und Brot. Nachdem ich dies genossen und alles mit drei Sechsern berichtigt hatte, stieg ich ganz selig den Meiseberg hinauf, fand oben ganz fürchterlich viel Blumen und legte mich dann behaglich auf einen großen runden Tisch in Annascher Stellung, um die Blumen in meiner Mappe zu ordnen. Dann schaute ich lange ins Tal hinab, das ganz zauberhaft beleuchtet war, und kehrte nach neun Uhr mit Blasen an den Füßen nach Haus zurück, wo ich Dich ganz entsetzlich vermissen tat.

Gestern war ich zu der Mamsell Gerlach zum Kaffee eingeladen. Ich dachte, es würde so ein recht hübsches tête-à-tête werden und wir würden zusammen in den Aurikeln hocken – aber ich fand den Garten wimmelnd von Menschen wie das Linkesche Bad in Dresden. Die Gerlach hatte alles eingeladen, was da kreucht und fleugt. Besonders viel wurde davon gesprochen, daß der Schornsteinfeger Kalisch zwei Millionen Thaler geerbt hätte, welche Tatsache Alvensleben sehr einzuleuchten schien. Nachdem wir so ausgetrocknet und von der Sonne gedörrt waren, daß Gutschmid schon seit einer Stunde nicht mehr spucken konnte und Krosigk die Zunge aus dem Halse hing wie einem Jagdhunde und Fritz Starke, von uns allen schon aufgegeben, hinter einer Hecke lag, erschien endlich ein Weib und gab uns etwas Milchschokolade, welche uns denn doch insoweit aufmunterte, daß wir anfangen konnten, die Aurikel zu loben. Weil jetzt alle Frauenzimmer hier ganz egal gekleidet gehen und es hier viel Kleine,

so von Deiner Figur, gibt, so täuschte ich mich alle Augenblicke und glaubte, Dich zu sehen, weil ich's außer dem Hause immer noch vergesse, daß Du fort bist; einmal zog ich dem Fräulein Alvensleben ein greuliches Maul, weil ich glaubte, Du wärest es, und ich Dich ergötzen wollte. Ich wurde gewaltig bedauert wegen meines Strohwitwertums. Louise Starke[1] fragte mich: „Was mag wohl jetzt das Julchen machen?", welches mir einen ungeheuren Abscheu vor ihr einflößte, denn „das Julchen" finde ich einen abscheulichen Ausdruck; ich habe seitdem auch die Jettchen viel lieber, die kurz darauf zu mir trat und sagte: „Was mag wohl jetzt die liebe Julchen machen?"

Heute abend war ich bei Seelhorsts, um mich für die vielen Spargel zu bedanken, die die gute Frau mir geschickt hat. Er erzählte viel von Berlin und referierte jedes Wort, das der König und die Prinzen mit ihm gesprochen. Von Dessau aus scheint es wirklich nicht an Bemühungen gefehlt zu haben, in Berlin darauf hinzuarbeiten, daß unser Herzog für unfähig zur Regierung erklärt werde. Auf seine Einfalt haben einige Prinzen auf eine für Seelhorst recht bittere Weise angespielt. Über unseren hochseligen Herrn hat sich der König sehr hübsch geäußert. Ich mußte dann mit Seelhorst Schach spielen und gab mir viel Mühe, den guten Alten seine zwei Partien gewinnen zu lassen, was ihm große Freude machte.

Rose macht mir gutes Essen und scheuert recht con amore; an einem Fenster popelt sie ein paar Stunden lang, dann wird's aber auch wie Kristall. Agnes Starke kommt öfters, um nach der Wirtschaft zu sehen. Die Nachtigallen sind jetzt ganz wütend geworden und schlagen dicht vor unseren Fenstern, daß man gar nicht schlafen kann; morgen werden sie wohl ins Zimmer hereinkommen. Mir ist ihr Gesang zu fett, er schmeckt wie geschmolzene Butter; ich kann das nicht lieben und lobe mir meine Starmatzen.

Den 12. Mai. Gottlob, daß ich Dich nun wohlbehalten im Schutze Deines Elternhauses weiß; heute früh kam Dein Brief. Als ich gestern morgen mich erinnerte, daß Gerhards Geburtstag war, setzte ich mich gleich hin und schrieb ihm einen langen Brief – den ersten, seitdem ich in Ballenstedt bin. Es wurde mir sehr schwer, meine Scheu zu überwinden; die alten Erinnerungen, die dabei aufleben, ergreifen mich zu stark. Mitten im Schreiben wurde ich durch Siegsfeld gestört, er hatte seinen schönsten Bratenrock an – hilf Himmel, wie sah ich in meinem niederträchtigen Negligé dagegen aus, wie der Übergang von den Erdschwämmen zu den Kreuzspinnen! Zu Tisch hatte ich Fritz Starke gebeten. Rose hatte ein gutes Essen gemacht, Kalbsbraten und Reiskuchen, und ich ließ meinem Bruder zu Ehren eine Flasche Moseler holen. Wir waren unglaublich vergnügt. Nach Tische feuerte ich die kleine Kanone dreimal ab, sodaß die Leute auf der Straße wie berauscht vor Freude waren, dann wanderten wir zusammen auf den Falkenstein.

[1] Louise Starke (1803–1861), Tochter des Oberhofpredigers, × 1837 mit Appellationsgerichtsrat Bley in Bernburg. – Henriette Starke (1795–1839), unvermählt.

Sage doch Vaterchen, wenn mein Kunstaufsatz und der alte Hermsdorfer Aufsatz über den inneren Kirchenfrieden, den ich Dir auch mitgab, ihm zu unordentlich zur Veröffentlichung erscheinen, dann möchte er sie als Andenken behalten an seinen konfusen Schwiegersohn und seiner Sammlung von Manuskripten einverleiben. Schriftstellern ist eine Lust, aber Zeichnen ist doch noch lustiger, und am allerlustigsten wäre es, mit seiner kleinen Frau auf den Meiseberg zu spazieren und einen Kaffee zu trinken.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Bremen

Ballenstedt, den 23. Mai 1834. Als ich mich eben an das Genießen Deines Briefes machte, wurde ich so vergnügt, daß mir hinter der Hosenhebe ein Knopf abriß, den Du mir wieder anflicken mußt, wenn Du kommst. Ich mußte hart lachen über die Kindergeschichten und fast weinen über Deine Treue und Liebe, daß Du Dich trotz Deines übermenschlichen Wohlbehagens in Bremen, wo Dich soviel Liebe umlagert, dennoch nach Deinem kümmerlichen Manne sehnen kannst. Fast mußte ich weinen, sage ich, denn die große Freude über Deine Fidelität und das unschuldige Glück, das Du jetzt genießest, ließ es soweit nicht kommen. Ja, wohl sehne ich mich gewaltig nach Dir, viel mehr als nach den Kindern, so gute Animalien sie auch sind, und ich habe durch Entziehung des langgewohnten und ausgedroschenen Glücks nun wieder von neuem einsehen gelernt, wie glücklich Du mich machst, und daß in einer rechten Ehe die Liebe sich nicht abstumpft, sondern wächst, immer noch einen höheren Grad zuläßt und nie sich erschöpft, daher unsterblich und ewig sein muß, göttlichen Ursprungs und den heiligend, der sich an sie hält.

Bei diesem herrlichen Wetter würde es jetzt hier sehr schön sein, wenn Du nur da wärest; ohne Dich aber ist Ballenstedt ein wahres Otternloch, welches man klüglich meiden muß. Dieses siehet sogar der liebe Gott ein, der mir gestern durch den Conferenzrat meinen Urlaub hat zustellen lassen. Daß Er es ist, der ihn mir gewährt hat, schließe ich daraus, weil es in dem Schreiben heißt: „auf höchsten Befehl", und da kann denn niemand anders als der liebe Gott gemeint sein, weil der Herzog am Rhein ist und ich die Antwort auf mein Gesuch bereits nach drei Tagen erhielt. Ich denke also am nächsten Dienstag, den 27. Mai, früh um ein Uhr mit der Post von hier abzugehen und, will's Gott, am Mittwoch zum Tee bei der Mutter zu sein. Da werden mich denn das liebende Mutterherz und die treue Schwesternseele für mein verlorenes Paradies trösten müssen. Es ist ein unerhörtes Ungemach, daß ich armer Adam außerhalb des Paradieses alleine umherständern muß ohne mein Geweib, und ich tröste mich nur damit, daß es keine Verstoßung auf ewig ist. Ich hoffe, mein Besuch soll der guten Mutter wohl tun, und auch Adelheid wird's Freude machen, mit ihrem Bruder einmal tüchtige Märsche nach Herzensluft ausführen zu können. Die alten Umgebungen in Hermsdorf aber werden mich, fürchte ich, eher traurig stimmen, denn ich sehe dort immer noch die Heimat und hier die Fremde.

Ich bin hier aber doch auch gewaltig viel herumspaziert und habe den schönen Frühling genossen, insoweit sich das ohne ein so liebes Weibchen tun läßt, wie Du kleine Kröte bist. Daß ich mit Schelle auf dem Sternhause war, habe ich Dir wohl schon geschrieben. Am dritten Feiertage machte ich mit Ballenstedt eine Promenade nach dem Meiseberg. „Mit Ballenstedt" sage ich, denn wir waren wenigstens vierzig Personen; Hempels[1] waren auch dabei, er gefällt mir nicht schlecht. Die mitgebrachten Speisen wurden gemeinsam verzehrt, und ich schlug, obwohl ich nichts beigetragen hatte, nichtsdestoweniger mit hohlem Leibe gehörig ein, nachdem ich in einem Streite mit Hempel zu meiner eigenen Verwunderung den Absolutismus kräftig in Schutz genommen hatte. Auf dem Rückweg kalberten die angestochenen jungen Kandidaten so stark mit den Damen, daß ich mit dem ernsten Hempel weit zurückblieb, und auch Schelle trat von den Weibern den Rückmarsch zu uns an. Wir drei gingen nun beim herrlichsten Mondschein durch den dunkeln Eichenwald und ließen uns von Hempel schauerliche Kriminalgeschichten erzählen, wobei stark geraucht wurde; zuletzt kamen wir in einen tollen Streit über die Zulässigkeit der Todesstrafe, welche Hempel und ich gegen Schelle in Schutz nahmen. Schelle entwickelte dabei ein enormes dialektisches Talent und hätte uns fast unterjocht, obgleich wir das gute Recht und die festeste Überzeugung auf unserer Seite hatten.

Den 24. Mai. Ich breche den Brief, der schon versiegelt war, wieder auf, um Dir noch die traurige Nachricht, die mir heute durch Adelheid wurde, mit beizufügen, daß am 18ten dieses die arme Heynitz durch einen sanften Tod von ihren Leiden erlöst worden ist.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Bremen

Dresden, den 10. Juni 1834. Gestern kehrte ich von Hermsdorf zurück, äußerst angegriffen an Leib und Seele. Heynitz war am Freitag von Roschütz, wohin er Ernestines Leiche begleitet hat, zurückgekommen. So ging ich gleich am Sonnabend hinaus und blieb über Sonntag dort. Je näher ich Hermsdorf kam, um so bänger wurde mir mein Herz. Heynitz wankte mir entgegen und schloß mich in seine Arme mit heftigem Weinen und wollte mich gar nicht wieder loslassen. Er schloß sich gleich mit mir ein und schüttete mir sein Herz aus. Den ganzen Sonntag wich ich nicht von seiner Seite. Wir gingen durch den Garten nach Ernestines und der Gräfin Dohna Lieblingsbank und lagen dann mehrere Stunden lang unter der Wilhelmseiche; Gott schenkte mir Beredsamkeit, sodaß ich ihm doch etwas zum Troste sein konnte, dem er sonst von allen anderen, auch von Roller und Scheibel, bisher ausgewichen war. Einen so hoffnungslos traurigen Menschen habe ich noch in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Er versprach mir, am nächsten Sonntag das Heilige Abendmahl mit mir zu genießen. So will ich dann wieder hinaus in dieses dunkle Todes- und Trauerhaus.

[1] Advokat in Ballenstedt, der spätere (nach der 48er Revolution) Minister; vgl. Leb.-Er. S. 132 Anm.

Im übrigen wandelte ich in Hermsdorf umher wie ein abgeschiedener Geist, der seine frühere Wohnstätte wieder aufsucht. Daß die alte Heimat so schmerzlich auf mich einwirken würde, hätte ich mir doch nicht gedacht. Es ist alles noch unverändert, der Garten in diesem Jahr besonders schön, die ganze Gegend sprach mich wieder unbeschreiblich an, aber freuen konnte ich mich nicht darüber, denn ich gehöre dem allen nicht mehr an. Wohltuend waren mir die alten Gesichter. Das der alten Gustel wackelte vor Freuden, als sie mich erkannte, und nahm, solange ich draußen blieb, so oft wir uns begegneten, einen wunderbar gemischten Ausdruck von Schmerz und Freude an. Alle die alten Leute waren sehr herzlich gegen mich, und es wurde mir deutlich, daß man uns in Hermsdorf wirklich geliebt hat. Die kleine Agnes Heynitz hing so zärtlich an mir, daß sie sogar bei Tisch neben mir sitzen mußte.

Koller war ganz der alte, und mit Blüher, der ehrlichen Seele, habe ich mich sehr gelabet; seine kleine Mathilde hatte eine tolle Freude, den Herrn Paten wiederzusehen, und hing wie eine Klette an mir. Die Gespräche mit Scheibel zogen meine Gedanken in wohltuender Weise von der mich überwältigenden Umgebung etwas ab. Ich höre ihn gerne sprechen, denn er ist voller Ideen und Erfindungen. Man muß bei ihm Person und System trennen. Wenn er dogmatisch auch in der Irre geht und sein erfinderischer Verstand ihn an der Nase herumführt, so meine ich doch, daß er als Protestant gegen die unausstehlichen kirchlichen Anmaßungen des Königs von Preußen eine geschichtliche Erscheinung und ein ganzer Mann ist. Merkwürdig ist aber, daß dieser tapfere Mann im praktischen Leben so unbeholfen ist wie unser kleiner Gerhard und sich vor jedem rasselnden Blatt und jedem Käfer erschreckt, sodaß ganz Hermsdorf über ihn lacht. Er ist originell wie ein Genie, gutmütig wie ein Kind, im Großen tapfer wie ein Held und im Kleinen furchtsam wie ein Hase.

Mutters Behagen und das Zusammenleben mit ihr ist sehr dadurch gestört, daß sie nun wirklich die kleine Julie Uexküll aufgenommen hat und auch für ihren Unterricht sorgt. Julie ist ein frisches, gescheites und gutherziges Menschenkind, aber für die arme Mutter doch eine ungeheure Last und fast noch mehr für Adelheid. Das Schlimmste ist, daß der Vater jetzt hier ist, sich in einem fort in die Erziehung einmischt und, wie mir scheint, das Kind demoralisiert. Da Mutter dagegen ankämpft, bestellt er sich das Kind jetzt immer zu dem alten ehrwürdigen Tiedge. Ich werde da wohl eingreifen müssen, und es wird hart auf hart gehen. Als ich hier ankam, saß der Baron auch da und außer ihm eine Miß Watson, welche Gouvernante bei Graf Pückler in der Oberlößnitz ist, jetzt aber acht Tage bei uns war, um Dresden kennen zu lernen. Es ist schrecklich, wieviel Menschen Mutter immer neu kennen lernt und um sich hat. Ich schlich mich still mit meiner Pfeife fort und ging zu Freund Berthold, bei dem ich den guten Heidler und Baehr traf. Es war mir, als ich so wieder auf Bertholds Kanapee saß, ganz unbegreiflich, daß zwischen jetzt und dem letztenmal die ganze Ballenstedter Zeit liegt.

Die arme Adelheid ist durch die Sorge für die kleine Julie so gekreuzigt, daß wir gar nicht zu unseren botanischen Wanderungen kommen. Ich habe aber auch kaum Zeit dazu, denn ich bin entsetzlich fleißig, grundiere, radiere und ätze den ganzen Tag an meinen Platten, um sie dann in die Druckerei zu schleppen. Einmal waren wir auf Fintlaters, wo mich die schöne Aussicht so frappierte, daß ich ordentlich Heimweh nach Sachsen bekam, obgleich ich mitten drin saß.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Hermsdorf, 16. Juni 1834. Das war heute der eigentliche Abschied von Hermsdorf. Mein großes Bild wurde verpackt, Kaskel will es an Arens & Co. in Memel expedieren. Mutterchen kam mit Adelheid und Julchen [Uexküll] herausgefahren, um Abschied davon zu nehmen, alle Hofmägde und Leute aus dem Dorfe kamen, um es noch einmal zu sehen. Ich hatte es am Morgen mit Eiweiß überzogen und rollte es nun mit Hilfe des Tischlers Trepte und des Radeberger Sattlermeisters. Heynitz sah mit Tränen im Auge zu. Mir war auch sehr wehmütig, als mit dem Bilde die ganze Geschichte der drei Jahre in Hermsdorf zusammengewickelt wurde.

Dresden, 27. Juni. Gestern kam mein alter Richter aus Meißen herüber und war den ganzen Tag mit mir zusammen. Abends ist die liebe Gräfin Dohna angekommen und bei Mutter abgestiegen. Ihr Anblick allein schon ist mir herzstärkend, er zerstreut unwillkürlich alle Unlauterkeit der Seele, denn in ihren Zügen prägt sich ganz die Liebe Gottes aus, sie sind wie göttlicher Natur geworden.

Dresden, 14. Juli. Furchtbare Hitze, Vorgeschmack der Hölle, stört mich sehr im Arbeiten. Gestern nachmittag hübsche Fahrt mit Hübel nach Cossebaude, es war traulich in dem niedrigen Weinbergsstübchen. Vor dem Schlafengehen nahm ich noch ein Luftbad, indem ich mit meiner Zigarre im Nachthemde in dem Weinberg umherstrich. Früh halb fünf ging ich schon wieder in den Garten, die Luft im Tale war herrlich erfrischt, ich wusch mich in dem vortrefflich kalten Wasser des Baches und stürzte mir einige Ladungen davon über den Kopf. Wie töricht sind wir doch, daß wir uns solches Naturleben entgehen lassen!

18. Juli. Die Hitze dauert an, ich gehe jeden Tag mit Heynitz in die Schwimmanstalt. Die Elbe liegt jetzt immer so voll Badender, daß die Schiffahrt gehemmt wird. Heute abend machte ich mit dem Baron Uexküll einen Spaziergang bis an den Badeplatz hinter der Schiffsmühle, wo wir uns auskühlten und an dem Bilde der vom hellen Mondschein beleuchteten badenden Figuren erfreuten. Das führte uns auf ein Gespräch über die Nacktheit, die im Altertum ohne Scham und Heuchelei war, und wie sich dagegen bei uns unter dem Einfluß des Christentums alles maskiert: Alexander gibt frei seine Eitelkeit und Ruhmsucht als Motiv seines Handelns bloß, Napoleon schützt den Staat und das Beste seiner Nebenmenschen vor.

25. Juli. Heute hätte ich leicht ertrinken können. Als ich mich vom Floß in die Elbe hinabgleiten ließ, die infolge der Gewitter sehr gestiegen ist, schoß ich dicht beim Floß in eine große Tiefe hinab und muß wohl sehr lange unten geblieben sein, denn als ich wieder auftauchte, war großer Tumult auf dem Flosse, und der Bademeister stieß ein Donnerwetter nach dem andern aus: ich hätte unter das Floß kommen können, und er hätte gedacht, ich sei schon weg. Nun warf ich mich der Länge lang ins Wasser, sodaß ich gleich ein Stück vom Floß abschoß, und da ging's vortrefflich. Die Elbe war so trübe, dick und gelb wie Erbsensuppe.

*

W. v. K. an den Atti

Dresden, den 20. Juli 1834. Was Du von Düsseldorf träumst, wäre wohl schön und köstlich, aber ich kann solch Ding nicht hoffen. Es gibt gerade jetzt so viele hervorragende Maler, und mein Talent ist doch höchst mediocre. Indessen kann ich mir's auch nicht recht denken, daß ich in Ballenstedt begraben werden soll, obwohl ich's ganz zufrieden wäre. Ein Ruf nach Rußland wäre eher möglich, aber dahin würde ich nur mit großem Widerstreben gehen. Wenn Gott den Fleiß meiner Hände segnet, so ist auch Ballenstedt mir ganz genügend. Die Menschen in Ballenstedt sind mir jetzt auch ganz recht, und ich kann Gott nur danken, daß er mich nicht in schlimmere gesellige Verhältnisse gebracht hat. Wird auch Julchen gern wieder hingehen? Ich denke: ja, und Gott wird uns segnen, daß wir dort ein stilles und geruhiges Leben in Demut und Liebe und Freude im heiligen Geiste führen werden.

*

Der Atti an W. v. K. in Dresden

Bremen, den 29. Juli 1834. Dein Junge hat eine Lieblichkeit, daß mir bei seinem Anblick das Herz zerschmilzt, wenn er aber zornig wird, hat er eine Stimme wie der Telamonier Ajax, gleich der Stimme von tausend Kriegern. Ihr mögt Gott um Weisheit bitten, solch einen Jungen zu erziehen – da mag es gut sein, daß am Harz die Birken so lustig wachsen. Wenn übrigens jede Idee von angeborener Unschuld der Kinder längst in mir vernichtet ist, so ist der Glaube an mütterliche Geduld und Liebe durch Julie in mir verstärkt und das liebliche Bibelwort „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen?" mir näher gebracht. Ja, wenn der treue Gott nicht selbst solch ein Mutterherz hätte, wie hätte er es mit uns Schälken und Kindern des Zornes so lange ausgehalten! Aber welch ein Jammer, daß wir von Seiner Liebe ebensowenig Notiz nehmen, wie Euer kleiner Gerhard von der seiner Mutter, vielmehr alles als selbstverständlich hinnehmen und es uns gar zugute halten und auf Sein Schuldbuch schreiben, wenn wir Ihm einmal danken und Ihn anlächeln.

Deine falsche Demut und Bescheidenheit, mein lieber William, muß ich tadeln. Du darfst die Gaben, die Dir Gott verliehen hat, nicht geringschätzig betrachten und Dein Talent gar ein mediocres nennen. Daß Deine Finger und Pinsel nicht vermögen, was Dein Geist Dir idealisiert,

versteht sich von selbst. Hierin stehen wir Menschen den Spinnen und Bienen weit nach, wie dem Wildschwein an Gehör und dem Luchs an Gesicht; aber das soll uns zwar demütig machen, was in allen Dingen gut ist, doch nicht verzagt, sonst wird's auch zum Höcker, der uns hindert, durchs Nadelöhr zu kriechen.

Ich schreibe Dir, während Dein liebes Weibchen und mit ihr die beiden kleinen weiblichen Seelen ihre Blumenblätter noch verschlossen halten vor der Morgensonne – es ist halb sieben. Dein Gerhard aber kam soeben wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, um wie ein Held Milch und Brot dürftiglich zu verzehren. Der bevorstehende Abschied preßt mir das Herz, besonders der Gedanke an die Reise in der Glut des Sommers. Aber – was Sorgen! God tempers the wind for the shorn lamb!

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 13. Aug. 1834. Das war ein Jubel, als ich am 7ten mittags hier eintraf und Julchen mit den Kindern wohlbehalten schon vorfand. Die ersten Tage lebten wir wie im Rausch. Julchen sieht ja wie neugeboren aus, so frisch und rund, und mein Gerhard ist ein namhafter Mann geworden, ich würde ihn kaum erkannt haben, wenn ich ihm zufällig begegnet wäre. Da Du seit einiger Zeit Deine Briefe mit so schönen englischen Redensarten würzest, welche mir das beneidenswerte Ansehen geben, als sei ich ein Kenner in diesen Dingen, sollte ich nun eigentlich auch in fremden Zungen weiterreden: Dresdis mitgebractus sum sorellam meam Adelheidam. Das arme Tierchen hatte etwas Aufheiterung wirklich nötig, und unsere kräftige Gebirgsluft wird ihr gut tun. Wir frühstücken jetzt sogar im Freien, da Simons uns unter dem großen Nußbaum vor Julchens Fenster eine hübsche Bank gebaut haben; da bringen wir jetzt eigentlich den ganzen Tag zu im Schatten der Zweige, die bis zur Erde hängen. In nächster Woche erwarten wir den alten Volkmann, der acht Tage bei uns bleiben und dann Adelheid mit zurücknehmen will. Auf der Herreise waren wir einen Tag in Leipzig, Adelheid wohnte bei Clärchen, ich bei Alfred Volkmann. Härtel bewirtete uns in seinem neuen Hause, welches das schönste in ganz Sachsen und wirklich eine Sehenswürdigkeit geworden ist.

Du fragst mich wegen der Engelsflügel auf „Jakobs Kampf" [s. die Abbild.]. Ich wollte allerdings anfänglich die Flügel weglassen, um dem Ausdruck der Schrift „ein Mann" mehr zu entsprechen, fand mich aber doch hernach genötigt, die Flügel wieder anzuschnallen, damit es nicht wie eine profane Balgerei aussähe, und damit das Publikum, da ich, um den Kampf zarter zu halten, den fremden Mann jugendlich dargestellt habe, nicht etwa gar in seinen dummen Gedanken dächte, Jakob habe sich ein Mädchen gefangen. Zudem: wo in der alten guten Zeit Engel erschienen sind, haben sie gewiß niemals Flügel gehabt, wie die Männer in weißen Kleidern auf des Herrn Grab; die aber, die sie sahen, wußten eben, es seien übermenschliche höhere Wesen. Im Bilde aber würde man den Engel nicht

kennen, wenn er nicht als solcher besonders bezeichnet würde, und das tun wir durch die Flügel; der „Mann" mußte hier als übermenschlich bezeichnet werden, nicht für Jakob, sondern für uns. Außerdem geben die großen Flügel der ganzen Gruppe mehr Fülle und Gewalt und machen einen geisterhaften Eindruck.

Es scheint, als wolle Baedeker das Werk nun liegen lassen, ich habe aber doch einige Hoffnung, der Absatz könne sich durch das dritte Heft noch heben. Es gefällt, aber man weiß nicht, wie man es bekommen soll. In Estland ist umsonst Nachfrage danach, wie mir Gerhard schreibt, in Dresden wollten es sich mehrere Damen anschaffen, wußten aber nicht, wie dies zu machen sei; das Verschreiben ist nicht jedermanns Sache. In einer Rezension der „Allgemeinen Kirchenzeitung" stand eine Aufforderung an Behörden und gemeinnützige Vereine, das Unternehmen zu unterstützen, damit es nicht liegen bliebe. Sehr wünschte ich das baldige Erscheinen des dritten Heftes, da wir hier zum Herbst den Prinzen Friedrich mit Gemahlin erwarten, denen ich unser Buch gerne ans Herz legen möchte, vielleicht findet sich durch Prinz Friedrich auch ein Weg zu dem Kronprinzen.

Du fragst, ob Du meinen Kunstaufsatz nun herausgeben solltest. Wenn Du ihn also nicht ganz schlecht findest – und das scheint mir schon in Deiner Frage zu liegen –, so möchte ich allerdings ganz gern etwas von mir gedruckt sehen, und magst Du ihm auch immerhin meinen Namen um den Hals hängen, damit wir, Julchen und ich, öffentlich geachtete Personen werden.

Siegsfeld erzählte neulich, Voß' Tochter hätte die Raphaelsche Madonna ganz wunderschön auf ein Sophakissen gestickt. Denke Dir solchen Frevel!

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 7. Sept. 1834. Ich habe jetzt das große Christusbild für Uhlich angefangen. Es macht mir viel Freude, und ich glaube, es wird ein gutes Bild werden. Ich merke daran, daß ich einen Schritt vorwärts gekommen bin; vor vier Jahren machte ich einen Karton zu demselben Gegenstande, den ich noch habe und damit vergleichen kann. Ich habe nun Uhlich geschrieben, daß er das Bild, wenn ich es bis zu dem Pömmelter Festtag nicht fertig bekäme, nicht zu nehmen brauchte, ich würde es dann für mich behalten[1]. Für Fritz' [Krummacher] „Elisa" zeichne ich als Titelblatt den Durchgang Elisa's durch den Jordan, welches Bild mir auch so viel Freude macht, daß ich Lust habe, wenn der Christus fertig ist, es in halber Lebensgröße zu malen. Nebenbei zeichne ich jetzt auch wieder einmal Medaillen, wie einst in Petersburg. Mein Freund Gutschmid, der vor kurzem aus Venedig zurückkam, ist jetzt Feuer und Flamme für eine Verschönerungsgesellschaft, die er in Dresden bilden

[1] Auch die Nachfrage in Pömmelte hat nicht ergeben, ob das Bild nach dort geliefert worden ist. Vielleicht ist das 1834 begonnene große Christusbild dasselbe, das in dem „Verzeichnis verkaufter Bilder" unter 1838 an erster Stelle angeführt ist [s. oben S. 285], leider ohne Angabe, an wen W. v. K. es gesandt hat.

will zu dem Zwecke, öffentliche Kunstwerke anzulegen. Er hat bereits die Statuten aufgesetzt und will diese dem Prinzen Johann überreichen, und für diese Statuten muß ich ihm zwei Medaillen zeichnen.

Ich freue mich, daß Dir die beiden Gedichte nicht mißfallen haben. Die falschen Reime stören mich aber nicht, im Gegenteil haben so stumpfe Reime etwas Wohltuendes für mich; sie kommen mir vor wie der feine Ton in der Gesellschaft, der ungezwungen doch paßt – willst Du mich über diesen Geschmack recht tüchtig auslachen, so habe ich nichts dawider und lache mit. Aber den Schluß des Liedes: „In meinem Herzen lebt ein heil'ges Bild" [vgl. S. 272] möchte ich durchaus nicht verändern. Bei der von Dir vorgeschlagenen Änderung: „Mir bangt nicht mehr vor dunklen Todesnächten, O heilig Bild, mein Gott ist mir zur Rechten" fehlt das verbindende „nun", „nicht bangen" ist noch nicht „nicht kennen". Auch Dein „Seligkeiten" und „Freuden" sagt mir nicht zu, denn erstens wäre „Freuden" ein ebenso unreiner Reim, und zweitens wäre der Kontrast mit „Trauerweiden" weniger scharf, der diesen Vers durch die plötzliche Herabstimmung interessant macht. So rede ich denn meinem Machwerk das Wort, wie es denn eine alte Erfahrung ist, daß Dilettanten mit ihren Werken zufriedener sind als Künstler.

Mir scheint, die Sprache kann im Liede gar nicht einfach genug sein; je weniger gezwungen, je natürlicher der Ausdruck und die Worte sind, je tiefer schlagen sie in meinem Innern an – versteht sich, wenn die Idee, der sie die Form geben sollen, poetisch ist. Ich finde in den Liedern der beiden ersten deutschen Dichter, die ich kenne, diese unbeschreibliche Einfalt, bei Goethe und Paul Gerhardt, welche große Ähnlichkeit haben, nur verschiedene Felder bebauten. Auch finde ich diese Einfalt und das Ungesuchte in den besten Raphaelschen Bildern, die so sind, daß ein Unkundiger denkt, ein jedes Kind könne sie erfinden. Der Gehalt macht's, nicht die Form – so war Napoleon, wenn man ihn kommandieren sah, in seinem grauen Überrock und schlichten Hut imposanter als seine goldgestickten Generale.

Doch beiseite die Poetik – die schönste Poesie erlebe ich jetzt durch Julchens Liebenswürdigkeit, die zwar immer bemerklich groß war, seitdem sie aber in Bremen war, geradezu überschwänglich benannt zu werden verdient. Ich brauche eine Frau, die mit mir Unsinn treiben kann. Adelheid ist am 27. August in Volkmanns Begleitung zurückgereist. Volkmann war die acht Tage lang überaus selig und genießend bei uns. Wir wanderten selbander auf die Victorshöhe und hielten da, den Kopf auf großen Steinen, eine vortreffliche Nachmittagsruhe – ich erinnere mich nicht, je so comfortable und prächtig geschlafen zu haben; machten auch eine Wagenpartie nach der Roßtrappe, es war rührend, die kleine Anna auf den Felspfaden hinwandeln zu sehen. Wenn wir nicht disputierten oder spazierten, so dichtete er augenblicklich und hat mindestens ein halb Mandel Gedichte in meiner Sophaecke unter allem Kindergeschrei herfürgebracht. Gerhard war höchst aimable gegen ihn und

macht Deiner Influenza alle Ehre. Gegen mich ist mein Herr Sohn sehr gehorsam, allenfalls auch gegen Mama, die kleinen Mädchen aber geringschätzt er, trutzet ihnen und übt sie in weiblicher Selbstverleugnung. Jetzt erwarten die Kinder mit Sehnsucht den Onkel Sihler aus Dresden, der eine Woche bei uns bleiben wird; ich soll ihn auch porträtieren. Meinen Vetter Constantin, der vor acht Tagen mit Sally Zezschwitz getraut worden ist, erwarten wir auch, doch werden sie wahrscheinlich ihres vielen Gepäcks wegen nicht über Lübeck, sondern über Berlin nach Rußland reisen.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 21. Nov. 1834. Heute ist hier endlich wieder Ruhe eingezogen, der Hof ist fort nach Bernburg. Seit mehr als vier Wochen hat das gute Ballenstedt auf dem Kopf gestanden wegen der Feierlichkeiten zum Einzug des Herzogpaares[1]. Ballenstedt wetteiferte mit Bernburg, da noch immer nicht entschieden ist, wo nun die Hauptresidenz sein wird; der Conferenzrat will den Herzog gern nach Bernburg haben. Hier ist das ganze Schloß im Inneren erneuert worden, wobei mir die Restauration einer Anzahl von Bildern zufiel. Darunter waren auch die Porträts des sel. Vaters von dem kleinen Prinzen mit der Pistole [vgl. die Abbild. in den Jug.-Er.] und von der Prinzeß. Wie gut sind diese Bilder doch!

Die Hofgesellschaft wurde am meisten erregt durch das Festspiel „Wolfgang", das Hoffmann gedichtet hat, und Gutschmid noch einen Prolog dazu. Als am 30sten October, dem Tage der Vermählung, ein großer Ball, dem wir uns nicht entziehen konnten, im Großen Gasthof stattfand, kam der Kammerherr v. Alvensleben auf mich zu und wollte mir mit Gewalt die Rolle des Herzogs Georg des Frommen von Dessau aufdrängen. Ich lehnte das natürlich ab. Am nächsten Nachmittag kam er, als ich in einem furchtbaren Aufzuge gerade mitten im Malen war, zu mir und brachte die Rolle gleich mit, in der festen Überzeugung, daß ich sie doch noch übernehmen würde. Es fiel mir ungeheuer schwer, ihn zu enttäuschen, ich mußte ihm schließlich sagen, daß es wider mein Gewissen wäre. Ich fürchtete, daß ich ihn dadurch gekränkt hätte, da er doch auch meinen wird, ein Gewissen zu haben, selbst aber leidenschaftlich gern Komödie spielt. Ein paar Tage darauf kam er aber sehr freundlich wieder zu mir und fragte mich wegen der Kostüme um Rat, und da ich ihm dann eine Anzahl sauber gezeichnet ins Haus schickte, war alles wieder gut, und er fühlte sich obendrein mir noch verpflichtet. Im Club hat er dann erzählt, er habe doch wenigstens gesehen, daß es mir sehr schwer gefallen sei, ihm seinen großen Wunsch abzuschlagen, ich hätte nun einmal ein Vorurteil wider alles Komödienspiel. So hoffe ich, nun diese Plage ein für allemal los zu sein.

[1] Der Herzog wurde bald nach seinem Regierungsantritt vermocht, sich zur Ehe zu entschließen, und warb um die Prinzessin Friedrike von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1811–1902). Die Vermählung fand am 30. Oktober 1834 auf Schloß Louisenlund bei Schleswig statt.

Ich habe in all der Zeit der allgemeinen Unruhe still an meinem großen Christusbild gemalt. Er steht nun schon da in seinem blauen Gewande mit der Fahne in der Hand. Auch einen kleinen Christuskopf [s. die Abbild.] habe ich für Julchen zum Geburtstag gezeichnet; er erfreute sie sehr und nimmt sich in einem schönen Rahmen aus hellem Holz an der Wand recht gut aus.

Am Donnerstag, den 13. Nov. fand nun der feierliche Einzug des Herzogs statt mit unserer niedlichen kleinen Herzogin. Am Tage vorher überraschte mich die Prinzessin Friedrich von Preußen durch einen Besuch. Sie hat in ihrem Gesicht noch ganz das Liebliche, was sie früher so anziehend machte; ihre Augen erinnern sehr an die der Gräfin Dohna. Die Prinzeß betrachtete mit offenbarem Interesse lange meinen Christus wie auch die Bibelbilder, und war äußerst freundlich. Ich kann nicht leugnen, daß bei der völligen Gleichgültigkeit, die der Hof bisher gegen mich gezeigt hat, dieser Besuch mir eine große Freude gewesen ist. Am Einzugstage kündeten am Nachmittag um halb drei die Kanonen vom Schloß, daß die Herrschaften die Grenze überschritten hatten, an der sie bereits von den Berittenen empfangen wurden. Die Allee füllte sich nun immer dichter mit Menschen, und um halb vier Uhr kam der Zug an. Vornweg ein Trompeterkorps auf Schimmeln und die berittenen Bürger, alle in blauer Kleidung mit breiten grün-weißen Schärpen, dann die berittene Jägerschar mit Büchsen, hierauf der herzogliche Wagen, von den Stadtschützen umgeben, dann ein anderer Sechsspänner mit den beiden Prinzen von Holstein, und zwei vierspännige Postzüge, der eine mit den Hofdamen, der andere mit den beiden Kammerherren Lasperg und Siegsfeld. Hintennach stolperte ein langer Zug von wunderbaren Gestalten mit langen schwarzen Flinten. An der Ehrenpforte vor Seelhorsts Haus standen hundertundachtzig bekränzte junge Mädchen, die auch noch ein Gedicht überreichten, nachdem die Herrschaften schon an der Ehrenpforte in der Stadt verschiedene Carmina hatten über sich ergehen lassen müssen. Mich freute an dem ganzen Einzug am meisten, als ich hörte, die Herzogin habe die Anrede der Bürgerschaft mit den Worten erwidert: „Ich komme hierher einzig und allein im Vertrauen auf Gott und hoffe, es werde mir gelingen mit Seiner Hilfe."

Am Freitag war dann die große Illumination, um die sich hier schon seit acht Tagen alles gedreht hatte. Ich hatte auch dazu beigetragen, indem ich für Seelhorst, der auf seinem Dache außer einer großen Sonne auch noch ein Transparent haben wollte, den Entwurf zu letzterem gezeichnet habe. Seelhorst hat sich die Sache wohl fünfzig Thaler kosten lassen, und Salmuth noch mehr. Wir machten es bescheidener — Julchen hatte Tonleuchter grün umwunden und in jedes der acht Fenster vier Lichter gestellt. Gerhard tanzte vor Freude darüber wie toll in der Stube herum; ich konnte das sehr genießen, denn ich war allein mit ihm und hütete das Haus, indem Julchen mit den anderen Kindern in Seelhorsts Equipage herumfuhr und die Mägde auch unterwegs waren. Als Julchen zurückkam, tat ich noch einen Sprung zu Seelhorsts hinauf.



Gerhard



Anna



Bertha

„Zu Deinem Geburtstage schicke ich Dir hier drei kleine Zeichnungen Deiner Enkelkinder, die zwar nicht gerade en beau dargestellt, aber doch ähnlich sind. Julchen war sehr aufgebracht über Berthas Zopf auf der Zeichnung, der eigentlich als Nest antik aufgewunden ist und nur zufällig heruntergefallen war, was ich nicht wußte."

W. v. K. an seine Mutter am 21. Nov. 1834



Die Tochter Bertha

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute fing ich die Retouche von Berthas im October angefangenem Bild an. Ich malte das rote Sammetkleidchen, die weißen Ärmel und die Haare mit großem Fleiß."

W. v. K.s Tagebuch am 11. Febr. 1833

Die Illumination war wirklich brillant. Im einzelnen hat es dabei manch spaßhafte Inschriften gegeben. An der „Stadt Bernburg" war als Transparent ein Saufbruder dargestellt mit der Unterschrift: „Ob ich gleich von Braunschweig bin, hab ich doch für Anhalt Sinn." Der Hofbäcker hatte im Fenster einen Kelch mit dem Auge darüber und der Unterschrift: „Es ist vollbracht", der Hoffleischer zwei dicke Herzen mit der Unterschrift: „Wo gute edle Herzen thronen, wird Fleiß und Treue stets belohnen, und hier ist gut wohnen", der Hofsattler Machzum, uns gegenüber, einen nackten Kerl mit einem großen schwarzen Barte wie ein Russe, darunter die Verse:

Umsonst, Apollo, stimmst du die goldenen Saiten der Lyra,
Nimmer tönt sie so rein, als heute im Herzen des Volkes
Dir, Alexander Carl, und Dir, geliebte Mutter des Landes,
Tönet im Willkommenruf heute Segen und Heil.

Der Dr. Hoffmann hatte ein Transparent, darstellend Schloß Louisenlund, mit der Unterschrift: „Gesegnet sei der schöne Bund, geschlossen in Louisenlund." Einer hatte geschrieben: „Sei froh und glücklich, Carl! Carl beglücke auch uns und bleibe in Ballenstedt!" (was übrigens nach einem Ausspruche der Herzogin nun wirklich geschehen soll), ein anderer hatte ein Füllhorn, aus dem viele Kinder gerade in eine Wiege purzeln. Das Herrlichste aber war der Vers:

Dem allverehrten Herzog, dem vielgeliebten Dux
Wünscht reichen Ehesegen der Sattlermeister Fuchs.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, teile diese Illuminationscuriosa doch unserem alten Roller mit, sie werden für ihn eine besondere Erquickung sein.

Am Sonntag war dann Festgottesdienst mit Musik und Kanonen, und abends ein Fackelzug der Bergleute, der bei ihrer ernsten Tracht besonders feierlich wirkte. Montag war Festkonzert. Ich bin dem allen ausgewichen und habe in dieser Zeit, in der es zum Malen doch zu unruhig war, fleißig an meinem religiösen Roman geschrieben, den ich seit dem September wieder vorgenommen habe. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am Dienstag morgen plötzlich eine Einladung zur Tafel erhielt. Hier wurde ich der Herzogin vorgestellt, die mir sehr holdselig sagte, ich sei ein ausgezeichneter Künstler, und sie wolle sich von mir malen lassen. Bei Tisch saß ich der Herzogin schräg gegenüber, sodaß ich mit ihr und der Prinzessin Friedrich, die neben ihr saß, sprechen konnte. Die Herzogin scheint, so wie sie es körperlich ist, auch geistig ein überaus zartes, ätherisches Wesen zu sein von großer Gescheitheit. Ohne schön zu sein, hat sie doch ein feines und einnehmendes Gesicht; ihre Leutseligkeit hat hier alle Welt bezaubert. Nach der Tafel begrüßte mich auch der Herzog sehr herzlich, dann passierte es mir, daß ich den einen Bruder der Herzogin, den ich für einen Holsteinischen Kammerherrn hielt, ganz gemütlich anredete: „Na, wie gefällt's Ihnen denn hier?" Ein besonders langes Gespräch hatte ich mit dem jungen Prinzen Alexander von Preußen, dem Sohne unserer Prinzeß Friedrich, der, obgleich er erst vierzehn Jahre zählt, doch schon repräsentieren kann wie ein alter Herzog.

Den Tag darauf kam dann wirklich der Kammerherr Siegsfeld feierlich im Auftrage der Herzogin zu mir und eröffnete mir deren Absicht, sich von mir malen zu lassen, und zwar je eher je lieber, sobald die Feierlichkeiten in Bernburg beendigt wären. Demnach muß ich also noch im December nach Bernburg. Ich freue mich, auf diese Weise die Herzogin näher kennen zu lernen. Hoffentlich gelingt mir das Bild. Leid tut es mir aber, daß ich jetzt das Malen am Christusbild einstellen muß, da ich die wenigen Farben, die ich noch habe, für die Herzogin sparen muß, denn die bei Heuer bestellten kann ich bis dahin noch nicht erwarten.

Am Mittwoch Abend ging ich dann zu dem Festspiel ins Theater, hauptsächlich um mir das Gesicht der Herzogin zu imprimieren; ich stellte mich deshalb ganz nahe an die Loge, um sie bequem sehen zu können. Die Aufführung war sehr mäßig, obgleich Einzelne recht gut spielten. Wie froh war ich, daß ich nicht mitspielte, denn zu Ende des Stückes fielen alle auf die Knie und sangen ein geistliches Lied, wobei sich jeder bemühte, so schön als möglich zu beten. Die reine Blasphemie! Ich habe nachher mit Hoffmann sehr ernstlich über dieses Gebet auf der Bühne gesprochen — er entschuldigte sich, er hätte das Stück schon vor zehn Jahren geschrieben und würde es jetzt gewiß ganz anders machen, das Gebet aber sei improvisiert gewesen und habe auch ihm sehr mißfallen.

Das schönste Geburtstagsgeschenk war mir gestern, als Hoffmann abends zu mir kam, der eben eine lange Unterredung mit der Herzogin gehabt hatte und ganz erfüllt war von der ernsten christlichen Gesinnung, die sie gezeigt habe. Sie habe gesagt, unter einem Christen verstände sie nicht jemand, der an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glaube, sondern einen, der glaube, daß Christus der Sohn Gottes und unser Aller Seligmacher sei. Oh, was wäre doch das ein Segen für das ganze Land und ein Glück für uns hier, wenn unsere Herzogin eine gläubige Christin wäre! — verschütten wird sie gewiß nichts und nichts verderben durch kopflosen pietistischen Eifer, denn sie ist ausnehmend klug und hat sich mit merkwürdiger Umsicht benommen. So wollen wir denn Gutes hoffen. Ihren Trautext hat sie sich selbst gewählt: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet."

Zu Deinem Geburtstage, liebe Mutter, schicke ich Dir hier drei kleine Zeichnungen Deiner Enkelkinder, die zwar nicht gerade en beau dargestellt, aber doch ähnlich sind [s. die Abbild.]. Julchen ist sehr aufgebracht über Berthas Zopf auf der Zeichnung, der eigentlich als Nest antik aufgewunden ist und nur zufällig heruntergefallen war, was ich nicht wußte.

Was Du von der Einrichtung eines Hausgottesdienstes schreibst, wird nicht leicht auszuführen sein; es kann gewiß sehr heilsam sein, aber es kann auch mehr Schaden als Nutzen bringen, doch will ich es mir mit Julchen recht ernstlich überlegen. Da, wo die Leute mit der Herrschaft enger zusammenleben, namentlich zusammen essen, oder aber, wo sie weniger mit der Herrschaft verkehren und auch weniger zu tun haben, wie es bei Dohnas der Fall war, da ist's schon leichter — namentlich

gehört aber dazu eine feste Ordnung in der Einteilung des Tages, die ich durchaus nicht herbeizuführen weiß. Die Kirche bietet hier freilich bisjetzt nicht viel, obgleich sie immer noch weit besser ist als die Schmaltzsche und Ammonsche und jetzt besonders eine Besserung zu hoffen steht.

*

W. v. K. an seine Frau Julie

Bernburg, den 19. Dec. 1834. Nun hause ich schon drei Tage wieder in dem Zimmer der „Kugel", in dem ich schon so manches erlebt: hier wohnte ich als Knabe mit meinem sel. Vater, und hier bekam ich damals den Repuls von Deinem Vater, der so sehr wehe tat. Am Mittwoch ging ich früh gleich zu Lasperg, um mich zu melden; ich sah seine niedlichen Kinderchen, die ungefähr in Berthas und Annas Alter sind, und auch ein großes Bild der gelehrten Frau v. Rodde [vgl. S. 280 Anm. 6], der Mutter seiner verstorbenen Frau. Lasperg bat mich, ihm seine Kinder zu malen. Wir gingen dann aufs Schloß, wo ich das Malzimmer, das mir zugewiesen ist, sehr nach meinem Geschmack fand; als wir durch die Gemächer der Herzogin kamen, warf ich einen Blick auf die Bücher, die um ihren Nähtisch stehen, und sah da zu meiner Freude fast lauter geistliche Schriften, darunter auch die Goßners.

Am Donnerstag gab mir dann die Herzogin die erste Sitzung. Sie erschien, begleitet von Fräulein Krohn[1], in einem äußerst schönen Anzug, weiß mit Demanten, sodaß ihr Anblick ein wahres Gaudium war. Sie saß bei ihrem lebhaften Wesen außerordentlich unruhig, schließlich mußte Fräulein Krohn vorlesen, damit sie nur ruhig saß. Übrigens bestellte die Herzogin auch ein kleines Porträt der Fräulein Krohn als Geschenk zur Silbernen Hochzeit von deren Eltern; ich soll es gleich am Montag hier anfangen. So segnet der liebe Gott mein Handwerk. Das Schönste war, als ich die Nase der Herzogin mit dem Zirkel maß. Sowie ich ihr diese angenehme Proposition machte, sprang sie, anstatt wie andere sitzen zu bleiben, gleich auf, rannte auf mich zu und streckte mir ihren Kopf entsetzlich ernsthaft entgegen. Schicklicherweise mußte ich nun, da sie stand, auch stehend und nicht sitzend Maß nehmen, und das, um meinen Kopf mit dem ihrigen in eine Linie zu bringen, weil sie so klein ist, halb kauernd tun — das war eine so furchtbar komische Szene, daß wir, als ich nun den Zirkel ansetzte, beide in ein lautes Lachen ausplatzten. Zu Mittag wurde mir der ganze Luxus von der Herzoglichen Tafel aufgetischt, ich nahm aber nur etwas Wildschweinskopf zu mir und schickte alles andere wieder weg; mein Essen dauerte im ganzen kaum drei Minuten, dann zeichnete ich weiter und, als um drei Uhr die Damen wiederkamen, hatte ich zu ihrem Erstaunen mein Köpfchen schon zusammengezeichnet.

Heute früh war Lasperg mit seiner Schwester da, um das Bild zu sehen; sie fanden es beide gut. Er meldete mir, daß der Herzog heute nachmittag zu mir kommen werde. Punkt drei Uhr trat der Allerdurch-

[1] Auguste v. Krohn (1814–1902), geb. in Rendsburg, † in Creisau, × 1836 mit Adolf v. Moltke (1804–1871), Bruder des Generalfeldmarschalls.

lauchtigste herein und machte mir schon in der Tür einen tiefen Bückling. Er war zuerst sehr freundlich, freute sich über das Bild und eröffnete mir, er wolle auch von mir gemalt sein für seine Tante, ich glaube in Cassel. Dann aber wurde er auf einmal sehr verdrießlich und räsonierte entsetzlich, es rieche so nach Ölfarben, durchschnüffelte dabei alle Ecken und erklärte mir schließlich, ich hätte das schöne Zimmer ganz verdorben, hier könne kein anständiger Mensch wieder wohnen. Ich hätte ihm gern etwas erwidert, nur die Gegenwart der Herzogin hielt mich davon ab, doch kann ich nicht leugnen, daß ich mich tüchtig darüber geärgert habe.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 30. Dec. 1834. Mit dem Bilde bin ich in Bernburg doch so weit gekommen, daß ich es auf Wunsch der Herzogin, die es dem Herzog bescheren wollte, am Heiligen Abende auf ihr Zimmer bringen konnte, freilich mit nassen Farben. Ich habe mich aber entschlossen, wenn ich wieder in Bernburg bin, um den Herzog zu malen, noch eine Zeichnung der Herzogin zu machen, damit ich nach dieser das Bild hier in Ruhe fertig malen kann. In Bernburg war es in den letzten Tagen recht hart für mich. Die Herzogin kam unpünktlich zu den Sitzungen, was mich immer gleich in Ärger bringt, und der Herzog hat mich schwer gekränkt. Zwei Tage vor Weihnachten kam er nach Tafel mit einer großen Gesellschaft in mein Malzimmer und fing gleich an, in der unerhörtesten Weise über das Bild zu skandalieren, es sähe affektiert aus usw., schließlich sagte er laut, sodaß es alle hören mußten: „Geben Sie sich mehr Mühe! Wenn es nicht ähnlich wird, nehme ich es gar nicht." Ich war sprachlos, konnte ihm vor der ganzen Hofgesellschaft ja auch nicht geziemend antworten. Als der Herzog fort war, fragte ich Lasperg, der allein zurückblieb, was in aller Welt ich denn nun tun sollte, da ich mir doch unmöglich auf solche Weise begegnen lassen könnte. „Nichts sich daraus machen! So spielt er uns allen von oben bis unten mit." Darauf ging ich zu Wolfframsdorff[1], der sagte dasselbe und spielte, um mich zu beruhigen, mit mir ein paar Partien Schach. Ich war aber so aufgeregt, daß ich nicht schlafen konnte und noch bis zwei Uhr in meinem Zimmer umherrannte mit dem ernsthaften Gedanken, meinen Abschied zu nehmen.

Am ersten Feiertage ging ich vor meiner Abreise noch zu Fräulein v. Wahrendorf – das ist die erste Hofdame der Herzogin –, um mich zu verabschieden. Sie sprach sehr mütterlich mit mir; sie habe gesehen, wie sehr mich des Herzogs Äußerung gekränkt habe, aber ich sollte doch ja kein Gewicht darauf legen, ihr ginge es, obgleich sie eine ältere Dame sei, nicht anders. Der Herzog wisse in solchen Fällen gar nicht, was er rede. Sie hätte gewünscht, daß ich es miterlebt hätte, wie sehr das Bild am Heiligen Abend dem Herzog gefallen habe; die Herzogin habe ihn gefragt, ob er es noch affektiert fände, worauf er antwortete: „Nein,

[1] Moritz v. Wolfframsdorff (1798–1888), Offizier in Bernburg, × 1830 mit Adelheid v. Seelhorst (1803–1871), einer Tochter des Hofmarschalls.

gar nicht; es ſieht ſo hübſch aus, wie Du immer ausſiehſt, und ich freue mich doch ſehr."

Über die Herzogin kann ich mir noch kein rechtes Urteil geſtatten. Sie ſcheint eine gläubige Chriſtin zu ſein, aber ich bin noch zu keinem religiöſen oder auch nur ernſten Geſpräch mit ihr gekommen. Sie hat einen ſehr geſunden, unverdorbenen, wackeren Sinn und auch ihren hohen Beruf, wie mir ſcheint, voll begriffen. Unbegreiflich freilich bleibt mir dieſe Heirat. Der Kammerherr Lasperg, der die ganze Ehe gemacht hat, hat ihr den Herzog geſchildert, wie er iſt, ſie hat auch vor ihrem Entſchluſſe ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, ihre Mutter ſoll ihr abgeraten haben, aber ſie hat doch ja geſagt. Sie ſoll auch jetzt gleichmäßig froh und heiter ſein, aber ſie weiß offenbar noch gar nicht, was eine Ehe eigentlich iſt. Ihre Hofdamen, die ihre Freundinnen ſind, gefallen mir gut; daß ſie ſolche Freundinnen hat, bürgt für ihren Charakter. Für das Ideale, alſo auch für die Kunſt, ſcheint ſie wenig Sinn zu haben — ſo wird ſie mir wohl ewig fremd bleiben.

Was war das für eine Wonne, als ich am erſten Feiertagabend wieder bei Julchen ſaß und ihr mein Herz ausſchütten konnte und dabei zum erſtenmal wieder mit Appetit mein Stückchen Sülze verzehrte — in Bernburg hatte mir kein Biſſen geſchmeckt, wenn er auch noch ſo lecker war. Da Julchen mit der Weihnachtsfreude auf mich gewartet hatte, beſcherten wir erſt am zweiten Feiertag. Der Seligſte war Gerhard, der auf ſeinem Tiſchchen ein hübſches Pferd mit Rädern und eine Arche Noah fand. Er hatte für nichts Augen als für das Pferd und rief in einem fort unbeſchreiblich entzückt: „Hotto, Hotto!" Jetzt hat er alles, Hotto und Arche, bereits ſpurlos zerwirkt, doch leben ſie noch in ſeiner Erinnerung, und es iſt rührend, ſeinen Jammer anzuhören, wenn er nach ſeinen Tieren verlangt und man bei jedem ſagen muß: „hat Gerhard entzwei gemacht, iſt fort" — dann dreht er ſeine kleinen dicken Händchen um und ſagt weinerlich und innig betrübt bei jedem Tiernamen: „fot, fot." Alle Tiere aus ſeiner Arche ruft er einzeln, und da keins mehr übrig iſt, bejammert er ſie auch alle einzeln, beſonders Hotto, Wauwau und Elewande, welches ſeine Favoriten waren. Der Kleine kann hinreißend liebenswürdig ſein, macht aber mit ſeiner entſetzlichen Lebendigkeit Julchen viel Not. Für mich hat er jetzt eine beſondere Zärtlichkeit; er klopft und tobt ſo lange an meiner Tür, bis ich ihn hereinlaſſe und ihm Janitſcharenmuſik vorſinge, wo er denn ſo andächtig auf meinem Schoß ſitzt und zuhört, wie ein Kenner im Konzert; bisweilen drückt er mir dann, wenn ihn eine Stelle ſehr entzückt, auch ein zärtliches Küßchen auf den Mund. Seit geſtern ſind wir etwas beſorgt um ihn, er hat Fieber, und Curtze meint, es ſcheine faſt, als ob er die Maſern bekäme.

*

W. v. K. an Ernſt v. Heynitz

Ballenſtedt, den 11. Jan. 1835. Manchmal wünſche ich mir, ich wäre auch Landwirt — den Vorzug hat Dein Stand, daß das Gelingen

Deiner Arbeit nie von Dir gefordert werden kann. Ich sage Dir, es ist zum Steinerweichen, wenn man Einfälle haben soll und es fällt einem nichts ein, besonders wenn man Anderen solche Einfälle versprochen hat, die nun mit dem Beutel in der Hand daneben stehen wie die Dresdener Dirnen am Bäckerladen, wenn sie auf die warmen Brezeln warten. Anietzo habe ich besonders bösen Stand, da ich meine Herzogin malen muß, und zwar in Bernburg, wo ich das Bild schon begonnen habe und wohin ich morgen zurückkehren muß, obgleich jetzt meine gesamte Nachkommenschaft an den Masern darniederliegt und meine arme Frau ohne Beistand ist. Die Sache wird länger dauern, da ich zugleich auch noch den Herzog porträtieren soll. Von der Gêne, unter der ich dort zu malen habe, kannst Du Dir keinen Begriff machen, da Du kein Maler bist. Das Schlimmste aber ist, daß unser unberechenbarer Dux mich sogar einmal vor seinem ganzen Hofstaat auf so unerhörte Weise beleidigt hat, daß ich nahe dran war, meinen Abschied einzureichen. Die Herren vom Hofe trösten mich zwar damit, daß er's ihnen allen nicht besser mache – aber ich frage Dich: Ist das ein Trost? So unter Beleidigungen und Störungen aller Art ein Wesen zu malen, das nicht einen Augenblick ruhig auf seinem Postament sitzt und nie zur rechten Zeit erscheint, das, glaube mir, ist eine Aufgabe – und gelingt es nicht, so hackt hier alles auf mich ein.

Ich sehe mein Hofmalerverhältnis jetzt recht als eine Schule Gottes an. Wie oft habe ich weise geredet, wie eitel alles Streben nach äußerer Freiheit sei und wie, möchten die äußeren Verhältnisse sein wie sie wollen, daß einzig Wertvolle die geistige Freiheit durch die Gotteskindschaft sei – und nun kommt der Dux und kränkt mich, und augenblicklich bin ich so unfrei, das ich gleich an Fahnenflucht dachte. Es gehörte doch nur etwas Liebe und Demut dazu, um diese Schmach zu ertragen – nur ganz wenig Demut, denn diese Schmach ist von der Art, daß sie nicht einmal von der Welt als entehrend angesehen wird. Aber nicht einmal so ein bißchen Demut war in dem Schrank meiner guten Eigenschaften zu finden. Ich bin eben zu reizbar und von jeher denen sorgfältig aus dem Wege gegangen, die mich einmal mit Absicht gekränkt oder auch nur in kränkende Verlegenheit gebracht haben – und nun führt mich mein Beruf gerade in den Dienst des Hauptkränkers von ganz Anhalt. Das ist aber so die Art Gottes, daß er solche Leute wie mich, die sich für ihn bekennen, ohne ihm doch recht innerlich anzugehören, beim Worte nimmt, sie in die Kreuzschule schickt und ihr Examen machen läßt beim Professor Dux, um dahinterzukommen, ob sie's ernst meinen.

Ich bin doch auch Dein Hofmaler gewesen etliche Jahre lang, und ich danke es Dir hiermit, daß Du mich niemals gekränkt hast; ich glaube, ich hätte mit Dir altem Knasterbart leben können bis an den Jüngsten Tag, ohne daß ich mich ein einziges Mal an Dir gerissen hätte. Mein Aufenthalt in Deinem Hause bleibt mir eine unvergeßliche liebe Zeit. Meine Frau und ich denken gar oft mit Wehmut zurück an unser ganzes dortiges Verhältnis, das uns denn freilich unverändert vorschwebt, wie es war, und

nicht wie es jetzt sein würde, wo unser lieber Freund so viel verloren hat, daß wir uns unseres Glückes schämen müßten. Was war das schön, wenn Du mit Deiner Pfeife und jenem Schlafrock, in welchem Du aussahst wie der Barbier von Sevilla, in mein Malzimmer tratest und sahest etwa meinen Nikodemus an und sagtest: „Der hat so ein Gesicht" und zogst dabei eine scheußliche Fratze – dann wußte ich, woran ich war, und wenn Du weg warst, strich ich meinen Nikodemus weg. Mein einziger Ratgeber ist jetzt meine Frau, und, weil ich sie in Bernburg nicht bei mir habe, bin ich schon um deswillen um das Gelingen der Herzogsbilder besorgt. Ich sagte dies auch der Herzogin, und sie erwiderte: „O wie schade, daß Ihre Frau nicht da ist", ich räusperte mich und scharrte mit dem Fuße, dachte, sie brauchte sie ja nur mit Kind und Kegel nachkommen lassen – aber es fiel ihr nicht ein.

Nun, ich hoffe, vielgeliebter Freund und Bruder, Du kommst im Frühjahr mit Dora und unterstützest mich mit Deinem künstlerischen Rat, Du verkappter Maler. Sihler ist Euch ja schon mit seinem lobenswerten Beispiele vorangegangen und hat es ganze sechs Tage bei mir ausgehalten. Mir wird unsere schöne Ballenstedter Gegend noch lieber werden, wenn ich sie erst mit Dir durchstreift habe. Wenn Du kommst, schenke ich Dir auch einen Pfeifenkopf, auf dem Ballenstedt gemalt ist, und Dora kriegt eine Tasse mit einem dito Bild. Wer nicht kommt, kriegt nichts.

*

W. v. K. an seine Mutter

Bernburg, den 22. Jan. 1835. Die ganzen zehn Tage, die ich nun wieder hier bin, habe ich eigentlich nichts getan, als die Kreidezeichnung der Herzogin nach dem Ölbilde angelegt. Der Herzog, der es erst nicht abwarten konnte, daß er gemalt wurde, sodaß ich meine arme Frau mit den kranken Puttchen allein lassen mußte, schob die erste Sitzung immer weiter hinaus. Die Herzogin besuchte mich öfter bei der Arbeit, mit augenscheinlichem Wohlgefallen an der Zeichnung; gestern hat sie mir nun wieder zum erstenmal gesessen. Es ist eigen, daß dieses Bild nicht ähnlich wird, obgleich es mir in allem Übrigen viel besser gelingt, als je vordem ein Bild. Es ist Halbfigur mit zwei Händen [s. die Abbild.], und ich bin nun mit der sehr ausgeführten Zeichnung soweit fertig, daß ich in Ballenstedt ruhig danach malen kann. Hände, Stoff, alles ist gelungen, die Stellung leicht und graziös, auch die Gestalt sehr ähnlich, aber der Kopf ist in einer Wendung, an der alle meine Mühe scheitert. Die Herzogin selbst ist aber äußerst zufrieden. Wir hatten gestern das erste tiefere Gespräch. Ich hatte am Montag auf Clauß' Einladung die Oper „Joseph und seine Brüder" von Méhul gehört und erzählte der Herzogin, wie mächtig es mich ergriffen habe, die alte Patriarchenzeit so lebendig vor meinen Augen zu sehen. Das löste auch ihr die Zunge – so kamen wir in das erste geistliche Gespräch, und die Herzogin sprach sich recht aus wie eine gläubige Christin. Sie fragte mich auch, ob ich es für richtig hielte, wenn die evangelischen Regierungen dem Rationalismus mit äußeren Mitteln begegnen

würden. Ich antwortete ihr, das sei meiner Meinung nach das Schlimmste, was sie tun könnten; wenn die Regierungen für tüchtige evangelische Lehrer auf den Hochschulen sorgten, so hätten sie alles getan, was sie tun dürften. Da stimmte sie mir völlig zu. Wer hätte sich aber ein solches Gespräch bei Hofe auch nur träumen lassen, als ich in dieses Heidenland einzog! Ich hatte eine solche Freude, daß ich das Nichtgelingen meines Bildes ganz darüber vergaß.

Heute habe ich nun auch die erste Sitzung vom Herzog gehabt. Mir war recht bange davor. Noch vorgestern, als ich ihm begegnete, gab er mir einen Blick, als wolle er mich erwürgen lassen – ich bat Gott, daß er mir Ruhe und Gleichmut schenken möge, wenn der Herzog mich wieder kränken würde. Als ihn die Herzogin heute morgen selbst auf mein Zimmer brachte, war er aber bei der besten Laune und verharrte auch, solange er bei mir war, in einem einzigen Lachen. Besonders amüsierte es ihn, als ich ihm sagte, ich glaubte verhext zu sein, weil das Bild der Herzogin trotz aller Mühe immer noch nicht ähnlich werde; wenn dieser Zauber wiche, wolle ich eine Bouteille Champagner auf seine Gesundheit trinken. Da er, so oft er in mein Malzimmer kommt, in allen Ecken herumschnüffelt, ob ich was verdorben, und auch jedesmal in das Nebenzimmer guckt, hatte ich heute in diesem meine Gliederpuppe so aufgestellt, daß sein erster Blick darauf fallen mußte. Richtig, er ging auch bald nach der Türe und stand, als er sie öffnete, dem Gliedermann gegenüber, worüber er anfänglich etwas erschrak, nachher aber sich königlich amüsierte. Nach einer Stunde ging er, und ich schloß die Türe. Da hörte ich etwas an der Tür krabbeln, machte auf – es war die Herzogin, die höchst eigenhändig ein schweres Bild ihrer Schwester geschleppt brachte, um es mir zu zeigen. Sie sagte, der Herzog müsse sich ja trefflich bei mir amüsiert haben, er sei von der goldensten Laune gewesen, als er von mir gekommen. Sein Bild fand sie sprechend ähnlich und Clauß, der mich später besuchte, ebenfalls. Diesen Esau also hätte Gott bezwungen – wer hätte das gedacht! Alle Welt bedauerte mich hier wegen dieses Auftrags. Nun ist aber das Schlimmste überstanden, da ich die Ähnlichkeit habe.

*

W. v. K. an seine Frau Julchen

Bernburg, den 30. Jan. 1835. Dem Herzog gefällt die Malerei so gut, daß er jetzt in einem fort sitzen will. Du wirst mich darum kaum früher als in acht Tagen zurückerwarten können. Heute gab es mal wieder köstliche Szenen. Zuerst wollte der Herzog in der neuen Jägeruniform – es ist dieselbe, in der Gutschmid am 1. Januar zum erstenmal bei uns erschien – gemalt sein, dann entschloß er sich für den Frack, zog diesen aber beharrlich nicht an. Da er heute besonders gut gelaunt schien und trotz aller Vermahnung wieder im Überrock kam, sagte ich: „Durchlaucht, das ist aber kein Frack." – „Ja, den müssen Sie sich dazu denken. Ich habe keine Lust, mich hier zu erkälten." – „Da haben Durchlaucht recht, die Gesundheit geht allem vor. Mir kann's übrigens einerlei sein,

was der Frack für einen Schnitt kriegt. Wenn ich nach Ballenstedt komme, werde ich meinen Freund Gutschmid bitten, seinen Frack anzuziehen und mir zu sitzen. Dann wird's eben der Kopf vom Herzog und der Leib vom Herrn v. Gutschmid." – „Nein, da will ich doch lieber nach Tafel im Frack herkommen." Nach Tisch kam er richtig im Frack und brachte die Herzogin mit. „Ich sehe auf dem Bilde viel zu alt aus – sagte er – vierzig Jahre zu alt, das muß man drunter schreiben." Die Herzogin prustete vor Lachen. Von dem Bilde der Herzogin sagte er: „Ich weiß nicht, das Gesicht sieht so übernatürlich aus, so wie eine Herrnhuterin."

Ich bin jetzt sehr zu Gnaden angenommen. Zweimal war ich schon zur Tafel geladen und gestern zu einer großen Assemblée, auf der auch Frau v. Hoym erschien. Zwischen Tee und Souper produzierte im großen Saal ein Herkules namens Theodorowitsch seine Kräfte und Attitüden; er fing damit an, daß er in jede Hand einen Herzoglichen Jäger und einen dito ins Maul nahm und so umherspazierte. Bei der großen Tafel am vorigen Sonntag saß ich neben dem alten Baurat Bunge, der das Bernburger Schauspielhaus erbaut hat und ein alter Vertrauter des Herzogs ist, und unterhielt mich sehr angenehm mit ihm über künstlerische Gegenstände, als der Herzog, dem wir gegenüber saßen, auf einmal ganz wütend auf Bunge losredete, was das für ein Zugwind im Theater sei, er werde sich da noch zu Tode erkälten, er wolle das ganze Haus mit Kanonen zusammenschießen lassen, worauf Bunge ganz gemütlich antwortete: „Ja, wenn wir nur die Kanonen dazu hätten! Ohne die wird's schwer gehen." Da war der Herzog besänftigt, und alles lachte.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid

Ballenstedt, den 8. Febr. 1835. Gestern abend bin ich erst von Bernburg zurückgekommen. Du hast richtig geweissagt: ich bin nicht wieder gekränkt worden, sondern im Gegenteil ganz außerordentlich gut mit meinem Bruder Esau ausgekommen. Leicht ist das ja nicht. Einen Abend, als ich bei Hofe war, unterhielt er sich während des Tees bloß mit mir und war dabei unbeschreiblich fidel, und als es dann zum Souper ging, warf er mir einen Blick zu, als wolle er mich fressen – so wechselt das immer, und niemand weiß eigentlich, wie er mit ihm dran ist, außer dem Kammerherrn Lasperg, der nach des hochseligen Herzogs Tode gleich zu ihm gegangen ist und ihm gesagt hat: „Da Ihr Herr Vater nun tot ist und ich also der Pflicht, als Gouverneur um Ihre Person zu sein, enthoben bin, so bitte ich hiermit um meinen Abschied, es sei denn, daß Sie mir erlauben wollten, Ihnen allezeit, wie früher, frank und frei die Wahrheit zu sagen. Wollen Sie das, dann bleibe ich, weil ich Ihnen dann nützen kann." Der Herzog bat ihn zu bleiben und, obgleich er auch ihn wie alle anderen zuzeiten in voller Öffentlichkeit kränkt, hat er doch im ganzen einen hohen Respekt vor ihm. Lasperg setzt, wenn er will, alles gegen ihn durch. Ihm habe ich es auch zu danken, daß der Herzog, der die erste Sitzung von einem Tag auf den anderen verschob und mich dadurch

unnütz aufhielt, mir endlich doch an einem bestimmten Tage saß, und er hat auch, als ich fertig war, den Herzog, dem die Sache Spaß machte und der nun durchaus noch alle Tage gemalt sein wollte, veranlaßt, daß ich endlich wieder nach Hause konnte.

Mit der Herzogin bin ich nun auch viel näher bekannt geworden. Sie ist wie ein Kindchen so innerlich gütig, freundlich und anspruchslos, sodaß ich manchmal ganz gerührt wurde, wenn ich sie so dasitzen sah. Freilich scheint mir ihr Wesen noch recht nach außen gerichtet und ohne jedes poetische und künstlerische Interesse; wohl aber hat sie viel Verstand. Als ich ihr mein Bibelwerk überreichte und ihr alle Bilder selbst erklärte, war sie, wie es schien, sehr ergriffen, was sie aber dabei wirklich interessierte, war eigentlich nur die Bedeutung der Randzeichnungen, weil damit ihr Verstand sich beschäftigen konnte. Die Herzogin erzählte mir übrigens auch, sie hätte einen sehr schönen Brief von Mutter gelesen, den Schubert veröffentlicht habe[1]; ich sagte ihr darauf, wie sehr fatal Mutter diese Indiskretion Schuberts gewesen wäre, und daß sie ihm seit jener Zeit nicht mehr geschrieben habe. Daß ich der Herzogin übrigens gefallen habe, glaube ich nicht, denn sie hat zu Fräulein Bahrendorf gesagt: „Der Herr v. Kügelgen ist ein recht guter Mann, wenn er nur nicht so entsetzlich bescheiden wäre"; so ein Wesen, wie es Constantin hat, würde sie, glaube ich, sehr anziehen.

Dem Kronprinzen [Friedrich Wilhelm IV.] von Preußen habe ich nun auch alle drei Hefte des Bibelwerks in einem Prachtband, den Baedeker besorgt hat, überreicht, auf Heynitz' Rat durch Vermittelung des Grafen Brühl. Auch dem guten Grafen Groeben[2] habe ich es geschickt. Ich weiß nicht, ob Du Dich noch erinnerst, wie er 1813 im „Gottessegen" bei uns war [vgl. Jug.-Er. S. 104]. Damals habe ich ihm als Junge versprochen, ich wollte, wenn ich groß wäre, eine Schlacht für ihn zeichnen. Nun ist dies zwar keine Schlacht, aber doch die Darstellung des großen Kampfes zwischen Licht und Finsternis, den die Kirchengeschichte bildet.

Was wirst Du nun aber sagen, wenn ich Dir zu Deinem Geburtstage ins Ohr flüstere, daß im Mai höchstwahrscheinlich der kleine Friedrich Adolph erscheinen wird; wird es aber ein Mädchen, so soll es Auguste heißen, um das alte Versprechen einzulösen. Wir haben von der Sache bis jetzt geschwiegen und Mutter damit hoffentlich manche Sorge erspart.

*

[1] G. H. v. Schubert hat den intimen Brief, den ihm W. v. K.s Mutter am 15. April 1820, kurz nach der Ermordung ihres Gatten geschrieben hatte [abgedruckt in „Helene Marie v. Kügelgen", Stuttgart, Belser, S. 248ff.], in seinen „Mitteilungen aus dem Reiche Gottes" in der Hengstenbergschen „Evangelischen Kirchenzeitung" vom 6. Juni 1829 veröffentlicht. Die Personen- und Ortsnamen sind zwar nur mit den Anfangsbuchstaben angegeben, diese Anonymität war aber damals noch sehr durchsichtig, da der Mord noch in Aller Erinnerung war.

[2] Karl Graf von der Groeben (* 1788, † 1876 als General der Cavallerie) war seit 1829 Flügeladjutant des Königs Friedrich Wilhelm III. und gehörte zum engeren Kreise des Kronprinzen.

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 8. März 1835. Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du meiner Julie zu ihrer Niederkunft eine Freistatt vergönnen und auch die Kinder mit aufnehmen willst. An guter ärztlicher Hilfe würde es zwar auch hier nicht fehlen, aber Deine mütterliche Fürsorge und Pflege ist mir eine große Beruhigung, obgleich es mir recht schwer sein wird, mich wieder von all den Meinigen zu trennen. Hinbringen kann ich Julchen aber nicht, weil ich jetzt zu viel zu tun habe. Anfang Mai kommt der Hof zurück, da muß ich die Bilder der Herzogin und der Krohn so weit fertig haben, daß ich nur noch wenige Sitzungen von ihnen brauche. Dann male ich jetzt ein Fräulein v. Knorr und eine Kopie eines alten Juden David Herz nach einem Porträt von Kehrer. Außerdem hat auch Asseburg[1] ein Brustbild seiner Emma bestellt. Vor ein paar Tagen holte er mich, um mir ein Bild zu zeigen, das ich noch kopieren soll, mit seinem Wagen nach Meisdorf ab, das wunderhübsch am Eingang zum Selketal liegt. Ich lernte hier auch eine Frau v. Kerssenbrock aus Helmsdorf kennen, die Dohnas und Heynitzens kennt und in Hermsdorf in unserer Wohnung logiert hat. Wir fuhren dann alle zusammen nach dem Falkenstein, der im Inneren fast noch schöner ist als sein Äußeres und seine stolze Lage [s. die Zeichnung von Ludwig Richter in den Leb.-Er.]; besonders tief ergriff mich die Kapelle, in der wir eine Weile im Zwielicht saßen.

Ich denke es mir sehr hübsch, wenn die Kinder bei Dir im Teucherschen Garten[2] spielen werden. Sie träumen und sprechen schon nichts anderes mehr als von der Tante Adelheid und Großmutter. An Gerhard wirst Du Deine besondere Freude haben, weil er jetzt in einer ganz allerliebsten Periode ist. Er spricht einen lächerlich tiefen Baß und fängt an Worte zusammenzusetzen, worüber er selbst am allermeisten erfreut ist. Dein „Pah" an der Nase wird ihn lebhaft interessieren, und er wird Dich darüber bedauern mit allen Modulationen seiner Stimme und Dich dabei mit bittersüßem Gesicht hineinkneifen. Nur die Nächte machen mir Sorge, da er sich an Mamas Bett gewöhnt hat und am ganzen Leib zittert und sich wie eine Schmerle wirft, wenn er nicht hineingelassen wird. Das ist aber auch seine einzige Ungezogenheit, sonst ist er das beste Kind und gemeiniglich immer heiter und vergnüglich, namentlich solange es hell ist. Wenn der Abend kommt, ennuyiert er sich leicht und braucht dann Andere zu seiner Unterhaltung. Wenn dann Anna, seine Gefährtin und sein Liebling, gern einmal für sich spielen möchte mit ihren kleinen Kribbelmomos, wie sie ihre Kinder nennt, dann bittet sie Gerhard immer erst aufs dringlichste um Erlaubnis: „Lieber Gerhard, erlaubst Du auch, daß ich ein bißchen mit meinen Kinderchen spiele? Bitte, bitte, lieber Gerhard, erlaube es mir doch", worauf er mit seiner Baßstimme ganz ruhig sagt:

[1] Ludwig Graf v. der Asseburg-Falkenstein (1796–1869), × in vierter Ehe 1834 mit Emma v. Alvensleben.

[2] Das nahe der Wohnung der Mutter gelegene Grundstück des Appellationsgerichtsrats Teucher hatte den größten Garten in der Querallee (jetzt Nr. 13).

„Nein, Anna – komm doch, Anna!" Dann müssen die Eltern einschreiten, denn ohne seine Erlaubnis wagt Anna nicht, für sich zu spielen, solchen Respekt hat sie vor ihm.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 8. April 1835. Das war heute morgen eine sehr betrübliche Enttäuschung für mich, als der Dresdener Wagen hier ankam und statt Adelheid Mienchen darin saß. Nicht nur weil ich mich unbändig auf das Wiedersehen mit meinem Schwesterlein gefreut hatte und es mir ein Trost für meine bevorstehende lange Einsamkeit gewesen wäre, sondern weil ich auch über eine wichtige Frage gern mit ihr beraten hätte. Ich bin nämlich ausgemietet, und wir müssen schon zu Johanni unser Quartier räumen. Da ich die Hoffnung, daß Du und Adelheid doch noch hierher zieht, immer noch nicht aufgegeben habe, hätte ich es gern mit Adelheid besprochen, ob ich jetzt eine größere Wohnung für uns alle zusammen suchen soll. Aber es wird überhaupt schwer sein, eine zu finden. Diese Wohnungssorge drückt mich sehr. Nun kommt das auch noch gerade jetzt, wo Julchen mich allein läßt. Es wird eine schwere Zeit für mich werden.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 6. Mai 1835. Am 1sten ist der Hof zurückgekommen, und ich war gleich am Sonntag zur Tafel befohlen. Am Montag kam die Herzogin, um meine Arbeiten zu sehen, hielt sich lange auf und zog durch alle unsere Stuben, die ihr sehr wohl gefielen. Als die Rede auf meine Quartierlosigkeit kam, frug sie sehr mitleidig: „Ja, was wollen Sie denn aber da machen?" – „Ich will in den Wald ziehen und meinen Kopf auf einen Dornbusch legen" antwortete ich. An den Bildern schien sie Wohlgefallen zu haben, sie bestellte auch noch eine Kopie nach ihrem Bilde im kleinen für die Prinzeß Friedrich. Ich bin jetzt auch zufrieden mit dem Bilde, bis auf die Kopfhaltung. Heute habe ich die Säule und Vase hinter der Herzogin und die Seidenblumen auf dem vorderen Florärmel gemalt, die gut gelangen [s. die Abbild.].

Gestern war Fräulein v. Krohn zur Sitzung da, ich machte ihr zu Ehren einen kleinen Kanonendonner, welches sie sehr erquickte. Kaum war sie fort und hatte ich mir eine Pfeife gestopft und unter großem Qualmen mich gemütlich wieder an die Arbeit gesetzt – da klopft es, und herein tritt die Herzogin mit der Bahrendorf. Ich war sehr in Verlegenheit wegen des Tabaksqualmes und sagte daher, wenn sie vielleicht fände, daß es nach Pulver röche, so käme das daher, daß ich mit der Krohn ritterlich kanoniert hätte. „Das ist ja wie die kleinen Kinder" sagte die Bahrendorf, und die Herzogin verlangte die Kanonen zu sehen und, als ich sie zeigte, daß ich auch schießen sollte. Nun wurde geladen und losgebrannt. Dann erzählte die Herzogin zu meiner größten Überraschung, der Herzog sei am Sonntag durch meine Gesellschaft ganz besonders zufriedengestellt gewesen und habe gesagt: „Der Herr v. Kügelgen gefällt mir doch am

besten von allen Herren in Ballenstedt, der spricht doch, und man kann sich von allem mit ihm unterhalten." Wie bin ich nur auf einmal so zu Gnaden gekommen!

Im übrigen lebe ich so kümmerlich wie eine Kirchenmaus. Mein einziger Trost ist, daß Du in Dresden bei der guten Mutter wohl aufgehoben bist und ruhig dort Dein Stündlein erwarten kannst. Die Einsamkeit ohne die Kinder ist mir schwer, stumm hängt der Brummkreisel auf meiner großen Palette, und Gerhards Schäfchen steht zum Andenken auf dem Flaschenhalter über meinem Malkasten. Alle anderen Väter nahmen am Sonntag bei der Tafel für ihre Kinder Apfelsinen mit, ich steckte mechanisch auch eine ein – nun liegt sie auf meinem Fenster, und ich weiß nicht, wem ich sie geben soll. Alles, was Du von den Kindern schreibst, erfreut mein Vaterherz. Eigentlich ist es doch ein hübscher Zug von Gerhard, daß er die rauschende Musik nicht liebt, während eine sanfte ihn so sehr entzückt. Die Nachricht von Tante Emiliens Tod schlug in all mein übriges Elend noch hinein wie ein feuriger Pfeil. Am allerschwersten bedrückt es mich, daß ich immer noch nicht weiß, wo ich Weib und Kind lassen soll, wenn Ihr wiederkommt. Eine passende Miete ist nicht zu finden. Kaufen könnte ich vielleicht, aber das scheue ich, weil die Häuser hier im Werte sinken würden, wenn der Hof von Ballenstedt wegzieht. Darüber ist noch immer nichts entschieden, es hängt wohl alles davon ab, ob es der Herzogin hier gefallen wird. Manchmal ist's mir tröstlich, daß der Herr Jesus auch nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte – freilich hatte er aber weder Frau noch Kinder.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 12. Mai 1835. Wie gerne käme ich gleich nach Dresden und schlösse Dich und mein neues Söhnlein in die Arme, doch ich kann jetzt des Hofes und der Arbeit wegen nicht abkommen. Im Kalender steht auf den 9ten Mai der Name Hiob. So möchte ich wohl, daß der kleine Junge neben Friedrich Adolph auch noch Hiob heißen soll zum Andenken an die hiobartige Lage, die ich eben durchgemacht habe. Er soll Hiob heißen und sich seines Namens getrösten in aller Not, die ihn treffen und nicht ausbleiben wird. Also unterlaß es ja nicht, daß er diesen Namen in der Taufe empfängt. Das Lächerliche wird uns erquicken sowie die ernste Bedeutung auch.

*

W. v. K. an Ferdinand Berthold

Ballenstedt, den 15. Mai 1835. Hätte ich Dich doch damals – es war vor etwa drei Wochen – bei mir gehabt! Meine Verzweiflung, nicht über meine äußeren Sorgen, sondern darüber, daß ich nicht mehr im Glauben Trost in meinem Ungemach fand, steigerte sich zur Seelennot; wenn ich die Heilige Schrift aufschlug, kam mir alles wie Ironie vor. Dabei hatte ich keinen Freund, dem ich mich offenbaren konnte, nach Dresden durfte ich nichts davon merken lassen, ich mußte angespannt

malen, wurde ausgebeten und mußte da fröhlich erscheinen. Diese Seelennot, wie ich nie etwas Ähnliches erlebt, dauerte etwa vierzehn Tage – da endlich erhörte Gott mein Gebet und erfüllte mich wieder mit seiner Kraft.

Und nun, nachdem ich wieder inneren Frieden hatte, kam der äußere Segen nach. In Dresden ward mir ein Sohn geboren – er soll zum Gedenken an jene Zeit Hiob heißen, Jobst genannt werden –, seit heute habe ich wieder ein Quartier, meine Bilder wurden gelobt, der Hof zeichnete mich aus, und in der Herzogin habe ich eine fromme und gläubige Seele gefunden. Ihr Glauben ist zwar bis jetzt nur Orthodoxie, mehr Ansicht als Einsicht, noch nicht selbst erfahren, aber das Kreuz wird auch in dieses junge Leben hereinschlagen, und dann wird die Form sich schon beleben. Wie hat es doch auch eine so junge, schöne, von aller Welt angebetete Fürstin schwer, in das Reich Gottes einzudringen! – es hängt sich so viel Weltliches an ihre Seele. Aber ich habe mit ihr in meinem armseligen Malzimmer Gespräche geführt, bei denen sich die Herzogskrone vergißt. Ich konnte einmal mein Herz ausschütten und wurde dabei, wenn sie vielleicht auch nicht alles versteht, doch sicher nicht mißverstanden. Was bedeutet das in Ballenstedt!

Eine merkwürdige Figur spiele ich wohl bei Hofe – ich bleibe da ganz so, wie ich zu Hause bin, und habe schon manchmal Gelegenheit gehabt, durch völlig unerwartete Reden einen Eindruck hervorzurufen, der vielleicht überraschend, aber ersprießlich war. Gott wirkt das Wunder, daß ich die vornehmen Menschen lieb haben kann, wenn ich mit ihnen rede, und daß sie über Erwarten in ernste Ideen eingehen und immer gut gegen mich bleiben. Aber wunderbar ist's doch, daß Gott mich mit der vornehmen Welt so zusammenreibt, der ich ihr im Grunde doch so fremd bin. Lachen mußte ich über Deine komische Bitte, Dich nicht zu loben. Man muß sich ein bißchen Lob nicht so sehr zu Herzen nehmen – komme einmal an unsern Hof, da wirst Du's wohl verdauen lernen.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 16. Mai 1835. Dein Brief und Julchens eigenhändige Zeilen waren mir eine große Beruhigung und Freude. Dafür kann ich Euch nun auch etwas Frohes melden: wir haben ein Unterkommen. Ich habe gestern beim Sattlermeister Machzum gemietet, freilich teuer, sehr teuer, aber es ist ein geräumiges und behagliches Haus. Daß es unserer jetzigen Wohnung schräg gegenüber liegt [jetzt: Allee Nr. 45] ist für den Umzug bequem, wir brauchen gar keine Wagen, es kann alles hinübergetragen werden. Das soll noch im Juni geschehen, sodaß Julchen die neue Heimat fertig bereitet vorfindet.

Soeben bin ich ganz durchweicht nach Haus gekommen, habe mich von Kopf bis zu den Füßen umziehen müssen und sitze nun behaglich mit der Pfeife am Schreibtisch, um Euch das Abenteuer des heutigen Tages zu berichten, an dem mich der Teufel in die Weltfreuden getunkt hat, wie Adelheid ihre Semmel in den süßen wohlgeschmandeten Kaffee.

Ich bekam eine Einladung vom Hof zu einer sogenannten Gondelfahrt nach Hoym, das eine Insel ist, die mitten im flachen Lande liegt; auch hatte die Gondel Räder und war von sechs Pferden gezogen. Dieser Herzogliche Wagen hat nämlich die Form eines Bootes, ist also auch offen, daher man naß wird, wenn es regnet, welches wir sämtlich auf der Rückfahrt erprobten. Der Herzog war seelenvergnügt und sehr herzlich gegen mich nach seiner Art, die Herzogin ließ sich während der Fahrt von unseren Kindern und von Gerhard und Elmine erzählen. In Hoym hatte sich die ganze Population vor der Stadt versammelt, um den Herzog zu begrüßen, worüber er sehr böse wurde. Im Schlosse fanden wir ein Tischchen für acht Personen gedeckt; bei Tisch ging es so ungeniert her wie bei uns. Nachher wurde das Schloß besehen und dann wohl an zwei Stunden in dem schönen Parke spaziert bei feinem Regen und knatschigem Boden, wobei wir uns paarweise verloren und wieder zusammenfanden. Die Herzogin ging lange mit mir und sprach über kirchliche Dinge, besonders über die Mission. Dabei frug sie mich, ob ich mich nie gedrungen gefühlt hätte, Missionar zu werden. Ich sagte ihr, daß ich mich für die Mission allerdings sehr interessiere, für meine Person aber nie einen Beruf zu diesem Werke gefühlt habe. „Das wundert mich – sagte sie – Sie machen mir ganz so einen Eindruck, wie ich mir die Missionare denke." Überraschend war es mir, daß die Herzogin sagte, es falle ihr auf, daß der Hofprediger, seitdem sie hier sei, so viel gläubiger geworden zu sein scheine – man sieht daraus, wie scharf sie beobachtet und wie klug sie ist. Mit dem größten Interesse hörte sie dann meinen Erzählungen von Estland zu, welches ich ihr als das Land der Länder zu schildern beliebte, sodaß sie aus einem Erstaunen ins andere fiel. Auf dem Rückwege hing der Wagen infolge der aufgeweichten Wege ein paarmal so schief, daß der Herzog laut aufschrie, gerade so wie der Onno Stackelberg; der Regen wurde immer greulicher – so hatte ich die Freude, der Herzogin mit meinem Regenschirm aushelfen zu können, den ich als vorsichtiger Mann zu der Lustfahrt mitgenommen hatte. Alle Etiquette war heute beiseite gelegt, und beide fürstlichen Personen gaben sich so wie unsereins, daß es mir heute zum ersten Male gelang, die törichte Blödigkeit, die mich sonst so sehr genierte, völlig abzustreifen.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 27. Mai 1835. Morgen also wird Jobst getauft. Er hat drei charaktervolle Paten: Roller, Scheibel, Sihler – drei Trutzköpfe, die, wenn sie ihre Pflicht tun, ihm vielleicht seinen eigenen Trutzkopf abtrutzen. Was hat doch Jobst für eigene Paten, ganz eigene Menschen! Auch Dora [v. Heynitz] und Miß Watson sind ganz eigen, sie sind so sanft, als Roller und Sihler grob sind, und Scheibel auf der einen und die Eule auf der anderen Seite bilden die Übergangspunkte der männlichen Paten zu den weiblichen und umgekehrt. Ich will den Tauftag ganz für mich verleben und im Stillen an Euch denken.

Der Hof ist schon seit acht Tagen fort, d. h. die Herzogin, die nach Schleswig ist und erst in sechs Wochen zurückkommt. Serenissimus ist allein hier und beehrt mich weiter mit seiner besonderen Gnade. Gestern saß ich schon früh punkt acht Uhr mit ihm auf der Jagddroschke des hochseligen Herzogs, auf der wir diesen immer einherrollen sahen mit Vorreiter und zwei Pferden. Zu meinem Erstaunen fand ich mich ganz allein mit dem Herzog. Wir fuhren erst auf das Bäringer Bad, wo der Herzog mich durch dick und dünn umherführte und mir die Aussicht zeigte. Dann fuhren wir durch den Wald (so buchstäblich, daß wir Bäume und Büsche und alles umfuhren, was sich unseren Achsen entgegenstellte) eine gute Stunde weiter nach dem Amt Stecklenberg und stiegen von da auf die alte Stecklenburg hinauf. Hier entwickelte der Herzog genau all seine Pläne, wie er das alte Nest wieder aufbauen wolle – wenn es nämlich ihm gehörte und nicht dem König von Preußen. Dann marschierten wir weiter nach der Lauenburg, einer anderen alten Ruine, und schließlich wieder nach dem Amt Stecklenberg zurück, wo uns der Amtmann ein köstliches Frühstück bereitet hatte. Der Herzog war während der ganzen Zeit in der allergoldensten Laune. Auf der Rückfahrt schlief er sanft an meiner Seite ein, ich weckte ihn erst kurz vor Ballenstedt durch starkes Husten und einen verbindlichen „Guten Morgen", damit mein Souverän nicht wie ein Mehlsack auf seinem Schlosse ankommen sollte. Wir kamen gerade um ein Uhr zurück. Bei der Tafel kam auf einmal seine üble Laune, er räsonierte über alles und auf alle, zwischendurch aber wendete er sich bisweilen ganz freundlich zu mir, da ich neben ihm saß, und lächelte mich ordentlich zärtlich an. Die Spazierfahrt hat in Ballenstedt große Sensation gemacht, weil zwei unerhörte Dinge geschehen sind: erstens, daß der Herzog schon um acht Uhr früh ausgefahren ist, und zweitens, daß er die Musikprobe versäumt hat.

Da hast Du nun abermals ein Hofabenteuer, eine Szene aus Willibalds Bergreisen auf den Höhen der Großen Welt. Einmal ist so etwas ja recht interessant – viel aber mit diesem Potentaten allein zusammen zu sein, muß ganz entsetzlich langweilig sein.

*

W. v. K. an seine Frau Julie in Dresden

Ballenstedt, den 7. Juni 1835. Du fragst mich, wie wir den Jungen nennen wollen – Du hast ihn geboren und magst ihn daher nennen wie Du willst. Ich hätte ihn, wenn er nun einmal nicht Jobst heißen soll, gern Friedrich genannt, dann hießen die beiden Jungens nach ihren beiden Großvätern. Wenn Du indessen eine Vorliebe für den Namen Adolph hast, so wollen wir ihn so nennen.

Mit dem stillen Denken an Euch in der Stunde der Taufe war es nichts, weil mich der Herzog schon wieder zu sich entbieten ließ, und gerade um vier Uhr fuhr ich mit ihm in Quedlinburg ein, wo wir den Nachmittag in dem Brühl, einem öffentlichen Lustgarten, zubrachten. In diesen Garten muß ich Dich auch einmal bringen, wenn Du wieder hier bist; er hat mir,



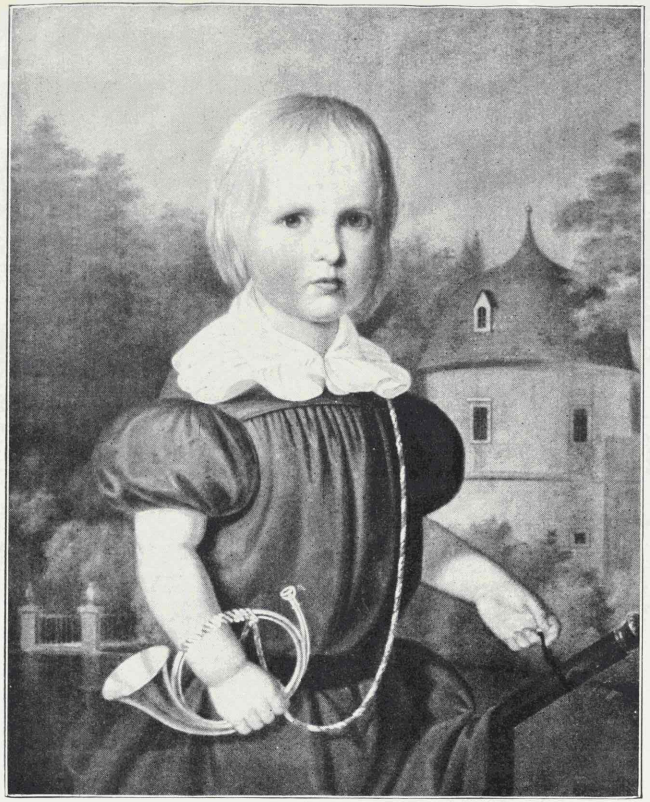
Herzogin Friedrike von Anhalt-Bernburg
Ölgemälde von W. v. K.

„Ich bin jetzt auch zufrieden mit dem Bilde, bis auf die Kopfhaltung. Heute habe ich die Säule und Vase hinter der Herzogin und die Seidenblumen auf den vorderen Florärmel gemalt, die gut gelangen."
W. v. K. an seine Mutter am 6. Mai 1835



Prinzeß Marie u. ihr Gemahl Freiherr v. Lasperg
Ölgemälde von W. v. K.

„Das junge Paar kam heute zu mir, und Herr v. Lasperg stellte mir die Prinzeß als »seine Frau« vor. Das ist doch einmal eine Ehe rein aus Zuneigung. Sie erblickt in ihrem Manne ihr Ideal."
W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard am 23. Mai 1837



Der Sohn Gerhard



Die Tochter Anna

Ölgemälde von W. v. K.

„Ich habe jetzt Anna gemalt und auch Gerhard angefangen mit seinem Posthorn und der runden Hermsdorfer Kapelle, in der er getauft ist, als Hintergrund." W. v. K. an seine Mutter am 16. Mai 1836

besonders durch die schönen Lindenalleen von ungeheurer Höhe, außerordentlich gefallen. In Quedlinburg sah ich auch Klopstocks Denkmal, der ein Quedlinburger war und einen herrlichen Kopf gehabt haben muß, wenn anders die Büste ähnlich ist.

Am Mittwoch hatte der Herzog die Idee, auf dem Meiseberg Tafel zu halten. Wir fuhren zu zwölf Personen im Gondelwagen hin und trieben uns da sehr vergnügt umher bis zum Abend. Es war ein wunderschöner, sonniger, windstiller Tag, wahrhaft erquicklich nach der langen Kälte – eigentlich der erste richtige Frühlingstag. Die Rückfahrt durch den Frühlingswald war herrlich. In Ballenstedt ließ der Herzog mich nicht fort, und ich mußte, der einzige von der ganzen Gesellschaft, noch mit ihm soupieren. Er war den ganzen Nachmittag unbeschreiblich selig gewesen und blieb auch beim Abendessen freundlich gegen mich, während er über die anderen seine nachkommende üble Laune ausschüttete. Tags darauf sollte für vierzehn Tage nach Bernburg gereist werden, und der Herzog klagte nun, in Ballenstedt gefiele es ihm zehnmal besser, und in Bernburg würde er gewiß einen so angenehmen Nachmittag wie heute nicht haben und sich tödlich langweilen. Lasperg versuchte ihn zu trösten und machte ihm allerhand Vorschläge, wie er sich auch dort divertieren könne, worauf ihm der Herzog sagte: „Die Diener haben sich nicht in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen und über die der Herrscher allein zu verfügen hat." Ist das nicht herrlich? Ich mußte mir ordentlich auf die Lippen beißen.

Mehrere Abende war ich auch bei Seelhorsts mit dem Herzog zusammen, bei denen er alle Augenblicke einmal Tee trank und soupierte, während er irgendein anderes Haus zu besuchen nicht zu bewegen ist. Jetzt ist er nun glücklich in Bernburg, und wir haben hier Ruhe.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, Freitag, den 9. Juli 1835. Wie soll ich Dir nur danken, liebe Mutter, für alles, was Du in dieser Zeit für mich und die Meinigen getan hast! Du hast einen Berg von meiner Seele genommen und ihn auf die Deinige gelegt, und Gott hat seinen Segen dazu nicht versagt. Ich genieße jetzt die Freude, Frau und Kinder zu haben, doppelt und dreifach, da ich sie so lange entbehrt habe. Die Kinder treiben sich bewundernd in dem neuen Quartier umher, das Rose zum Empfang feierlich mit Guirlanden geschmückt hatte; es erntete Julchens und Adelheids höchstes Wohlgefallen. Du hast mir eine große Freude bereitet, indem Du mir dieses Wiedersehen mit Adelheid schenktest, wenn es auch nur ein Tag war. Sie bringt Dir also Bertha wieder mit; es ist uns nicht leicht gefallen, uns von dem Kinde zu trennen, aber da es Dein großer Wunsch war, haben wir Dir zuliebe den unseren gern zurückgestellt. Gerhard nennt mich bis jetzt beharrlich „Onkel" und, wenn er weitläufig redet: „Onkel Papa", Anna ist exemplarisch artig, weil sie sich jetzt als das älteste Kind fühlt, und der Säugling ist ein allerliebster kleiner Kerl, immer ruhig und freundlich und ganz zufrieden, wenn sich jemand

zu ihm setzt, den er anlachen kann; so wenig Not hat noch keines der Kinder gemacht. Ich habe mich nun auch schon an den Gedanken gewöhnt, daß er mein Kind ist; im Anfang kam er mir, da er gleich so stark entwickelt für mich in Erscheinung trat, ganz wie ein Fremder vor.

In der letzten Zeit meiner Einsamkeit war mir Blühers Besuch ein Trost — es war doch wieder einmal ein liebes Hermsdorfer Gesicht. Während er noch hier war, kam der Pastor Uhlich, der das große Christusbild, das ich für ihn angefangen habe, gern sehen wollte. Dann besuchte mich auch der Kandidat Schreck, der bei Asseburg in Meisdorf Hauslehrer ist, ein lieber und gläubiger Mann. Ich halte es für einen großen Gewinn für mich, daß ich nun hier einen Theologen habe, mit dem ich meine Gedanken frei austauschen kann.

*

W. v. K. an seine Mutter

Ballenstedt, den 15. August 1835. So beschert Dir der liebe Gott noch einen Sohn[1], und noch dazu einen Priester, sodaß Du nun drei Söhne und drei Töchter hast und dazu acht Enkel, welches in summa ausmacht vierzehn Kinder, die sich noch mehren werden. Glückliche Mutter! Freilich um Deine Einsamkeit, wenn Julius und Adelheid so bald heiraten wollen, ist mir bange. Natürlich behältst Du nun Bertha den Winter über zu Deinem Troste in Dresden, und im Frühjahr kommst Du dann ganz zu uns, falls Du Dich nicht für Tecklenburg entschließest. Beeinflussen möchte ich Deine Entscheidung darüber nicht.

Du fragst nach der Fortsetzung des Bibelwerks. Ich habe im Frühjahr die ersten Blätter zur Geschichte Mosis gezeichnet. Seit dem Mai bin ich nicht mehr daran gekommen, weil ich zu viel in Öl zu malen hatte und die vielen herzoglichen Zerstreuungen mich auch etwas aus dem Gleis gebracht haben. Jetzt male ich mit großem Eifer an einem Porträt der Prinzeß Marie[2]. Das ist die ältere Schwester unserer Herzogin, die mit dieser im Juli aus Holstein hierher gekommen ist und gleich ihr Bild bei mir bestellt hat. Es muß rasch fertig werden, weil es am 28. September, dem Geburtstag der alten Herzogin, in Louisenlund sein soll. Dieses Bild würde Dir, glaube ich, gefallen. Die Prinzeß steht in einer gotischen, mit Säulen verzierten Fensterbrüstung und hält ein Bouquet weiße Rosen in der Hand. Sie hat ein Kleid von weißer Gaze mit hineingewirkten roten Rosen und großen grünen Blättern, der Hals und die Arme sind bloß. Ich lerne bei diesem Bilde viel, besonders über die Fleischfarbe ist mir ein Licht aufgegangen[3]. Das Ganze sieht sehr kirchlich aus wie ein Heiligenbild und wird deswegen den Weltkindern vielleicht nicht gefallen.

[1] Julius Krummacher, Julchens jüngster Bruder, Pastor in Tecklenburg, hatte sich mit W. v. K.s Schwester Adelheid verlobt.

[2] Prinzeß Marie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1810–1870), × 19. Mai 1837 mit dem Kammerherrn Friedrich Frhr. v. Lasperg († 1843), in zweiter Ehe 1846 mit Peter Graf v. Hohenthal [vgl. Leb.-Er.].

[3] W. v. K.s Tagebuch, 8. Aug. 1835: Arm der Prinzeß gemalt, Fleisch gut, Zeichnung schlecht. Ich lerne jetzt Fleischmalen. Man muß die Lichter und Schatten warm

Mit der kleinen Kopie der Herzogin für die Prinzeß Friedrich und dem Porträt der Fräulein Seelhorst bin ich auch bald fertig. Auf dem letzteren sind Bäume, Berge, Felsen, Wolken und eine Menge bunte Blumen, und in der Mitte von alledem sitzt die ältliche Jungfrau und schaut sinnend zum Bilde heraus in einem einfachen weißen Kleidchen, die Haare à la petite canaille in herabfallenden Locken, welches affrös aussieht. Obgleich ich nun noch zwei Kopien der Gräfin Asseburg machen muß, habe ich auf Laspergs Drängen doch auch schon das Bild seiner Kinder angefangen. Es sind zwei niedliche Mädels[1], die ich gern male. Aber Kindermalen ist schwer. Ich hatte angefangen, das Bild gleich auf die Leinwand zu zeichnen, aber besonders das kleinere der beiden Mädchen sitzt so unruhig, daß ich mich nun entschlossen habe, erst eine ausgeführte Kreideskizze von jedem der Kinder zu machen [s. die Abbild.], um dann in Ruhe danach malen zu können.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Ballenstedt, den 11. Sept. 1835. Ihr seid eine Zeit in Poll gewesen. In dem Poll, welches mir wie eine Gegend erscheint, die ich im Traume sah und liebte und die mit meinem Erwachen mir aus der Wirklichkeit gerissen ist. Das schönste Jahr meines Jünglingslebens habe ich in Poll verlebt oder verträumt, eine Zeit der irrenden Ritterschaft, wo ich Drachen sah, verzauberte Schlösser, Elfen, Feen, und mit Kobolden spielte. Du siehst die Pollschen öfters, grüße sie herzlich und danke ihnen für die Zeichen der Liebe, die sie mir hierher gesendet, und sage ihnen, daß sie auch in Ballenstedt in den Herzen ihrer Freunde kräftig leben und oft begrüßt, besprochen, belobt werden, wenn auch die Schreiberei in eine Verstockung geraten ist. Onno, Sophie, Auguste – das ist jetzt alles! Antonie ist übersetzt in eine andere Sprache[2] und muß notwendig nun auch anders klingen. So sehr ich mich für Toni freue, so ist mir's doch wehmütig, daß sie fehlt, wenn ich an Poll denke, und daß ich sie außer dem Kreise der Schwestern denken muß, die ich mir ohne dieses Mittelglied gar nicht recht denken kann.

Das Leben wechselt seine Farben, und die buntesten Farben, wenn sie alle Nüancen durchlaufen haben, gehen in Aschgrau endlich alle

halten, dann kann man die Halbtinten sehr kalt nehmen. Ich mische einen Fleischton, der um nichts wärmer ist als die Töne von Beinschwarz und Weiß, und lege damit an, dann arbeite ich mit sehr warmen Lichtern hinein, wird vortrefflich. Ich habe aber bei diesem Bilde wieder den Fehler gemacht, daß ich die Stellung, weil es schnell gehen sollte, aus dem Kopf gezeichnet habe, und bin dadurch in eine greuliche Unnatur hineingekommen. Nun quäle ich mich und ändere und bessere, und es kann nicht besser werden, weil die ganze Stellung gezwungen und unnatürlich ist. Soll aber auch zum letztenmal geschehen sein.

[1] Die Kinder des Freiherrn v. Lasperg aus seiner ersten Ehe mit der Freiin v. Rodde [vgl. S. 280 Anm. 6] waren Auguste (1831–1871), × mit Victor v. Geyso (1814–1869, hannoverscher Oberst), und Mathilde (1833–1848; über ihren Tod vgl. Leb.-Er. S. 105).

[2] Antonie v. St. war seit 1834 mit Baron Otto v. Ungern-Sternberg vermählt.

unter. Alle Farbe ist Liebe, aber nur eine steht über dem Schwungrade der Zeit, das ist die Liebe zu Gott, und diese Liebe tritt erst hervor, bekommt erst Farbe und Glanz, wenn die übrigen alle im Grauen verloschen sind oder doch im Weichen begriffen. Alle übrigen Bilder müssen sich erst verdunkeln, ehe das des Herrn jenen Lichtschein gewinnt, der für das Herz allgenugsam und beseligend ist. Das ist mein Trost und meine Freude, daß, wenn ich Euer gedenke, ich Euch alle immer mehr im Lichte der Liebe Gottes stehen sehe, bis endlich von uns allen der schöne Vers ohne Lüge wird gesungen werden: „In meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein funkelt all' Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein."

Sage doch den Pollschen, daß ich immer mehr abkomme von der altlutherischen Theorie, die ich ihnen in einem Brief einmal gepredigt habe, daß ich nun ganz systemlos bin und glaube, daß Gottes Tätigkeit allein ohne die unsrige, die freilich auch Gnadengabe ist, aus uns nichts machen kann. Meine Glaubensansicht hat insofern eine Veränderung erfahren, daß ich mehr auf das Praktische hingewiesen worden bin und mir der Spruch recht verständlich geworden ist „Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn schauen." Ich glaube, daß Christus das deckt, was hinter mir liegt, und daß ich mich nach dem zu strecken habe, was vor mir liegt. So denke ich denn, daß wir jetzt in dem Wesentlichsten des Christentums wohl einig sein werden.

Dir scheint, als habe bei Euch das Christentum Parteifarbe angenommen, die Dich erschreckt, doch weiß ich nicht recht, wie Du das verstanden haben willst. Das Christentum ist in seinem innersten Wesen Verleugnung der Welt – wer diese Ritterschaft übt, wird mehr oder weniger, je nachdem seine äußere Stellung ist, von der Welt ausgestoßen, und diese Ausgestoßenen bilden zusammen aus allen Konfessionen die Kirche Gottes, und diese Kirche ist gewissermaßen eine Partei. Wenn aber um dogmatischer Ideen willen sich Rotten bilden und sich gegenseitig verketzern und verdächtigen, so ist dies allerdings ein übler Parteigeist, vor dem auch ich erschrecke, wo ich ihn finde, ja ich habe davor ein Grausen und ziehe mich zurück, wo ich diesen Unfug wittere. Mir ist es zum Beispiel gleichgültig, was einer sich für Ideen macht vom Abendmahl, vom freien Willen, von der Dreieinigkeit, wie er sich die Lehre von der Erlösung in seinem Gehirne zurechtschiebt und wie die Streitpunkte alle heißen – sobald ich merke, daß er wirklich danach strebt, loszukommen von sich selbst, um sich mit Gott zu vereinigen, und daß er dabei weiß und glaubt, daß Jesus Christus genug getan hat für seine Sünde, sodaß er also nun kräftig und fröhlich kämpfen kann, ohne von der hinter ihm liegenden Schuld immer wieder verschlungen zu werden, so halte ich ihn für einen Christen und fühle mich mit ihm verbrüdert, wenn er auch sonst allerlei ketzerische Ideen haben sollte. Das Dogmatisieren wird mir immer mehr zuwider. Man kann dabei gar so leicht dahin kommen, daß man, wie es die alte orthodoxe lutherische Kirche nur zu oft getan hat, die rechte Ansicht von der Sache für selig-

machend hält – wobei mir immer unverständlich ist, wie jemand überhaupt auf den Gedanken kommen kann, in allen Punkten des religiösen Wissens die absolute objektive Wahrheit gefunden zu haben.

Von dem eitlen äußerlichen Treiben der Welt halte ich mich zurück, nicht allein so viel, sondern mehr, als meine Stellung es erlaubt. So tanze ich nicht und spiele ich nicht Komödie, obgleich ich wohl weiß, daß ich durch diese Dinge mich bei Hofe merklich würde empfehlen können. Die Schwester der Herzogin, die schöne Prinzeß Marie von Holstein, die ich jetzt male, fragte mich auch gleich, ob ich denn das Tanzen für Sünde hielte. Ich sagte ihr, daß ich das Herumspringen nach der Musik für unschön, sonst aber an und für sich, wie jede äußere Handlung, für höchst unschuldig hielte, auch fast alle Tage mit meinen Kindern den schönen Tanz „Ringel Ringel Rosenkranz" ausführe; daß aber, sobald Eitelkeit und Sinnenlust mit dem Tanz verbunden wäre, dieser augenblicklich zur Sünde würde; und jeder müßte am besten wissen, ob er eine kindliche Freude, die allemal etwas Erhebendes und Stärkendes hat, oder jenes Wesen auf unseren Bällen repräsentiert fände.

Den 12. Sept. Jetzt, mein geliebter Bruder, kann ich Dir auch etwas über das Schicksal Deines Briefes an den Dux mitteilen, von dem ich glaubte, er sei nicht angekommen, weil bis dato der Herzog mir kein Wort davon gesagt hatte. Wappne Dein Herz mit Mut, denn einen solchen Klotz wirst Du Dir vermutlich unter unserem geliebten Landesvater nicht vorgestellt haben. Gestern sagte er mir: „Ihr Bruder hat mir geschrieben, das war lang, sehr lang, das wollte gar kein Ende nehmen, das war ganz schwärmerisch, immer von den alten Zeiten." – „Das freut mich, Durchlaucht – sagte ich – daß er Ihnen geschrieben und daß er sich mit Liebe der alten Zeiten erinnert. Aber was hatte er denn für eine Veranlassung, Ihnen zu schreiben? Hatte er irgendein Anliegen?" (das ist ihm nämlich schmeichelhaft). – „Ich weiß nicht, ich weiß gar nicht warum, ich weiß gar nicht. Ob ich ihm vielleicht was geschickt habe? ich weiß nicht." – „Er wollte vielleicht nur sein Andenken in Ihnen auffrischen und Ihnen zeigen, daß er sich noch mit Dankbarkeit des vielen Guten erinnert, was er hier genossen hat." – „Ja, vielleicht. Ich weiß gar nicht." Dies ist also der Effekt, mein lieber Bruder, den der Brief hervorgebracht hat, den Du an einem schönen Morgen schriebst. Au wai, au wai (ich habe nämlich im Frühjahr zur Abwechselung auch mal einen alten Juden gemalt), was sind doch das für Zeiten! Nein fürwahr, Du bist in Estland weit glücklicher gesetzt, als Du es hier sein könntest, es würde Dir doch ungeheuer schwer werden, Dich in ein untertäniges Verhältnis hereinzufinden.

Du hast dort doch wenigstens Freunde und Nachbarn, mit denen Du ein vernünftiges Wort reden kannst. Meine Bekannten hier sprechen bloß von langweiligen Hofgeschichten, von Bällen und Komödien, von den Manövern in Kalisch, Jagden und der entsetzlichen Apfelzucht, welche in Ballenstedt jetzt zur Manie geworden ist. Es teilt hier niemand meine

Gesinnung, meinen Geschmack. Ach, lieber Bruder, es ist nicht leicht, in einer kleinen Residenz zu leben. Sowie ich aus meinem Haus trete, in dem allein ich wahrhaft glücklich bin, habe ich das Gefühl eines Geschundenen, der von lauter fremden Händen betastet wird. Ich habe die unglückliche Gabe, alle Unlauterkeit und Gefallsucht in den Menschen gleich zu durchschauen, und wo ich die finde, ist augenblicklich mein geistiger Mensch wie totgeschlagen dem Anderen gegenüber. Ich weiß sehr wohl, daß mein Gefühl gegen die mich umgebende Außenwelt ein krankhaftes ist, indessen hebt das Bewußtsein der Krankheit diese doch nicht auf; ich komme über meine hypochondrische, kritische Anlage nicht hinweg, so sehr ich mich auch darum bemühe. Wollte ich mich den Menschen mehr anschließen, so könnte ich vielleicht manches Gute stiften – aber Hypochondria hält mich davon zurück.

Die lästigen Einladungen, die mich im ersten Jahre fast töteten, sind ja nun viel seltener geworden, da wir selbst kein Haus machen. Um so mehr werde ich jetzt vom Hofe herangezogen. Zuerst war mir das ja recht interessant, und ich gehe auch jetzt noch gern hin, weil ich die Herzogin wirklich lieb habe. Aber sobald ein größerer Kreis um sie ist – was sind das dann für Gespräche! Neulich mußte ich an dem Tage, an dem Blüher am Morgen abgereist war, nachmittags nach Alexisbad – was hatte ich am Morgen mit Blüher für tiefe Gespräche gehabt, und am Abend redeten wir über Toiletten und gaben Charaden auf. Wenn ich mit der Herzogin allein bin, habe ich mit ihr manch schönes ernstes Gespräch, aber ihr Mangel an Sinn für Poesie und ihre Freude an Äußerlichkeiten macht sie mir doch auch wieder fremd.

Gestern arbeitete ich auf dem Schlosse in einem hochgelegenen Zimmer. Der Herbstwind rauscht jetzt majestätisch durch unsere Wälder, und in den trotzigen Zacken des uralten Schloßturms klang's schaurig wehmütig wie Orgeltöne, als erzählte der Turm von dem, was er erlebt. Zu meinen Füßen lag der Teich, umgeben von den waldigen Hügeln, die der Röhrkopf krönt, rechts über die Wipfel hinaus die blauen scharfgezeichneten Gebirgsrücken, das alte Quedlinburg und Halberstadt, es war eine Symphonie von ernster Schönheit und mir unbeschreiblich wohl ums Herz – da kamen die Herrschaften die kleine Wendeltreppe zu mir herauf, ich wollte meine Stimmung ihnen mitteilen, machte sie aufmerksam auf den prächtigen Ton des Windes, aber sie schauderten und fanden es unausstehlich, ich lobte das einsame Zimmer und die Aussicht, aber beides interessierte sie nicht, sie sprachen vom Tanzen und den deliziösen Straußschen Walzern, und ich sagte ihnen, daß man mich mit beiden jagen könnte. So rennen wir denn beständig mit den Köpfen gegeneinander, ausgenommen wenn ich lustig werde und schlechte Witze mache, oder auch – und das sei zu ihrer Ehre gesagt – wenn wir von christlichen Gegenständen sprechen, wo sie mir immer in allem zustimmen.

Den 28. Sept. So munter wie jetzt mag's seit vierzig Jahren auf unserem Schlosse nicht zugegangen sein. Es waren und sind zum Teil

noch zu Besuch da Prinz Friedrich von Dessau mit Gemahlin, der Herzog von Cöthen mit dito, die Herzogin von Gotha und die Frau v. Richthofen[1], eine geborene Prinzessin von Holstein, mit ihrer Tochter. Mit der Frau v. Richthofen bin ich in einen nahen, mir wertvollen Verkehr gekommen. Sie hatte mich durch den Hofprediger aufgefordert, sie zu besuchen, und gleich bei meinem ersten Besuche vertieften wir uns so in religiöse Materien, daß ich ganze drei Stunden bei ihr blieb. Sie kennt auch die Gräfin Dohna und Frau v. Schönberg ganz genau.

Eine wirkliche Freude für mich ist es, daß ich nun die gute Frau v. Hoym wieder öfters sehen werde. Die arme Frau lebt jetzt einsam im Schloß Hoym und hat da so viel geweint, daß sie sich endlich entschlossen hat, wieder nach Ballenstedt zu ziehen, wo sie die glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht hat. Zu dem Zwecke hat sie das Siegsfeldsche Haus gekauft und wird zu Michaelis kommen. Vorgestern besuchte ich sie und freute mich ihrer ungemeinen Herzensgüte und Seelenfreundlichkeit. Sie wird hier aber nicht finden, was sie sucht, denn sie sucht doch am Ende nicht Ballenstedt, sondern die alte Zeit. Bei dem Volke ist sie so beliebt, daß bei der Nachricht ihrer Zurückkunft unten im Ort ein förmlicher Jubel stattgefunden hat.

Julchen hat sich, obgleich sie viel glücklicher organisiert ist als ich, hier auch noch nicht so richtig eingelebt. Aber sie hat ihr Haus und die Kinder und dadurch wenig Zeit, an das zu denken, was ihr hier nicht gefällt. Recht schwer wird ihr und mir die Trennung von Bertha, doch glaubten wir Mutter diese Freude machen zu müssen, und vollends nun, wo unsere Schwester bald von ihr geht, wird Bertha der Mutter zum Trost in ihrer Einsamkeit sein. Julchens und meine ganze Freude ist unser schöner Wald, der einen wirklich mit Schlimmerem aussöhnen könnte, als es uns zuteil wird. Ich habe hier eine Freude am Wandern, wie ich sie sonst nur in Poll und Hermsdorf hatte. So ganz bin ich mit mir noch nicht im Reinen, worin eigentlich für mich der Reiz einer Gegend besteht; nur soviel weiß ich, daß dieser für mich augenblicklich wegfällt, sowie sie von Chausseen, geraden Wegen, Kanälen durchschnitten wird. Ich glaube, es ist das unverfälscht Natürliche, was mich anzieht, daß die Menschen nichts dazu getan haben. Die Dresdener Gegend ist durchgehends Garten und gefällt mir als solcher außerordentlich — nur daß ich's nie lange im Garten aushalte, weil er mich ennuyiert. Unser Ballenstedter Wald ist noch rein Natur, darum erquickt er meine Seele.

Was Du von Deinem Unterholz schreibst, hat mich weidlich ergötzt, besonders die Historien von meinem Patchen, dem kleinen Willibaldo. Ich erzählte diese Geschichte der Herzogin und ihrer Schwester, welche

[1] Prinzeß Friederike von Holstein-Glücksburg (1780–1862), eine Vatersschwester der Herzogin von Bernburg, × mit Gottlob Samuel Frhr. v. Richthofen (1769–1808), lebte später [Leb.-Er. S. 254] in Herrnhut; ihre zwei Söhne und drei Töchter wurden 1847 in den preußischen Grafenstand erhoben. Die Tochter Iris war später [vgl. Leb.-Er. S. 374/5] mit W. v. K. befreundet.

sich darüber kugelten. Daß er sich das Loch in den Himmel so eng denkt, mag seine vollkommene Richtigkeit haben (Christus sagt dasselbe, nur daß er es nicht Loch, sondern Pforte nennt) und glaube ich auch mit ihm, daß, wenn nur der Kopp erst durch ist, der übrige Korpumpus schon nachschlupfen werde; der Kopf nimmt viel Anstoß an dem engen Loch und ist der unchristlichste Teil des alten Adams.

Auch mir machen meine kleinen Kröten viel Freude, besonders Gerhard, der jetzt in seinem niedlichsten Alter ist und sich überaus jungenhaft entwickelt. Ich werde durch ihn auf Stunden wieder selbst ein kleiner Junge und habe, wenn ich mich mit ihm herumwälze, alle die seligen Empfindungen jener Traumzeit. Gerhard hat ein kühnes und freies Aussehen, und so ist auch sein Benehmen. Er ist feurig, ungeduldig, herrschsüchtig und trutzig, der „Bruder" dagegen (so wird Adolph allgemein genannt, weil ihn Gerhard so nennt) ist überaus geduldig, sanftmütig und vergnügt, er liegt stundenlang auf dem Rücken wie ein Mistkäfer, ohne daß sich jemand um ihn bekümmert, und lächelt die lieben Englein an, die nur er sieht. Während der Säugling so dick und, rund ist wie ein Faß ist Gerhard so mager wie ein Araber. Obgleich er mich bisweilen anbetet, mit sehr ernstem Gesicht die Hände faltet, zu mir heilig aufblickt und zu mir sagt: „Bitte, bitte, guter Gott!", so ist doch bis jetzt die höchste Idee, die er kennt, ein Hotto, wovon er das Verbum „hottoen" ableitet und so sein Spielen nennt, welches sich immer auf Reiten und Fahren beschränkt.

Herrlich kennt er das lange Claudiussche Lied vom Riesen Goliath. Wenn ich von der Arbeit herunterkomme, eilt er mir sogleich jubelnd entgegen, klettert an mir in die Höhe und ruht nicht eher, als bis ich ihn aufnehme, wo er dann die Ärmchen um meinen Hals schlingt, seine kleine heiße Backe an die meinige legt und regelmäßig das Lied anstimmt, welches ich dann mit ihm singe, wobei alles dramatisch aufgeführt wird. Bei der Stelle „er hatte Knochen wie ein Gaul" jubelt Gerhard allemal auf, weil ihm das besonders wohlgefällt, und wenn der Vers kommt „gab jedem einen Rippenstoß und flunkerte und prahlte groß", holen wir beide aus und versetzen uns ganz ernsthaft, als müßte es so sein, einen derben Treffer in die Seiten, und dann ziehen wir zur Mutter, welche auch allemal einen abkriegt. So köpfen wir uns denn auch an der rechten Stelle und boxen uns nieder auf den Grund und singen dann andächtig vom kleinen David weiter.

Mein Herz sehnt sich nach Dir und Elmine und Deiner kleinen Bagage; Julchen desgleichen. Sollten wir nicht auch einmal mit der Elite unserer Truppen ein Manöver bei Kalisch[1] veranstalten? oder bei Königsberg? Leb wohl, und unser Gott hüte und behüte Dich und Deine Horde.

*

[1] In Kalisch fand im Herbst 1835 zur Erinnerung an den dort im Frühjahr 1813 geschlossenen russisch-preußischen Allianzvertrag eine glänzende Heerschau über vereinigte preußische und russische Truppen statt.

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 9. Oct. 1835. Bei Hofe war heute zum Geburtstag der Herzogin eine überaus glänzende Versammlung von über sechzig Personen. Die Prinzeß Marie kam mir gleich entgegen, um mir zu sagen, ihre Mutter habe geschrieben, sie sei bei dem Anblick des Porträts in Tränen ausgebrochen, und es sei ihr das liebste Geschenk gewesen, was sie an ihrem Geburtstag empfangen. Das ist mir freudiger Lohn. Der Herzog von Holstein zog mich ins Gespräch und will sich von mir malen lassen, wenn er das nächste Mal kommt. Nach Tisch wurde ich der Frau v. Krosigk von Gröna vorgestellt, sie hatte eine auffallend hübsche Tochter bei sich. Krosigk von Rathmannsdorf lud mich samt Weib und Kindern ein, er will seinen Wagen schicken. Eine anmutige Erscheinung war der Cöthensche Kammerherr Trotha, der einen so herrlichen, bis auf den Rücken reichenden Schmerbauch hat, daß seine silberne Schärpe vorn und hinten ganz überwuchert wurde und nur da sichtbar war, wo sie herunterhängt. Nach aufgehobener Versammlung begab ich mich zu Frau v. Richthofen auf deren Wunsch und unterhielt mich ein Stündchen mit ihr, dann gingen wir wieder in den Saal, wo der Hof schon versammelt war, um ein kleines Festspiel anzusehen, das der Herzogin zu Ehren gegeben wurde. Es war ein Tempel mit einem Altar errichtet, und Fräulein Lasperg, die Krohn und Prinzeß Marie traten vor, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellend, und redeten die Herzogin mit süßen Worten an, bis ein großes Schluchzen entstand. Es war ein Fratzenspiel. Wie wohl war mir, als ich um halb sieben endlich erlöst dem Schloß den Rücken kehren und es mir zu Haus gemütlich machen konnte! Die Kinder nahmen die Botschaft, daß ich ihnen Feigen mitgebracht hätte, mit großem Freudengeschrei auf und verzehrten dieselben gleich unter lauter Anerkennung ihres Wohlgeschmacks.

*

Eine Damencour

Was, der Blitz! Halb eins ist's schon? / So muß spornstreichs ich davon,
Denn man kommt nicht gern am letzten, / Kann man nicht der Erste sein —
Nur die Ersten gehn am letzten / In den Fürstensaal hinein.

Und so geht's den Berg hinan, / Was die Lunge halten kann,
Gegen Schnee und Ungewitter / Stürmt man kühn auf steiler Bahn —
Doch das Steigen wird uns bitter, / Und der Husten fällt uns an.

Mancher kommt so angerannt / Ohne Atem und Verstand,
Und wenn man denn so gelaufen / Ist und will vernünftig sein,
Kehrt man erst, um auszuschnaufen, / In dem Blauen Zimmer ein.

Hier versucht sich jedermann / Zu erholen, wie er kann.
Ein'ge säubern Kleid und Schuhe, / Andre räuspern sich sehr stark,
Und am Ofen wärmt in Ruhe / Mancher sich sein Rückenmark.

Wohl bedeutungsvoll und ſchön / Sind die Wege, die wir gehn –
Denn damit des Hofes Freuden / Niemandem bedenklich ſei'n,
Führet man die Eingeweihten / Durch die Schloßkapelle ein[1].

Es iſt grade große Cour, / Und die Damen en beau jour
Stehn mit Fächern in den Händen, / Reich und ſinnig koſtümiert,
Gruppenweiſe an den Wänden, / Auf das herrlichſte friſiert.

Alles iſt voll Freundlichkeit, / Leben und Verbindlichkeit.
Doch der Dichter – wie im Traume / Sieht den Schnee am Fenſter an,
Und in dem belebten Raume / Iſt er ein verlorner Mann.

Einſam iſt ſein ſtiller Sinn, / Einſam träumt er immer hin,
Einſamkeit, von Deinen Freuden. / Einſam weint ſein ſchönes Herz,
Einſam hängt er ſeinen Leiden / Nach und ſeinem Dichterſchmerz.

Doch die Störung iſt ganz nah – / Plötzlich heißt's: „Der Hof iſt da!"
Und kaum iſt das Wort vernommen, / Sieht man auch nach Fürſtenart
Glanzvoll ſchon die Herrſchaft kommen, / Tief begrüßt und angeſtarrt.

Ach! wie wird es einem wohl, / Wenn's zu Tiſche gehen ſoll!
Doch erſt muß man ſich bequemen, / Mit devoter Courtoiſie
Ein ganz kleines Los zu nehmen / Zu der Damenlotterie.

Denn nach Herrenhuter Art / Wird man hier durchs Los gepaart,
Und damit in dem Gedränge / Nicht ein Unfall arriviert,
Wird man paarweis in die Menge / Nach der Nummer einrangiert.

Doch wie man auch rechnen mag, / Einige Herren bleiben nach.
Sie ſind ruhmvoll auserkoren / Und mit Weisheit auserſehn,
Wie die röm'ſchen Senatoren / Dem Triumphzug nachzugehn.

Dieſer Senatorentroß, / Ich und Ziegeler und Voß,
Freund und andre ſchöne Seelen / Pflegen übrigens zum Glück
Sich nicht ſonderlich zu quälen, / Sondern tragen ihr Geſchick:

Damen ſind ja nicht wie Brot, / Und ein ſonderbarer Tod
Wär's, an Damen-Mangel ſterben. / Darum tröſtet man beim Mahl,
Konnte keine man erwerben, / Sich mit ſchäumendem Pokal.

Horch! da tönet durch den Saal / Pauken- und Trompetenſchall,
Ouvertüren, Märſche, Chöre, / Werden trefflich ausgeführt,
Und Soupe à la jardinière / Wird zuerſt herumſerviert.

Folgen Auſtern, Kohl und Wurſt, / Kaviar und Gänſebruſt,
Braten, Pudding, Torteletten, / Harmonien von allerlei
Fleiſchen, Pilzen und Paſteten, / Überfluß von Wein dabei.

Trüffeln, Kuchen, Eis und Fiſch, / Alles das kommt auf den Tiſch,
Alles das geht in den Magen, / Alles das bekommt ihm wohl,
Alles das kann er vertragen, / Wenn es einmal ſeien ſoll.

[1] Die Ballenſtedter Schloßkirche iſt ſo in das Schloß eingebaut, daß man aus den Feſträumen unmittelbar in die Herzogliche Kirchenloge treten kann.

Wäre doch des Herzens Art / Ebenſo geſund und hart!
Aber alles kann's nicht tragen, / Alles kann's vergeſſen nicht,
Und der Menſch kann manches ſagen, / Was recht ſchwer im Herzen liegt.

Doch das weiß hier jedermann, / Und man ſtrengt ſich weidlich an,
Seine Dame nichts zu fragen, / Was ſie gern verſchweigen will;
Nur Verbindliches zu ſagen, / Oder auch — man ſchweigt ganz ſtill.

Speiſend ſchweigt ſich's gar zu gut, / Schweigend ſpeiſet man ſich Mut,
Speiſend tut man wohl zu ſchweigen, / Schweigend ſpeiſt ſich's immerfort,
Und ſo zwiſchen Schweiß und Speigen / Spart man manches leere Wort.

Endlich iſt das Eſſen aus, / Und der Zug geht nun hinaus,
Stattlicher als er gekommen. / Welch ein grandioſes Bild!
Was die Gäſte mitgenommen, / Hat die Lücken ausgefüllt.

Froh begrüßt ſich jedermann, / Blickt ſich keck und weidlich an,
Selbſt die Damen bleiben ohne / Liebliches Behagen nicht,
Und wie Roſen in der Sonne / Strahlt manch reizendes Geſicht.

In der Tat mag man ſich freuen, / Wieder einmal ſatt zu ſein.
Denn der Menſch, wenn er gegeſſen, / Wird er munter und geſcheut
Und bezeugt mit Scherz und Späßen / Angemeſſ'ne Heiterkeit.

Alles Ding geht ſeinen Lauf, / Alle Freuden hören auf,
Jede Luſt entweicht behende, / Hinterläßt Erinnrung nur,
Und, wie lang ſie währt, zu Ende / Geht auch jede Damencour.

So verläßt nun allzumal / Jedermann den Fürſtenſaal,
Allgemein wird abſpaziert, / Und die Damen, hoch erquickt,
Werden ſorgſam emballiert / In den Kutſchen heimgeſchickt. —

Hier in dieſer Zeitlichkeit / Mangelt's nicht an Eitelkeit.
Eitel ſind der Tafel Freuden, / Wenn man müde iſt und ſatt,
Eitel ſind des Dichters Leiden, / Wenn er ſie beſungen hat,

Eitel iſt die ganze Welt, / Ehre, Ruhm, Verdienſt und Geld.
Doch von Nöten iſt die Ruhe, / Ruhe nach der Mahlzeit Müh'n —
Drum entledige Dich der Schuhe, / Um Pantoffeln anzuziehn.

*

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid

Ballenſtedt, den 31. Oct. 1835. Morgen wird alſo Dein Hochzeitstag ſein — wie ſchnell iſt er nun auf einmal herangerückt nach jahrelangem Harren! Aber es iſt gut, daß das Schifflein nicht lange ſäumet, ans andere Ufer überzufahren; ſolange das Auge allein hinüberſchweift, gibt's doch keine Ruhe im Herzen. Geſtern mittag erſt kam Mutters Brief mit der Meldung des Tages, ſo kann ich Dir erſt heute ſchreiben, da ich geſtern großen Frondienſt bei Hofe hatte als dem Hochzeitstage unſeres fürſtlichen Paares. So haſt Du alſo, wenn Du dieſen Brief erhältſt, den

Mädchenschuh und das weiße Brautkleid schon ausgezogen und bist bereits Frau. Das Hochzeitsgeschenk, das wir für Euch von Gott erbitten, sind die drei Prädikate der Liebe: Geduld, Demut und Sanftmut! Ihr Lieben, achtet dieses Hochzeitsgeschenk nicht gering – Julchen und ich hätten uns längst erwürgt, wäre uns dieses Geschenk nicht zuteil geworden.

Und nun, meine geliebte Schwester – wäre ich bei Dir, so wollte ich Dich auf die Schulter schlagen und Dir sagen: Fasse Mut und sei getrost! Du hast gewählt nach dem Herzen unserer Mutter und nach Deinem eigenen, und Julius nach seinem und seiner Eltern Sinn. Mit Gesundheit und äußeren Gütern seid Ihr gesegnet, soweit Ihr dessen bedürft. Es kommt im Leben auch nicht auf den äußeren Stand an, sondern daß wir fest im Vertrauen zu Gott stehen, daß seine Gnadensonne uns leuchtet. Wenn wir in der Sonne gehen, fragen wir nichts danach, ob unser Schatten derweilen auf rauhen Fels oder über blumige Wiesen dahinstreift.

Und mache Dir keine Gedanken um Mutter. Sie hatte ein Kind um sich, das vom Leben nicht befriedigt war – jetzt wird sie eines in der Ferne haben, das seinen Lebenszweck gefunden. Sollte ein Mutterherz nicht solchen Tausch wünschen? Es ist ein ander Ding um eine Mutter, die alle ihre Kinder glücklich versorgt weiß, als um eine, die noch von Schlenkerbeinen ohne Halt umschlottert ist. Mach' Dir auch keine Sorge um ihre Einsamkeit – sie wird sich in diesem Winter ausruhen, hat ja auch Bertha um sich, und sobald es die Jahreszeit erlaubt, steht es ihr frei, zu welchem Häuflein sie sich wenden will, zu Euch oder zu uns.

Daß Julius uns nicht besucht hat, sondern, das Schloß Ballenstedt im Auge, bei uns vorbeigesegelt ist mit einem Herzen wie eine rohe Kartoffel, dafür könnte ich ihm solch treuloses Herz aus dem Leibe reißen, wenn er nicht gerade auf der Fahrt zur Braut und seinem Ziele schon so nahe gewesen wäre. In solchem Falle ist man blind und störrig und sieht alle andere Liebe nur wie Hindernisse an. Ich bin ja auch in dem Fall gewesen; in der Schweiz hatte ich mich wer weiß wie lang herumgetrieben, aber als ich einmal in den Bremer Postkurs geraten war, hatte ich keine Zeit, die Geschwister in Engern und Westfalen noch zu besuchen. Daher soll es Julius vergessen und vergeben sein, zumal wir nun Euer Versprechen haben, daß Ihr auf Eurer Fahrt nach Tecklenburg wenigstens drei Tage hier bei uns bleibt. Kommt und studiert bei uns weise Kindererziehung, so werdet Ihr nicht vergeblich hier gewesen sein.

*

Aus W. v. K.s Tagebuch

Ballenstedt, 8. Nov. 1835. Heute erschien der Hofmarschall höchst feierlich bei mir, um im Auftrage der Herrschaften ein für allemal die Einladung zur herzoglichen Tafel an den Sonntagen zu überbringen.

* *
*

IX

Still-Leben in Ballenſtedt

1836 bis 1840

Zum Überblick mögen die äußeren Hauptdaten dienen:
15. Febr. bis 7. März 1836. W. v. K. in Dresden und Hermsdorf.
30. Mai 1836. Einzug der Mutter in Ballenſtedt.
23. Juli bis 21. Aug. 1836. Zur Bilder-Reſtauration in Schloß Hoym.
18. April 1837. Geburt des Sohnes Benno.
8. Juni 1837. W. v. K. begleitet ſeine Mutter auf ihrem Umzug nach Tecklenburg.
Mai/Juni 1838. Zur Bilder-Reſtauration in Schloß Hoym.
28. Aug. 1838. Die Mutter kehrt nach Ballenſtedt zurück.
Sept./Nov. 1838. W. v. K. in Bremen.
22. Sept. 1839. Geburt der Tochter Eliſabeth.
Juli 1840. W. v. K. mit dem Onkel Carl Zoege v. M. in Dresden und in Lauſa.

Dieſes Kapitel und ſomit dieſer Band haben nicht, wie die beiden anderen Bände dieſer Kügelgen-Trilogie, ein eindruckvolles äußeres Ereignis als ins Auge fallenden Abſchluß, ſie ſcheinen vielmehr inhaltlich ganz ohne Einſchnitt in den dritten Band hinüberzufließen. Bei ſchärferem Zuſehen zeigt ſich jedoch eine deutlich erkennbare, wenn auch zeitlich und äußerlich nicht feſtſtellbare Grenzſcheide zwiſchen dem zweiten und dritten Band.

Rein äußerlich iſt die Grenze dieſes Bandes bekanntlich dadurch gegeben, daß der Bruder Gerhard ſeine Abſchrift der an ihn gerichteten Briefe, die den Inhalt der „Lebenserinnerungen" bilden, juſt mit dem Briefe vom 3. Okt. 1840 begonnen hat. Doch ſtellt ſich jetzt heraus, daß das nicht auf irgendeinem äußeren Zufall beruht hat, ſondern vielmehr auf der feinen und richtigen Empfindung Gerhards, daß in dieſen Briefen ein friſcherer Wind weht, daß ein lähmender Druck, der auf dem Bruder lag, von ihm gewichen iſt und eine neue Ära in ſeinem Leben begonnen hat. Während W. v. K. ſich bisher in Ballenſtedt immer noch „in der Fremde" gefühlt hat, beginnt er dann in der neuen Heimat feſt einzuwurzeln. Die Freundſchaft mit der 1840 nach Ballenſtedt kommenden neuen Hofdame der Herzogin, Fräulein v. Bernſtorff [vgl. Leb.-Er. S. 5] und die durch dieſe ſich entwickelnden näheren Beziehungen zur Herzogin können nicht die Urſache dieſer Sinnes- und Stimmungsänderung ſein, ſondern ſind vielmehr

Symptome derselben. Wie erklärt sich nun diese Änderung, diese Verschiedenheit des Wilhelm v. Kügelgen von 1839 und von 1841?

In dem Zeitabschnitt, mit dem dieses Kapitel endet, steht W. v. K. sichtlich unter einer schweren, sein ganzes Wesen lähmenden Depression. Hervorgerufen ist diese in erster Linie durch den Ausbruch der großen religiösen Krisis seines Lebens. Wir haben diesen Abschnitt zumeist in Briefauszügen der Mutter dargestellt, weil die Äußerungen dieser eben so scharfäugigen wie liebevollen Beobachterin besser als die in jener „trockenen und dürren" Zeit spärlichen Selbstzeugnisse W. v. K.s erkennen lassen, wie jene Krisis entstand und wie sie auf ihn gewirkt hat.

Die Zweifel, die W. v. K. beunruhigten, haben, soweit sich erkennen läßt, einen zwiefachen Ausgangspunkt. Einmal nimmt er Anstoß an den Widersprüchen, die er zwischen einzelnen Stellen der Heiligen Schrift findet. Diese Beobachtung konnte nur für den beunruhigend sein, der an der von der alten lutherischen Orthodoxie ausgebildeten Theorie von der wörtlichen Inspiration festhält. In der Folgezeit – mit voller Klarheit jedoch erst 1849 [vgl. Leb.-Er. S. 143] – hat sich W. v. K. von jener Theorie freigemacht, womit jener Anstoß entfiel.

Der andere Ausgangspunkt seiner Zweifel war die Erfahrung, die er gerade damals mehrfach gemacht hat, daß Männer, denen er persönlich nahestand und die fest im Glauben zu stehen schienen, sittlich Schiffbruch erlitten. In dieser Hinsicht spielt der Pastor Stephan eine besondere Rolle, dessen unerfreuliche Erscheinung darum im Folgenden stärker hervortreten muß, als es an sich erwünscht wäre. Solche für W. v. K. bei seinem Zartgefühl und seiner Reinheit besonders schmerzlichen Erfahrungen führten ihn auf das Problem „Erlösung aus Gnaden allein" und „Heiligung mit eigenem Bemühen" – weniger theologisch und etwas allgemeiner gesagt: auf das Problem des Verhältnisses von Religion und Sittlichkeit. Die Lösung hat er später gefunden, indem er zu der klaren Erkenntnis des ethischen Charakters der christlichen Religion hindurchdrang. Vorbereitet ist dieser Standpunkt, wie die Leser dieses Buches aus zahlreichen Äußerungen wissen, schon längst, doch war W. v. K. dabei nie ganz über das Bedenken hinweggekommen, daß sein Dringen auf Heiligung, auf ein Christentum der Tat, doch eigentlich dem evangelischen „durch den Glauben allein" widerstreite.

Um zu verstehen, wie solche Differenzen eine schwere Depression auf W. v. K.s ganzes Wesen ausüben konnten, muß man zunächst seine zarte und peinliche Gewissenhaftigkeit und seinen Wahrhaftigkeitseifer in Betracht ziehen. Sodann, daß jene Zeit und besonders W. v. K.s engerer Freundeskreis sich ständig in solchen Gedankengängen bewegte und von ihnen bewegt wurde; Ludwig Richters (der, beiläufig gesagt, Katholik war und auch geblieben ist) und Ferdinand Bertholds Briefe an W. v. K. sind zum guten Teil mit solchen religiösen und theologischen Auseinandersetzungen angefüllt. Schließlich und vor allem darf man nicht vergessen, daß es sich für W. v. K. um einen Bruch mit seiner ganzen Vergangen-

heit handelte: er war unter dem starr dogmatischen Roller aufgewachsen, hatte unter dem Einfluß des eng konfessionellen Stephan gestanden und von jeher unter der Einwirkung der eigenartig gefärbten, im wesentlichen pietistischen Frömmigkeit der Mutter. Daß sein innerer Kampf sich unter den forschenden und ängstlichen Augen der geliebten Mutter abspielte, mag ihn für Wilhelm doppelt schwer gemacht haben.

Nun geht schon aus dem oben Gesagten hervor und die Leser der „Lebenserinnerungen" wissen es, daß der religiöse Kampf, der W. v. K. in dem Schlußabschnitt dieses Kapitels bewegt, keineswegs auf diese Zeit beschränkt ist, sondern sich noch jahrelang fortsetzt. Dabei ist aber der wesentliche Unterschied, daß er später nicht mehr in solchem Maße auf W. v. K.s ganzes Wesen lähmend einwirkt, wie jetzt unter der dumpfen Gewitterschwüle unmittelbar vor und bei dem Ausbruche der Krisis. Im Jahre 1839 steht W. v. K.s Seele sozusagen unter dem Druck der Prodromalerscheinungen (wir alle kennen sie — um den medizinischen Fachausdruck, wenn auch etwas trivial zu verdeutlichen — als die niederdrückenden Vorboten eines üblen Schnupfens) einer Erkrankung, die für den Leidenden oft schwerer erträglich sind als der Verlauf der Krankheit selbst. Dieses Stadium ist mit dem Jahre 1840 überwunden. Die Probleme bleiben dieselben, aber sie lasten nicht mehr so schwer auf W. v. K., nicht weil sie ihm weniger wichtig geworden wären, aber weil er selbst in seinem Wesen wieder freier und selbstsicherer, weltoffener und weltfreudiger geworden ist. Das ist der Unterschied zwischen dem Wilhelm v. Kügelgen von 1839 und von 1841, und in diesem Unterschiede liegt die Grenze zwischen dem zweiten und dem dritten Band dieser Selbstbiographie.

So ist das Bild in Grau, mit dem dieser Band schließt, gewissermaßen die Untermalung für die frischen und kräftigen Farben, in denen das Bild W. v. K.s in der nächsten Periode erscheint. —

Es war die Aufgabe dieses Bandes, zu zeigen, wie aus dem Jüngling, den wir am Schlusse seiner „Jugenderinnerungen" verlassen, der Mann heranreift, den wir als den Träger der „Lebenserinnerungen" kennen. Indem dieses Kapitel und dieser Band, eben darum ohne wirksamen Aktschluß, inhaltlich über sich selbst hinausweisen auf die im dritten Bande folgende Entwicklung, dürfte die Aufgabe dieses Buches erfüllt sein.

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher in Tecklenburg

Ballenstedt, den 29. Dec. 1835. Den letzten Gruß aus dem alten Jahre. Noch drei Tage, dann ändert sich die Zahl — eine 6. Das wird Kleckse setzen! Indes ist's doch eine runde, behagliche Gestalt, und also hoffentlich gutmütig und leutselig. Möge sich Euch das neue Jahr so erweisen!

Am lieben Weihnachtsabend haben wir Deiner treulich gedacht, es war der erste in Deinem Leben ohne die Mutter. Der Weihnachtsabend und die Mutter gehören so eng zusammen, daß das Fehlen der Mutter

erst dann seinen Schmerz verliert, wenn man selbst Kinder hat. Ganz komme ich aber an dem Abend über die wehmütige, an süßen, lieben Bildern aus der Jugendzeit so reiche Erinnerung doch nicht hinweg, so köstlich es auch war, die leuchtenden Kinderaugen zu sehen, als unsere schöne Tanne mit ihren dreißig echten Wachskerzen ihnen entgegenstrahlte. Der Seligste war wieder Gerhard, der ein großes Schaukelpferd mit Sattel und Zaumzeug und ein Posthorn dazu beschert bekam. Erst starrte er das Pferd mit großen Augen lange stumm an, dann traute er sich heran und sagte „hat Augen", ging darum herum und sagte „hat auch einen Fanz". Aufzusitzen wagte er aber noch nicht, obgleich er doch ganz furchtlos schon auf Machzums lebendigen Pferden geritten hat. Als jedoch Anna ihn bat: „Bitte, lieber Gerhard, laß mich doch ein bißchen reiten", ergriff er seine Trompete, stieg aufs Pferd und hatte, als dieses zu schaukeln anfing, eine tolle Freude. Adolphus verwandte kein Auge von den Lichtern, nichts war vermögend, seinen Blick abzuziehen, und erst später entschloß er sich, an einer Kinderklapper zu kauen, welche Großmutter ihm geschickt hat. Der Kleine fängt schon an, etwas zu verstehen und Späßchen mit mir zu machen.

Mit Gerhard muß ich jetzt alle Abend Bereiter spielen, was er über alle Begriffe liebt. Er ist dann das Hotto, ich fasse seine rechte Hand in meine linke und lasse ihn in der Volte um mich herumlaufen, wobei ich aber „schöne Musik" d. h. Janitscharenmusik machen und mit der Peitsche knallen muß. Dann rennt er wie ein kleines Wiesel unbeschreiblich schnell im Kreise herum, sodaß ihm seine langen weißen Haare um den dicken Kopf flattern; die kleinen Füßchen wechseln schnell unter dem umgürteten roten Rock hervor, und er macht dabei ein so selbstzufriedenes Gesicht, daß er frappant wie der Pastor Roller aussieht. Er ist aber auch, wie dieser, ein Mann, der festhält an alten Gewohnheiten und Gebräuchen: wenn ich nicht allemal dieselbe Peitsche in der Hand habe und dieselbe Musik mache, läuft er lieber gar nicht, auch würde er dieses Lieblingsspiel mit keinem anderen treiben als mit mir. Er ist ein lieber Kerl, an dem ich unendliche Freude habe. Wenn er von sich und mir spricht, sagt er immer: „wir beiden Männer".

In etwa sechs Wochen gedenke ich auf vierzehn Tage gen Dresden zu pilgern, um einmal nach Mutter zu sehen und mich selbst etwas aufzufrischen, was ich recht nötig habe. Die willkommene äußere Veranlassung zu der Reise ist, daß eine Zeichnung der Herzogin auf deren Wunsch als Lithographie vervielfältigt werden soll und Zoellner[1] den Steindruck machen wird. Damit es mir nicht wieder geht wie mit Williards Parabelbildern, will ich Zoellners Arbeit persönlich überwachen. Den Vertrieb des Blattes wird der Buchhändler Groening in Bernburg übernehmen, die Originalzeichnung will Siegsfeld mir abkaufen.

*

[1] Ludwig Zoellner (1798–1851), Zeichner und Lithograph in Dresden.

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher

Ballenstedt, den 21. Jan. 1836. Heute kommst Du ganz unerwartet zu einem Brief, da eine plötzliche Mittagseinladung an den Hof mich abhält, mit dem Malen überhaupt erst anzufangen. Diese Einladungen in der Woche genieren mich sehr und schrecken mich immer wie Gespenster, weil ich keinen Morgen anfangen kann zu malen, ohne befürchten zu müssen, daß ich gestört und abgerufen werde. Daß ich jeden Sonntag bei Hofe figurieren muß und mir dadurch alle Sonntage zerrissen werden, daran habe ich mich ja nun schon gewöhnt. Da esse ich denn die unglaublichsten Delikatessen wie Austern, Gänseleberpasteten, neulich kam auch einmal Schweinebraten, dick mit Zucker bestreut, mit einer süßen Kirschsauce – das wäre wohl was für meine kleine Ade gewesen? Vor vierzehn Tagen wurde übrigens auch Julchen zum ersten Male von der Herzogin mit gebeten, zum Tee und Souper, was uns in die höchste Verwunderung versetzte.

Ein Hauptvergnügen in der hiesigen Gesellschaft ist jetzt das Rätselraten. Am vorigen Sonntag gab Frau v. Hoym bei Tafel eine Charade auf, sagte aber gleich, sie hätte sie selbst nicht lösen können: Dans mon premier les Italiens se promènent à mon second et retournent sur mon tout. Niemand konnte es raten, bis endlich Siegsfeld behauptete, er hätte es, doch wolle er dem Scharfsinn der anderen nicht vorgreifen; er behielt es für sich, so sehr ihn auch die Damen bestürmten. Nach der Tafel sagte er mir: „Dans mon premier, das ist peau (die Haut); à mon second, das ist Po (der Fluß), und mon tout, das können Sie sich selbst zusammensetzen." Wenn die gute Frau v. Hoym wüßte, was sie für ein Rätsel aufgegeben hat, ich glaube, sie würde aus ihrer peau fahren. Im Club glänzt besonders Gottschalk durch seine Charaden. Gestern gab er zwei auf, die ich Dir hierhersetze: „Wohl dem, dem mein Erstes so sehr mein Zweites ist, daß er darüber das Ganze vergißt." (Brautschatz.) „Wenn mein Erstes in mein Zweites und Drittes geht, dann geht mein Zweites und Drittes in mein Erstes." (Luftballon.) In solcher Weise amüsieren wir uns hier.

Vor ein paar Tagen habe ich eine interessante Schneepartie gemacht. Im tollsten Gestöber kämpfte ich mich über die Höhe der Gegensteine bis nach Badeborn durch, um dem Pastor Rosenthal meinen Gegenbesuch zu machen. Das Dorf schien bei dem greulichen Wetter so ausgestorben wie Pompeji und Herculanum, und ich war froh, endlich an einem Fenster einen Mann zu erblicken, den ich nach der Pfarre fragen konnte. Mit einer Art Ehrfurcht betrat ich das Haus, in welchem der ehrwürdige Arndt[1] gehaust hat. Das Gebäude ist noch ganz unverändert dasselbe wie zu Arndts Zeiten. Rosenthal, der mich sehr freundlich empfing und mich augenblicklich mit einer Pfeife stillte, zeigte mir auch verschiedenes Hand-

[1] Johann Arndt (* 1555 in Ballenstedt, † 1621 als Generalsuperintendent in Celle), der Verf. der noch heute weitverbreiteten „Vier Bücher vom wahren Christentum", war 1583–1590 Pfarrer in Badeborn.

ſchriftliche vom alten Arndt, was noch in den Pfarrakten erhalten iſt. Seine Handſchrift war feſt und klar, wie ſeine Bücher.

*

Charade

von W. v. K.

Biſt Du noch mein Erſtes, gehört Dir die Welt.
Das Andre beherrſcht ſie, wie man ſich erzählt.
Das Ganze iſt endlich ſo rein und ſo wert,
Daß Rom es als Sinnbild der Gottheit verehrt.

Rätſel

von W. v. K.

Ein ſchlechtes Ding gelt ich oft wenig,
Oft ſeh' ich ſchwarz und ſchmierig aus,
Bisweilen kleiner als ein Pfennig,
Dann größer als ein Bauernhaus.

Am Hals der Fürſtin prang ich herrlich,
Und ſie iſt meine ſchönſte Zier.
Doch Dieben werd' ich oft beſchwerlich,
Und Strolche bändigt man mit mir.

Mein Zweck iſt, immer feſtzuhalten,
Und geh' ich unverſehens los,
So mögen gute Engel walten
Und gnädig leiten das Geſchoß.

[Die Löſung der beiden Rätſel ſiehe im Regiſter unter „Charaden".]

*

W. v. K. an ſeinen Bruder Gerhard

Dresden, den 2. März 1836. Volle vierzehn Tage bin ich nun ſchon in unſerem alten lieben Dresden und habe Dir noch nicht geſchrieben, was ſich doch eigentlich gehörte. Ich kann es auch heute nur kurz, da ich hier ſchrecklich herumgeriſſen werde und die wenigen Stunden, die ich mit Mutter zuſammen ſein kann, nicht noch durch Briefſchreiben verkürzen mag. Unſere gute Mutter habe ich doch recht ſchwach und hinfällig gefunden, doch hat ſie noch ganz ihre alte Lebendigkeit des Geiſtes. Carus ſagte mir, ſie leide an einer Verſchleimung der Lunge, die nicht mehr behoben werden und bei Vernachläſſigung leicht in Lungenſchwindſucht ausarten könne, aber bei Vorſicht und guter Pflege könne Mutter uns noch Jahre lang erhalten bleiben. Wenn wir ſie im Frühjahr nur erſt glücklich unter unſerem Dach haben, wird ihr, hoffe ich, die gute Waldluft und das ruhige Leben in Ballenſtedt recht wohl tun.

Für mich war es eine rechte Wohltat, meine alten Freunde Berthold, Peſchel und Richter einmal wieder ordentlich genießen zu können. Richter iſt wieder in Dresden, da die Zeichenſchule in Meißen aufgelöſt iſt. Peſchel

arbeitet jetzt im Quandtschen Hause [Joh. Gottfried v. Quandt] Kartons zu Freskobildern, die das Belvedere zieren soll, das sich Quandt auf seinem Gute gebaut hat; es sind Stoffe aus Goetheschen Balladen und Romanzen. Denke Dir – ich habe sogar den Künstlerball mitgemacht, Julius Kaskel überredete mich dazu. In dem schön dekorierten Saale des Hôtel de Pologne stand ein großes Transparent, die Huldigung der Künste vor den Grazien darstellend: die Grazien in einer schönen Gruppe etwas erhöht und darunter in zwei Hauptgruppen die Künste, durch geschichtliche Künstler personifiziert. Das große, in meinen Augen sehr gelungene Bild war von einem noch ganz jungen Menschen namens Bari[1], dessen Bekanntschaft ich auch machte, erfunden und gemalt. Auf dem Balle fand ich fast alle meine Bekannten, sogar den alten Heuer, welcher mit Pröll erschien. Carus schlug ein helles Gelächter auf, als er den „Ballenstedter Pietisten" plötzlich hier in Dresden an einem Orte der rauschendsten Weltfreude erscheinen sah.

Auch unseren alten Caspar Friedrich habe ich besucht; ich fand ihn sehr krank, er ist vom Schlage getroffen und machte den Eindruck, als könne er kaum ein halbes Jahr mehr leben[2]. Um so lustiger war mein Besuch bei seinem Freunde Dahl[3]. Da würde es Dir auch gefallen haben, nicht wegen seiner schönen Landschaften aus Norwegen, worunter ein Wasserfall mir besonders wohlgefiel, sondern weil er sich eine große Sammlung von alten Kartaunen, Feldschlangen, Musketen und Flinten aller Art angelegt hat, auch Flambergen, Partisanen, Harnischen und anderem alten Kram, mit denen er alle Eingänge bei sich verrammelt hat, die Dich aber höchlich interessieren würden.

In Hermsdorf und Lausa war ich mehrere Tage. Heynitz fand ich so vergnüglich, wie ich ihn kaum je gesehen. Er machte mich zum Vertrauten seiner Liebe zu Fräulein Gruenewaldt[4] – Dir darf ich das ja mitteilen. Ernst will wieder heiraten, sobald es ihm gelungen ist, Hermsdorf zu verkaufen; ich hätte nicht gedacht, daß das so schwer wäre. Roller trat mir in einer zeisiggrünen Jacke entgegen, rund geschnitten ohne Taille bis an den Anfang der Beine, vorne mit Perlmutterknöpfen besetzt, jeder von der Größe eines Thalers und alle mit blitzenden böhmischen Steinen verziert. Diese Jacke trägt er jetzt im Hause und Garten und tröstet darin die bekümmerten Gemüter, die ihren Seelsorger aufsuchen. Er will jetzt absolut heiraten und ist so darauf versessen, daß er mir eine lange Liste zeigte von denen, die er heiraten könnte. Sogar die alte Jettchen Eule stand mit darauf. Der Professor Scheibel (ich ignoriere, ob Du diesen bei uns geschichtlichen Namen kennst), den Heynitz bei sich aufgenommen, da

[1] Vermutlich Ed. Rob. Bary (1813–1875), aus Dresden, Geschichtsmaler, † als Professor an der Dresdener Akademie.

[2] Caspar David Friedrich, der Landschaftsmaler [vgl. Jug.-Br. S. 33, 78f.], war seit 1836 erkrankt, ist aber erst 1840 gestorben.

[3] Christian David Dahl, * 1788 in Norwegen, seit 1818 in Dresden, † 1857.

[4] Ernst v. Heynitz vermählte sich in dritter Ehe 1837 mit Elisabeth v. Gruenewaldt aus Estland (1804–1855).

er aus Schlesien seines Glaubens wegen vertrieben war, muß nun auf Veranlassung Preußens auch aus Sachsen und von Hermsdorf fort und ist mit Weib und Kindern abermals heimatlos.

Hast Du denn schon von der neuen Geschichte Jesu von Strauß[1] gehört, welche eine förmliche Widerlegung des geschichtlichen Christentums enthalten und dabei mit großem wissenschaftlichen Ernst abgefaßt sein soll? Ich habe das Buch noch nicht gelesen, aber der Hofprediger Hoffmann hat mir viel davon erzählt. Der Bischof Neander in Berlin ist von Amts wegen darüber befragt worden und hat darauf geantwortet, wenn die Ansicht, die dieses Werk enthielte, allgemein werden sollte, so sei es um das Christentum geschehen, er halte aber dafür, daß ein so ernstes wissenschaftliches Werk von der Behörde nicht unterdrückt werden dürfe, sondern durch Widerlegung unschädlich gemacht werden müsse. Ich habe in diesem Winter, um den Rationalismus einmal an der Quelle kennen zu lernen, Ammons „Fortbildung des Christentums zur Weltreligion" studiert – so flach und so inkonsequent hatte ich mir die Einwürfe gescheuter Rationalisten doch nicht gedacht. Bei der Gelegenheit will ich Dir zu Deiner Erheiterung doch noch einen schönen Vers aus unserem rationalistischen Gesangbuch mitteilen:

Ich will mich niemals wieder zanken, / Nicht von der Bahn der Tugend wanken,
Mich und meine Kinder lieben, / Meine Freunde nicht betrüben,
Fressen will ich nicht unmäßig, / In der Arbeit sein nicht lässig,
Alle Welt mit Lieb' umschlingen / Und meine Schätz' ins Trockne bringen.

Ist das nicht herrlich? Ich singe wahrhaftig „Gaudeamus igitur" oder „Am Rhein, am Rhein" mit zehnmal mehr Erbauung, als solche abgedroschene moralische Lieder, bei denen man sich zu Tode langweilt. Weshalb ich meinen Gottesdienst jetzt auch manchmal lieber im Walde abhalte. Es ist gut, einmal draußen im Walde mit Gott allein zu sein.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher

Ballenstedt, Gründonnerstag, den 31. März 1836. Der Abschied von Dresden wurde mir diesmal doppelt schwer, da ich mir bewußt war, daß ich meine Mutter hier nun nicht mehr besuchen werde und daß ihr Abzug das letzte Band mit der alten Heimat zerschneiden wird. Als ich früh halb sechs von Mutter an ihrem Bette Abschied nahm, schlief Bertha noch in ihrem Bettchen; ich durfte gar nicht hinsehen, um nicht noch mehr weich zu werden. Wehmütig ging ich im ersten Grauen des Morgens durch die Straßen, und wie ich an der lieben Katholischen Kirche vorbeikam, riefen die Glocken zur Frühmesse, zu der ich unseren Vater so manch-

[1] Der schwäbische Theologe David Friedrich Strauß (1808–1874) veröffentlichte 1835/6 sein in der Geschichte der Theologie wichtiges Werk: „Das Leben Jesu. Kritisch bearbeitet" (2 Bde.), in dem er die Wundererzählungen der Evangelien (im Gegensatz zu der supranaturalistischen Verteidigung ihrer Tatsächlichkeit und ihrer rationalistischen Erklärung als natürlicher Vorgänge) auf die nach Art der alten Volkssagen unwillkürlich schaffende Mythenbildung der ersten Christenheit zurückführte.

mal begleitet habe, und vom Altar schimmerten die Kerzen durch die Fenster. Als ich dann mit der Post wieder bei der Königsstraße vorbeifuhr, wußte ich, daß wieder ein Abschnitt in meinem Leben zu Ende war.

Auf der Rückreise war ich wieder einen Tag in Leipzig bei Volkmanns. Clärchen fand ich recht gealtert. Alfred traktierte mit ganz vortrefflichem Wein vom Berge Ätna, braunem und rotem, der uns allen das Herz öffnete, daß wir fröhlich wurden. Gesprochen wurde in ganz Leipzig fast nur von der Eisenbahn, für die ich bei Wurzen schon große Anstalten zur Brücke über die Mulde sah. Ein paar Tage, bevor ich dort war, war in Leipzig die Subskription für die Chemnitzer Eisenbahn eröffnet worden; dabei ist der Andrang so groß gewesen, daß man, um Gedränge zu vermeiden, vor der Expedition zwei enge Barrièren hat ziehen müssen, sodaß immer nur einer hinter dem anderen gehen konnte. Es sind an einem Tage für, ich weiß nicht mehr wieviel, Millionen Aktien gezeichnet worden, viel mehr, als Geld gebraucht wird.

Heute ist mir zu Mute wie einem Schuljungen am ersten Ferientag — gestern ging der Hof fort, die Herzogin nach Holstein, der Herzog nach Bernburg. In der letzten Woche habe ich noch schlimm arbeiten müssen, weil eine Kreidezeichnung, welche die Prinzeß Marie von sich bestellt hatte, vor ihrer Abreise nach Schleswig fertig sein sollte. Da das Blatt aber doch nicht fertig wurde und die Prinzeß mehrmals gegen mich geäußert hatte, sie wolle diese Zeichnung der Herzogin von Gotha[1] schenken, erbot ich mich vorgestern, ob sie mir nicht die Versendung anvertrauen wolle. Sie lehnte das ab und bog sich dabei mit dem ganzen Gesicht über die Zeichnung, als wollte sie ein Erröten verbergen; Lasperg aber, der zufällig zugegen war, lächelte mich auf eine merkwürdige Weise an. Die Herzogin von Gotha bekommt das Bild also sicherlich nicht. Sollte es Lasperg bekommen? Man unterhält sich jetzt hier viel von einem Verlöbnis der Prinzeß mit Lasperg, woran ich aber noch nicht recht glauben kann trotz der großen Vertraulichkeit, in der Lasperg zu den fürstlichen Damen steht. Das Bild seiner beiden kleinen Mädchen, das Du auf der Staffelei gesehen hast, ist übrigens nun auch bald fertig. Es hat mir viel Not gemacht. Beide Kinder sind zwar ähnlich geworden, die Kleine ist aber in der Figur so verzeichnet, daß ich wohl das Falsche sehe, aber durchaus nicht dahinterkommen kann, wo der Fehler steckt. Das hat mir die Lust an dem Bilde ganz verdorben.

Morgen wollen wir zum ersten Mal in der hiesigen Gemeinde zum Abendmahl gehen, bisher hat mich der fremde Kultus davon abgehalten. Ich bin aber froh, daß ich meine Scheu überwunden habe; das alte Formular, das heute bei der Vorbereitung vor der Erteilung der Absolution verlesen wurde, war schön. Es ist mir auch, als träte ich meinen hiesigen Freunden näher durch die gemeinschaftliche Teilnahme an der heiligen Handlung.

*

[1] Caroline, Witwe des Herzogs August von S.-Gotha-Altenburg († 1812), Tochter (geb. 1771) des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, also Schwester der Mutter des Herzogs Alexander Carl von Anhalt-Bernburg.

W. v. K. an seine Mutter in Dresden

Ballenstedt, den 16. Mai 1836. Heute haben wir einen so herrlichen Frühlingstag, daß ich recht wünschte, Du wärest schon da. Hoffentlich hindert Dich der Rückfall mit Deinen Augen, von dem mir Sihler schreibt, nicht mehr lange am Reisen. Es ist hier alles für Dich bereit. Deine Möbel, die ganz unbeschädigt angekommen sind, haben wir schon in Deine Zimmer geräumt, das Kanapee ist schwarz neuüberzogen, die Bilder habe ich gereinigt und frisch aufgespannt, Deine Zimmer sind neu tapeziert. Sie sind zwar nicht groß, aber viel freundlicher als in Deiner Dresdener Wohnung, die Sonne scheint durch alle drei Fenster herein, und wenn Du früh aus Deiner Schlafstube trittst, werden Dir die reichen Blüten der Kastanien entgegenblicken. Die Vögel singen jetzt herrlich, und im Schloßgarten stehen die Blumen im schönsten Flor; da wandeln wir öfters mit Hoffmanns oder Starkes hin, nach dem Essen, ganz familiär, Julchen im bloßen Kopf mit Adolph auf dem Arm und ich mit der Pfeife, und laben uns am Anblick dieser Pracht. Die Kinder sprechen schon von nichts weiter als Eurer Ankunft, und Anna zuckt bedeutend mit der Nasenspitze, wenn wir davon reden. Ich habe jetzt Anna gemalt [s. die Abbild.] und auch Gerhard angefangen mit seinem Posthorn und der runden Hermsdorfer Kapelle, in der er getauft ist, als Hintergrund [s. die Abbild.].

Wir sind jetzt stark von Hoffmanns okkupiert, bei denen Baedeker und der Verlagsbuchhändler Weise aus Stuttgart mit seiner Frau, einer Schwester von Hoffmann, zu Besuch sind. Sie setzen mich auch stark in Nahrung, indem Herr und Frau Weise ihre Bilder in Kreide bestellt haben und ich auch Adelheid[1] in Öl male, mit einem landschaftlichen Hintergrund. Am Sonnabend waren wir mit der ganzen Hoffmannschen Sekte auf dem Meiseberg, wo eine so ausgelassene Heiterkeit herrschte, daß schließlich gar getanzt wurde und sogar der Herr Hofmaler, Dein alter, misanthropischer Sohn, sich dabei mit der hochehrwürdigen Frau Hofprediger im Arme produzierte.

Gestern hatte mich Asseburg auf sein altes Schloß Falkenstein zur Kirche und nachher zu Tisch nach Meisdorf eingeladen. Es war ein schöner Gang in aller Herrgottsfrühe am Sonntagmorgen durch den maiengrünen Wald. Überall, wo Laubbäume stehen, war die ganze Luft erfüllt von einem vollen tiefen Baßton, der mich wunderbar ergriff — es war das Lied der Maikäfer, die zu Millionen in den hohen Bäumen summten. Auf der alten Bergveste empfing mich der Schloßherr im Rittersaale seiner Ahnen mit einem guten Frühstück. Dann läutete das kleine Burgglöckchen, und wir begaben uns in die uralte Kapelle, in der die Orgel schon ertönte. Hier hörte ich zum ersten Mal die preußische Agende, deren schöne Gesänge durch einen wohleingeübten Chor von Bauernjungens mir sehr gefielen. Dann betrat Schreck die Kanzel und predigte

[1] Adelheid Hoffmann, älteste Tochter des Hofpredigers, × mit Sanitätsrat Hengstenberg in Bochum.

mit großer Innigkeit und Tiefe, er hat eine große Rednergabe und einen recht guten Vortrag. Bei Tisch lud mich Frau v. Kerssenbrock von neuem samt Frau und Kindern sehr herzlich ein, sodaß wir, wenn Du erst hier bist, einmal nach Helmsdorf müssen. Auf dem Rückweg geriet ich in die Dunkelheit einer fast kompletten Sonnenfinsternis, die ich durch ein durchstochenes Tabakspapier vortrefflich beobachten konnte. Zu Hause fand ich Julie mit Starkes in unserem Garten, wo sie ebenfalls das Gestirn des Tages durch geschwärzte Gläser anstarrten und alle schwarze Nasen und Stirnen hatten.

Erzähle doch Bertha, daß sie hier noch zwei neue Schwesterchen vorfindet. Mein Hausstand hat sich nämlich in letzter Zeit gleich um zwei Töchter vermehrt. Es sind die Kinder[1] der Frau Dr. Valentiner, der Witwe eines Arztes in Husum, eine geborene v. Wardenburg, die seit vorigem Jahre in den persönlichen Dienst der Herzogin getreten ist. Die Kinderchen sind jetzt täglich in unserem Hause und sollen auch mit Bertha und Anna gemeinsamen Unterricht haben bei einem Herrn Walter, hier in unserem Hause. Sie sind so allerliebst und rührend gut, daß sie mir schon wie eigene Kinder ans Herz gewachsen sind.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid Krummacher

Ballenstedt, den 31. Mai 1836. Nun, meine liebe Adelheid, laß die Sorgen fahren und danke Gott mit uns! Mutter ist hier und wohler, als ich sie im März in Dresden verließ. Der liebe Gott hat mir die Freude geschenkt, unsere alte Mutter unter mein Dach einziehen zu sehen — möchte er uns nun auch die Kraft geben, mir und Julien, ihr ihre letzten Tage zu versüßen und zu erheitern!

Gestern abend machte ich mich auf den Weg, ihr entgegenzugehen. Es fuhren mehrere Wagen vorüber, der rechte immer nicht. Endlich sah ich in der Ferne wieder einen kommen mit zwei Schimmeln, und um nicht abermals wie bei den vorigen enttäuscht zu werden, drehte ich um und ließ den Wagen hinter mir herfahren, indem ich mir vornahm, mich nicht eher umzusehen, als bis er dicht hinter mir wäre. Da hörte ich plötzlich in weiter Ferne Mienchens sonore Trompetenstimme erschallen in einem langgedehnten, durch alle Modulationen gezogenen, echt Dresdner „Jaah", welches sie wahrscheinlich von ihrem Kutschbocke aus meiner Mutter zur Antwort gab. Sobald Mienchen mich erkannte, klatschte sie in die Hände und verkündete die Botschaft in den Wagen hinein, aus dem auch sogleich Berthas blonder Kopf herausfuhr. Endlich hielt die alte Landkutsche, und ich sah unsere Mutter wohlbehalten und nicht sonderlich angegriffen im Fond sitzen. Da fielen mir mit einem Male alle die sorglichen Ideen von der Seele, die ich mir gemacht hatte, und ich danke noch jetzt Gott für diesen Augenblick. Ich setzte mich mit ein und freute mich nun auf den Empfang zu Hause.

[1] Pauline Valentiner (1827–1908), × 1849 mit dem Hamburger Schiffsreeder Gust. Wilh. Schiller (1803–1870). — Mathilde V. (1830–1907), unvermählt in Hamburg gestorben. S. die Bildnisse in den „Leb.-Er."

Wir hatten Mutter ſchon geſtern erwartet und waren, Alt und Jung, faſt gar nicht vom Fenſter weggekommen. Bei jedem Wagen, den wir rumpeln hörten, ſtreckten wir alleſamt die Hälſe wie ausgezogene Perſpektive aus allen Fenſtern hinaus. Die Kinder waren beſonders aufgereizt, und Gerhard ſchrie mit ſeiner unreifen Stimme allen Vorübergehenden zu: „Junge, heute kommt meine Großmutter!“ oder: „Mädchen, heute kommt unſere Bertha!“, und war ſehr indigniert, daß ſie ihn für dieſe wichtige Nachricht kaum eines Blickes würdigten. Als nun endlich der große Augenblick kam, ſtanden die Kinder einander zunächſt ſtumm gegenüber, dann reichten ſich Anna und Bertha die Hand, verſtohlen lächelnd. Bald aber tauten ſie auf, die Mädchen fingen an zu ſpielen, und Gerhard, der die Großmutter, von der er den ganzen Winter hatte reden hören, zuerſt mit ganz großen, weitgeöffneten Augen angeſtarrt hatte, machte wie ein Unſinniger die komiſchſten Kapriolen und lief mit großem Gepolter von einem Zimmer in das andere, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Mutter machte ſogleich eine Fußreiſe in das obere Stock, wo ſie, nachdem wir Tee getrunken, anfing, ſich ein wenig einzurichten. Ihr Quartierchen iſt wirklich recht niedlich, und ſie hat, da ſie die oberen Zimmer alle benutzen kann, auch Raum genug, ſich zu bewegen. Heute hat Mutter ſich nun ſchon ganz eingekramt. Ihre alten noch vom Großvater Zoege gedrechſelten Violen und Büchſen von Buchsbaum und Ebenholz ſowie die niedlichen vom Vater gemalten Miniaturbildchen und manches der mir allbekannten, lieben und werten Stücke, die nur bei ſolchen Gelegenheiten einmal wieder zum Vorſchein kommen, ſah ich durch ihre Hände gehen, ihre Apotheke, Wärmflaſche, diverſe Nachtlampen, Körbchen uſw., alles iſt vortrefflich untergebracht, und eben iſt ſie noch mit ihren Briefen beſchäftigt.

Heute, als Mutter ſich, vom Kramen ausruhend, etwas auf ihr Bett geſtreckt hatte, habe ich ihr Deinen Brief vorgeleſen – ſehr auf Unkoſten meiner Lunge. Mutter unterbrach mich mehreremal: „Nein, das mußt Du doch geſtehen, Wilhelm, daß das ein ſehr intereſſanter Brief iſt“, und ich geſtand es und wunderte mich über Deine Eloquenz, freute mich über Dein eheliches Glück und ſpiegelte mich in Julius' Zahmheit, daß er ſich von Dir Auguſtes Tagebuch vorleſen läßt; dabei mag manches Prischen in die Naſe gefahren ſein.

Den 1. Juni. Soweit geht meine Liebe, daß ich dieſen Brief durch zwei Tage führe. Gott ſei Dank, die Reiſe iſt Mutter gut bekommen. Soeben höre ich ſie in ihrem Zimmer auf und ab gehen und ihren Wohlgemutsgeſang mit geſchloſſenen Lippen ausführen. Doch wieder auf Deinen vortrefflichen Brief zu kommen, war es mir ſehr lächerlich, daß der Bruder Emil Euch mit ſeinem vielen Reden faſt getötet hat; ich würde Euch in der Beziehung nichts zuleide tun, wenn ich Euch einmal beſuchen ſollte. Ich verlerne das Sprechen immer mehr, Julchen auch, wir verſtändigen uns durch Blicke und deuten unſere Meinung. Jetzt macht Mutter etwas Leben und erzählt nach ihrer Weiſe, beſonders wenn wir

nach dem Essen noch ein Weilchen am Tische bleiben, die allerwunderbarsten Sachen. — Ihr scheint ja in Tecklenburg einen sehr netten Kreis von Menschen zu haben, Euer Landrat [v. Grüter; vgl. Leb.-Er. S. 174] gefällt mir. Ich kann mir recht denken, wie charmant Du die Wirtin machst und wie wohl es Dir tut, wenn die Gäste hernach sagen: „Eine liebenswürdige junge Frau, die Frau Pastor!" Die Nachricht, daß eine Wartefrau für Dich bestellt werden soll, hat uns alle namhaft erquickt. O Adelheid, was trägt die Ehe doch für Hoffnungen in ihrem Busen! Du scheinst mir ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, seitdem Du von der gesegneten Ehekrankheit befallen bist.

*

W. v. K. an Ferdinand Berthold

Ballenstedt, den 3. Juni 1836. Nun aber sperr oculos, nun kommt das Kapitel von der Kunst. Wir haben in Halberstadt[1] Ausstellung gehabt. Da gab's Bilder! Was war unsre Dresdner Ausstellung dagegen! Warum müssen wir Dresdener von allen Söhnen Deutschlands doch immer zuletzt aus dem Philistertum erwachen, das wir mit der Muttermilch einzusaugen scheinen und das uns immer anhängt?! Hier in Halberstadt laufen alle fremden Bilder portofrei ein, und die Halberstädter haben keinen Schaden dabei. Da waren Bilder aus Paris, Rom, Wien, München, Berlin, Düsseldorf, Dresden — sehr ausgezeichnete Sachen. Zwei Sterne waren darunter, die ich zu den trefflichsten Bildern rechne, die ich je gesehen habe. Ein ziemlich großes Bild von Hildebrand[2], darstellend die Kinder Eduards von England, schlafend auf dem Bette, von dem die Mörder die Decke wegziehen. Eine reine, fehlerfreie Zeichnung, äußerst schöne, wahre, glückliche Zusammenstellung, ein leichter Pinsel bei der saubersten Ausführung bis in alle Details und ein entzückendes, doch anspruchloses Silberlicht über das Ganze ausgegossen. Zwar könnte ich mir die Sache vielleicht noch schöner aufgefaßt denken, aber nicht besser gemacht. Das andere, von Adolph Schrödter[3]: „Don Quixote studiert den Amadis von Gallien" (im Besitz des Stadtrats Reimer in Berlin), ist ein kleines Genrebildchen, aber bei der großen inneren Wahrheit, die es hat, doch den historischen Bildern beizuzählen. Einen großen Folianten vor sich, den er sich auf den Bauch gewälzt hat und mit der einen Klaue umklammert, während die andere in den langen, einzelnen grauen Haaren wühlt, sitzt Don Quixote in einem großen Lehnstuhl vergraben. Seine Augen glühen in den Folianten hinein. Dem offenen hängenden Maule und dem Zug um die Nase sieht man das Erstaunen und die Freude über

[1] Das Kunstleben in Halberstadt war in den dreißiger Jahren durch den Freiherrn v. Spiegel und den Apotheker Dr. Lucanus, die einen Kunstverein gründeten und alljährlich größere Ausstellungen veranstalteten, hochentwickelt.

[2] Theodor Hildebrand (1804—1874), aus Stettin, † in Düsseldorf, Schüler Schadows; seine „Söhne Eduards" jetzt in der Berliner Nationalgalerie.

[3] Adolph Schrödter (1805—1875), Schüler Schadows, 1829—59 in Düsseldorf, † in Karlsruhe; sein „Don Quixote" jetzt in der Berliner Nationalgalerie.

die gelesenen Wunder der Tapferkeit an und den Entschluß: Morgen ziehe auch ich zu gleichen Taten aus. Die unendlich langen Caballero-Beine spreizt er in grenzenlosem Entzücken von sich und berührt damit ganze Schanzen von Ritterromanen und alten Waffen, von welchen er umringt ist. Die ganze Umgebung des Bildes ist einzig. Ich war ganz verliebt in den liebenswürdigen Narren und bin es noch; das Bild hat sich mir mit seinem gutmütigen Humor so eingeprägt, wie vordem fast noch nie ein Bild. Viel andres Schönes war noch da (besonders gefiel mir eine schwedische Herbstlandschaft von Andreas Achenbach in Düsseldorf), aber wer kann es alles beschreiben.

Was mich anbelangt, so scheint mir's doch, als käme ich immer so etwas vorwärts; ich habe einige Porträts gezeichnet, die mir alle Ehre machen. Wir sind aber ein veraltetes Geschlecht, die junge Brut bringt's weiter. Hätte ich nicht Weib und Kinder – ich ginge morgenden Tages nach Düsseldorf, wo soviel Treffliches entsteht; da muß man enthusiasmiert werden, und ist man das und arbeitet, so lernt man auch. Ich bin oft sehr gequält durch meine Arbeit, und die Stunden sind nicht selten, wo ich mich danach sehne, ich wäre Professor oder Regierungsrat oder meinetwegen auch Prediger. Es kommt mir alles leichter vor, als Maler zu sein ohne ausgezeichnete Gabe. Mein einziger Trost liegt in meinem fatalistischen Glauben – Gott will, daß ich mich quälen soll, und ich quäle mich. Drüben wird alles klar werden, warum sich der eine hat quälen müssen und der andere nicht. Es gibt allerlei vereitelte Hoffnungen im Leben, da gilt es Gehorsam und Demut. Es ist schwer, ein Maler zu sein, noch schwerer ein Christ. Einen Maler kann nur Gott machen, einen Christen auch nur Er.

*

W. v. K. an seinen Bruder Gerhard

Ballenstedt, den 22. Juli 1836. Gestern erhielt ich Deinen Brief vom Johannistage. Was er für einen Eindruck auf mich machte? – i muscht halt weine! Ja, mein lieber Bruder, Deine Empfindung ist auch die meine, und bei allem Segen, den der Herr auf mich schüttete, zieht sich doch ein Stachel durch mein Leben hin, der seine Schärfe nicht verlieren will. Was mir je entrissen ist im Leben durch Tod oder Trennung, ich habe es nie verschmerzt, und alle die Aussichten, Hoffnungen, Erwartungen, die ich je fürs Leben hatte und die mir gescheitert sind, haben doch ihre Ansprüche nicht verloren. Mit besonderer Wehmut gedenke ich Deiner und wie alles so anders kam, als wir's uns ausmalten in der Morgenröte unserer Tage. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir doch bloß äußerlich getrennt sind und die freudige Gewißheit haben, daß einem in dem anderen ein treues Bruderherz lebt. Wissen wir, ob das immer auch so wäre, wenn wir beisammen lebten?

Betrachten wir beide unser Leben mit unparteiischem Blick, d. h. sehen wir ab von den Phantasien, die uns eine Trugwelt zeigten und denen wir glaubten, so sind wir beide doch eigentlich sehr glücklich und gesegnet

vor vielen tausend anderen Menschen, und das Gute, das wir empfangen haben, steht in gar keinem Verhältnis zu dem, was wir taten. Wir wollen Gott danken, daß er uns bis jetzt so führte, daß wir's ertragen konnten, und was die Zukunft anbetrifft, vor der Dir graut, so wollen wir glauben, daß der Gott, der unserer Kindheit sich erbarmte, der unserer Jugend half, uns auch im Alter helfen wird und, wenn das Meer ja einmal hoch geht, bei uns im Schiffe sitzet.

Es mag wohl jedem so gehen, daß das Leben sich nachgerade immer farbloser gestaltet, aber das ist gut so und macht uns innerlich reifer. Mancher erlangt im Leben vielleicht gerade das, was Du und ich uns wünschten und was uns versagt wurde, dafür entbehrt er dann gewiß wieder anderes, was uns zuteil geworden, und ist deshalb unbefriedigt. Wo wäre der Mensch, dessen Zufriedenheit und Glück auf seiner äußeren Lage beruhte? Es gilt im Leben nicht, mehr oder anderes zu haben, als man hat, sondern die richtige Würdigung dessen, was man besitzt. Unsere Ansicht von den Dingen und nicht die Dinge selbst machen glücklich und wohlgemut. Das ist aber der Fehler, daß sich unsere Wünsche immer auf irdische Bedürfnisse richten, die, wenn wir sie erreicht haben, doch nicht befriedigen, sodaß man sich schließlich nach Dingen sehnt, die überhaupt nicht zu erlangen sind, nach der vergangenen Jugend, nach verflossenen Zeiten oder gar nach dem Monde – anstatt daß unsere Sehnsucht sich auf Gott richtet und seinen Himmel, den wir in gewisser Beziehung schon in diesem Leben haben können. Dazu gibt es aber nur einen Weg: die Verleugnung seiner selbst mit allem selbstischen Begehren. Daran, mein lieber Bruder, wollen wir uns durch unsere Briefe recht oft erinnern, einer den anderen stoßen und ermahnen, abzutun, was irdisch ist, und anzuziehen, was geistlich ist, demütig, anspruchslos und dankbar zu werden, männlich und stark! Dann werden wir bald aus der Wehmut zur Wackerkeit durchdringen.

Du, lieber Bruder, bist schon durch Deinen Beruf zu größerem Lebensernst erzogen, als ich in meinem unregelmäßigen Künstler- und Hofleben. Ich komme mir manchmal noch ganz derselbe vor, der ich vor fünfzehn Jahren war, ebenso albern, ebenso traurig und dieselben Neigungen und Gelüste. Mein größtes Vergnügen ist meine Pfeife und ein freier Tag, um mit den Meinigen in den Wald zu gehen. Alles, was die anderen erwachsenen Leute hier Vergnügen nennen, ist mir Qual – Gesellschaften, Diners, Bälle, Komödien, Spiel und alle ernsthafte Konversation über die Tagesereignisse. Wenn ich über solche mitsprechen muß, kann ich es auch nie unterlassen, das Gespräch sogleich dadurch zu zerstören, daß ich die Sache ins Lächerliche ziehe und mit unsinnigen Behauptungen überschütte, wobei man mich dann groß und verwundert anglotzt. Besonders absurd werde ich, wenn das Gespräch, wie hier fast in jeder Gesellschaft, auf Pomologie und Rosenzucht kommt, und dies nun mit einem Pathos und einer Würde erörtert wird, als handle es sich darum, lauter Großfürsten an Spalieren zu ziehen.

Du fragst mich, ob ich Politikus bin? Un tout peu peu, d. h. ich sehe die Sache so mit an wie eine Tragödie und dann kannegießere ich etwas darüber und seufze, freue mich auch, wenn in Frankreich jezuweilen so ein recht bombastischer verunglückter Königsmörder hingerichtet wird. Was mein politisches Glaubensbekenntnis anbelangt, so bin ich erstens ein deutscher Mann, der Treue und Glauben und große Gemütlichkeit sowie das abstrakte Denken liebt, aber langsam ist zum Handeln; zweitens bin ich mit Erlaubnis Sr. Majestät unseres Kaisers anjetzo ein guter Anhaltinischer Untertan und Hofmaler; und drittens bin ich ebensowenig Liberaler als Unliberaler, sondern sehr portiert für eine natürliche geschichtliche Entwicklung des Staatslebens und also auch ein Todfeind alles anmaßlichen, fürwitzigen Eingreifens in die Geschichte, daher ich denn auch in politischer Hinsicht mit jedermann, welcher Farbe er auch sei, mich in fortwährendem Streite befinde, weil keiner mich versteht. Es würde mir ebenso abgeschmackt vorkommen, wenn der Kaiser von Rußland jetzt seinem Lande eine Konstitution geben wollte, als es mir töricht vorkommen würde, wenn der König von Frankreich sie abschaffen wollte.

Deinen Abscheu vor dem „Jungen Deutschland"[1] teile ich vollkommen, wie Du Dir denken kannst, doch glaube ich, daß geschichtlich diese Sache von großem Nutzen ist, indem durch sie der Rationalismus in seiner ganzen Nacktheit zerfällt und zu Verstande kommt. Gutzkow hat sich mit vielem Glück auf Röhr, Bretschneider, Ammon und Konsorten berufen und begreift nicht, warum diese in hohen Ehren stehen und er ins Gefängnis kam, da er doch nichts getan habe, als deren konfuse Ansichten in ein konsequentes wissenschaftliches Ganzes zu bringen. Eminente Poeten haben wir jetzt nicht in Deutschland, das ist wahr, dafür haben wir aber eminente Maler, und die Kunst hat in Deutschland durch die Schulen in München und Düsseldorf eine Stellung von solcher Bedeutung gewonnen, wie nie vordem. Von den Düsseldorfern habe ich jetzt in Halberstadt Bilder gesehen, die in technischer wie poetischer Hinsicht unübertrefflich sind.

Ich für meine Person kann kein großer Maler werden, weil mir das Farbenauge fehlt; dies hindert mich bei jedem Pinselstrich, und ich verbringe auf meine Bilder die dreifache Zeit, weil ich, da ich nie recht weiß, woran es fehlt, so lange hin und her versuchen muß. Es bessert sich zwar in dieser Hinsicht, und ich habe in Ballenstedt wieder einen Fortschritt gemacht, auch großes Lob für einige Porträts geerntet, aber es geht so langsam vorwärts, daß ich über dem Studieren sterben werde, ehe ich ausgelernt habe. Dies ist der Krebs meines Lebens, der aber durch Demut und Resignation am Ende auch sein Gift verlieren muß. Ich habe so viel Anlage und muß zugrunde gehen, weil die rote Farbe für mich nicht existiert – bitter! Jetzt habe ich mein eigenes Porträt im Spiegel ge-

[1] „Junges Deutschland" hieß der in der aufgeregten Zeit nach der französischen Revolution von 1830 entstandene Kreis (u. a. Gutzkow, Heine, Laube), der auf literarischem, religiösem und künstlerischem Gebiete wie in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eine radikale neue Richtung vertrat.

malt, und zwar lebensgroßes Brustbild; es soll sehr ähnlich sein [s. das Titelbild in den Leb.-Er.].

Schloß Hoym, den 27. Juli 1836. Du erinnerst Dich doch an das Städtchen Hoym mit dem großen Schlosse, das früher der Bernburg-Schaumburgischen Nebenlinie zur Residenz diente und seit deren Aussterben [1812] unserem Ballenstedter Hause zugehört? In diesem Schlosse hause ich nun schon ein paar Tage wie ein Gespenst – aber ein arbeitsames. Ein seltsam elegisches Gefühl verläßt mich nicht, das öde Schloß einer ausgestorbenen Linie kommt mir vor wie ein Leichnam. In diesem Leichnam störe ich herum wie eine Made und kehre seine Eingeweide um nach Bildern. Es hat nämlich dem Herzog beliebt, mich hierherzuschicken, um die vielen alten Bilder – es mögen über hundert sein –, die in den Polterkammern halb zerrissen durcheinander stehen und liegen und seit hundert Jahren nicht gereinigt sind, wieder in Stand zu setzen und mit ihnen das Schloß nach meinem Geschmack auszuschmücken, nebenbei auch bei denen, die keinen Namen tragen, auszuforschen, von wem sie wohl sein könnten. Uninteressant ist diese Aufgabe gar nicht, sie macht mir im Gegenteil viel Vergnügen. Ich habe schon aus einer völlig schwarzen Leinewand, die nichts erkennen ließ als hie und da hellere Flecken wie eine nasse Wand, die austrocknen will, nach angestrengter Arbeit einige recht gute Bilder herausgewaschen, über welche ich ungeheure Freude habe. Dazu wünschte ich mir unseren alten Roller, den Bilderfreund, her; er würde es genießen, eins nach dem anderen, wie es unter meinem Schwamm aus dem Nichts hervorwächst und sich immer herrlicher gestaltet, zu betrachten und sich an den wunderbaren Gesichtern und noch wunderbareren Kostümen verflossener Zeiten zu ergötzen. Wollte ich meine Sache wirklich gut machen, so hätte ich hier wenigstens ein Vierteljahr zu tun, ich muß mich aber eilen, da man nicht viel Geld anwenden will.

Daß ich hier ein wundersames Leben führe, magst Du Dir denken. In dem weitläufigen Gebäude hause ich ganz allein mit einem alten Kastellan, der im Erdgeschoß ein paar Zimmer hat. Außer dem ungeheuren Rittersaal stehen mir fünfzehn Räume zur Verfügung, daher ich in dem einen meine Mütze, im anderen die Hosen, im dritten meine Pfeife, im vierten den linken und im fünften den rechten Stiefel habe. Mit gutem Wein aus dem Herzoglichen Keller hat mich der Hofmarschall auch versorgt. Die ersten Nächte waren etwas schauerlich, da knackt und prasselt es, rauscht auch verdächtig, und bei dem Schall in den hohen leeren Gemächern verhundertfacht sich der leiseste Ton zu einem kleinen Donner, der vielleicht nur durch das Hüsteln einer Maus hervorgerufen ist.

Ballenstedt, den 23. Aug. 1836. Ich hatte den Brief mit nach Hoym genommen, um ihn dort in müßigen Stunden zu vollenden. Aber solche fanden sich nicht. Es war eine Riesenarbeit, von der Du Dir einen Begriff machen kannst, wenn ich Dir sage, daß ich nicht weniger als 2700 Zwecken vernagelt und über 40 Ellen neue Leinwand gebraucht habe. Das Schwerste war, große Bilder, die runzlig, zerrissen und in ihren Falten

steinhart geworden waren, auf neue Leinwand zu kleistern. Früh um sieben fing ich an zu scheuern, zu kitten, zu kleistern, zu nageln, und arbeitete, immer stehend, so fort bis abends sieben, mit einer ganz kurzen Mittagspause — dann war ich aber auch so müde, daß mir das Briefschreiben verging. Das Bilderrestaurieren habe ich dabei gründlich erlernt, und nun, da ich fertig bin, bin ich stolz auf mein gelungenes Werk. 110 Gemälde, worunter 30 lebensgroße Standbilder, habe ich in den vier Wochen instand gesetzt. Jetzt hängt alles wohlgeordnet in dem großen Rittersaal und zwei großen anstoßenden Räumen, die ich ganz nach der Art der Dresdener Galerie ausstaffiert habe. Einen prächtigen Eindruck macht der große Saal, in dem 21 lebensgroße Standbilder aus der Hoymschen Familie in chronologischer Ordnung hängen. Darunter sind ein paar unermeßlich dicke Fürsten aus der Perückenzeit, die Dir sehr gefallen würden; man sieht es ihnen an, daß sie inneren Frieden hatten, weil die völlige Herrschaft der Begierden sicherlich keinen Widerstreit in ihnen aufkommen ließ.

Jetzt habe ich den Plan, alle alten Bilder aus Bernburg, Coswig, Plötzkau und Ballenstedt, soweit sie nicht in herrschaftlichen Zimmern hängen, sondern in Polterkammern herumliegen, zum Teil sehr gute Sachen, noch in Hoym zu vereinigen zu einer großen Galerie, die dann etwa 400 Nummern umfassen würde. Sobald die Prinzessin Friedrich wieder herkommt, die Kunstsinn und Liebe für ihre Familie hat, denke ich durch sie bei unserer Verwaltung diesen Plan durchzusetzen. Es ist für mich eine hübsche Vorstellung, daß eigentlich alles, was der Herzog an Bildern besitzt, mir gehört und ich darüber schalten und walten kann wie ich will. Mit einem wahren Vergnügen bin ich, als alles fertig war, in den hohen Gemächern mit meiner Pfeife herumgewandelt und habe *meine* schönen Bilder betrachtet.

Mutter hat mich mit Julie und den Kindern dreimal in Hoym besucht. Sie hat sich in der kräftigen, reinen Harzluft zusehends erholt. Anfänglich war der kleine Weg die Haustreppe herunter zum Essen für sie eine Reise, jetzt krabbelt sie sich schon bis in den Garten, wo sie bei schönem Wetter stundenlang unter den Rosenbäumen sitzt, den Blick auf die alten Gegensteine gerichtet. Als ich neulich einmal abends von Hoym nach hier kam, fand ich sie noch nach neun im Garten sitzend und mit den Kindern Bohnen schneidend — ich wollte meinen Augen nicht trauen.

Adelheid war, wie Du wohl weißt, mit Julius auf Helgoland. Ich genieße jetzt einen permanenten Badeaufenthalt, da ich mir in Halberstadt für 20 Silberthaler einen privilegierten Berliner Badeschrank gekauft habe. Das ist eine herrliche Erfindung, nach der Du auch streben solltest; hier macht mein Schrank allgemeines Furore. Ich brauche nur einen Pferdeeimer voll Wasser oben einzugießen und dann einen Krahn umzudrehen, so erfolgt ein Staubregen, der mich von allen Seiten scharf anspritzt und so lange anhält, als es mir beliebt, denn der Eimer reicht eine Viertelstunde. Dies ist fast so erfrischend und stärkend wie ein

Flußbad und hat den Vorzug, daß man auch im Winter kalt in lebendigem Wasser baden kann.

Unsere Kinder entwickeln sich prächtig und machen uns viel Freude. Bertha und Anna haben jetzt täglich Schule mit zwei anderen ganz allerliebsten Mädchen von ihrem Alter bei einem Lehrer, der ins Haus kommt. Der kleine Adolph, der nun herumläuft, ist stets unbeschreiblich freundlich, lustig und vergnügt. Sein höchster Genuß, über dem er Essen und Trinken stehen läßt, ist, mich auf dem Klavier spielen zu hören, wobei er auf meinem Schoß sitzt und taktmäßig mit seinen dicken Pfoten die Melodien begleitet wie ein Capellmeister, auch bisweilen laut aufjauchzt, wenn ihm eine Stelle besonders gut gefällt. Ich hoffe, er wird nicht so schwer zu erziehen sein wie Gerhard, dessen unbändige Natur nur durch meine Ruhe und strenge Zucht im Zaum zu halten ist, weshalb denn auch seine Hinterseite beständig Urkunden von vorhergegangenen Schicksalen aufzuweisen hat. Das, worauf ich für die Zukunft baue, ist sein Sinn für Treue und Glauben. Wenn ich, bevor ich mich entferne, ihm den Handschlag abnehme, daß er artig sein will, so kann ich ganz beruhigt fortgehen, habe ich das aber einmal versäumt, dann hat er sicher wieder einige Hauptgreuel verübt. Ich lasse ihn absichtlich möglichst unter seinesgleichen aufwachsen, wobei er von den anderen Jungens reichlich Prügel erntet, da er sich nicht scheut, mit den größten Buben anzubinden, die ihm dann sogleich tätlich beweisen, daß Unbescheidenheit und Raufluft schmerzliche Folgen nach sich ziehen. Er ist so braungebrannt wie ein Ägypter, seine Haare sind viel heller als seine Stirn und hängen ihm in graden Spießen über den Hals herab. Das Schwerste für mich ist, daß ich ihn selbst und auch unsere Mutter nicht merken lassen darf, wie ich den Jungen gerade in seiner Wildheit lieb habe. Die gute Mutter macht sich manchmal um die Art, wie wir, besonders Julchen, unsere Kinder erziehen, recht überflüssige Sorgen.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenstedt, den 24. Sept. 1836. Wieviel, mein geliebter Vater Volkmann, hast Du erlebt mit Deiner lieben Frau, seitdem Ihr Euren Fuß aus unserem Hause setztet! Wir unsrerseits haben während Deiner Kreuz- und Querfahrten so still und einförmig gelebt, daß es für unsere Nachbarn unbeschreiblich langweilig anzusehen gewesen sein soll. Die einzige Abwechselung war, daß mich mein Herzog auf einige Wochen nach seinem Schlosse Hoym verschickte, zwar nicht als Staatsgefangenen, was er auch gekonnt hätte, oder um für mein Herbarium einige seltene dort einheimische Pflanzen einzulegen, sondern es beliebte ihm, mir aufzutragen, aus dem Inhalt seiner Rumpelkammern eine schöne Galerie zu schaffen, welches mir denn auch gelungen ist.

Bald nach meiner Rückkehr hatte ich dann die große Freude, daß mich mein Freund Hadrian Richter mit seinem Besuche überraschte. Er hat den Auftrag, für das projektierte „Malerische Deutschland" einige Harz-

gegenden aufzunehmen, und blieb etwa zehn Tage bei uns. Wir haben schöne Wanderungen gemacht, am meisten ergötzte ihn die alte Veste Falkenstein; auch in Halberstadt waren wir zusammen, um die Spiegelschen Bilder zu sehen. Am besten gefiel es ihm aber in meiner Stube am heizenden Ofen (denn wir haben schon seit geraumer Zeit heizbare Temperatur), wo wir im traulichen Geschwätz die schönsten Stunden verlebten. Vor seiner Abreise malte ich ihn in meinem Schlafrock in anderthalb Tagen fix und fertig, sodaß keinerlei Retouche nötig war. Welche Heldentat das ist, verstehst Du nicht, da Du nicht Maler bist. Dieses Bild [s. die Abbild.] gelang so gut, daß sowohl ihm wie mir Maul und Nase vor Verwunderung offen stand, als es auf einmal fertig war, und nur Julchen vermochte Worte der Wonne und Bewunderung zu lallen.

Meine liebe Mutter wird jetzt leider von ihrem Husten auf entsetzliche Weise geplagt und leidet auch an Appetitlosigkeit, sodaß sie ganz mager geworden ist. Betrübend ist mir, wenn sie krank ist, ihr vieles Alleinsein, da sie nun niemand hat, der, wie früher Adelheid, immer um sie wäre, indem Julchen ihr Hauswesen hat und überdem mit den lärmenden, zerrigen Kindern eine schwer zu zertrennende Masse bildet.

Hast Du schon die köstliche kleine Schrift „Das Leben Luthers" von Dr. Casuar gelesen, in der dieser, um Strauß zu persiflieren, dartut, daß Luther nie gelebt habe und seine Figur nur eine Mythenbildung sei?

*

Aus W. v. K.s Tagebuch, das über die letzten Monate des Jahres 1836 nur noch summarisch berichtet

Sept./Oct. 1836. Bald nach Richters Abreise fuhr ich mit Schreck nach Quedlinburg, da wir erfahren hatten, daß Tholuck[1] dort sei und predigen werde. Mir ist noch nie in meinem Leben eine Predigt so eindrücklich gewesen, ich hätte sie nachher fast wörtlich niederschreiben können. Am Nachmittag begleiteten wir Tholuck auf seinem Spaziergang. Als ich mit Bezug auf die neuen Lutheraner sagte, daß man Leute, die ein Nebending in der evangelischen Wahrheit überschätzten und zur Hauptsache machten, bei ihrer Ansicht lassen solle, weil sie in diesem Nebending gewöhnlich sehr lebendig wären und es ihnen doch zum Segen gereiche, nähme man es ihnen aber, so hätten sie gar nichts übrig, bemerkte Tholuck: „Der Glaube ist wie ein Leib, und es ist für die Pflege des Leibes keineswegs gleichgültig, ob ich meine, das Leben sitze im kleinen Finger oder im Herzen." Im October, als Tholuck von Wernigerode, dem Ziel seiner Reise, zurückkehrte, besuchte er mich eines Abends ganz unerwartet hier in Ballenstedt. Ich rief den Hofprediger noch dazu, und wir verlebten einen höchst anregenden Abend mit Tholuck.

Nun erwarteten wir täglich Stackelbergs. Eines Abends, es war der 10te October, als ich mit Julchen vom Spaziergang nach Hause kam und mich eben umziehen wollte, hörte ich ein Posthorn blasen und den Wagen vor „Stadt Bernburg" halten. Die Leute, die ausstiegen, konnte ich in

[1] August Tholuck (1799–1877), seit 1826 Professor der Theologie in Halle.



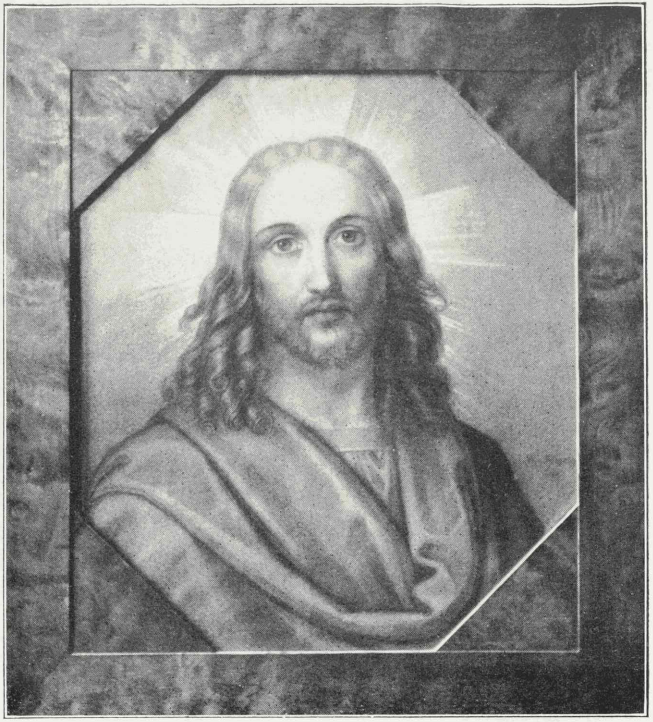
Auguste v. Lasperg



Mathilde v. Lasperg

Kreidezeichnungen von W. v. K. 1835

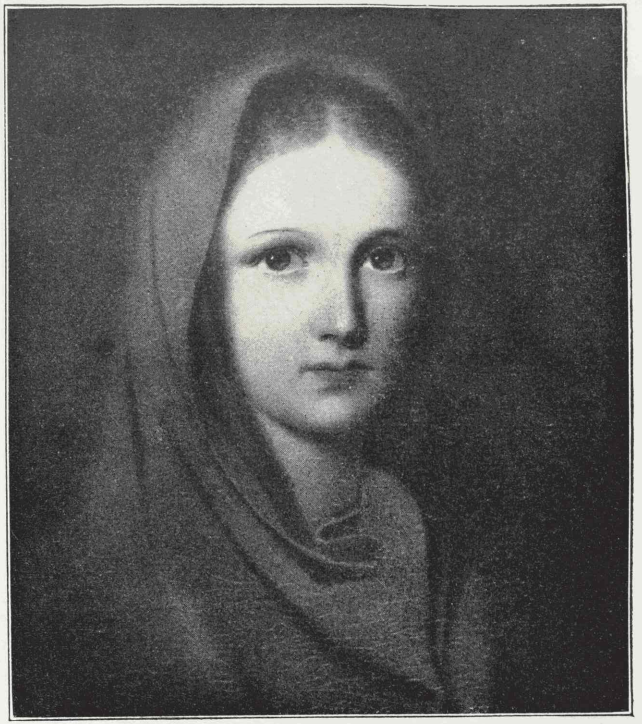
„Es sind zwei niedliche Mädels, die ich gern male. Aber Kindermalen ist schwer; besonders die Kleinere sitzt so unruhig, daß ich mich nun entschlossen habe, erst eine ausgeführte Kreideskizze von jedem der Kinder zu machen, um danach in Ruhe malen zu können."
W. v. K. an seine Mutter am 15. Aug. 1835



Christuskopf

Zeichnung von W. v. K.

„Auch einen Christuskopf habe ich für Julchen zum Geburtstag gezeichnet; er nimmt sich in einem schönen Rahmen aus hellem Holz an der Wand recht gut aus." W. v. K. an seine Mutter am 21. Nov. 1834



Marienköpfchen

Ölgemälde von W. v. K.

„Heute übermalte ich mein kleines Marienköpfchen. Die graue Übermalung tut wohl, das Ganze ist dadurch sehr in Haltung gekommen." W. v. K.s Tagebuch am 26. Nov. 1832

der Dunkelheit nicht erkennen. Als aber dann Licht in dem Zimmer mir gegenüber wurde, schienen mir die Schatten, die sich im Zimmer bewegten, bekannt, ich glaubte Alwine[1] zu erkennen. Plötzlich sah ich Wilhelms charakteristische Gestalt den Korridor hinaufgehen. Nun konnte ich mich nicht länger halten und stürzte hinüber. Im Hofe, wo der Wagen abgepackt wurde, hörte ich deutlich den Onno sprechen. Hinterrücks fiel ich ihm um den Hals. Das war Freude! Nach sieben Jahren und gar nicht verändert. Wir eilten hinauf zu Wilhelm und Alwine, den lieben Geschwistern. Ich führte Alwine zu Julchen und holte dann auch die Männer nach. Wir setzten uns oben in meinem Stübchen fest mit Tee und Pfeifen. Der alte Onno war ganz außer sich, ich auch in einer Art Entzücken. Ganz Poll und alle Verwandten standen mir wieder vor der Seele. Ein herrlicher Abend.

Das Ehepaar zog zu uns, der Onno blieb im Gasthof. Auf diese Weise konnte ich Wilhelm recht genießen. Er erzählte mir vom Tode seiner Kinder einen ganzen Vormittag, ich wurde tief ergriffen durch dieses schwere Kreuz, das den armen Jungen doch seinem Herrn näher gebracht hat und Alwine auch. Ich hatte große Freude an den drei alten Getreuen und war im Geiste eng mit allen Verwandten vereinigt, auch mit denen, die schon hinübergegangen. Wir führten ein Leben wie in Rußland, d. h. wir taten nichts als essen, trinken, rauchen und schwatzen. Einen vortrefflichen Nachmittag verlebten wir auf dem Falkenstein, wo wir den Kaffee auf dem westlichen Vorsprung, der Selkensicht gegenüber, tranken. Zehn Tage blieben die Verwandten hier, den 21sten Oktober reisten sie ab, hielten sich noch sechs Tage in Berlin auf und waren doch schon am Vorabend meines Geburtstags in Ottenkill.

*

Die Cousine Auguste v. Stackelberg an W. v. K.

Poll, den 12. Nov. a. St. 1836. Die Rückkehr der Unsrigen, ihre Erzählungen von ihrem Aufenthalt in Ballenstedt, von wo sie gleichsam die Luft, die Euch umweht, mit herübergebracht haben, das alles hat mein Herz warm und lebendig zum Schreiben gemacht. Es ist mir, als wäre auf einmal die Kluft zwischen uns eben geworden, als brächte Alwina Grüße aus der Nachbarschaft, auch kann ich mir jetzt ein viel besseres Bild von Eurem Leben und Treiben machen, was mir unbeschreiblich wert ist. Vor allen Dingen aber statte ich Dir, Du lieber, lieber Wilhelm, meinen herzlichsten, wärmsten Dank ab für die wohltuende Liebe, mit der Du unserem armen Bruder entgegengekommen bist. Er ist im innersten Herzensgrunde gerührt, wenn er an Dich zurückdenkt; er sagte mit klaren Augen, daß kein Mensch auf der Welt ihm so wohlgetan habe nach seiner Kinder Tode wie Du, und das glaube ich ihm gerne. Mit Deinem Herzen voll Liebe verstehst Du es, Balsam auf andere tiefbetrübte Herzen

[1] W. v. K.s Vetter Wilhelm v. Stackelberg hatte sich 1829 mit Alwina, der zweiten Tochter (* 1812) des Onkels Carl v. Kügelgen vermählt; ihre fünf Kinder waren ihnen durch den Tod wieder genommen worden.

zu legen, indem Du das Leid der Anderen zu Deinem eigenen machst. Dein kleines Schreibstübchen oben gehört zu Wilhelms erquicklichsten Erinnerungen. Ich ließ mir den Riß Eures Hauses zeichnen, um alle Stuben und Winkel kennenzulernen. Wie gleichgültig ist mir alles andere, was sie von der großen Reise berichten, dagegen! Deine Kochtalente, Julchen, haben des Onnos höchsten Beifall gefunden.

*

W. v. K. an seinen Schwager Julius Krummacher nach der Geburt von Adelheids erstem Sohne Martin

Ballenstedt, den 23. Nov. 1836. Eine so große Freude wie die, als sie Dir Dein Kind in den Schoß legten, hast Du, meine liebe Adelheid, wohl noch nicht erlebt. Du bist nun in den geheimnisvollen heiligen Orden der Mütter eingetreten. Alle Wunder der Weisheit Gottes liegen in einer glücklichen Geburt, teils als wirklich hier geschehen, teils als vorgebildet und veranschaulicht. Bei Deiner Freude, mein Julius, kam mir die Erinnerung, wie ich damals bei unserer Erstgeburt in den Pollschen Wald hinausging und so froh war, daß ich die Fürstenflinte lösen mußte.

Eine Ehe ohne Kinder ist gewiß eine harte Prüfung. Das ist vielleicht denen noch klarer, die Kinder haben, als denen, die wirklich in dem Fall sind und gar nicht wissen, was sie entbehren; jenen aber ist es ein Sporn zum Danken und den zu lieben, als dessen Wohltat sie dieses anvertraute Gut erkennen. Ja gewiß, es sind Kinder Obligationen unseres reichen Herrn, zu denen er uns die Zinsen noch zuzahlt; denn nicht allein, daß er, wie Luther sagt, uns alte Narren der lieben kleinen Kinder wegen mit ernährt und aus dem Kindertopf mit essen läßt, sondern die Kinder sind auch eigentlich, während es den Anschein hat, als würden sie erzogen von den Eltern, vielmehr deren rechte Hofmeister und Informatoren, wie Du das immer mehr erfahren wirst. Es wird eine Veränderung mit Euch vorgehen durch Euer Kind, die Euer Leben körniger gestalten wird; es ist, als wenn das eheliche Glück und Leben erst Fleisch und Bein bekäme und überkörpert würde durch die Kinder.

Ach, wie lange wird es dauern, meine geliebten Geschwister, dann wird der kleine Martin Stiefel anhaben und in Halle fechten, studieren, Bier trinken und sich um seinen Gelbschnabel einen Flaumbart wachsen lassen. Dann bist Du, Adelheid, immer noch eine junge Frau von etlichen vierzig Jahren und hast noch einen Schwarm von anderen Kindern um Dich, denen Du Butterbrote austeilst. Und dann, wie lange wird es dauern, so hat der Martin eine Pfarre und eine Frau und ein Kind, und dann bist Du eine alte Großmama, und die Welt ist eine andere geworden. Nun, Glück auf! Mädchen, Frau, Mutter, Großmama — es mögen alles fördernde Stationen sein auf der Reise, die zur Heimat führt, aber die Mutterschaft ist die heiligste unter ihnen.

Couvert: Daß Bruder Gerhard sein Ferſenau verkauft hat, habt Ihr wohl schon erfahren. Er schreibt an Mutter: „Wie ändern sich doch die Wünsche mit den Verhältnissen! Vor fünf Jahren freute ich mich wie

ein Kind, daß ich dieses Gut kaufen konnte, und nun bin ich froh, daß ich den mir jetzt[1] so unbequemen Grundbesitz wieder losgeworden bin."

*

W. v. K. für den Krummacherschen Zirkularbrief

Ballenstedt, den 18. Febr. 1837. Was unser Leben hier anlangt, so ist davon nicht viel zu berichten. Es ist so einförmig, daß ich mein armes Tagebuch, dem es früher nie an Stoff und Nahrung gebrach, den Hungertod habe sterben lassen müssen. Aber man sagt ja, die Frau sei die beste, von der am wenigsten gesprochen wird, vielleicht gilt das auch vom Leben. Das Gute und die Segnungen Gottes zieht man unvermerkt in sich ein wie die reine atmosphärische Luft, und erst, wenn ein Stank sich erhebt, fängt man an, ein Ereignis wahrzunehmen und zu erzählen. Ein kleiner Stank hat sich nun wohl auch hier erhoben in der Grippe. Von unseren 3500 Mitbürgern in Ballenstedt sollen 6000 auf der Nase gelegen haben. [Randbemerkung des Atti auf dem Originalbriefe: „6000 von 3500! Falstaff und kein Ende!"] In meinem Hause lagen sieben, Gerhard und ich waren die einzigen, die verschont blieben. Bei Hofe waren das hohe Herrscherpaar und ihr Hofmaler schließlich die einzigen, die sich noch zusammenfanden.

So viele interessante Besuche wie Fritz habe ich hier freilich auch nicht gehabt, aber doch einen, der mir sehr wert war: Tholuck brachte auf seiner Durchreise einen Abend bei mir zu. Er machte den Eindruck von großer innerer Klarheit und seltener Gereiftheit. Seine Ansichten waren völlig entschieden, fest und gepanzert, und dabei so milde, daß ein Kind ihnen entgegentreten konnte, ohne sich zu verwunden. Zu seiner Verteidigung, obgleich ich ihm öfter opponierte, brauchte er nie Tiraden oder Heftigkeit und hatte das auch nicht nötig, weil er überall wußte, warum er diese und keine andere Ansicht hatte. Wir differierten aber nur in geringen Stücken, und das Resultat war fast immer, daß ich mich auf seine Seite schlug, welches mir beim Disputieren noch gar nicht vorgekommen ist. Tholucks Einwirkung auf die Studenten soll immer größer werden. Wo so viel Innigkeit, Demut und herzliche Liebe sich mit einem so überlegenen und gebildeten Geiste verbindet, da kann der Segen auch kaum ausbleiben. Ich hörte Tholuck in Quedlinburg predigen, und noch jetzt nach vierzehn Wochen stecken mir alle die Worte wie eingeleimt im Gehirn.

Von den Predigten, die ich seitdem gehört habe, kann ich das leider nicht sagen, sie sind spurlos durch meine Ohren hindurchgefahren. Ich muß mit Schmerz bekennen, daß mir der Besuch der Kirche hier oft zur Qual wird. Auf ein belehrendes, afterweises Lied, welches schlecht gesungen wird, folgt eine Rede, die zum großen Teil aus orthodoxen Floskeln besteht, welche zu einem rationalistischen irrationellen Ganzen verbunden sind, vorgetragen mit übernatürlichem Pathos und Löwengeschrei. Hernach fragt mich die Herzogin, ob die Predigt nicht köstlich

[1] nämlich nach Übernahme der Verwaltung des Stiftsgutes Finn im Jahre 1833.

geweſen wäre. Unſer vornehmes Publikum verlangt von einer Predigt: erſtens, daß aus einem hochtrabenden Eingange ſich recht geſchickt und unvermerkt das Thema entwickele, zweitens, daß die Predigt ſich um Dinge drehe, die keinen Menſchen intereſſieren und die niemand bezweifelt, wie z. B. um die Tugendhaftigkeit Gottes, daß man drittens, wenn die Komödie vorbei iſt, nicht wiſſe, worum ſich's gehandelt hat, und daß viertens, der Weiber wegen, etwas von vorangegangenen Lieben, Kindern und ſonſtigen Angehörigen, vom Wiederſehen und von Blumen (im Frühling von der Apfelblüte) vorkommen muß.

Ich ſoll alſo berühmt werden? — meiner Frau und Kinder wegen. Das iſt ein ſaurer Apfel! Soviel weiß ich, wenn der liebe Gott keine anderen Mittel und Wege hätte, meine Frau und Kinder zu ernähren, als durch meine Berühmtheit, ſo würden ſie wohl verhungern müſſen. Daß Euch aber meine Bibelbilder beſſer gefallen als die Olivierſchen[1], freut mich doch. Baedeker ſcheint jetzt auch plötzlich wieder Mut gekriegt zu haben, die Sache weiter fortzuſetzen, wenigſtens hat er vor kurzem an mich geſchrieben und zwei neue Hefte beſtellt. Es geht mir doch eigen mit dieſem Lieblingswerke, daß ich nie recht weiß, ob es fortgeſetzt wird oder ob ich das letzte Heft arbeite. Im voraus und aufs Geratewohl kann ich's nicht treiben, weil es mich zu viel Zeit und Kraft koſtet. Am meiſten Mühe machen mir die Ränder; gerade die beſten Ideen ſind in dem Raume eines Randes nicht darſtellbar. Was mir von Anfang an gefehlt hat, iſt die Nähe eines geiſtreichen Theologen, mit dem ich die Andeutungen auf den Rändern beſprechen könnte.

Das Häusliche zu berichten, überlaſſe ich meinem Daus von Weibchen. Meine Mutter grüßt Euch alle, ſie iſt ſchwach und hinfällig, aber immer heiter.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenſtedt, den 21. März 1837. Leider wird uns die liebe Mutter auf den Sommer wieder verlaſſen, ſo Gott die nötigen Kräfte dazu gibt, und zu Adelheid ziehen, wenigſtens auf längere Zeit, da die beiden Geſchwiſter ſie ſo ſehr mit Bitten beſtürmen. Zuerſt wollte Mutter nur zu längerem Beſuch hin. Nun hat aber mein Schwager, um Mutter aufnehmen zu können, an Stelle des engen Pfarrhauſes von dem Landrat ein geräumiges Haus mit ſchönem Garten gemietet, und ſo glaubt ſie ihn nun nicht im Stich laſſen zu dürfen. Vernünftig wäre dieſer abermalige Umzug bei ihrem Alter allerdings nicht zu nennen, und ich habe mich mit allen Gründen der Weisheit dagegen ausgeſprochen, aber gerade die nobelſten Beweggründe haben oft mit unſerm Lichtlein Vernunft wenig zu ſchaffen und gehen von einer oberen Vernunft aus, die uns nur ſelten begreiflich wird und doch die Dinge leitet.

[1] Friedrich v. Olivier (1791–1859), aus Deſſau, Schüler von Overbeck und Cornelius, ſeit 1829 in München; Hauptwerk: „Volksbilderbibel in 50 Darſtellungen aus dem Neuen Teſtament" (Gotha 1834; den Text ſchrieb G. H. v. Schubert).

Ich arbeite jetzt den ganzen Tag fleißig an meinen biblischen Bildern und würge und presse aus meiner Bleistiftspitze einen kleinen Juden nach dem andern heraus, habe aber viel Not und Plage dabei. Sonst saß mir alles auf den ersten Strich, jetzt kann ich tagelang über einem einzigen kleinen Gewand studieren und wochenlang, wenn ich's zu einem Bilde brauche. Die Malerei hat gar so viel technische Schwierigkeiten zu überwinden, dafür läuft sie heutzutage noch obendrein Gefahr, in der Technik zu ersaufen. Die Figuren des Giotto, des Fiesole sind Gestalten aus einer anderen Welt, aus einer Welt, welche die Kunst ahnt und welche sie in ihrer Ahnung bildet; sie finden keine Analogie in dem, was die Wirklichkeit an Gestaltung und Eindrücken bietet und heben das Herz heraus aus der prosaischen Frivolität des Lebens. Jetzt scheint die Kunst den Zweck zu haben, die tote Form der Natur zurückzuspiegeln, und, ohne daß sie das Fleisch zu vergeistigen sucht, verfleischt sie den Geist. Von Düsseldorf gehen vortreffliche Bilder hervor, und doch wird diese Schule ein Krebsschaden an der vaterländischen Kunst. Wir werden wohl erst dann wieder zur Kunst kommen, wenn es gelungen sein wird, die Natur im Spiegel zu fixieren – dann wird man sich zurücksehnen nach den Bildern, die ein erfindender und empfindender Geist geschaffen und die nicht ihren Ursprung einer trefflich eingerichteten Maschine danken. Ach, daß ich das, was ich meine, mit meinem Pinsel beweisen könnte! Aber das ist mein Schmerz, daß ich erstens meiner Aufgabe nicht gewachsen bin und daß ich zweitens hier im sechsten Weltteil lebe (Ballenstedt ist nämlich der sechste Weltteil), wo ich nie in sie hineinwachsen kann. Bedaure mich und wische eine Träne aus Deinem Auge.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 19. April 1837. Es ist unserm Hause groß Heil widerfahren. Gestern nachmittag vier Uhr ward uns ein Knäblein geboren, ein festes, starkes, gesundes Kind als neues Unterpfand der Gnade unseres Gottes. Ihm sei Dank, der gnädig über alle Angst und Schrecken hinweghalf und bis zu dieser Stunde Mutter und Kind bei seltenem Wohlsein erhalten hat. Meine Mutter gelang es zurückzuhalten, bis alles vorüber war, jetzt teilt sie sich mit der treuen Agnes Starke in die Pflege.

Der kleine neue Weltbürger sieht täuschend aus wie Fritz [Krummacher] und blickt seine Geschwister, wenn sie um die Wiege stehen, halb wohlwollend, halb mit spöttischer Geistesüberlegenheit an. Er kam mit greulichem Geschrei auf die Welt und brüllte eine Stunde lang wie ein Unsinniger, darauf steckte er seine Pfoten in den Mund und fing an, ganz gemütlich zu nuckeln. Die Schwestern waren ungehalten, daß er kein Mädchen war, wir aber sind froh über die drei Söhnchen, die sich an Jahren so nahe stehen und als dicke Freunde die Welt durchpilgern mögen. Julchen hat Lust zu dem Namen Wilhelm, ich hätte ihn lieber Carl genannt nach meinem Onkel, der Konfusion wegen, die zwei gleiche Namen in einem Hause geben, will aber Julchen nicht beschränken in ihrem Gelüst.

Wir haben statt des Frühlings hier jetzt einen sibirischen Winter mit eisiger Kälte, unter der Mutter sehr leidet. Vom 6ten bis 11ten April fiel eine solche Masse Schnee, wie ich sie selbst in Rußland kaum gesehen habe, und wenn es nicht Feuer regnet, weiß ich nicht, wie er jemals abschmelzen soll. Die Lawinen stürzen wie in der Schweiz, gestern hat in einem benachbarten Tale ein vom Berge herabfahrender Schneehaufen einen Stall gepackt und mit solcher Gewalt auf das Wohnhaus geschleudert, daß alles zertrümmert wurde. Unter solchen Umständen ist nicht daran zu denken, daß Mutter schon bald nach der Taufe wird reisen können. Ich werde sie wohl nach Tecklenburg begleiten müssen.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard in Finn

Ballenstedt, den 4. Mai 1837. Gleich nach der Geburt unseres Jüngsten, der Carl Wilhelm getauft und auf Julchens Wunsch Willi genannt werden soll, folgte hier eine große Unruhe. Am 22sten [April] erhielt Wilhelm einen schwarzgesiegelten Brief von Ernst Heynitz, in welchem er uns den sanften Tod seiner lieben Mutter mitteilte. Als ich gegen Abend in tiefen Gedanken über diese unerwartete Nachricht und besonders an die arme Dora, bei Julchen im verdunkelten Wochenzimmer saß, öffnete Mienchen leise die Türe und winkte mich heraus. Im Vorzimmer stand ich ganz erstarrt vor einem jungen Mann. „Sie trauen wohl Ihren Augen nicht?" sagte er endlich. „Ich denke zu träumen" erwiderte ich – es war August Heynitz. Ich zog ihn in mein Zimmer und erfuhr nun, daß auch Dora drüben im Gasthof sei – sie hätte nach dem Tode ihrer Mutter eine so unbeschreibliche Sehnsucht nach mir gehabt, daß er sie gleich hätte herbringen müssen.

Während die lieben Heynitzens noch hier waren, kam – Schlag auf Schlag – Timo, geraden Wegs von Rom auf der Rückreise nach Rußland. Er blieb auch acht Tage hier. Für Dora hatte ich ein Winkelchen zurechtgemacht, die beiden jungen Herren aber mußten im Gasthof wohnen. Timo hat mir in diesen Tagen besser gefallen als je. Aber das Bild von mir, das er Dir mitbringt, bin nicht ich. Ich war in jenen Tagen durch die Sorge um Julchen und die Unruhe durch unsere lieben Gäste so angegriffen und erschöpft, und meine Kräfte haben jetzt überhaupt so nachgelassen, daß ich mir vorkomme wie ein geschlagener Kranich, der mit lahmen Flügeln dasitzt. Da kam Timo eines Morgens auf mein Zimmer und sagte, er wolle mich für Dich malen. „Wann?" – „Jetzt gleich." Ich wollte es nicht, aber ich mußte – ich tat es Dir zu Liebe.

So saß ich ihm von acht bis zwölf – ich war mehr tot als lebendig. Nun sollte ich das Bild ansehen – wie erschrak ich da. „Wie wird Gerhard jauchzen, wenn ich ihm das Bild bringe!" rief Timo aus. „Bitterlich weinen wird er" erwiderte ich. Ich schrieb gestern an Adelheid: „Denke Dir meine Leiche – und Du hast das Bild gesehen." Timo hat mich mit halbgeschlossenen Augen gemalt, die noch dazu aus den Augenwinkeln herausschen. Ich glaube noch nie jemand aus den Augenwinkeln

angeblickt zu haben, und alle behaupteten immer, es sei an mir charakteristisch, daß ich stets allen Menschen gerade ins Auge schaute. Aber Timo kam es nur darauf an, die von ihm gefundene Ähnlichkeit mit dem alten Dichter Dante recht herauszuheben. Ihr aber hättet wohl lieber Eurer Mutter Angesicht als Dantes Bild [s. die Abbild.].

Aber Timo hat es gut gemeint, daß er Dir eine Freude bereiten wollte, und er hat, selbst sehr ermüdet von der weiten Reise, ein großes Opfer gebracht, daß er den ganzen Tag angestrengt malte, so angestrengt, daß ihm zuletzt Pinsel und Palette in den Händen zitterten. Ich hätte nur gewünscht, daß er die Zeit und Mühe auf Wilhelms Bild verwendet hätte, das er auch für Dich zu malen begann. Es ist sehr ähnlich und genial aufgefaßt und hätte gewiß ein Meisterstück werden können, während es nun nur bis zur Nase zusammengearbeitet und von da an unfertig ist. Timo hatte übrigens vom russischen Gesandten die Anfrage, ob er gegen ein hohes Jahresgehalt die sämtlichen Gemälde der Sixtinischen Kapelle kopieren wolle. Das wäre eine Aufgabe für viele Jahre. Er fragte Wilhelm, ob er ihm dabei helfen wolle, er könne ihm jährlich zweitausend Thaler dafür bieten. Da hättest Du Wilhelms glänzende Augen sehen sollen!

Den 5. Mai. Ich mußte gestern mit Schreiben aufhören, und kaum hatte ich mein Pult geschlossen, so brachte mir der Briefträger Deinen gesegneten Brief mit der Freudenbotschaft. Ich wünsche Dir von Herzen, ich wünsche Dir mütterlich Glück, Du junger Vater Deines fünften Kindes, zu Deinem Benno. Er ist nach dem hiesigen Kalender am 15ten und Wilhelms fünftes Kind ist am 18ten geboren. So will Wilhelm nun seinen Sohn auch noch Benno taufen lassen und ihn so nennen, spricht auch schon seit gestern abend nicht anders von ihm als von seinem Benno[1].

Den 11. Mai. Vorgestern, als am Tage Hiob, an seines Bruders Adolph Geburtstag, ist der kleine Carl Wilhelm Benno getauft worden vom Hofprediger Hoffmann in meinem ganz mit Grün und Blumen geschmückten Wohnzimmer, wo mein Nähtisch als Taufstein dienen mußte. Der Pastor Rosenthal und ich, der Candidat Schreck und die gute Agnes Starke waren die Taufpaten. Als Taufbraten war uns ein Auerhahn, den August Heynitz geschickt hatte, sehr willkommen.

Den 23. Mai. Ballenstedt ist seit acht Tagen in großer Aufregung, weil die hier allgemein beliebte Prinzeß Marie, die Schwester der Herzogin, mit ihrem Gemahl Lasperg, dem bisherigen Kammerherrn des Herzogs, erwartet wurde, und sie nun vorgestern im gewesenen Barduaschen Hause eingezogen sind. Man zerbricht sich hier den Kopf, wie das Verhältnis zum Hofe sich nun gestalten wird. Der König von Dänemark, der Onkel der Prinzeß, soll dieser Verbindung sehr abgeneigt sein, aber

[1] Des Bruders Gerhard neugeborener (bereits 1838 wieder gestorbener) Sohn ist dann aber gar nicht „Benno", sondern „Paul Gerhard" getauft worden, „weil der Name Benno unserer guten Elmine etwas schwer war um Sallys [geb. v. Zezschwitz] Bruders willen, der kein ‚heiliger Benno' genannt werden kann" [W. v. K.s Mutter am 8. Juli 1837 an den Senator Dr. Volkmann].

die Mutter der Prinzeß und auch unsere Herzogin, die jetzt gerade zur Konfirmation ihrer jüngsten Schwester [Prinzeß Louise, vgl. Leb.-Er.] in Holstein war, haben der Trauung beigewohnt, die in Harburg stattgefunden hat. Das junge Paar kam schon heute zu mir, und Herr v. Lasperg stellte sie mir als „seine Frau" vor. Sie machten mir beide einen sehr angenehmen Eindruck; sie ging so einfach gekleidet, obgleich nett und hübsch, daß sie allen Damen hier als Muster gelten kann. Das ist doch einmal eine Ehe rein aus Zuneigung; sie erblickt in ihrem Manne ihr Ideal [s. die Abbild. des Paares].

Meine Tage hier gehen nun zu Ende. Das wird einen schweren Abschied geben. Am 8ten Juni wollen wir hier aufbrechen, der gute Wilhelm will mich begleiten. Den Gedanken, von Tecklenburg nach Bremen zu fahren, um dort den Atti zu malen, hat er aufgeben müssen, weil er jetzt zu viel Arbeit hat; nun war auch noch Herr Baedeker hier und hat mit dem Bibelwerk getrieben. Das Bild der jungen Stiftsdame v. Lasperg, die ihrem Bruder seit dem Tode seiner ersten Frau beistand, hat Wilhelm nun fertig. Gegenwärtig malt er den Herrn v. Krosigk, den jetzigen Forstmeister; eben kamen eine Menge Damen, seine Schwiegermutter Frau v. Alvensleben, deren Tochter v. Asseburg, seine Gemahlin und noch andere die Treppe herauf, um das Bild zu sehen. Das von einem Senator in Bremen neu bestellte Bild des Gideon beschäftigt Wilhelm auch und erfreut ihn gar sehr, doch ist er in Sorge, ob seine Malstube für dieses große Bild nicht zu klein sein wird.

*

W. v. K. für den Krummacherschen Zirkularbrief

Ballenstedt, den 23. Juli 1837. Ich muß gestehen, daß die Mahnung zum Schreiben mich diesmal in Verlegenheit setzt, denn nicht kann ich sagen wie Fritz, daß ich jeden neuen Morgen mit dem Gefühl besonderer Erwartungen begrüßte – so einförmig verläuft jetzt mein Leben. Doch will ich darüber nicht weiter klagen – ein General stellt seine Posten verschieden aus, den einen mitten in das bewegte Treiben des Feldlagers wie unseren Fritz, den andern in die öde Heide auf einsamen, braungesengten Hügel, wo er nichts sieht als den Flug der Wolken und der Raubvögel über seinem Haupte – ein jeder aber, der Einsame sowohl wie der im regen Treiben des Lebens, weiß, daß er da steht nach seines Herrn Willen und seinen Posten treu auszufüllen hat. Das ist genug, und mehr darf ein treuer Knecht nicht wollen.

Ich aber soll erzählen, und das ist bitter. Daß ich acht Tage in Tecklenburg war und mich dort an allem, was ich gesehen und erlebt, herzlich erfreut habe, das wißt Ihr bereits, mögt es aber hiermit nochmals durch mich selbst bestätigt hören. Es war eine kurze freundliche Episode in meinem Leben, gefiel mir aber, als ich in mein Standquartier wieder eingerückt war, deswegen hier nicht schlechter. Ich fand die Meinigen gesund, es ist eine Freude, Julchen anzusehen und die kleine Rotte – sie sind alle wie Pflanzen, die in gutem Boden stehen.

Über Eure Elberfelder kirchlichen Angelegenheiten und die Einmischung der weltlichen Obrigkeit in diese[1] kann man sich nach dem, was Fritz schreibt, kein Urteil bilden. Sollte es aber in unserer ernsten Zeit nicht richtiger und wichtiger sein, wenn die Prediger ihre Gemeinden auf das Unwesentliche der Institutionen aufmerksam machten und lieber ein jeder auf seinem Posten an dem Bau der wahren Kirche Gottes arbeiteten, statt daß sich diese um unwesentlicher Theorien willen immer mehr zerspaltet? Wir leben jetzt in einer Zeit, wo der Unglauben so geharnischt und mächtig dasteht wie noch nie. Mit äußerlichen Mitteln können wir ihn nicht aus dem Felde schlagen, mit gelehrten Theorien und Polemik wird auch nichts ausgerichtet. Wenn sich aber alle echten evangelischen Christen, anstatt sich um kleiner Unterschiede willen zu zanken, als ein Ganzes in brüderlicher Liebe einten und am Aufbau der wahren Kirche arbeiteten, indem sie den Unglauben als ein unmächtiges Wesen, als bloße Negation ganz ignorierten, dann würde diesem ein *Wesen*, das wirklich ist, das er nicht wegleugnen kann, als imponierende und wirksame Macht gegenüberstehen. Dann brauchten wir weder die streitbare „Kirchenzeitung" noch den „Anti-Strauß". Und den Staat laßt immerhin seine Fänge ausstrecken, die Kirche in sein Bereich zu ziehen und zu dominieren, und laßt ihn der Meinung, daß er dominiere – er *kann* es nicht, er hat die wahre Kirche weder erfunden noch geschaffen, er hat ihr nichts gegeben und er kann ihr nichts nehmen, denn er hat keine Waffe gegen sie. Nicht Strauß und nicht der Staat ist es, die wir zu fürchten hätten, aber daß der Geist Gottes nicht in unseren Kirchen waltet, das haben wir zu fürchten.

*

W. v. K. an den Senator Dr. Volkmann

Ballenstedt, den 20. Sept. 1837. Dein Aufenthalt in meinem Hause ist mir wieder eine hohe Freude gewesen. Daß Dir durch Constantins und Sallys gleichzeitigen Besuch[2] die Ruhe etwas gestört wurde, tat mir leid. Aber auch meine Gäste haben eine Art verwandtschaftlichen Zug zu Dir gefühlt, und besonders auf Constantin scheint mir Dein Wesen nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, wie Du denn auch durch mein Leben jetzt wieder erwärmend und anregend durchgezogen bist.

*

[1] Es handelt sich wohl um die durch eine Königl. Cabinetsordre vom 5. März 1835 erfolgte Einführung einer gemeinschaftlichen Kirchenordnung für alle Gemeinden beider evangelischen Konfessionen.

[2] Der Vetter Conni war nach seiner Vermählung mit Sally v. Zezschwitz 1834 nach Estland gezogen und kam im Spätsommer 1837 wieder nach Deutschland, um in Kaiserlichem Auftrage in München Gemälde zu kopieren. Auf dieser Reise ist er, von Lübeck kommend, am 4. Sept. bei W. v. K. eingekehrt. Er sagt darüber in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" [Manuskript]: Bei diesem liebenswürdigen Verwandten und seiner sympathischen Familie blieben wir acht Tage, und immer noch denke ich mit Entzücken an diese schöne Zeit. Wir machten gemeinsame Spaziergänge ins Gebirge, teils zu zweien mit meinem Vetter, teils mit unseren Frauen und den Kindern. Wilhelm hatte damals zwei allerliebste Töchterchen, die ich schon von Hermsdorf her kannte, und seine Söhne waren markige, prächtige Jungen.

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 17. Nov. 1837. Es ist wahr, meine geliebte Mutter, wir sind jetzt recht saumselig im Schreiben, aber Julchen ist den ganzen Tag von den fünf Kindern umschwirrt und kann erst abends um neun ans Schreiben kommen, und das ist gerade das einzige Stündchen am Tage, wo wir beide traulich zusammensitzen können, und mir mag einesteils meine Überhäufung mit Arbeit, andernteils die Stoffflosigkeit meiner Lebensgeschichte zur Entschuldigung dienen. Früher war mir das Briefe Schreiben wirklich eine Freude und Erholung, und jetzt wird mir's so schwer, daß ich wirklich manchmal glaube, von Jahr zu Jahr dümmer zu werden.

Louise Starkes Polterabend und Hochzeit waren äußerst brillant und so großartig, daß wir zwei Abende hinter einander erst um drei Uhr zu Bette kamen. Am Polterabend waren über achtzig Gäste zugegen, die zumeist sehr glänzende Geschenke brachten. Auch wir hatten unsere Kasse ausgesogen, und ich überdem noch drei Gedichte gemacht, welche die Kinder überreichten, Gerhard das seinige in einer noch von Sally angefertigten roten Husarentracht mit einem derben, von mir gemalten Schnurrbart, der ihn unbeschreiblich beseligte. Adolph ist für derlei noch zu klein und wurde solange beim Großvater Machzum untergebracht. Beiläufig hat sich Gerhard über Dein Briefchen so gefreut, daß Julchen vom frühen Morgen bis zum späten Abend keine Ruhe mehr hat, weil Gerhard sie beständig plagt, ihm „seinen Brief" (weil er nur einen hat, wird er nicht näher bezeichnet) vorzulesen, welches um des lieben Friedens willen mindestens fünfmal am Tage geschehen muß.

Deinen Geburtstag verlebst Du diesmal nun wieder fern von uns. Mir wird's manchmal ganz weich, wenn ich unsere Ölzweige um den Tisch gepflanzt sehe und die gute Großmutter fehlt zwischen ihnen. Daß Du Dich so glücklich fühlst bei den Geschwistern, macht mich froh, und alles, was Du darüber schreibst, ging in mein Herz ein wie Balsam. Könnten wir Dir doch heute über acht Tage die Kinder bringen! Aber Du segnest sie auch aus der Ferne. Habe Dank, Du **treue** Mutter, für Zucht und Liebe und für den Segen meines ganzen Lebens.

*

An Louise Starke zum Polterabend

mit drei Kränzen von Rosen, Kartoffeln und bunten Blumen

Die Rosen

Des Lebens höchste Schönheit ist die Liebe,
Sie ist ein Hauch aus jenen goldnen Höh'n,
Wo um den Thron des Lichts die Engel stehn,
Und wo sie fehlt, ist alles Leben trübe.
Das Leben ohne Liebe hat nur Schmerzen,
Es kennt nur Arbeit, Sorge, Angst und Not
Und ist mit seinem leeren Herzen
Entfernt von Seligkeit und Gott.

Wo Liebe wohnt, da wohnen Fried' und Freude,
Und vor des Lebens Schönheit weicht die Plage,
In Lobgesang verwandelt sich die Klage,
Das Leben strahlt in seinem Feierkleide.
Die Liebe wird, willst Du, Dein eigen bleiben.
Hältst Du sie fest, so wird kein Schmerz, kein Tod
Den Frieden Gottes von Dir treiben,
Der stärker ist als Todesnot.

Die Kartoffeln

Wir können nicht so schöne Phrasen sagen,
Dich nicht mit gleicher Seligkeit erfüllen,
Nicht Deinen Durst nach geist'ger Labung stillen.
Allein, wir füllen reichlich Dir den Magen
Und werden nimmer Dir zu Kopfe steigen,
Wir schwellen Dir die Knöchelchen mit Mark,
Verscheuchen Pestilenz und Seuchen,
Erhalten Dich gesund und stark.

Wir sind Repräsentanten des Realen,
Des Wirklichen, Ernährlichen und Besten,
Des Nützlichen, Handgreiflichen und Festen,
Des ew'gen Fundaments des Idealen.
Verachte nicht den Segen, den wir bringen!
Wir füllen Dir den Keller und das Haus —
Wohl mag die Liebe lieblich singen,
Allein der Hunger treibt sie aus.

Die bunten Blumen

Die bunten Blumen sind die kleinen Freuden,
Die Witz und Laune Dir ins Leben spielen,
Die manchmal grade dreinsehn, manchmal schielen,
Doch einer jungen Frau stets trefflich kleiden.
Wir wollen Dich umgaukeln und umschweben,
Wir amüsieren Dich mit Spiel und Scherz
Und winden Kränze durch Dein Leben
Und weben Frohsinn Dir ums Herz.

Ein rechtes Menschenleben hat drei Seiten,
Sie heißen kürzlich: Schönheit, Arbeit, Lachen,
Und alle drei sind respektable Sachen.
Doch: nur gepflegt, gedeih'n die ersten beiden;
Das letzte — pflegst Du's, wird es Dir entweichen.
Drum denk' an Deinen Herd und Deinen Mann!
Wir können der nur Kränze reichen,
Die uns vergessen kann.

*

W. v. K. an ſeine Schweſter Adelheid Krummacher

Ballenſtedt, den 23. Dec. 1837. Benno entwickelt ſich ganz allerliebſt. Er gehört zu der Sekte der Jauchzer, lacht und freut ſich den ganzen Tag, und wenn ich ihn nehme und mit ihm im Zimmer herumtanze, wird er ganz außer ſich vor Freude. Er hat nur den einen Fehler, daß er nicht ſchläft und auch nachts nur in der Mutter Bett, wo es ihm ſo gemütlich iſt. Gerhard begeht, obgleich er viel artiger geworden iſt, immer noch viel Torheiten, aber doch nie eine Bosheit. Er erzählt jetzt ſchon ſeinen Geſchwiſtern lange Geſchichten, wird auch von den Mädchen, wenn er vorher hoch und teuer gelobt, artig zu ſein, mit zu ihren Spielen zugelaſſen. Zuweilen ſpielt er auch mit Komödie, welches er leidenſchaftlich gern tut und wobei er immer den Vater macht. Wenn er ſchlecht ſpielt, ſo vereinen Bertha, Line, Anna und Tille ihre Kräfte und werfen ihn unter lautem Geſchrei zur Türe hinaus; einzeln können ſie mit ihm nicht fertig werden, und er ſchmeißt die großen Mädchen um wie Federbälle, welches von dem kleinen Kappenmann ſo drollig ausſieht, daß ich öfter in meiner Stube dergleichen Kämpfe veranſtalte, die beſonders Line ſehr liebt. Vom nächſten Sommer an will ich Gerhard mit den Mädchen in deren Schule ſchicken, damit er etwas Beſchäftigung hat. Geſtern bei Tiſche fragte ich ihn, ob er eine Seele habe, worauf er, nachdem er ſich kauend eine Weile bedacht, endlich langſam antwortete: „Ich glaube nicht, Papa"; da aber hierüber die Mädchen laut auflachten, ſo ärgerte er ſich und ſagte ganz gereizt: „Ich mache mir auch gar nichts daraus, ob ich eine habe oder nicht." Sein Höchſtes ſind noch immer die Pferde; wenn er irgend kann, begleitet er Machzums Arbeitsmann auf den Acker und kommt dann mit ſtrahlendem Geſicht auf dem Pferde reitend zurück.

Gerhard und Adolph miteinander ſpielen zu ſehn, iſt ein Genuß, der über alles geht. Ihr Spiel beſteht in Balgerei, wobei ſie wie die jungen Katzen ſo geſchickt verfahren; man ſieht dann halbe Stunden lang einen Knäul von Dickköpfen, weißen Haaren und auf und nieder tauchenden bloßen Gliedern durch die Stube rollen. Adolph iſt bei Machzums beſonders beliebt und bringt einen großen Teil ſeiner koſtbaren Zeit in der Werkſtätte zu, wo er ſeinen eigenen Hammer und Stemmeiſen hat und, auf einem Wagenkiſſen auf der Erde ſitzend, zu Machzums Entzücken die Diele und Schwellen mit dem Hammer bekratzt und behaut oder Leder und Riemen an die Türe nagelt. Doch fängt er jetzt auch immer mehr an, ſich an ſeinen Bruder zu attachieren, ſodaß er kaum länger als eine Stunde von dieſem getrennt ſein mag. Wenn man Adolph nach ſeinen Schweſtern fragt, ſo nennt er immer Line und Tille mit, und in der Tat kommen auch mir dieſe beiden lieben Mädchen ganz wie meine Kinder vor, weil ſie immer hier ſind und alles mit unſern Kindern teilen.

Die Liebe unſerer Kinder zu den kleinen Valentiners und umgekehrt hat etwas wahrhaft Ergötzliches. Line und Tille ſind aber auch die artigſten, munterſten und liebenswürdigſten kleinen Mädchen, die mir je vorgekommen. Mich lieben ſie mit vollem Vertrauen wie einen Papa,

und wenn sie einen Tag einmal nicht hier sind, so geht mir wesentlich etwas ab. Alle vier Wochen ist jetzt Kinderkonzert; dies wünschte ich Euch wohl einmal mit anzusehen, um Euch gesund zu lachen. Gerhard macht dann, schwer bewaffnet, mit der feierlichsten Miene die Schildwache und läßt eher sein Leben als jemand ohne Billet durch. Bertha sitzt an der Kasse, Line macht im Konzertsaal (meinem Malzimmer) die Honneurs und weist den Gästen die Plätze an, und alle Kinder, sogar Adolph, müssen etwas vortragen. Neulich hatte ich Adolph und Gerhard versprochen, wenn sie so laut sängen, daß die Fenster platzten, wollte ich ihnen einen großen Kuchen schenken, und wirklich fehlte nicht viel, so wären Fenster und alle Trommelfelle geplatzt, eine so ungeheure Stimme entwickelte besonders Adolph, was ich gar nicht vermutet hatte. Nachher ist eine halbe Stunde lang Ball, wo Agnes [Starke] aufspielt und die Kinder mit Jauchzen nach getaner Arbeit ellenhoch hüpfen.

*

Die Mutter an W. v. K.

Tecklenburg, den 11. Januar 1838. Ich war lange Zeit so matt, daß ich nur liegend existieren konnte, und heute ist der erste Tag, wo ich wieder einmal aufrecht sitzen und schreiben kann. Mit Schrecken denke ich oft daran, welche Not und Sorge ich Adelheid statt Freude und Hilfe ins Haus gebracht habe. Ich bin, als ich hierher weiter nach Norden zog, eben an einen Ort geraten, der so recht Brustkrankheiten erzeugt, und glaube nicht, daß ich es noch einen Winter in dem kälteren Klima mit den vielen Nebeln, in dem sehr kalten, feuchten Hause, noch dazu ohne Arzt und selbst ohne gute Apotheke aushalte, ohne auf ein dauerndes Krankenlager geworfen zu werden. So bin ich nun eigentlich schon entschlossen, zu Euch nach Ballenstedt zurückzukehren, so bitter es mir auch ist, mich von der guten Adelheid und Julius und dem lieben kleinen Martin wieder trennen zu sollen.

Das Herz ist mir oft zerrissen von Sehnsucht nach Euren Kindern, die ich alle von ihrer Geburt an um mich hatte. Mir fehlen die beiden Mädchen, die ich in Ballenstedt gewohnt war so viel in meinem Zimmer zu haben, und ich muß oft daran denken, wie sie, als ich an der Grippe darniederlag, eines Abends beide ihre Puppen mit den Wiegen aus dem Wohnzimmer in mein Cabinett brachten mit der Bitte, ich möchte diese in der Nacht beschützen, und wie der Hofrat Curtze, als er am andern Morgen an mein Bett trat, über die kleinen Wiegen stolperte und fast den Hals gebrochen hätte. Vielleicht würde ich nicht so viel an die Mädchen denken müssen, wüßte ich sie nicht gerade in Ballenstedt, wo ihre Eitelkeit ungleich mehr Nahrung bekommt als ihre bessere Seele. Nicht wahr, mein lieber Wilhelm, Du hältst doch noch die Morgenstunden regelmäßig mit ihnen? Ich kann Dir nicht sagen, wie gut sie nach und nach auf die Kinder einwirkten, und wie gefährlich es ist, wenn ein Menschenherz so ganz ohne Gott aufwächst.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Tecklenburg, den 13. Januar 1838. Sally hat Dir Wilhelms Leben so idealisch beschrieben. Er hat aber doch auch sehr angestrengt zu arbeiten, denn nur mit den 300 Thalern Gehalt und seinen Zinsen könnte er in Ballenstedt seine große Familie nicht ernähren und erziehen. Julie ist noch ganz dieselbe treue, freundliche Seele, wie Ihr alle sie gekannt habt. Auch Wilhelm ist noch der Alte, wenn auch jetzt ein gereifterer Mann. Ach, möchte er nur nicht ermatten bei diesem nichtigen Hofleben! Wilhelms Geist neigt zum stillen Nachdenken, Brüten und Träumen. Nun aber muß er ganz gegen seine Neigung zwei-, auch dreimal wöchentlich bei Hofe speisen, sich vom Kopf bis zum Fuße anders anziehen, als es ihm bequem ist, zuweilen sogar in seidenen Strümpfen und kurzen Hosen — ihm von jeher ein Greuel — bei tiefem Schnee und Kälte aufs Schloß hinauf, außerdem muß er oft noch abends zum Tee dort erscheinen, muß ins Konzert und Theater, weil der Herzog ungehalten wird, wenn er von einem gespielten Stücke sprechen will und Wilhelm ist nicht dort gewesen und kennt es nicht. Nimm dazu die Qual, diesen armen, leeren und oft verkehrten Kopf zu unterhalten, der bei aller Beschränktheit doch klüger zu sein glaubt als alle anderen.

Neulich hat es eine solche Szene zwischen ihm und der Herzogin gegeben, daß diese mit ihren Damen auf und davon nach Bernburg gefahren ist, sodaß Wilhelm wie auch einige fremde Offiziere, die zur Tafel gebeten waren, zu ihrem Erstaunen den Herzog allein fanden. Die Hofcavaliere haben dann den Herzog endlich dazu vermocht, daß er den vierten Tag auch nach Bernburg fuhr, um die Herzogin zur Rückkehr zu bewegen. Das ist denn auch geschehen, doch ist die Herzogin nur unter der Bedingung zurückgekehrt, daß der Hofmarschall, dem sie ganz mit Unrecht viel Schuld beimißt, sofort entlassen werde. So ist der gute alte Herr v. Seelhorst denn plötzlich seines vierzigjährigen treuen Dienstes enthoben worden. Diese ärgerliche Geschichte hat in Ballenstedt viele empört, und man tadelte allgemein das trotzige Entfliehen der Herzogin und ihr Verhalten gegen den Hofmarschall.

Nun weiß die Herzogin, daß bei Wilhelm am Silvesterabend immer Bibelsprüche und Liederverse für die Familie und die nächsten Freunde ausgelost werden, und diesmal hat sie die Dr. Valentiner geschickt mit der Bitte, Wilhelm möchte doch auch für sie einen Spruch ziehen lassen. Und denkt Euch, was sie für einen Spruch bekommen hat — „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" und dazu den Vers:

„Ein Täubchen klein hat keine Gall, / Kein reißend Klaue überall,
Mit seinem Schnäblein verletzt es nit, / Es seufzet fein, ist freundlich mild.
O Heiliger Geist, ich bitte dich, / Da du hast lassen sehen dich
Am Jordan einst in Taubengestalt: / Gib mir im Herzen solch' Einfalt!"

Ich möchte wissen, was sie sich gedacht und für ein Gesicht gemacht hat, als sie das las. Ich bin nur froh, daß die Dr. Valentiner Zeuge gewesen ist, daß bei der Ziehung alles rechtlich zugegangen ist.

Den 14. Jan. Es wird mir, da mein Herz in Adelheids Pflege und Liebe so befriedigt ist, schwer werden, aber die Rücksicht auf meine Gesundheit gebietet es, daß ich das sonst so schöne und romantische, aber kalte Tecklenburg mit seinen ewigen Nebeln wieder verlasse. Das ist aber nur der eine Grund für meinen abermaligen Aufenthaltswechsel, den ich dennoch überall als den alleinigen angebe. Der wahre Grund aber, den ich nur Euch mitteile, ist der laute Ruf meines Herzens, den Kindern in Ballenstedt vielleicht mit meinen letzten Kräften noch beistehen und nützen zu können. Julie ist ein liebliches Wesen, durchaus gut, mir eine liebe, aufmerksame und liebende Tochter und hat viele Eigenschaften, die ihren Mann beglücken, sie ist auch eine zärtliche, aber eine zu schwache Mutter und besonders den Söhnen nicht gewachsen; sie ist keine Erzieherin, weil sie ihrer Kinder Fehler wohl sieht und tadelt, aber deren Größe und verderbliche Folgen nicht ermißt. Wilhelm ist ein aufmerksamer Vater, der die Kinder sehr gut in Liebe und Zucht zu behandeln weiß – doch muß er durch den Hof so viel aus dem Hause sein. Wenn dann auch Julchen noch, wie das nicht anders sein kann, öfters ausgeht, bleiben dann alle fünf Kinder den Mägden überlassen, was nicht gut tun kann. Besonders nicht in dem lärmenden, wirbelnden Ballenstedt, wo es immer etwas zu sehen und zu hören gibt und wo beständig Zerstreuungen die ohnehin zerstreuten Kinderseelen fesseln. Wenn ich wieder dort sein werde, dann kann ich mich, wenn die Eltern ausgehen, um die Kinder bekümmern, und Bertha und Anna werden, wie ich hoffe, abwechselnd abends und nachts bei der Großmutter bleiben, weil sie so gar allein ist. Da denke ich denn die abendliche Stille zu benutzen, um diese kleinen Herzen wieder mehr dem Herrn zuzuführen, was bei dem Gebrause der kleinen Geschwister und so vieler fremder Kinder, die immer da sind, der Mutter nicht möglich ist. Dieses nur Euch Gesagte ist der eigentliche Grund meiner Rückkehr, den aber auch weder Wilhelm noch Julchen ahnen sollen. Solange ich noch atme, will ich mit meinen letzten Kräften für die Kinder leben, komme ich aber zum Liegen, so sollen sie mich leiden und – so Gott mir hilft – im Herrn sterben sehen, damit ihr so buntes, mit vergänglichen Blumen durchwirktes junges Leben eine ernstere Mahnung an das unvergängliche ewige Leben bekommt.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 22. Febr. 1838. Da Julchen Dir mein Unwohlsein gemeldet hat, so eile ich, Dir durch diese Selbstschrift zu beweisen, daß ich wenigstens noch am Leben bin. Ich hatte nach langer Zeit einmal wieder eine Halsentzündung und behandelte mich drei Tage lang selbst mit Tabaksrauch, den ich in den kranken Teilen anzuhäufen suchte und der durch seine narkotischen Kräfte das Übel wenigstens nicht auf jene schwindelnde Höhe steigen ließ, wie dies sonst der Fall war, wo die neidischen Ärzte mir immer zuerst die Pfeife raubten. Am vierten Tage geriet ich zufällig in die Hände des Hofrat Curtze, der eigentlich Gerhards wegen

kam und nun auch mich in die Kur nahm. Jetzt bin ich nur noch sehr matt und schwach und nehme mich daher sehr in acht und pflege mich bestens, weil ich weiß, daß man der fliehenden Grippe goldene Brücken bauen muß.

Gerhard hat sein Scharlach gut durchgemacht und genießt jetzt recht seinen Häutungsprozeß; er befindet sich dabei sehr wohl, tobt und rast in seiner Krankenstube umher und ist so heiter wie je in seinem Leben. Die Frau Dr. Valentiner hat auch das Scharlachfieber, d. h. alle Welt hält ihre Erkrankung dafür, da alle bekannten Symptome sich eingestellt haben, nur Curtze bleibt steif und fest dabei, daß es etwas anderes sei — wie ich vermute, aus Menschlichkeit, denn sobald der Arzt bei einem Schloßbewohner eine ansteckende Krankheit feststellt, wird selbiger ohne Erbarmen sofort in ein anderes Lokal deportiert. So ist nun der sonderbare und für die Kinder sehr schmerzliche Fall eingetreten, daß die Töchter der scharlachkranken Frau wegen unseres scharlachkranken Jungen nicht mehr in unser Haus kommen dürfen. Line beschaut alle Morgen ihre Brust, ob sich denn immer noch nicht das sehnlichst erwartete Scharlach bei ihr eingestellt hat, weil sie hofft, daß Bertha sie alsdann besuchen wird. Unserem Gerhard hat Lina ein niedliches tröstliches Briefchen geschrieben, worüber er besonders glücklich ist. Er hielt es mir triumphierend entgegen mit den Worten: „Papa, ich habe *schon wieder* einen Brief." Das „schon wieder" bezieht sich auf den Brief, den er vor einem Vierteljahre von Dir bekam.

Die Morgenerbauungsstunde, nach der Du fragst, habe ich leider aufgeben müssen. Ich müßte mich, wenn es für die Kinder nicht ein totes Werk und somit etwas überaus Gefährliches werden sollte, immer mühsam darauf präparieren, und das würde mir die Stunde wegnehmen, die ich notwendig zur Vorbereitung meiner Arbeit brauche. Aus dem Herzen zu seiner eigenen Erbauung zu beten, ist leicht, mit Vorbereitung aber zur Erbauung Anderer, ist schwer; und besonders, wenn die Anderen Kinder sind, bleibt nur ein so kleiner Cyclus von Worten und Gedanken übrig, daß die Aufgabe riesig wird. An die Stelle der Morgenerbauung ist jetzt eine kleine Abendlektion getreten, welche Julchen hält, wenn alle im Bette liegen; sie liest ihnen dann eine biblische Geschichte vor und spricht etwas mit ihnen darüber. Ich spreche mit den Kindern gelegentlich, da sie sich jetzt oft abends um mich in meiner Stube versammeln, wo aus Leibeskräften gezeichnet wird und wo ich ihnen wohl ab und zu eine Geschichte erzähle, über welche wir dann philosophieren.

Über den Neujahrsspruch für die Herzogin kannst Du Dich beruhigen. Sie hat ihn nicht übelgenommen und konnte dies auch nicht, denn erstens hatte sie mich durch die Valentiner selbst bitten lassen, für sie mit zu losen, und zweitens ließ ich absichtlich die Valentiner mit eigner Hand die Nummer für die Herzogin aus dem silbernen Becher ziehen.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 6. März 1838. Sehr erschreckt und tief betrübt hat mich ein Brief von Richter, der mir den seligen Hingang unseres Freundes



Die Mutter

Ölgemälde von Timoleon Neff 1837

„Timo hat mich mit halbgeschlossenen Augen gemalt, die noch dazu aus den Augenwinkeln herussehen. Es kam ihm nur darauf an, die von ihm gefundene Ähnlichkeit mit dem alten Dichter Dante recht herauszuheben." W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard am 4. Mai 1837



Frau Julie

Ölgemälde von W. v. K. 1838

Nobilissima domina Dorothea Elisa Julia de Kügelgen,
Fr. Ad. Krummacher, Dr. Theol., illustrissimi viri filia, infantium V mater,
conjugis sui manu picta
a. D. MDCCCXXXVIII

Aufschrift von W. v. K. auf der Rückseite des Bildes

Berthold meldet, an den ich einige Tage zuvor, nichts ahnend, fröhlich und munter erst geschrieben hatte und den mein Brief nicht mehr unter den Lebendigen antraf. „Welche Lücke – schreibt Richter – ist unter dem trauten Freundeskreise entstanden, der sich abends um Bertholds Kanapee versammelte!" Der arme Berthold ist am 28. Januar nach kurzem Leiden gestorben. Er war vielleicht der wertvollste unter meinen Freunden. Richter selbst hat vier Wochen an einem Brustübel gelegen und ist dem Tode nahe gewesen, daher ich Bertholds Hingang erst so spät erfahre.

Fast noch mehr erschreckt, ja geradezu verstört hat mich, was Richter von Stephans Fall schreibt, über den wegen seiner skandalösen nächtlichen Spaziergänge mit Männern, Weibern und Mädchen in den Wald, wobei oft alle zusammen in engen Weinbergsstübchen übernachteten, die Dispensation verhängt worden ist. Ich weiß nicht, ob man Stephan geradezu einen Heuchler nennen darf; das aber weiß ich nun, daß er seinem Herrn, den er so laut bekannte, nicht die Treue gehalten hat. Die Treue des Herzens aber ist es, was Gott von uns verlangt, und die können wir ihm halten trotz allem Straucheln und Fallen, weil wir ja einen Fürsprecher haben vor Gott, sodaß wir nicht getötet werden durch die Schärfe des Gesetzes. Aber das Verdienst Christi darf nicht zum Schanddeckel für die bewußten Sünden mißbraucht werden. Weicht der Wille, nicht bloß die Schwachheit, ab vom Gesetze Gottes, so hilft kein Pochen auf das Verdienst Christi, womit wir das Gewissen zum Schweigen bringen wollen, sondern wir sind Feinde Gottes, und es wird uns als Feinden gelohnt. Das ist ja auch Deine Ansicht, gute Mutter, und Du hast uns so gelehrt von Kindesbeinen an. Aber ich war später durch Roller und hernach durch meine verderbliche Bekanntschaft mit Stephan auf einen falschen Weg gekommen. Was mir der Stephanianismus in meinem Leben für Schaden getan, kann ich nicht aussprechen – ich bin dadurch ein harter, liebloser, engherziger Kerl geworden, feindselig und zurückgezogen und faul in der Heiligung.

Den 7. März. Soweit kam ich gestern, als ich zu Seelhorsts mußte, wohin ich zu einer Schachpartie eingeladen war. Ich fand die ganze Familie sehr aufgeregt. Der Hofmarschall war von dem Herzoge von Cöthen zum Ball eingeladen gewesen und, da er über Bernburg reiste und auch wußte, daß er auf dem Balle mit unserer Herzogin zusammentreffen würde, so ließ er sich vorher in Bernburg bei ihr melden, um ihr seinen Respekt zu bezeigen. Die Herzogin aber hat ihn nicht vorgelassen, und da er aus guter Meinung und so ganz friedlich sich ihr als Privatmann wieder hatte nahen wollen, so war er durch diesen Repuls wieder ebenso gekränkt wie durch seine Absetzung. Heute nachmittag kam er zu mir und klagte mir wieder sein Leid, besonders über die Kälte und Zurücksetzung, die er jetzt von der Hofgesellschaft erfährt, von der sich, da er in Ungnade ist, jetzt einer nach dem andern von ihm zurückzieht und ihm so das viele Gute lohnt, welches er früher, wo er Einfluß hatte, allen erwiesen. Über den Charakter der Hofmenschen ist mir bei dieser

Gelegenheit ein schreckliches Licht aufgegangen. Seelhorst aber muß ich das Zeugnis geben, daß er es Anderen nicht so gemacht haben würde. Denn als Gräfe hier in Ungnade fiel, schloß sich Seelhorst um so enger an ihn an und vermittelte durch seine Fürsprache die Versöhnung mit dem alten Herzog, und als der Hofrat Heineke, Hoffmanns Schwiegervater, ein ähnliches Schicksal hatte und alle sich von ihm zurückzogen, sind Starke und Seelhorst die einzigen gewesen, die ihm nach wie vor gleiche Freundschaft erzeigten. Julchen und ich haben uns vorgenommen, nun gerade recht fleißig in dieser Familie einzusprechen.

Gestern sah ich bei Seelhorsts noch ein Erinnerungsstück aus unserer alten Zeit. Erinnerst Du Dich noch des frohen Abends im Barduaschen Hause, als Vater unter Freudentränen mit Caroline Bardua und dem jungen Bardua eine Einquartierungsrechnung für Mlle. Schäfer schrieb und diese einem ausgestopften Soldaten in die Hand steckte, welcher der Mlle. Schäfer ins Fenster gestellt wurde? Dieses Blatt voll guten Witzes schenkte mir gestern die Frau v. Seelhorst, und ich habe wirklich große Freude daran, besonders weil jener Abend mir noch so lebendig vor der Seele schwebt.

Von meiner Tecklenburger Zeichnung habe ich nun einen Probedruck erhalten; er ist leider ein greuliches Otter geworden und meiner Zeichnung so wenig ähnlich ausgefallen, daß ich es nun verschworen habe, jemals wieder etwas lithographieren zu lassen. Allein, nun bleibt doch wohl kaum etwas anderes übrig, als 100 Drucke davon machen zu lassen, wenn man nicht die Platte umsonst bezahlen will. Frage doch Julius, wie er darüber denkt.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 22. März 1838. An Deinem Hierherkommen, mein geliebtes Mutterchen, laß Dich nicht wieder irremachen, wir rechnen fest darauf, und es ist in aller Art für Dich besser. Du mußt ganz hier bleiben, denn das Besuchen macht Dir zu viel Unruhe, und Du kannst Dir, wenn Du hier für Dich wohnst, dann Dein Leben ganz nach Deinen Bedürfnissen und Deiner Bequemlichkeit einrichten, wie das für Dein Alter und Deine Kränklichkeit durchaus nötig ist. Nur so wirst Du die ewige Angst und Pein los, die Du Dir immer machst, diesen oder jenen durch dies oder das zu genieren. Es wird sich schon in unserer Nähe eine gesunde Wohnung finden, sodaß wir zu allen Stunden in bloßem Kopfe zu Dir laufen können und so doch wie in einem Hause wohnen.

*

W. v. K. an Senator Dr. Volkmann[1]

Ballenstedt [ohne Datum]. Heute bin ich mit dem Hof in Hoym gewesen, um dem hier anwesenden Herzog von Coethen[2], unserm jetzigen

[1] Zitiert nach „Helene Marie v. Kügelgen" (Stuttgart, Belser), 7. Aufl., S. 373.
[2] Herzog Heinrich von Anhalt-Cöthen (1778–1847), regierte seit 1830.

Seniori, die daselbst von mir geschaffene Galerie zu zeigen. Wir tafelten da, und die öden Säle des verlassenen Schlosses waren belebt vom schallenden Gespräche und von den Fußtritten der eifrigen Diener. Die alten, kräftigen Väter schauten aus ihren Kragen, Mänteln und Küraſſen fast mitleidig hernieder auf die Schwäche der Kinder; nur der alte Herzog von Coethen gab ihnen, wie mir's schien, einen Eindruck zurück, aus welchem sie ihr Blut erkennen konnten. Dieser Herzog hat mir wohlgefallen, sodaß ich ihn wohl näher möchte kennen lernen; er soll ein gottesfürchtiger Herr sein. Zu den alten Bildern, die ich schon geordnet habe, habe ich jetzt aus dem Bernburger Schlosse noch 76 dazu bekommen, die auch gereinigt und in Hoym aufgehangen werden sollen, darunter ganz merkwürdige Standbilder von Cranach, und ich freue mich, wenn Du einmal wieder kommst, Dich in diese Fürstengalerie einzuführen.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Schloß Hoym, den 10. Juni 1838. Der Aufenthalt hier ist in dieser Frühlingszeit wirklich reizend, besonders durch den herrlichen Vogelgesang, der den ganzen Garten erfüllt und bis in mein Malzimmer dringt. Julchen hat mich fleißig besucht, und die Kinder hängen mit wahnsinniger Leidenschaft an Hoym; sie sind schon des öfteren die Nacht hier geblieben, wobei kein Unterschied zwischen meinen und den Valentinerskindern gemacht wird, und viel Tränen werden von denen vergossen, die nicht hier bleiben können. Line weint bisweilen sogar in Ballenstedt darüber, daß sie nicht in Hoym ist. Dem jungen Ehepaar Clauß haben wir hier ein Fest gegeben, wobei im Schloßgarten der Kaffee und das Abendbrot eingenommen wurde, und noch viel Besuch habe ich zu erwarten, da alle unsere Bekannten ganz des Teufels auf Hoym geworden sind.

Ich bin sehr stark nach Dresden eingeladen von Julius Kaskel, bei dem ich wohnen soll, will aber damit warten, bis die Eisenbahn fertig ist; sie wird von Leipzig weiter nach Magdeburg geführt und kommt zwei Meilen bei Bernburg vorüber, sodaß sie von hier aus mit sechs bis sieben Meilen zu erreichen ist. Dann ist eine Fahrt nach Dresden nichts mehr.

*

W. v. K. an seine Mutter in Tecklenburg

Ballenstedt, den 22. Juni 1838. Heute kann ich Dir melden, daß nun ein Quartier für Dich gemietet ist, und zwar bei der Petri, wo ich Dich schon vor fünf Jahren so gern hinhaben wollte. Da bist Du uns ganz nahe und hast nach vorn die grüne Allee und über den Garten hin die schöne Aussicht nach den Gegensteinen. Vom 1. August an steht die Wohnung für Dich bereit. Hoffentlich kann Adelheid Dich begleiten, der es auch gut tun wird, einmal herauszukommen und ihren Bruder wieder zu sehen.

Gegenwärtig befindet sich Wilhelm Möller[1] bei uns, der alle meine

[1] Arnold Wilhelm Christian Möller, * 1791, seit 1828 Pfarrer zu Lübbecke in Westfalen, ein Sohn des Konsistorialrats A. W. P. Möller in Münster [vgl. Leb.-Er.

Zeit in Anspruch nimmt, weil er beständig unterhalten und amüsiert sein will; reißt das auf eine Viertelstunde ab, so fängt er an, sich laut zu beklagen. Wir machen daher viel Partien und werden auch heute noch auf den Falkenstein fahren. Möller war mit mir bei Tafel und wird auch morgen wieder mit hingehen. Der ganze Troß von Starkes, Bleys und Pfaus[1], die jetzt hier sind, hängt unablässig an uns mit epidemischem lautem Gelächter, und wir bilden auf diese Weise einen großen Knäuel von Leuten, der sich nie entwirrt – ein schändliches Leben!

In Hoym wurde ich vor acht Tagen, gerade als Möller ankam, fertig, muß aber in vierzehn Tagen noch einmal hinaus, um den Firnis über die Bilder zu geben. Die Hoymer Arbeit hat mir drei volle Wochen weggenommen. Ich sehne mich jetzt sehr nach Ruhe, um endlich wieder an meine Malerei zu kommen. Wenn Möller fort ist, wird Volkmann einrücken, der mich aber nicht so stört, weil er sich fleißig beschäftigt und überhaupt ganz und gar keine Ansprüche macht.

*

W. v. K. an Ernst v. Heynitz auf Kotitz

Ballenstedt, den 8. Juli 1838. Im nächsten Monat erwarte ich meine liebe Mutter aus Tecklenburg zurück, welcher das dortige arzt- und apothekenlose Wesen nebst ewigen Nebeln und rauhen Teutoburger Winden nicht wohl bekommen ist. Ich habe ihr ein nettes Quartier in unserer Nähe gemietet, weil das Zusammenleben mit ihr mich in meinem engen Hause zu sehr einklemmt – wie August Dir wohl berichtet haben wird – und ich auch glaube, sie wird bei ihrem lebhaften und selbständigen Geiste sich besser befinden, wenn sie für sich wirtschaftet. Durch ihr Hiersein wird mein Leben viel gewinnen.

Constantin's [v. K.] wohnen in München in Schuberts Nähe und verkehren mit diesem. Ich habe die größte Lust, sie dort zu besuchen, um mich in künstlerischer Hinsicht einmal aufzufrischen, und vor allem, um mich mit Schubert besprechen zu können über das Verhältnis der neueren spekulativen Philosophie zum Christentum. Ich bin jetzt ganz gefangen in dem Hegelschen Systeme und vermag mir nicht herauszuhelfen; ich wüßte außer Schubert niemand, der mir helfen könnte, weil ich seiner rein künstlerischen Auffassung in allen Punkten verständlich sein würde. Es wird aber wohl beim frommen Wunsche bleiben, da München gar zu sehr aus der Welt liegt, oder vielmehr Ballenstedt.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 24. Sept. 1838. Am 28. August bin ich nach vierundeinhalbtägiger Wagenfahrt hier angelangt, begleitet von Adelheid, die vierzehn Tage hier geblieben ist. Wilhelm hat in der Zeit ein neues

S. 16], des Bruders von Julchens Mutter. Wilhelm M. war 1815/8 durch des Atti Vermittlung Lehrer des Erbprinzen [und des Bruders Gerhard] in Ballenstedt.

[1] Friederike Starke (1800–1851), × 1823 mit Gutsbesitzer Pfau in Ilberstedt bei Bernburg.

Porträt von ihr gemalt und auch ein neues Bild von Julchen [s. die Abbild.] für die Tecklenburger. Er entschloß sich dann, Adelheid heim zu begleiten und von Tecklenburg gleich nach Bremen weiterzureisen, um auf die einstimmige Bitte der Geschwister den Atti und seine Frau zu malen. Er will längere Zeit in Bremen bleiben und sehen, ob er dort nicht noch mehr Porträts zu malen bekommt. Gestern hatte Julchen schon das erste Briefchen von ihm, daß er glücklich in Bremen angelangt ist.

Ich wohne jetzt noch in Wilhelms Haus, ziehe nun aber bald in mein eigenes Quartier in der ersten Etage bei der Geheimen Kanzleirätin Petri [jetzt: Allee Nr. 38]. Auch da werde ich nur durch ein paar Häuser von Wilhelm getrennt sein. Neben meiner neuen Wohnung liegt das Haus, in dem zu Deiner Zeit Beckedorffs Familie wohnte und das jetzt Deinem Freunde Anton Krosigk gehört, der Forstmeister ist. Zwei Häuser weiter in dem früheren Siegsfeldschen Hause wohnt jetzt die Frau v. Hoym, und noch zwei Häuser weiter ist der Gasthof „Stadt Bernburg", neben dem Wilhelms Haus liegt, das er ganz allein bewohnt, da der Hoffattler Machzum, dem es gehört, in einem anderen Hause nach dem Garten zu wohnt. Ein paar Häuser weiter nach der Stadt zu wohnt der Hofprediger Hoffmann und diesem gegenüber liegt das Starkesche Haus, das jetzt noch die Töchter bewohnen.

Die Kinder fangen bereits an, sich um mich zu sammeln. Abends erzähle ich ihnen Geschichten, obgleich oft mit ganz heiserer, verlöschender Stimme. Gerhard und Adolph versprachen mir schon, ganz unaufgefordert, sie wollten nun ihrer Mutter gehorsamer werden. Gerhard verehrt und liebt seinen Vater auf eine rührende Weise; erinnert man ihn jetzt nur an den Vater, so vermag schon diese Erinnerung ihn zu bändigen, auch wenn er gerade vor Grimm und Wut zitternd ist. Die ersten Tage wollte er nur auf dem Stuhl sitzen, auf dem sein Vater am letzten Abend vor der Abreise gesessen, und als er gestern bei Tisch unnützerweise gefragt wurde, wen er heiraten möchte, antwortete er schnell und fest: „Papa" — was ein großes Gelächter gab, mich aber sehr rührte, da der Vater gerade gegen ihn immer recht streng ist. Wilhelm weiß eben sehr schön zu vereinigen, was die Esten irmo und armo[1] nennen.

*

W. v. K.s Sohn Gerhard an seinen Vater in Bremen

[Ballenstedt, Nov. 1838.] Lieber Pappa. ich grüse dich erst liblich. Es dut mir ser leid das ich dir nicht einmal atschö sagen konte. Ich bin heute wider einen raufgekommen. Ein Junge hat Minen so geschmissen das das Blut rausstrulte. Ich habe schon mit in der Schule Geografi, Ordografi, Gechichte und Auseheiten. Es wirt alle Morgen in der Schul brachtvoll Heze gespilt. Ich kann ein bisen Engelich und Franzöch lesen. Ich kratuliere dich zu deinem Geburtstage. Dein Gerhard.

*

[1] irmo = Zucht, armo = Liebe.

W. v. K.s Mutter an ihre Tochter Adelheid

Ballenstedt, den 20. Dec. 1838. Meine Wohnung wäre mir nicht so heimisch und gemütlich, sähe ich nicht meine Kinder und Enkel so oft darin. Anna ist von mir nicht wegzubringen und schläft jetzt auch bei mir. Bertha hat sich diesen Tausch gefallen lassen müssen, hat aber wenigstens ihren Vogel hier gelassen und ist, wenn sie nicht Schule hat, auch meist bei mir. Oft kommen auch noch Line und Tille mit, sodaß es an Leben und Lärm nicht fehlt. Vormittags besuchen mich gewöhnlich Adolph und Benno unter Emiliens Begleitung – beide wollen nie mehr an dem Petrischen Haus vorüber in den Schloßgarten gehen, sondern schreien so laut, daß ich's in der Stube höre: „Wir wollen zur Großmutter", und kommen dann über den Vorsaal angetrappelt. Wilhelm und Julchen kommen gewöhnlich zur Teestunde. Wilhelm wird jetzt durch das Hofleben wieder recht umhergerissen, dabei hatte er in der kurzen Zeit seit seiner Rückkehr aus Bremen eine Menge Bilder fertig zu machen, die alle als Weihnachtsgeschenke bestellt waren. Nun hat er das Bild der Frau v. Hoym für die Prinzeß Friedrich abgesandt, wie auch das Porträt der Madame Achelis nach Bremen, Arthur Volkmanns Bild nach Leipzig und das der Fräulein Kranz an deren Bräutigam.

Den 25. Dec. Gestern hatten wir bei 8 Grad Kälte einen so schneidenden Wind, daß ich gar nicht daran denken konnte, zu den Kindern zu fahren, besonders da ich mich ohnehin schon beinahe zu Tode hustete. Auch hatten wir es abgemacht, daß die Bescherung bei mir erst am Silvester sein soll, wenn Gott mir bis dahin wieder Kraft schenkt. So saß ich denn am Heiligen Abend mutterseelenallein, aber dennoch seelenvergnügt und dachte an Euch und Martin, an Gerhard und die Seinigen, an Wilhelm und sein nahes Nest, wie sie alle um den strahlenden Lichterbaum schwebten und wie das gebenedeite Christkindlein mitten unter ihnen allen sei – da hörte ich leichte Männertritte, und Wilhelm, der sich eine Stunde mit den Seinigen gefreut hatte, kam nun allein zu mir, um den Abend mit seiner alten Mutter zu verleben. Julchen konnte nicht kommen, teils um den Kindern die Freude nicht zu verderben, teils auch, weil die Dr. Valentiner gebeten hatte, mit ihren Kindern auch den Abend bei unsern Kindern sein zu dürfen.

Den 26. Dec. Gestern abend kam Wilhelm wieder auf ein paar Stündchen zu mir und brachte einen Brief und ein Röllchen von seinem Freunde Richter mit, die Emilie eben von der Post geholt hatte. Der arme gute Berthold hatte gerade ein großes Blatt angefangen zu radieren, als er krank wurde und starb. Diese Arbeit hat nun Richter wie in seinem Namen nach einer vorgefundenen sehr sauberen Zeichnung vollendet. Das Ganze stellt die Anbetung der Hirten dar, mit einem von Berthold selbst gedichteten Weihnachtslied in der Mitte. Das Ergreifendste aber ist ein besonderes kleines Bildchen, das ganz unten angebracht ist: es stellt Bertholds Stube vor mit seinem Kanapee, seinem Tisch, die Arbeitslampe und Papiere darauf, ja sein Hündchen ist nicht vergessen, während alle seine

Freunde mit ihren Kindern sich zu ihm hinbewegen, nämlich Richter und Oehme mit ihrer Schar, die Kleinsten auf der Väter Armen, Wilhelm mit seinen vier Kindern und Benno auf dem Arm, ebenso Peschel. Berthold selbst steht niedergebückt und teilt dieses Blatt unter die Kinder aus, dazu die Unterschrift: „Wie der Autor seinen Mäcenaten das Opus überreicht." Unter dem Ganzen aber steht: „Den Kindern meiner lieben Freunde zum Weihnachtsfeste 1838." Ich kann es nicht sagen, wie dieses Blatt mich und Wilhelm rührte, durch das Berthold noch nach seinem Heimgange zu den Freunden und deren Kindern spricht; auch ist seine Gestalt – nur eine Stecknadel groß – dennoch so ähnlich, daß ich und auch Wilhelm ihn sogleich erkannten.

*

W. v. K. an seinen Schwager Emil Krummacher, Pastor in Langenberg

Ballenstedt, den 1. Febr. 1839. Du bist ein tugendhafter Kerl, daß Du uns arme Weggesetzte so beschenkst und erfreust. Es ist mir lieb, aus der Biographie des Onkels[1] etwas Näheres über diesen eigenartigen Mann und sein Leben zu erfahren. Ich habe kürzlich selbst einen Aufsatz über die Lehre von der Rechtfertigung und von der Gnadenwahl ausgearbeitet und wollte ihn schon dem „Bremer Kirchenboten" einsenden, da geriet ich aber wieder über die Heilige Schrift, und durch diese ward meine Beweisführung wieder über den Haufen geworfen. Es ist namentlich der Römerbrief, der für mich ein Felsen ist, an dem ich mir schon manches Mal den Kopf geschunden habe, er ist mir mit sieben Siegeln versiegelt. Ich beschäftige mich gern mit theologischen Fragen, aber es fehlt mir hier an einem gebildeten Theologen, mit dem ich die Probleme besprechen könnte und der mir was anderes sagt als „Nimm deine Vernunft gefangen".

In Bremen habe ich manche angenehme und interessante Bekanntschaft gemacht. Das Bild unseres Atti [s. die Abbild.] hängt nun in Julchens Wohnzimmer an der Wand. Sie ist selig darüber und findet es so unbeschreiblich ähnlich, daß sie dem lieben Vater auf dem Bilde immer um den Hals fallen möchte. Ich glaube auch, daß es gut geworden ist. Das Bild Eurer Mutter steht leider immer noch so da, wie ich es von Bremen mitbrachte; ich hatte seit meiner Rückkehr zu viele Aufträge auszuführen.

Mein Sohn Gerhard geht nun seit Neujahr in die richtige Schule, nachdem ich ihn schon im vorigen Sommer mit den Mädchen in deren Schule geschickt habe, eigentlich bloß, um ihn etwas zu beschäftigen; er hat da aber überraschend gut und viel gelernt. Die Klasse, der er jetzt angehört, heißt die Ferkelschule, lauter fünf- bis sechsjährige Jungens. Er ist ganz begeistert für seine Schule und kann immer die Stunde kaum

[1] Emil Krummacher hat 1838 eine Biographie seines Onkels (Bruder des Atti), des Elberfelder Pastors Gottfried Daniel Krummacher (1774–1837) veröffentlicht, der den reformierten Pietismus und namentlich die Calvinische Prädestinationslehre in der schroffsten Form vertrat.

erwarten. Da sieht es denn ganz rührend aus, wenn er die Tafel, das ABC-Buch und Pennal unter den Armen von dannen zieht. Wenn er zurückkommt, ist er voll des Erlebten und Gelernten und fließt über in Erzählungen. Abends gehen wir jetzt mit den Kindern Schlitten fahren. Gerhard kann es prächtig, wie ein Russe, lenkt allen Bäumen aus dem Wege, und ich kann ihm die Anna schon auf seinen Schlitten anvertrauen. Wenn niemand in der Nähe ist, fahre ich mit Julchen auch mal herunter.

Julchen und ich sind überhaupt manchmal wie die Kinder. Jetzt haben wir unsere Freude an einer zierlichen Stutzuhr, die ich Julchen zu Weihnachten geschenkt habe. Sie ist von Bronze, Perlmutter und schwarzer Politur und ruht auf vier Marmorsäulen und tickt unaufhörlich und schlägt allerliebst. Als am Weihnachtsabend die Kinder zu Bett waren, stellten wir die Uhr vor uns auf den Tisch und verwendeten kein Auge von dem niedlich schaukelnden Perpendikel und den leise fortrückenden Zeigern, wenn sie aber schlug, lachten wir laut auf. So saßen wir bis tief in die Nacht. Noch jetzt stehen wir oft vor der Uhr und schauen ihrem fleißigen gemütlichen Treiben zu — fürwahr eine ungeheuere Erfindung!

*

W. v. K.s Mutter an ihre Tochter Adelheid

Ballenstedt, den 26. März 1839. Unserer Sally unerwarteter Heimgang[1] wird auch Dich erschüttert haben; sie war Dir eine Schwester, wie sie mir eine Tochter geworden war, diese wahrhaft fromme Seele. Früher legte ich kein so großes Gewicht auf ihre frommen Äußerungen, da ich wußte, daß sie beinahe vom Mutterleibe an dergleichen gehört und sich angeeignet haben könnte, was Goethe eine „Terminologie der Frommen, die leicht zu erlernen sei" nannte. Doch später, da der heißere Sonnenstrahl des Lebens auch ihr Haupt berührte, war das anders, und die Art, wie sie starb, setzte der Wahrheit ihres Christenglaubens das Siegel auf.

Der arme Constantin hat mit ihr seinen festesten Halt verloren, den er so nötig braucht. Die drei mutterlosen Waisen wird er Alwina Stackelberg, der ihrer Kinder beraubten Mutter, übergeben; dieses Versprechen hat ihm Sally schon vor der Geburt, als sie ihren Tod wohl ahnte, abgenommen. Ich hatte am Silvesterabend in Gegenwart Eurer Geschwister einen Spruch für sie gezogen, der so deutlich auf sehr Schweres, das ihr bevorstände, hindeutete, daß ich ihn, ohne jemals diese am Silvesterabend gezogenen Sprüche für Orakelsprüche in Hinsicht der nächsten Ereignisse gehalten zu haben, ihr doch nicht mitgeteilt habe, um sie nicht zu ängstigen. Wilhelm hat jetzt auf Constantins Bitte Sallys Bild, das Du hier sahst, an ihn schicken müssen, doch hat er es sich trotz seiner vielen anderen Arbeiten erst noch kopiert.

Der arme Wilhelm ist eine Zeitlang recht unwohl gewesen an einem Übel, das schon seinem Vater viel zu schaffen machte. Dabei ist seine Seele still und sanft, doch steht er sichtlich unter dem Druck einer geistigen

[1] Sally v. Kügelgen, geb. v. Zezschwitz, ist am 24. Febr. 1839 in München nach der Geburt ihres dritten Kindes im Alter von 25 Jahren gestorben.

Anfechtung, die ihn in der Irre herumtreibt und das reine Licht seiner Seele für den Augenblick wie getrübt hat. Die scheinbaren Widersprüche in der Heiligen Schrift beschäftigen ihn schon lange und haben ihn jetzt ganz verwirrt, da er die Auflösung dieser Rätsel statt beim Heiligen Geist vielmehr mit seinem eigenen Verstand und der Weisheit anderer Menschen finden zu müssen glaubt. Mir hat er das lange Verzeichnis, das er sich von den Stellen, an denen er Anstoß nimmt, angelegt hat, noch nicht mitgeteilt. Neulich, als wir darüber sprachen, fiel er mir mit Tränen um den Hals und sagte: „Ach, gute Mutter, nun ängstigst Du Dich wieder meinetwegen!"

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 13. April 1839. Wilhelms mir zuerst ganz unbegreifliche Anfechtung des Glaubens hat mich viele Sorgen, Tränen und Schmerzen gekostet. Doch müßt Ihr seinen Zustand auch nicht für schlimmer halten, als er in Wahrheit ist; Wilhelm hat ja in seinen Äußerungen immer etwas zu Extremen geneigt. Er ist sanft, still und untadelig in seinem häuslichen wie öffentlichen Leben, er liebt Jesum, wie er ihn sonst liebte, und sucht ihn. Es sind aber nicht nur die Widersprüche, die er in der Heiligen Schrift zu finden meint, die ihn irren, sondern vor allem hat ihm manches, was er selbst an Christen erlebte, die Freudigkeit des Glaubens genommen. Die außergewöhnlichen Dinge, die den einst in Dresden von Wilhelm so hochverehrten Pastor Stephan veranlaßten, mit seinen Anhängern nach Amerika auszuwandern, haben einen tiefen Stachel in ihm hinterlassen. Ähnliche Erfahrungen hat er gerade jetzt mehrfach gemacht. So war z. B. in Hoym, wo Wilhelm im vorigen Jahre der Bilder wegen wochenlang war, ein Missionar, der für einige Zeit zu seiner dort lebenden Mutter zurückgekehrt war und nun dort Andachtsstunden hielt und so segensreich wirkte, daß Wilhelm ihn sehr schätzte und ihm recht nahe getreten war. Nun hat sich dieser auf eine entsetzliche Weise an einem Waisenmädchen vergangen und, als die Sache ruchbar wurde, das Leben genommen. Wilhelm ist dadurch in seinem tiefsten Innern erschüttert worden und sagte zu mir, als er mir diese Geschichte neulich vertraute: „Wo war denn nun der feste Grund, auf dem er zu stehen glaubte?" Nun drehen sich seine Gedanken und Zweifel um den Satz der Kirche, daß man nichts tun, sondern den Erlöser alles tun lassen solle.

Ach, zuweilen hoffe ich, der Herr werde mich nicht von dieser Welt nehmen, bis Er diese aufgescheuchte Seele wieder beruhigt hat. Wenn ich Wilhelm so ansehe, wie still und ergeben und trauernd sein Angesicht ist, so fallen mir die Worte ins Herz „Und Jesus sah ihn an und liebete ihn". Ach, möchte Er ihn bald freundlich ansehen! Denn Wilhelm meint es ehrlich und kämpft treulich; alles geht bei ihm aus seiner zarten Gewissenhaftigkeit hervor.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 6. Juli 1839. Meine matte Hand muß sich erst wieder an das Schreiben gewöhnen. Sechs Wochen bin ich sehr schwer am Nervenfieber krank gewesen, und der gute Wilhelm hat mich in der ganzen Zeit mit rührender Treue gepflegt. Er verließ gleich die Seinigen und richtete sich ohne mein Wissen mit seiner Arbeit neben mir in meinem Wohnzimmer ein, hat mich auch nachts nicht verlassen, nur zum Speisen und morgens zum Frühstück ist er zu seiner Familie gegangen. So hat er, da ich nicht sprechen konnte und durfte, in einer Grabesstille wochenlang bei mir gesessen, dabei wieder ein Heft seiner Bibelbilder gezeichnet und wie ein Cerberus meine Türe bewacht, da ich keine Besuche, nicht einmal die Kinder, sehen durfte.

Kaum war ich vor vierzehn Tagen soweit genesen, daß Wilhelm aufhören konnte, mein Krankenpfleger zu sein, da überraschte uns Carl Zoege, meines Bruders Peter und Lidlys Sohn, durch seinen Besuch, wurde aber dann in Alexisbad, wohin er sich begeben hatte, gleich so krank, daß der gute Wilhelm sich nun wieder an ein anderes Krankenbett setzte, um Carl in seiner Einsamkeit in Alexisbad zum Troste zu sein. So ist der arme Wilhelm mit seinem von den inneren Kämpfen schweren Herzen das ganze schöne Frühjahr über nicht in die freie Natur, die seine einzige Freude ist, gekommen.

Pastor Roller hat ihm vor einiger Zeit einen langen Brief geschrieben, in welchem er auch den starken Mann Tappe grüßen läßt. Der Brief ist wieder einzig in seiner Art. Unter anderem bedauert es Roller, daß er nicht früher Deiner Schwester seine Hand angetragen habe, und scheint nicht daran zu zweifeln, daß Adelheid diese gern angenommen hätte. Diesen Grad der Verblendung und Eigenliebe hätte selbst ich ihm doch nicht zugetraut.

*

Pastor Roller an W. v. K.

Lausa, den 14. Mai 1839. Früh 5 Uhr. Liebster Willibald! Jetzt ist der Elefante losgerissen[1]. Du hörst sein Brausen und Sausen, er stampft durch Felder und Wälder. Bei Kötzschenbroda soll die Höllenmaschine mit der Eisenkutscherei schon einmal umgeschmissen sein. Bisher hat man den Seil- und Ballettänzern kein christlich Begräbnis gestatten wollen — jetzt tritt die Frage ein: Wie soll es mit den auf der Eisenbahn Verunglückten gehalten werden? So viel weiß ich, daß meine Hausschwester Charitas nicht einmal ein gemästet Schwein von hier nach Dresden fahren ließe, die doch im hintersten Wagen untergebracht werden, wo es eigentlich am sichersten ist.

Mein teuerster Bruder und Sohn, nun wird's wahr, was Du schon vor einem Jahr behaupten wolltest, daß ich seit zwei Jahren Dir nicht geschrieben. Jetzt habe ich aber Deine uralten Briefe aus Estland wieder

[1] Am 7. April 1839 war der Betrieb auf der ganzen Strecke Leipzig–Dresden, der ersten größeren Dampfeisenbahn in Deutschland, eröffnet worden.

vorgesucht, da fand ich einen, der mich gewaltig bewog, die Korrespondenz mit Dir zu erneuern. Willst Du wissen, was mich so stark bewog und zog? Du schriebst, Du hättest meine Unvernunft so lieb, und wäre Dir dergleichen Unvernunft selten vorgekommen. Dadurch hattest Du mich ganz trunken gemacht und alle Hinderungen überwogen. Dann gelobtest Du Dir selbst, Du wolltest Deine Bertha bei mir konfirmieren lassen, wenn sie der liebe Gott großzöge. Dies, mein lieber Bruder, waren die Pole, um welche sich meine Trägheit schnell wieder anfing zu drehen. Der Brief selbst war an Berthas Tauftage geschrieben, wo dort auch ein kleines Feuer im Branntweinhintergebäude ausbrach und bald gelöscht wurde. Besinnst Du Dich vielleicht?

Bei dem Drehen um die Achse und Polarpunkte muß ich gleich schreiben, daß ich diese mit Graus in der Schöpfungsgeschichte der Heiligen Schrift gefunden, wo sie also gewiß schon viertausend Jahr vor Kopernikus zu lesen steht. Auch die ganze Geschichte mit allen ihren Schwierigkeiten und Rätseln habe ich seit Jahren durchdacht, weil man jetzt vorgibt, bei den neuen Fortschritten in den geographischen, geognostischen und physikalischen Wissenschaften lasse sich die Bibel nicht mehr aufrecht halten. Nun trug ich das am letzten Convent in hiesiger Prediger-Conferenz (die ich nach zwanzigjähriger Dauer und vierzig Zusammenkünften endlich am Montag nach Miser. Domini geschlossen habe, weil an vielen anderen Orten, im Erzgebirge, Muldentale, Oberlausitz, Dresden und Königsbrück seitdem dergleichen Varietäten entstanden sind) hauptsächlich vor. Es waren vierzehn Männer versammelt. Leonhardi hielt die Predigt: „Wie man mit anders denkenden Amtsgenossen umgehen solle", und Blüher führte das Protokoll. Auch rationalistische Köpfe saßen dabei, jedoch mußten sie zuletzt alles zugeben.

Ich lerne jetzt die Trommel bei einem alten vertrunkenen Kommunalgarden-Tambour aus Großenhayn, der manchmal Elsternpulver holt. Ich bestand auf den Noten, die er endlich bei einem alten Regiments-Tambour ausgemittelt; für den Zapfenstreich habe ich acht Groschen bezahlt. Dann lerne ich auch die Violine bei mir selbst; die treue Faberin machte mir ein Geschenk mit diesem Instrument, weil sie glaubte, daß ich es spielen könnte, weil unser seliger Vater das gekonnt. Schon kann ich fast die meisten Choräle nach Noten.

Nachdem ich nun in diesem Brief zuerst die Hefe und Goscht weggesprudelt, so kommt nun das helle Bier, und ich beantworte Dein wohlgetrostes Schreiben von Ballenstedt vom 25. Februar 1839. Den Flecken oben, der später gekommen, übersieh, wenn Du kannst. Du hattest viele Briefe zu schreiben. Das begegnet mir auch. In diesem Jahr habe ich bereits 206 geschrieben und 210 erhalten (den 14. Mai!). Deine geliebteste Mutter riet Dir, zunächst unter den ihr vorgelesenen Namen meiner eingedenk zu sein. Darüber umhalse ich sie mit der innigsten Dankbarkeit und küsse die Hand. Ihr Seelenbild von ihr und dem Vater schwebt mir immer vor Augen.

Ob ich gesund oder krank, fröhlich oder traurig, mühselig oder selig usw. bin, das beantworte ich mit einem allgemeingültigen Ja. Mit dieser einzigen Frage könnte ich zwölf Bogen beschreiben, es erstickt mich fast und weiß nicht, wo ich anfangen soll. Wenn man gefragt wird, weiß man erst, wie viel zu antworten ist. Unmöglich ist es, ganz unmöglich, den ganzen Boden voll Getreide die Fege herablaufen zu lassen, wo die Körner niederrauschen wie Platzregen und die Spreu davonstiebt – nur einige Wurfschaufeln voll will ich oben wegschöpfen und in Deinen Schoß messen. Hier sind sie.

Dohnas fort, Kügelgens fort, Heynitzens fort, Scheibels fort, Eckharts tot, Verwalter Kretschmars fort, Schöppes fort, Marianne, Louise, Jonathan tot!! Hierbei ergreift mich ein Wirbel und Sturm und wirft mich gegen Bäume und Wände, daß ich jammere wie ein Bettelkind. Denke Dir einen Menschen, der keinen Freund mehr hat und der doch ein so sehr freundschaftliches Herz von Gott empfangen hat. Wie lange brennt ein Docht ohne Öl?

Die Kirchgemeinde durch so viele Neuerungen aufgeregt, vom Heiligen aufs Politische gezogen. Ein fremder Gerichtshalter. Ein Collator, der sein Kind von einem fremden Pastor taufen, das Heilige Abendmahl sich (einmal seit 2½ Jahren!) vom Pastor Blüher in Grünberg reichen ließ. Ein ganz kaufmännischer Mann, der am Sonntage arbeiten läßt und seinen Garten allen Fremden und Einheimischen verwehrt.

Mein Haus besteht jetzt aus meiner Schwester Faberin, 74 Jahre alt, etwas schwächer an Geist als sonst, aber fromm und treu; aus Schwester Charitas, dem Hebel des Ganzen, die wohltut und schilt und es in Lausa recht satt hat; aus mir, dem armen und schlechten Hausvater und Kirchenmanne; aus einem Baron Selmar v. Seckendorff, 24 Jahre alt, gebrechlich und schwach an Geist, seit fünfviertel Jahr zur Pflege und Erziehung da; aus Christianen, der tauben, die ich von Euch gegrüßt habe, weil sie das außerordentlich freut; aus einem Waisenkind aus Königsbrück, dessen sterbende Mutter solches Kind uns zugetraut, von uns genannt Talitha, seit drei Jahren hier; endlich aus einer Kuh- und Pferdemagd, Johanna Schützin, die ich getauft und konfirmiert. Viel Pulverleute gehen ein und aus; meine epileptischen Patienten sind nun 1840. Der Küchen- und Baumgarten blüht und grünt noch, sowie auch die kleine Insel. Wir haben gerade nicht viel Neues angelegt, aber doch das Alte erhalten. Dein Baum will eben blühen, Tappes Baum blüht schon, er hat das Meiste. Grüße mir Tappen, den starken Mann.

Meine liebe Kirche, gegen Osten mit den Efeugräbern, ist noch ein Gotteshaus und Heiligtum. Die Leute kommen und sind andächtig. Darinnen wird gesungen und geklungen, und Donnerstags hat die Kinderschar ihren Gottesdienst wie eine Herde kleiner Schafe, die ich sehr lieb habe; auch die Kleinen greifen mir um den Hals, wenn ich ihnen begegne oder in die Schule komme. Vielleicht predige ich jetzt nachdrücklicher und weicher als sonst. Das hochwürdige Sakrament steht in großer Kraft; die

Teilnehmerzahl scheint manchmal, als wollte sie geringer werden wegen politischer Zerstreuungen (letztlich ward auch ein Gemeinderat in allen fünf Dörfern bestellt) und fleischlicher Sicherheit. Jetzt sind Sonntags die Examina der Jugend, deren ich 107 Jünglinge und 109 Jungfrauen zähle, in großem Zuge. Deo gratias! Auf dem neuen Gottesacker, den Du mit weihen halfst, liegen schon 215 Leute begraben. Nun bin ich bald 28 Jahre hier; wie es 25 waren, hingen die Leute einen Kronleuchter auf und begrüßten mich früh mit dem Liede „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!"

Nun wieder zu Dir, mein Bruder und Sohn, in ein warmes, blaues Klima. Gott grüße Dich mit Deinem Weib und Kindern! Gern möchte ich mich einmal zu ihnen wenden, den hoffnungsvollen Knospen, ehe der erste Frühlingssturm darüber weht. Wenn ich doch bei Deiner Mutter wäre! — ich denke immer, ich kann die Kranken heilen. Was Du von Deinen Kindern schreibst, macht mich ganz fröhlich. Könnte ich doch Dein Hauslehrer werden und Deine Jungen mit meiner Unvernunft anstecken. Einen guten Grund wollte ich dennoch graben, daß der Teufel und die Welt sich daran zerkratzen sollte.

Du warst in Bremen, und so lange, und sahst Deinen Vater Krummacher! O grüße mir den, das teure lebende Haupt; wir sind leider durch Deinen Riß wieder auseinandergescheitert, und ich treibe auf offenen Wellen einsam umher. Hast Du nicht die Kupferplatte noch von der Maria mit dem zwölfjährigen Jesuskind für meinen Katechismus? Schicke sie mir, ich brauche sie notwendig, oder sende 200 Exemplare. Gott gebe Dir eine Hand und allen den Deinigen durch mich als seinen Amtmann im Namen Jesu Christi, unseres hochgelobten Herrn. Hier hast Du auch meine Fleischeshand zur Treue, zur Liebe, zum Frieden. Amen.

Samuel David Roller.

[Auf den Rändern:] Es grüßen Euch meine Schwestern mit mir auf das teuerste, Deine Frau, der ich alles Heil erwünsche und erbitte, und namentlich Deine allerdurchlauchtigste Mutter. Ist meine Wohltäterin, die Magd Miene, noch bei Euch, so rede sie auch von meinetwegen an. Wie elend, wenn man alle Freunde durch die Flucht verlor! Einzig habe ich noch den Minister v. K. und den Grafen v. Hohenthal, die ich Freunde nennen kann. Sonst stehe ich wie eine Bildsäule da mitten im Walde, auf deren Kopf sich die Vögel setzen und schreien. Daß mich mein Gott bei solchem Leben demnach immer mehr töten will, ist seine Weisheit, Wohltat und Wille. Fiat!

Einen großen Fehler meines Lebens habe ich gemacht, mein Bruder, daß ich nicht zu einer gewissen Zeit um Deine liebe Schwester Adelheid fragte. Ich glaube, es wäre nicht mißfällig gewesen vor Gott. Jetzt habe ich bloß noch ihren Baum und Deinen Baum, auch ihr Bild von Dir in Wasserfarbe. Auch Deine anderen Bleistiftköpfe von uns allen, Toten und Lebendigen. Das Bild, das mir Dein seliger Vater malen wollte und Du ausführtest, hängt bedeckt. Den ausgestopften

Kanarienvogel von Deiner guten Mutter habe ich noch, desgl. Dein Bild von Benno.

Am 26. December 1838 abends unter dem Licht und Honigkuchen dachten wir viel an Euch, Ihr Teuren!! Wie ist Dein Herzog? Fragt er zu Ehren seiner Vernunft nach Dir? Hast Du die Aufsätze von mir in der Leipziger Zeitung über den Tod Mariannes und über Pastor Stephan gelesen? Gegen Deine Frau habe ich immer noch eine Pique seit dem Spaziergange am Wehr mit Fräulein Dora. Da fragte ich sie, und sie sagte: O ja, sie würde mich auch geheiratet haben, wenn ich noch jung wäre; da gab sie zugleich Dora ein böß Exempel. Drum wäre ich auch mit gern in Deiner Nähe, daß ich sehen möchte, wie Deine Frau auch alt wird, oder doch wenigstens, daß sie sehen möchte, daß ich so lange jung bleiben werde, wie sie es ist.

Nun möchte ich meine Pistole abbrennen, weil ich an Dich geschrieben — wenigstens sollen die Kinder Kuchen kriegen. Vale, vale!

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 17. Aug. 1839. Die frohe Nachricht[1] aus Tecklenburg wirst Du wohl jetzt gerade erhalten. Sie wissen noch nicht, wie sie das Kind nennen wollen. Mögen sie es nennen, wie sie wollen, nur nicht Lilla. Das ist ja eigentlich gar kein Name und hat nichts gemein mit Helene, sondern es ist ein schwedisches Wort, das ein schwedischer Onkel oft und gern bei mir anwendete, als ich noch ein Kind war, und so ist es mir auch später bei den Meinigen geblieben. Eigentlich nannte er mich, wenn er mich recht liebkosend benennen wollte, öfter lilla gries, das heißt „kleines Meerschweinchen", weil damals sogar die Hofdamen in Stockholm nach der damaligen Mode solche kleine Tierchen im Arm trugen, wie an anderen Orten die Schoßhündchen.

Über den guten Wilhelm ist in der letzten Zeit eine greuliche Unruhe hereingebrochen — ein unerwarteter Besuch folgte dem anderen und traf mit diesem zusammen. Während Carl Zoege noch hier war, kam Euer Freund Richard Maydell[2] und brachte noch einen Herrn v. Hüene mit, der jedoch im Gasthof wohnte. Maydell haben wir alle recht lieb gewonnen, und den Kindern geht nichts über den „Onkel Richard", der sie immer mit Kirschen fütterte. Als Maydell noch da war, kam ganz unerwartet Constantin und brachte noch seinen Schwager Benno [v. Zezschwitz] samt dessen junger Frau mit, die zwar im Großen Gasthof schliefen, am Tage aber und zum Essen auch immer bei Wilhelm waren. Mitten in diese Unruhe hinein kam der Pastor Uhlich. Dann suchte ein Lieutenant Veit

[1] Am 3. August 1839 wurde der Schwester Adelheid ein Töchterchen geboren, das dann nach den beiden Großmüttern Eleonore Maria genannt worden ist (die spätere Frau Pastor Smend, † 19. Dez. 1924).

[2] Richard v. Maydell (1803–1848), Bruder des Malers Ludwig v. M., studierte seit 1823 in Dorpat, Herr auf Kawast, das er durch seine Frau Julie Eleonore v. Fock (1809–1879) erhielt, Kreisgerichtsassessor und Hakenrichter.

aus Magdeburg mit seiner jungen Frau [vgl. Leb.-Er. S. 82] Wilhelm auf, der sie sehr lieb gewann und sie öfters in Suderode, wo sie seiner Gesundheit wegen den Sommer verleben, aufsuchen will. Dann kam der Pastor Günther aus Wernigerode, der damals, als Adelheid mit Auguste Schönberg und Caroline Stolberg, der jetzigen Fürstin Reuß, konfirmiert wurde, Hauslehrer beim Grafen Stolberg und mit in Hermsdorf war; er wußte noch jedes Wort, das er damals mit Wilhelm in Lausa gesprochen hatte. Du kannst Dir denken, welch ein Gewirre von Empfindungen diese so ganz verschiedenartigen Erscheinungen in Wilhelm hervorbringen und zurückrufen mußten. Eine Anzahl weiterer Besuche von Fremden, welche auf ihrer Harzreise bei Wilhelm vorsprachen, erwähne ich nicht weiter, da Du die Menschen doch nicht kennst; sie haben aber Wilhelm um alle seine Zeit gebracht.

Du hast wohl in den Zeitungen gelesen, daß der Pastor Stephan, den seine Gemeinde in Nordamerika zum Bischof erwählt hatte, nun von dieser abgesetzt und als ein der Sünde der Unzucht, der Untreue – er hat sowohl seine Kirche wie einzelne Gemeindeglieder bestohlen – und der Heuchelei überwiesener Verbrecher über den Mississippi verstoßen worden ist. Diese Nachricht hat Wilhelm wieder aufs allertiefste erregt. „Das war nun eines der Häupter der rechtgläubigen lutherischen Kirche, das so herabsah auf die anderen Konfessionen!" sagte er mit bebender Stimme zu mir.

*

W. v. K. an seinen Freund Ernst v. Heynitz

Ballenstedt, den 24. Sept. 1839. Mit Dank gegen Gott kann ich Dir melden, daß vorgestern am 22. September meine liebe Frau glücklich von einem niedlichen Töchterchen entbunden worden ist. Meine gute Frau war diesmal dem Tode näher als dem Leben, es war ein Fall ähnlich dem in Hermsdorf bei Annas Geburt.

So muß ich denn in Erinnerung früherer Zeiten Deiner besonders lebhaft gedenken. Du lieber treuer Freund, ich habe ein besonderes Verlangen, Dir mein Herz einmal auszuschütten. Ich werde einen wunderbaren Weg geführt, durch tiefe Dunkelheit, und bin recht zu Schanden geworden vor mir selber mit meinem Glauben und Erkennen, mit meinem Wollen und Vollbringen, und es ist mir oft zu Mute, als würde ich in einem Mörser zerstoßen. Könnten wir doch einmal zusammen sitzen und reden von dem, was unsere Seele bewegt! Zum Schreiben ist der Stoff zu gewaltig, und die Feder ist unlustig.

Du solltest doch endlich einmal zu mir kommen. Ich bin so ziemlich an die Scholle gebannt, der Fehler liegt bei mir an meinem Geldbeutel, der Konvulsionen kriegt, wenn ich ihm einen Thaler entwinden will. Da ich nicht reisen kann, so macht mir Gott mein Haus zu einem Gasthaus und führt die Freunde her einen nach dem andern. Nur Du fehlst immer noch.

Julchens Wartefrau heißt Madame Schweinefuß; da kannst Du Dir denken, wie häufig und mit welch besonderem Genuß ich sie rufe und anrede.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenſtedt, den 4. Oct. 1839. Ich bin ganz beſtürzt, Euch durch meine Nachläſſigkeit im Schreiben in ſo große Angſt verſetzt zu haben; ich war an jenem Morgen aber ſo taumelig, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich geſchrieben habe. Nun kann ich Euch aber melden, daß Julchen ſich ſchon wieder recht wohl befindet. Die Kinder freuen ſich bedeutend an ihrem neuen Schweſterlein, Bertha und Anna haben es ſtundenlang auf dem Schoße, die anderen kommen nur leiſe herzu und geſtatten ſich ein Küßchen. Meine liebe Mutter iſt die Zeit über zu leidend geweſen an allerlei Schwächen, als daß ſie ihr Haus hätte verlaſſen können, und hat das neue Enkelchen noch gar nicht geſehen. Sie iſt überhaupt dieſen ganzen Sommer nicht aus ihrem Zimmer gekommen, und ich fürchte den Winter ihretwegen. Die Frühlingskrankheit hat ſie gar zu ſehr zurückgeſetzt.

Mein Herzensfrauchen fängt nun wieder an wacker zu ſchnabulieren, woraus Kraft für die Frau und das Kind wird, welches ſeiner Taufe nun täglich mehr entgegenwächſt. Wann dieſe Taufe ſein wird, kann erſt beſtimmt werden, wenn der alte Vater Volkmann kommt, der Gevatter ſtehen ſoll und will und den wir in acht bis zehn Tagen erwarten. Obgleich die Taufe in der Stille gefeiert werden ſoll, ſo muß der Tag doch ordentlich begangen werden und iſt dafür folgendes Programm erſchienen: Um ſechs Uhr morgens allgemeiner Aufſtand, um ſieben Uhr wird ein Lob- und Danklied geleſen, gefrühſtückt und Volkmann bei der hohen Wöchnerin zum Handkuß zugelaſſen. Um acht Uhr wird mit allen Kindern nach dem Gegenſtein gegangen und daſelbſt zur Ehre des Tages zwölf Petarden oder Mordſchläge (von mir verfertigt) abgebrannt. Darauf die Taufe mit Schokolade. Um zwölf Uhr Diner von Rebhühnerchen mit vier Flaſchen Birkenchampagner, welche Volkmanns altem Magen gut tun werden, darauf großer Taufſchmausſchlaf, von vier bis fünf Kaffee mit Zucker, dann ein Spaziergang mit den Kindern, auf welchem fünfzig von mir verfertigte Fröſche und ein Dutzend Schwärmer abgebrannt werden, worauf jedermann vom vielen gehabten Vergnügen ermüdet ſich nach Ruhe ſehnt. Das Ganze iſt ſo eingerichtet, daß die Wöchnerin, alles im Geiſte mit genießend, ruhig in ihrem Zimmer bleiben kann.

Wie das Kind heißen ſoll, weiß noch niemand. Ich würde es gern Friederike nennen und die Frau v. Richthofen, welche dieſen Namen führt und jetzt hier iſt, zur Patin bitten, wenn nicht Julchen einen unüberwindlichen Abſcheu vor dieſem Namen hätte, wogegen ſich freilich mit Vernunft nichts anführen läßt. Die liebe Frau v. Richthofen hat ſich dieſes Mal recht in unſere Herzen gedrängt durch ihr gütiges mütterliches Weſen. Sie hat uns öfter beſucht, und wenn wir mit ihr noch nicht ganz und gar in allgemeiner Luſt und Liebe zuſammengeſchmolzen ſind, ſo liegt das nicht an ihr, ſondern an uns, denen es noch nicht ganz gelungen iſt, in ihr die Prinzeſſin zu vergeſſen. Sie hat für unſer Neugeborenes ſchon ein Jüpchen oder Jäcklein geſtrickt, welches wie ein parſiſches Panzerhemd ausſieht und einen fürſtlichen Glanz hat, und hat es Julchen ſelbſt

überbracht. Wenn diese liebe Frau hier nicht am Hofe lebte, würden wir weit mehr Genuß von ihr haben; so ist aber, wenn wir zusammenkommen, immer ein Teil geniert, sie oder wir. Warum Gott die Vornehmen geschaffen, bleibt eine Frage; indes wissen wir, daß nicht Gott sie so geschaffen hat, sondern daß sie unversehens so geworden sind, so wie magere Pflanzen, etwa die Waldanemonen, fett und ansehnlich werden, wenn man sie in Gartenerde bringt. Gott hat den Menschen nackt geschaffen, und daß er ihm die glatte Haut gab und nicht ein Fell, tut mir immer noch leid, ebenso wie es mir begreiflich ist, daß manche Menschen am An- und Auskleiden gestorben sind. Bei der Anwesenheit so vieler fürstlicher Personen hier – denn außer der guten Frau v. Richthofen ist unser Hof jetzt auch durch den Prinzen und Prinzeß Friedrich von Preußen und einen Holsteinischen Prinzen verherrlicht – nimmt das Aus- und Ankleiden gar kein Ende. Morgen ist schon wieder Gala, wo ich wie eine Dohle mit Strümpfen und Höslein erscheinen und fürs Vaterland essen und trinken muß, als wenn mein Magen Josephs Speicher wäre.

*

W. v. K. an seine Schwester Adelheid

Ballenstedt, den 24. Oct. 1839. Obgleich recht trocken und dürr, unternehme ich's doch, Euch Nachricht zu geben, indem ich mich frage, was wir eigentlich mit dem Zirkularbrief gewinnen, wenn wir doch außerdem immer noch schreiben müssen – das scheint mir so wie mit der Armenkasse, die auch nicht verhindert, den Bettlern das gewohnte Viatikum immer noch zukommen zu lassen.

Die Taufe unserer kleinen Elisabeth ist gegenwärtig nun auch glücklich überstanden. Die Frau v. Richthofen bot sich selbst zur Patin an, und ihr zur Seite baten wir die Frau v. Hoym; der nun ganz weißhaarige alte Volkmann und der abwesende Richard Maydell vertraten unter den Paten das starke Geschlecht. Hoffmann predigte so laut, daß der Ofen wankte und die Kinder in Schrecken gerieten. Adolph hatte sich im Nebenzimmer unter einen Tisch verkrochen und warnte den kleinen Benno, der unentschlossen war, ob er beim Bruder bleiben oder ins Taufzimmer schleichen sollte, ernstlich vor solchem Beginnen, indem er ihm wiederholt zurief: „Geh' ja nicht hinein, Benno, da drinnen begraben sie einen." Möchten diese Worte doch prophetisch, auf das Begräbnis des alten Adams hindeutend gewesen sein! Der kleine Benno wagte sich auch wirklich zu so schauerlichem Beginnen nicht näher hin und fragte nachher die Mutter, warum der Mann denn so sehr geschrien hätte; wahrscheinlich meinte er, der Mann, der begraben werden sollte, habe so laut dagegen protestiert.

Unser alter lieber Volkmann ist gegenwärtig noch bei uns, wird uns aber morgen vormittag wieder verlassen. Er brachte ohne Störung viel Leben ins Haus und munteres Gespräch, und so weit ging seine Selbstverleugnung, daß er sogar täglich zwei Pfeifen mit mir rauchte. Für mich war es besonders erquicklich, einmal einen hier zu haben, der sich so recht lebendig für die Bibel und Theologie interessiert. Wir haben, im besten

Vernehmen bleibend, tagelang gestritten, erwogen, geforscht, und ich habe dabei wieder einmal erfahren, wie uns eine Sache vollkommen klar und auf festen Begriffen ruhend sein kann, ohne daß es einem gelänge, sie dem Anderen mit Aufwand aller Kräfte auch nur wahrscheinlich zu machen, ja, wie schwer es ist, sich beim Streite so zu halten, daß beide gegenseitig wissen, worum es sich handelt und was sie wollen. Es ist schwer, einen Gedanken so zu formen, daß aus der Form nicht möglicherweise wieder ein ganz fremder, vielleicht entgegengesetzter Gedanke hervorginge. Nebenbei haben wir unsere Aufmerksamkeit den Pilzen geschenkt, die wir, besonders den Champignon, bei unseren Spaziergängen in Mengen einsammelten und dann zusammen verzehrten. Wie ein Jüngling streifte der Alte mit mir durch die Wälder und Felder, bei bösem wie bei gutem Wetter ohne Hut. Es ist mir schon ganz wehmütig, daß er morgen fort sein wird.

*

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 2. Jan. 1840. Die Weihnachtszeit haben wir recht selig verlebt mit den Kindern; ach, wie waren sie so glücklich um den hellen Lichterbaum mit ihrem wertlosen Spielzeuge! Betrübt war es uns ums Herz, daß meine Mutter diesmal an der Bescherung gar keinen Anteil nehmen konnte; sie war zu hinfällig, um sich zu uns fahren zu lassen, geschweige denn, die Freude und den Lärm der Kinder bei sich leiden zu können. Sie ist jetzt wirklich unglaublich matt und kann nur noch am Krückstocke mühselig gehen. Wie traurig ist doch solches Ende dieses zeitlichen Daseins! Wenn wir diese Zeitlichkeit nicht ansehen dürften als eine vorübergehende Entwicklungsform, die jedoch in ihrem Vergehen von dem Inhalt nichts verliert, dann müßte man allerdings weinen bei der Geburt eines jeden Kindes. So aber gleicht das Leben einem Gange nach einem verborgenen Schatze, der nur in Einsamkeit und in der schauervollen Stunde der Mitternacht gehoben werden kann, und wer den Schatz nur kennt und nach ihm strebt, den schrecken nicht die Gespenster, die ihn bewachen, und ob es gleich dunkel um ihn wird, bleibt er doch getrost und guten Mutes, wie meine gute Mutter.

In der Weihnachtswoche habe ich mich an einer Festarbeit erfreut. Ich habe nämlich meine Gedanken über die Kunst und ihr Objekt, das Schöne, in Form einer Vorlesung, in ein Ganzes zusammengestellt, so populär, als es mir möglich war. Wenn ich nur einen Verleger wüßte, so wollte ich's drucken lassen, da es, wie ich meine, manches Neue sagt[1]. Ich habe den Aufsatz am Silvesterabend vorgelesen, zu dem wir diesmal außer den gewohnten Silvestergästen, wie Starkes, Claußens, der Valentiner auch den neuen Kammerherrn v. Cramer[2] mit seiner Frau geladen hatten, denen viel daran gelegen scheint, in ein näheres Verhältnis zu uns zu treten.

*

[1] Erschien 1842 als „Drei Vorlesungen über Kunst"; vgl. Leb.-Er. S. 25.

[2] Albrecht Frhr. v. Cramer (1807–1863) wurde an Stelle des mit der Prinzeß Marie vermählten Freiherrn v. Lasperg Kammerherr des Herzogs.

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 7. Febr. 1840. Der Ausspruch in Deinem Briefe: „Wilhelm scheint mir ein Mann zu sein, der lieber seinen eigenen Nabel betrachten will, als aufzuschauen zu den ausgebreiteten Armen am Kreuze" brachte ihn selbst zum Lächeln; er hat Dir auch sogleich geschrieben, doch weiß ich nicht was. Glaube mir aber, daß er nicht so entfernt ist in seinem Glauben von dem Deinigen — aber er ist auch im Suchen ein so ehrlicher und treuer Mensch. Wilhelm verdammt keineswegs die Gläubigen deshalb, weil sie fallen, sondern vielmehr, weil sie oft zu glauben scheinen, sie könnten nun überhaupt nicht mehr fallen, weil sie sich zu sicher dünken, sodaß sie meinen, sie brauchten überhaupt nicht mehr zu kämpfen, und sich dann unbekümmert der Sinnlichkeit überlassen. Darum dringt Wilhelm nun auf die Bewährung des Glaubens in guten Werken, geht darin aber auf der anderen Seite wieder zu weit. Ich hoffe immer, daß Gott ihm bald alle Nebel zerstreuen und ihn von seinen philosophischen Forschungen und Träumereien zu seinem ersten Kinderglauben zurückführen wird — ja vielleicht hat Er ihm diesen bereits wieder geschenkt, denn Wilhelm ist jetzt nicht mehr so wehmütig gestimmt; ich mag ihn aber nicht darum befragen, denn ich störe nicht gern in seinem Herzen herum und — was kann überhaupt ein Mensch dazu tun?!

Mancherlei hat in letzter Zeit wohltätig auf Wilhelms Gemüt eingewirkt. Er bekam vor kurzem ein Buch geschenkt, das Leben von Wilberforce[1], in das er sich gleich vertiefte. Hier fand er ein werktätiges Christentum, das er wohl begreifen kann und liebt — ich glaube, der Herr hat ihm dieses Buch gesandt, um ihn aus seinen Träumereien zu erwecken. Einen noch tieferen Eindruck hat auf ihn gemacht der schöne Christentod seines neugewonnenen Freundes, des preußischen Offiziers Veit, von dem ich Dir schon einmal schrieb. Uns allen ist dieser wie eine schnell dahinschwindende Lichterscheinung gewesen. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er bei seinem letzten Besuche hier auch von mir Abschied nahm und Wilhelm ihn zur Tür geleitete und sagte: „Dabei bleibt es aber, lieber Veit, am Silvesterabend sehen wir uns wieder" — da sah er sich um und blickte Wilhelm unbeschreiblich liebevoll mit seinen Himmelsaugen an (frage Deinen Freund Maydell, der ihn hier gesehen hat, ob er nicht einem Engel ähnlich sah), doch schwieg er und ging. Am Silvesterabend hatte er schon ausgeatmet — wenige Tage darauf erhielt Wilhelm diese Kunde. Was die Witwe über den gottgegebenen Tod ihres Mannes schrieb, hat Wilhelm tief bewegt, doch mehr freundlich und versöhnlich, als schmerzlich — so schön und erhebend ist das Ende seines Freundes gewesen.

*

[1] William Wilberforce (1759–1833), englischer Vorkämpfer der Abschaffung des Sklavenhandels und der Negeremanzipation, Vertreter des werktätigen Christentums der „Evangelischen" Partei (Gründung der Kirchlichen Missionsgesellschaft und der Britischen Bibelgesellschaft). Biogr. von seinen Söhnen, deutsch von Uhden 1840.

W. v. K. an den Atti

Ballenstedt, den 13. April 1840. Auf Deine Frage wegen des sechsten Bildes [des vierten Heftes des Bibelwerks] will ich Dir gleich antworten, damit Du siehst, daß ich die Sachen nicht so aufs Geratewohl mache, sondern mir gründlich überlege. Der Kasten mit den Vögeln auf dem Bildrande links unten soll allerdings die Bundeslade mit den Cherubim sein. Nach der Heiligen Schrift kann man sich von diesen keine Vorstellung machen. Ich fragte alle Pastoren meiner Bekanntschaft, was die Cherubim seien – sie wußten es auch nicht. Im „Triumphzug des Titus" fehlt die Bundeslade. Nun forschte ich im Josephus, der aber nur berichtet, die Cherubim auf der Lade wären Vögel gewesen, dergleichen niemals gesehen worden, und war so klug wie zuvor. Da fand ich beim Weiterforschen in dem Denon'schen[1] Werke über Ägypten zwei solche fabelhafte Vogelgestalten mit den Gesichtern gegeneinander sitzen und mit ihren Flügeln eine Tischplatte decken. Das war gerade das, was ich brauchte, und so habe ich sie auf die Bundeslade gesetzt. Ich halte es auch sehr wohl für möglich, daß die Cherubim allegorische Figuren oder Symbole gewesen sind, welche Moses aus dem ägyptischen Tempeldienst beibehalten hat.

Daß mein „Gideon" so freundlich beurteilt wird, macht mir große Freude. Über seine Wahl des Gegenstandes des nächsten Bildes hat Senator Fritze mir noch nichts geschrieben. Ich wünschte sehr, er schickte mir wenigstens die Zeichnung der Maria mit dem Kinde bald zurück, da ich dieses Bild auf jeden Fall malen will. Jetzt arbeite ich mit vieler Lust an der großen Madonna für Herrn v. Meyer.

Wie himmlisch ist jetzt das Wetter! Man möchte jauchzen. Die schönen Psalmen Davids lesen sich so herrlich beim heranbrechenden Frühling. Es kommen bei uns zwar nicht die jungen Löwen aus ihren Höhlen, in der Sonne die Glieder zu strecken, aber genug andere fröhliche Kreatur kriecht aus Löchern und Spalten und tritt aus dem Dickicht des Waldes, mit ihrem Wohlgefühl den freundlichen Schöpfer preisend. Heute denken wir unseren ersten Ausflug nach dem Meiseberg zu machen und morgen Berthas Geburtstag im Walde auszutraben. Julchen ist wieder völlig wohl und marschiert tapfer mit. Die gute Frau plagt sich redlich mit ihren sechs Kindern, benäht, bestrickt, beflickt, striegelt, kämmt und klitschet sie und erhält sich dabei einen fröhlichen Humor.

*

W. v. K.s Mutter an ihren Sohn Gerhard

Ballenstedt, den 3. Juli 1840. Vor etwa acht Tagen, als ich noch immer sehr schwach zu Bett lag, kam Bertha mit der Frage, ob die Gäste jetzt kommen dürften. „Was für Gäste?" fragte ich. „So weißt Du es also noch gar nicht, Großmutter, daß Onkel Carl mit Otto und Tante Dascha gestern abend gekommen sind, und das Onkel Otto [vgl. Leb.-Er.

[1] Baron D. V. Denon (1747–1825), französ. Künstler und Kunstforscher, begleitete Bonaparte nach Ägypten.

S. 14] ganz hier bleiben wird, um bei Vater malen zu lernen?" Ich kann es Euch nicht beschreiben, was ich empfand, als die Türe leise aufging und das blasse, wehmütige Gesicht meines lieben Bruders zu mir hereinblickte. Es ist mir wie ein Traum, daß sie da waren – Dascha ist jetzt in Hummelshayn bei Norchen, und mein Bruder ist mit Otto und Wilhelm nach Dresden [vgl. Leb.-Er. S. 1]; er will von da nach Carlsbad, kommt dann aber noch einmal hierher, um seinen Otto Wilhelm ganz zu übergeben. Wilhelm will von Dresden aus einige Tage nach Lausa und wird in etwa zehn Tagen zurückkommen.

*

W. v. K. an Senator Dr. Volkmann

Ballenstedt, Sept. 1840. Ich freue mich mit Deinen Kindern, daß Du ihnen Deine Biographie schenken willst – vielleicht, daß ich auch hineinschauen dürfte? Ich wünschte, mein sel. Vater hätte sein begonnenes Manuskript auch weiter führen können. Leicht aber mag's nicht sein, so zurückzublicken auf die Mühseligkeit, und das Wichtigste muß dann doch verschwiegen bleiben. Die gewaltigsten Erlebnisse, die ich gehabt habe, waren der Art, daß sie nur mir allein bekannt bleiben durften und dem stillen unsichtbaren Auge, dessen Blick alles Verborgene durchdringt. Auf solchen Erlebnissen aber baut sich gerade die Denkweise eines Menschen auf, und wir können daher von ihr immer nur halbe Rechenschaft geben, wir können sie nur logisch begründen (wobei bekanntlich leicht Fehler gemacht werden), die eigentliche Experimentalbegründung müssen wir für uns behalten. Und das ist nun das Schlimme, daß auch das Experiment zum Trug führt, wenn nämlich falsch experimentiert wird oder (denn in gewisser Hinsicht ist jedes Experiment richtig) wenn es falsch angeschaut wird. Der große Newton experimentierte falsch und verlor sich in seinem Farbentrug. So verlieren auch wir uns mit unseren Gedanken in manchen Trug, weil wir Gespenster sahen und nicht ordentlich hinschauten.

Mein lieber alter Papa Volkmann, ich habe Dich so lieb, Du bist für mich einer der wenigen Sterne, die von den noch stehen, nach denen meine Augen in der Kindheit aufblickten! Nicht wahr, die nächste Blütenzeit treibt Dich wieder her? Von meinen vielen Besuchen [vgl. Leb.-Er. S. 1f.] habe ich besonders an Treviranus große Freude gehabt. Ich gestehe ein, daß ich den Pastoren mit meinem allgemeinen Urteil doch Unrecht getan habe – es gibt doch einige redliche Seelen unter ihnen. Aber, mein lieber Freund, so wehe, wie mir Priester getan haben, hat mir sonst niemand getan. Mir gefällt es nicht mehr in unserer Kirche. Gibt es denn nicht irgend ein Volk, das ohne Priester Gott harmlos anbetet? Vielleicht sind es die Quäker, und dann wären sie hochzupreisen. Mir ist's jetzt oft gar schwer ums Herz. Ach, wenn doch Gott mir endlich Klarheit und Festigkeit im Glauben geben wollte!

* *
*

Register

Ein Sternchen * weist auf diejenigen Seiten hin, die in Anmerkungen oder auch im Text Erläuterungen über das betreffende Stichwort bringen.

Bei den im Mittelpunkt der Handlung stehenden Personen und Orten sind nur die charakteristischen und inhaltlich bemerkenswerten Stellen verzeichnet.

Aus dem „Verzeichnis verkaufter Bilder" S. 284 ff. sind in das Register nur die auch sonst im Buche erwähnten Namen aufgenommen worden.

Abendmahl, W. v. K. über das 255, 357.
Achelis, Frau, in Bremen 286, 390.
Achenbach, Andreas 362.
Adam und Eva, Bibelbild 222.
Alexander der Große 314.
Alexander, Diener 169 ff., 179, 183, 188 ff.
Alexisbad *280 Anm. 4, 342, 394.
Alsleben a. d. Saale 283.
Altarbild für Reval 162, *166, 193, 194, 196, 226, 232, 239, 252 f. (Sonett), 263, 272 (Gedicht), 274, 278, 281, 284, 306, 314.
v. Alvensleben, Kammerherr *279, 287, 309, 319. — Frl. 310.
v. Ammon *161, 323, 356, 364.
Anhalt-Bernburg, Herzog Alexander Carl *278, 280, 297, 302, 306, 307, 308, 310, 319 ff., 324, 326, 328 f., 332, 335, 336/7, 341, 382.
— Herzog Alexius *265, 266 f. (Faksimile), 268, 277 f., 289, 294, 299, 302, 305/7, 310, 386.
— Herzogin Friedrike 285, 287, *319, 321 f., 322, 323/30, 332, 334, 335, 342, 345, 352, 371, 376, 382, 384, 385.
— Prinzeß Louise s. Preußen, Pr. Friedrich.
Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg 279 Anm. 6, 284, 302, 365.
Anhalt-Cöthen, Herzog Heinrich 343, 385, *386 f.
Anhalt-Dessau 310; Prinz Friedrich 343.
Anschütz, Herm., Maler *64.
Apenninen 78/81.
Arndt, Johann *353.
v. Arnstetten 57.
Aschersleben 116, 283.
Asseburg, Graf und Gräfin v. der 285, *331, 339, 358, 376.
Atti (alemannisch = Vater), von W. v. K. als Knaben geprägter [vgl. Jug.-Er. S. 240] Name für Fr. Ad. Krummacher.
Augustusbad bei Radeberg 9, 17, 118 ff.
Bacharach 64.
Badeborn 353.
Baedeker, G. D. *223, 232, 233, 239, 247, 249, 252, 256, 265, 285, 299, 307, 317, 330, 358, 372, — Tochter Julie 279.
Baehr, J. K., Maler *249, 252, 313.
Ballenstedt 213, 264 ff., 265 ff., 276/81, 283, 288 ff., 298 f., 303, 319 ff., 343, 371, 375.
Barbua [vgl. Jug.-Er. S. 115] 375, 386.
Bäringer Bad 336.
Bary, Maler *355.
Bauch, Lohnkutscher in Dresden 275.
Bäuchel (Dresden) 252.
Bauer, Pastor, Bildnis 270.
Baumbach, Maler 264, 265.
v. Beck, russ. Staatsrat 8, *174, 178, 183.
Beckedorff [vgl. Jug.-Er. S. 120] 307, 389.
Begerhäuschen 159 f., 214, 275.
Bengel, Joh. Albr. (1687—1752), schwäb. Theologe 249, 254, 259.
v. Berg, Eleonore *23 f., 158, 405.
— Natalie *23 f., 158.
— General *23 Anm., 165.
Bernburg 12 f., 51, 53, 114/8, 276, 280/1, 308, 319, 323 f., 327 ff., 337, 387.
v. Bernstorff, Julie 349.
Berthold, Ferd. *141, 145, 219, 235, 246, 248, 252, 313, 333 f., 350, 354, 385, 390/1.
Bethge, Hotelbesitzer in Bernburg 280.
Bibelwerk, W. v. K.s 197, 221 f., *223, 232, 247, 265, 266, 330, 284 ff., 316 f., 338, 372, 373, 394, 404.
Bielefeld 152.
Bley, Gerichtsrat *310 Anm., 378, 388.
Blüher, Pastor (seit 1830) in Grünberg 5 Anm. 2, *237, 247, 261, 262, 269, 274, 301, 313, 338, 342, 395 f. — Mathilde 259, 313.
Blumen, Freude an natürlichen 260, 263 f., 266, 296, 302, 307, 308.

Bogatzky *143, 165, 180.
Boisseréesche Sammlung *109 f.
Bologna 79.
Bonn, Fresken in Universität 64 Anm. 3.
Börner, Kunsthändler *248.
Borsdorf b. Leipzig 283.
Böttiger, Hofrat *122, 232, 266.
v. Brandenstein (Roschütz) 271.
v. Braun 278 Anm. 2.
Braunschweig 113 f.
Breitkopf & Härtel in Leipzig 283 Anm.
Breling, van der *7, 19.
Bremen 52 ff., 107, 111, 114, 123 f., 152, 210/11, 212, 308, 311, 376, 389, 391.
„Bremer Kirchenbote" *272, 391.
Bretschneider, K. G. (1776—1848), Generalsuperintendent in Gotha 364.
v. Brevern, Frl. 124, 136, 138 f.
Brühl, Graf 330.
Bunge, August (1774—1865), Baurat in Bernburg 329.
Bürger, G. Aug. 140.

Cancrin, Graf, russ. Finanzminister 30, 181, 187, 190, 191.
Carus, C. G. *231 f., 234 f., 237, 300, 354, 355.
Cassel 156 f., 170.
Castellrosso, Baron 78 f.
Chambeau (St. Petersburg) 187, 189, 191.
Charaden 353/4 (Lösungen: Jungfrau, Schloß).
Cherubim 404.
Chevalier, Gräfin 207.
Cholera (1832) 229, 236, 241, 243.
Christusbild, großes 285, 302, *317, 320, 322, 338. — Christuskopf 320.
Claudius, Matthias 140, 344.
Clauß *264, 265, 280 f., 286, 290, 327, 387, 402.
Collins (St. Petersburg) 184, 187 f.
Conferenzrat, Geheimer *278 Anm. 2, 311, 319.
Consentius, Frau 22.
Cornelius, Peter *64 f., 92.
Cossebaude 314.
Courtan, Henriette 159, 249.
v. Cramer, Kammerherr *402.
Cranachsche Bilder 387.
Curtze, Dr. med. *280, 299, 306, 325, 381, 383 f.

Dahl, Chr. Fr. *355.
Dannecker *110.
Dante 375.
Denon, französ. Kunstforscher *404.
Dettenhausen *108 Anm.
Diele, Vetter 64.
Döbler, Taschenspieler 293.
Dohna, Graf zu *5, 148, *212 f., 295, 300.
— Gräfin *5, 6, 16, 17 f., 23, 126, 148, 179, 212 f., 238, 301, 314, 320, 343.
Dorpat 22, 33, 164.
Dräger, Maler 2, 46, 76.
Dresden 1 ff., 45 ff., 70, 107, 120 ff., 140/1, 161, 212, 214 ff., 224, 234 f., 237, 246, 247 f., 251, 266/8, 274 ff., 282 f., 291 Anm., 313 ff., 317/8, 331, 343, 354/7, 405.
— Kunstausstellungen 10, 228, 243.
Droste (Bremen) 114.
Düsseldorfer (Kunst-)Schule 45, 64 f., 103, 315, 362, 364, 373.

Ebel, Prediger *22.
Eckhart, Kantor 274, 301, 396.
Eggers, Buchhändler in Reval 167.
v. Ehrenstein, Frl. 46, 118; s. a. v. Loeben.
Eigstfer 21; Madonna in 162 f., Bild bei 260.
Einsiedel, Graf, Minister 161, 224 Anm.
— — Gesandter in St. Petersburg 178.
— — (Reibersdorf) 248.
Eisenbahnen 357, 387, 394.
Elberfeld 152, 377.
Elieser u. Rebekka, Bibelbild 266.
Emilie, Kindermädchen 281, 294, 308, 390.
v. Engelhardt, Moritz *29, 270.
Engels, Christiane *91, 109, 286.
Erdmann (Hermsdorf) 145.
Erfurt 157.
Ermeland, Fürstbischof Joseph (v. Hohenzollern-Hechingen) von 17.
Estland 50, 70, 73, 236; Kartenskizze 20.
Eule, Jettchen 273, 335, 355.

Faber, Frau [vgl. Jug.-Er. S. 206] 395 f.
Falkenstein, Schloß 310, 331, 358, 388.
Fechner, Gust. Theod. *119 Anm., 282.
Fersenau (Estland) 194 Anm., 236, 370.
Ficinus, Botanik *264.
Fickel (Estland) 194 Anm.
Finn (Estland) *20, *194 Anm., 273.
Fintlater (bei Dresden) 275, 282, 314.
Florenz 77, 78, 81, 103.
Förster, Ernst [Jug.-Er. S. 289] 64 Anm. 3.
Fouqué, de la Motte 42, 46, 69.
Francesco, Pater 207.
Frankfurt a. M. 56 f., 65, 110 f.
Frankreich, Louis Philipp von 224.
Franzensbad 240 ff.
Freund (Ballenstedt) 346.
Friedheim s. unter Reval.
Friedrich, Casp. David 355.
Fries, Jak. Friedr. (1773—1843), Philosoph [vgl. Jug.-Er. S. 328] 250, 259.

Fritze, Senator in Bremen 286, 376, 404.
Fuchs (Ballenstedt) 321.

Galitzin, Fürst und Fürstin *183, 184.
Genelli, Bonaventura (1798—1868) 283.
Genf 107.
Gerhardt, Paul 318.
Gerlach, Mad. 309.
Gerri (aus Odessa) 202.
Gideon, Bild 286, 376, 404.
v. Glauburg, Frl. 110 f.
Gleim, Frl. (Bremen) 114.
— J. W. L. 140.
Göschen, Geo. Joach., Zeichnung von W. v. K. 252.
Goßner, Joh. *88, 323.
Gotha-Altenburg, Herzogin von 243, *357.
Goethe 56, 72, 140, 262, 318, 392.
Gotland, Insel 204/7.
Gottschalk, K. Friedr. *279, 306, 353.
Götzenberger, J. 64 Anm. 3.
Graf (Dresd. Antikensamml.) 268.
v. Gräfe, Prof. *305 f., 386.
Grimmer, Komponist 282.
v. der Groeben, Gräfin Ida *22 f.
— Graf Karl *330.
Grönig, Syndikus in Bremen 211.
Groening, Buchhändler in Bernburg 352.
Grünberg (bei Hermsdorf) 212, 273, 274, 295, 301.
Grünewald, Maler *251.
v. Gruenewaldt, Elisabeth *355.
v. Grüter, Landrat in Tecklenburg 361, 372.
Günther, Pastor 399.
v. Gutschmid *291, 293, 308, 309, 317, 319, 328, 329.
Gutzkow, K. F. (1811—1878), Dichter 364.

Haase, Dr. med. *228, 248, 264, 269.
Hagedorn 140.
Hackhoff (Estland) 21, 39, 41.
Halberstadt, Kunstausstellung *361, 364.
Halle 116, 118, 205.
v. Harder (St. Petersburg) 176, 181.
Hardorff, Lithograph *7.
Härtel, Dr. Herm. 270, 276, *283, 316.
Hartmann, Prof. *2, *3, 4, 6, 48, 103, 122, 131, 266.
Hasse, Prof. 7.
Hebräisch Lernen 262, 264, 266, 296.
Hegel 388.
Heidelberg 111.
Heidler, Ferd. *260, 273, 313.
Heineke, Hofarzt [Jug.-Er. S. 124] 386.
Helmsdorf 331, 359.
Hempel, Advokat *312.
Hermann, Karl, Maler *64 f., 109.
— Wold., Architekt 283 Anm.
Hermsdorf 89, 135, *212/3, 222 ff., 225, 234, 237, 246, 251, 256, 257, 273, 276, 282, 300, 312 f., 314, 331, 355.
Herrmann, Arzt in St. Petersburg 178.
Herrnhut 244, 300.
Herz, David, Porträt 331; f. a. 285.
Herzog, Prof. in Bernburg 281.
Heuer, Anton *214, 322.
v. Heynitz, Agnes *223, 300, 312.
— August *247, 252, 262, 270, 284, 374, 375, 388.
— Auguste 112, 264.
— Dora *241, 247, 248 f., 260, 262, 269 f., 281, 327, 335, 374, 398.
— Ernst 89, 135, 145, *212 f., *219, 234, 236, 237, 246, 251, 259, 260 f., 265, 276, 282, 284, 291, 300 f., 312, 314, 326 f., 330, 355, 374, 388, 399.
— dessen Mutter 284, 374.
— Erneftine *219 Anm., 223, 228, 233, 251, 260, 262 f., 265, 268, 284, 292, 300, 312.
— Georg *247, 253, 260, 262, 264, 300.
— Helene *247.
— Karl 112.
— Pauline *247, 270, 281, 285.
Heynitz bei Meißen 213.
Hildebrand, Theod., Maler *361.
Hochland, Insel 39, 202.
Hoffmann, Oberhofprediger *279 f., 289, 292, 293, 304, 305, 306, 307, 319, 322, 343, 356, 358, 368, 375, 386, 389, 401.
— Adelheid *358.
Hoffmann, Dr. med. *280, 302, 321.
Hohenlimburg 154 f.
Hohenthal, Graf 148, 397. — Vgl. a. 338 Anm. 2.
Holstein-Glücksburg, Herzog Carl 345.
— Herzogin Louise [vgl. Leb.-Er. S. 163] 338, 345, 376.
— Prinzeß Louise 376.
— Prinzeß Marie *280 Anm. 6, 285, 287, *338, 341, 345, 357, 375/6.
— Prinzen 287, 320, 321, 401.
Hoym, Schloß 286, 335, *365/6, 367, 386/7, 388, 393.
v. Hoym, Frau Erneftine *280, 286, 289, 294, 305, 329, 343, 353, 389, 390, 401.
v. Hoym, Gräfin Charl. Sophie 212.
Hübel, Hofrat *215, 236, 265, 273, 284, 314.
v. Hüene, Frhr. Hoiningen gen. Hüene 398.
Hummelshain 157 f.

Jakobi (Estland) 20, 38.
Jakobs Kampf, Bibelbild 316 f.
Jänichen (Hermsdorf) 249.
Jeanneret, Maler *107.
Jena 157.
Innsbruck 78.
Josephus (geb. 37/8 n. Chr.), jüdischer Geschichtsschreiber, Verf. einer 20-bändigen „Jüdischen Archäologie" 404.
Judith, Bild 242, 252.
Junges Deutschland *364.
Jussupow, Fürstin 189, 190.
Justinus Martyr, christl. Apologet des 2. Jahrh. 252, 259.

Kalisch (Ballenstedt) 309.
Kalisch, Manöver 341, *344.
v. Kampsche Kinderbücher, Bilder 252, 284.
Kanitz, Graf *22.
Kaskel, Julius, Bankier in Dresden [vgl. Jug.-Er. S. 126] 355, 387.
Katholische Kirche 71, 77, 84, 96, 105 f., 135, 244, 307.
Kaufmannsstand 123.
Kehrer, Hofmaler *264, 331.
v. Kerssenbrock, Frau 331, 359.
v. Kersten 278 Anm. 2.
Kersting, Maler 158.
v. Kirchbach und Frau *271 f., 284.
„Kirchenzeitung", „Allgemeine" 317 — „Evangelische" 230, 330 Anm. 1, 377.
Kleinwelka 5, 181.
Klipphausen 148.
Klopstock 95, 337.
v. Knorr, Frl. 285, 331.
Koch, Joseph Anton, Maler 76.
Königsberg (Ostpreußen) 22.
Königshain 112.
Königstein 275.
Koopmann [vgl. Jug.-Er. S. 279] 76.
v. Kotzebue, Oberst 178, 184.
Kranz, Frl., Porträt 286, 390.
Kreuzburg a. Werra 157.
Kriegel, Marie 137, 159.
v. Krohn, Hofdame 285, *323, 331, 332, 345.
Kronstadt (Rußland) 199 ff.
v. Krosigk, Anton, Forstmeister *279, 287, 291, 293, 295, 309, 376, 389.
— Gebh. A., Gesamtrat 278 Anm. 2, *289, 345.
— Frau (von Gröna) 345.
Krüger, Maler 251.
Krummacher (Lebensdaten S. *XVI).
— Adelheid s. unter v. Kügelgen.
— Charlotte („Lotte") 273/5.
Krummacher, Eduard 53, 100.
— Eleonore (Schwiegermutter) 130, 142, 210, 389.
— Emil 53, 109, 360, 391.
— Friedr. Ad. (der Alte) 12 f., 27 f., 45, 53, 85 ff., 92 f., 129 f., 142, 145, 150 f., 152 ff., 186 f., 197, 210 f., 273/6, 277, 286, 294, 308 f., 389, 391, 397.
— Friedr. Wilhelm („Fritz") 109, 160 f., 210 f., 232, 273/6, 285. 317, 371, 373, 376 f.
— Gottfr. Daniel *391.
— Julius 53, 149, 150, 160, 338, 347, 360, 370.
— Maria, Schwägerin 13, 53.
— Maria, Nichte 398.
— Martin, Neffe 370.
v. Krusenstjern, Admiral *173, 177, 183.
Kügelgen, Christine Charlotte, Tante *57 ff.
— Cordula 31.
— Joseph, Vetter 58 ff.
— Lilla, Cousine 15, *58 Anm., 64, 93.
v. Kügelgen (Lebensdaten S. *XIV f.).
— Adelheid, Schwester 16 f., 49, 50, 70, 127 f., 150, 161, 170, 182, 191, 216 f., 226, 235, 241 f., 266, 268, 274 ff., 299, 302, 314, 316, 318, 337, 338, 347 f., 360/1, 370, 372, 388 f., 394, 397, 398.
— Adolph, Sohn 330, 333 f., 335, 336, 344, 352, 367, 380 f., 401.
— Anna, Tochter 227 f., 242, 253 f., 256 f., 261, 269, 318, 331, 337, 352, 359, 380 f.
— Benno, Sohn 373, 374, 375, 380, 401.
— Bertha, Tochter 168, 172, 175, 195, 201, 207, 210 f., 221, 242, 253 f., 256 f., 261, 264, 273, 293 f., 308, 322, 337, 359 f., 380 f., 395.
— Carl, Onkel 3, 7, 19, 20, 25, 27, 31, 67 f. 126, 128, 134, 151, 166, 220, 231, 236, 237, 238/9.
— Carl, Vetter, s. Bild bei S. 241.
— Constantin, Vetter 38, *230 f., 236, 237, 240 ff., 243 f., 245, 264, 319, 330, 377, 388, 392, 398.
— Elisabeth, Tochter 399 ff.
— Elmine, Cousine und Schwägerin 24, 38, 42, 74 f., 89, 194 Anm., 216 f., 220.
— Emilie, Tante 38, 67, 163, 196, 220, 238/9, 333.
— Gerhard, Vater 3 ff., 8, 35, 93, 239, 293, 319, 386, 405.
— Gerhard, Bruder 16, 28, 34, 38 f., 70, 73 ff., 89, 125, *194, 233, 239, 257, 264, 266, 273, 277 f., 288 f., 293, 307, 310, 341, 362 f., 370 f., 403.
— Gerhard, Sohn 269, 289, 303, 308,

315 f., 318, 325, 331, 333, 337, 344, 352, 359, 367, 378, 380 f., 384, 389, 391/2.
v. Kügelgen, Harry 38.
— Helene, Mutter 4 f., 6 f., 28 f., 49, 54 f., 68, 70, 85 ff., 93, 127 f., 149 f., 159 f., 176 f., 182 f., 191, 207, 217, 231 f., 234 f., 238 f., 241, 245, 265, 269 f., 282, 290, 301, 313, 330, 337, 347 f., 350 f., 354, 359 f., 366, 367, 368, 372, 374 f., 378, 383, 385, 398, 400, 402.
— Helene (Hella), Cousine 38.
— Julie, Frau 45, 51 f., 54 f., *77 f., 85 ff., 159 f., 161, 165 f., 168, 197, 210, 215, 218 f., 220 f., 227 f., 240 ff., 256, 260, 291, 302, 306, 311, 315, 327, 343, 353, 378, 383, 389, 392, 398, 400, 404.
— Paul Gerhard, Neffe *375.
— Sally s. v. Zezschwitz.
— Wilhelm, Neffe *216, 220, 343/4.
Kullina (Estland) 38, 173 Anm. 2.
Kunst, W. v. K.s Ansichten über K. und Künstler und Kunstkritik 101 f., 109 f., 122 f., 137, 142 f., 307, 311, 317, 361 f., 364, 373, 402.
Künstlerberuf und -eigenart, W. v. K.s 123, 149, 213, 218, 225, 226 f., 243, 263, 303, 315 f., 327, 338, 362, 364, 373.
Kuntsch, Arzt in Radeberg 234.
Kurakin, Fürstin 171, 174, 184, 187, 188, 189. — Fürst *187.
Kurkül *20, 23 f., 25 f., 38.

Lamech, Bibelbild 225.
Lasius (Bremen) 114.
v. Lasperg, Kammerherr *280, 285, 287, 296 f., 320, 323/5, 329, 337, 357, 375/6. — s. auch Holstein, Prinzeß Marie.
— Auguste und Mathilde 285, 323, *339, 357.
— Stiftsdame 285, 323, 345, 376.
La Trobe, Fr. de u. Alwine *XV, 21, 27, 40, 72.
Lauenburg, die 336.
Lausa 18, 120, 135, 262, 264, 282, 355, 395 ff., 399, 405.
Leipzig 118, 158, 276, 283, 316, 357.
Leis 8.
Leonhardi, Pastor an der Kreuzkirche in Dresden 139, 395.
v. Lesedow, Louise 173, 175, 178.
Lichardoff, Frau Oberst 173, 175.
Lilla, über den Namen 398.
v. Lindenau, Minister 249.
Line = Pauline Valentiner.
v. Loeben, Otto 46, *103, 118, 145, 158 f., 264.
Loewis of Menar 21 f., 42, 43.
Loschwitz 6, 119, 159 f., 212 f., 214, 231, 275.
Lotzdorf 9, 121.
Lübeck 210.
Lucanus, Dr., Halberstadt 361 Anm.
Luther 139, 233, 248, 268, 370.
Lutze, Kantor *117, 281.
— Riekchen 116, *117, 280.

Machzum (Ballenstedt) 321, 334, 378, 380, 389.
Madonna in Bremen („Maria mit dem Kinde") 227, 228, 233, 243, in Eigkker 162 f., für Osnabrück 286, 404.
Mailand 106, 107.
Mainz 57, 63.
Mallet, Pastor 114, *225, 272 Anm.
Mariastern, Kloster 244.
Marienbild, W. v. K.s 179, *249, — „Maria mit dem Kinde" s. unter Madonna; Zeichnung 404.
Marienthal, Kloster 244.
Mauermann, Bischof, Dresden 207.
v. Maydell, Ludwig, Maler 76, 77, *82 f., 123, 166, 232.
— Richard *398, 401, 403.
Mayer, Charles und Familie 36, *171 f. 173 ff.
Medaillen, Zeichnungen 190, 191, 317.
Meisdorf 331, 358.
Meiseberg 309, 311, 312, 337, 358, 404.
Meißen 118, 145, 158 f.
Meister, Konsistorialrat *117, 281.
Memel 22, 163 f., 314.
v. Meyer, Osnabrück 286, 404.
Meyris *21, 23.
Mienchen 199, 332, 359, 397.
Möller, A. W. P., Konsistorial Münster 91 Anm., 287, 387 Anm.
— Wilhelm *387/8.
Morgenstern, Prof. 8.
Moritzburg 274.
Mortimer, Herrnhut. Prediger 180, 184.
v. zur Mühlen 70, 162.
Müla (bei Poll) 195.
Müller, sächs. Kultusminister 255.
München 92, 103, 364, 388.
Münster i. W. 152.
Münzlof, Lohnkutscher 282.
Musik 24, 101, 138, 173 f., 333.

Napoleon 314, 318.
Natorp, Gustav *XVI, 53, 109.
Naumburg 158.
Neander, Bischof 356.
Nebrich, Weinhändler 56, 57.

v. Neff, Timoleon *35, 38, 45, 64, 70, 73, 74, 77, 83, 89, 95, 97, 123, 134, 137, 166, 191, 234, 250ff., 374/5.
Neſſelrode, Graf *185, 268.
— Gräfin 184f., 188.
Neuchâtel 107.
Neudorf (bei Dresden) 276.
Nikodemus, Bild 175, 223, 327.
Nitſchke, Hotelbeſ. in Ballenſtedt 283.
v. Noſtitz, Miniſter 5.

Oehme, E. Fr., Maler [Leb.-Er. S. 29] 391.
Oesfeld, Paſtor (Sonett) 252f.
Oland, Inſel 208.
v. Olivier, Fr., Maler *372.
Onno = der Onkel G. Ad. v. Stackelberg.
Ontika (Eſtland) 42.
Orrenhoff (Eſtland) *194 Anm., XIII.
Oſchatz 157f., 283.
Oſſian 40 Anm.
Ottendorf bei Hermsdorf 260, 274.
Ottenkill *21, 33.

Parabelbilder 239, *247, 252, 260, 265, 273, 307.
v. Parrot 174, 178, 183, 191.
v. Paſchwitz, Clara 213.
Pauli, de 78.
Peſchel, Karl 76, *82, 219, 235, 246, 248f., 251, 268, 270, 273, 276, 283, 354/5, 391.
Peſſarovius, ruſſ. Staatsrat 181, 183, 185.
Peterhof 184.
St. Petersburg 74, 88, 128, 154, 162, 169/192, 198f.
Petri, Geh. Kanzleirat und Frau 279, 290, 298, 387, 389.
Pfau, Gutsbeſitzer *388.
Philippi, Frau Friederike 168.
Pienitz, Dr. med. 247.
v. Polenz, Frau 272.
Politik 224, 244, 255, 364.
Poll *20f., *25ff., 31, 34/7, 39, 43, 44, 46ff., 68, *150f., 162, 166ff., 172, 175, 179, 192, 194f., 339, 369, 395.
v. Poll *181.
Pömmelte bei Barby 302, *317 Anm.
Poncet, Frl. 65, 159.
Pönitz, Dr. med. 7, 23.
v. Potemkin, Frau 183, 184, 187, 188, 189.
Pötſchke *247, 253f., 262.
Preller, Friedr. (1804—1878) 283.
Preußen, Prinz Alexander 321.
— Prinzeß Charlotte ſ. Rußland, Kaiſerin Alexandra.
— Prinzeß u. Prinz Friedrich 287, *289, 317, 319, 320, 321, 332, 366, 390, 401.
Preußen, König Friedrich Wilhelm III.: 310, 313, 377 Anm. 1.
— König Friedrich Wilhelm IV.: 330.
Pückler, Graf 313.
Putjatin, Fürſt 293.

v. Quandt (Dresden) 355.
Quedlinburg 336/7, 368.

Radeberg ſ. Auguſtusbad.
v. Radingh, Alexander u. Auguſte *XV, 21
Raffael 110, 317, 318.
Ragnar Lodbrok *26.
Rapp, General 271.
Recke, Graf Adalb. v. d. 109, *145 Anm.
Reclam, Buchhandlung in Leipzig 10.
Reich, Geh. Hofrat *215, 265.
Reichel, Maler 144.
Remy, Karl, Maler 76, *82.
Requiem, Mozarts 101.
— -bildchen 72, 132; Bild bei S. 33.
Reuß, Fürſt Heinrich LXIII.: *148, 266.
Reval 32, 39, 166, 192, 194, 196f., 203, 278, 306.
— Friedheim *169, 196, 220.
Revolution 224, 251.
Rheinreiſe 56/65.
Rhens 57/63, 249.
Richter, Ludwig 76, 77, *82, 83, 108, 110, 131, 144, 219, 232, 246, 248, 251f., 314, 350, 354, 367/8, 384f., 390f.
Richter, Paſtor 260, 274.
v. Richthofen, Frau *343, 345, 400f.
Riga 22, 34.
Rigi 108.
v. Rodde, Dorothea, geb. v. Schlözer *280 Anm. 6, 323.
Röhr, Joh. Fr. (1777—1848), Generalſuperintendent in Weimar 364.
Roller, Paſtor *5, 16f., 17 (Fakſimile) 37, 49, 71, 81, 103, 120f., *131f., 135f., 145, 160, *213, 215, 221, 226, 228, 242, 254, 259, 260, 263, 268, 269, 272f., 274, 282, 298, 299ff. (Brief), *302 Anm., 312f., 321, 335, 351, 352, 355, 365, 385, 394/8 (Brief).
Rom 71, 73, 76f., 82/103, 124f., 131, 143, 375.
Roman-Entwurf, W. v. K.s 281, 304, 306.
Roſe, Köchin 290, 296, 310, 337.
Roſe, Lakai 280.
Roſenthal, Paſtor 353, 375.
Roſſitten 163.
Rothe, Richard 76f., *83f., 89, 92, 101, 103.
Rumford, Graf *251.
v. Rumohr, Karl *248.

Rußland, Kaiser Alexander I.: 39.
— Alexandra, Kaiserin *187, 191.
— Maria Feodorowna, Kaiserin-Mutter 183, *186, 190.
— Nikolaus I., Großfürst, seit 1825 Kaiser: 39, 166, 187, 189, 190, 224, 252, 268, 276, 278.

Sachs (St. Petersburg) 174.
Sachse, Prof. in Bernburg 100.
Sachsen, König Friedrich August 224 Anm., 291 Anm.
— Kurfürst Johann Georg I.: 212.
— Prinz Johann 318.
Sächsische Schweiz 275, 299.
Sakhoff *21, 39/44.
Salesius, Abt 244.
v. Salmuth 278 Anm. 2, *279, 293, 294, 320.
Schäfer, Frl. *277 Anm., 293, 386.
Schaffhausen 107 ff.
Schaumburg s. unter Anhalt.
Scheibel *246, 255, 260 f., 262, 273, 275, 281, 282, 300, 313, 335, 355/6.
Schelle, Rektor *304, 307, 308, 312.
Schiller 40, 137, 140.
Schirmer, Dr. 207.
Schkeuditz 283.
Schlosser, Rat 56 f., 123.
v. Schlözer, Dorothea s. v. Rodde.
Schmaltz, Pastor *275, 323.
Schmidel (Hermsdorf) 213.
Schneider (Gotland) 205 f.
Schnorr v. Carolsfeld, Jul. *83, 103.
Scholz, Portugiese in St. Petersburg 182.
Schönberg, Frau 4; August u. Käthchen 271.
v. Schönberg, Auguste *11, 16 f., 399.
— Louise *11, 238, 343.
— Marianne 212.
Schönburg-Waldenburg, Prinz 212.
Schöppe, Gärtner in Hermsdorf 262, 269, 292, 396.
Schreck, Candidat 338, 358/9, 368, 375.
Schrödter, Ad., Maler *361/2.
v. Schubert, G. H. *9, 140, 230, 330, 388.
v. Schuberth, russ. Staatsrat *187.
Schuhmacher, Frau („Blauer Stern") 274.
Schwarzwald 108 Anm.
Schweinefuß, Frau 399.
Schweiz, Wanderung durch die 107 ff.
Scott, Walter 42.
v. Seckendorff, Frhr. Selmar 396.
v. Seelhorst u. Frau *277, 278, 284 f., 287, 289 ff., 293, 294, 295, 296, 299, 302, 305 f., 310, 320, 382, 385/6.
— Tochter Ernestine 285, *299, 339.
Selkemühle 309.
Senff, Adolph 76, *83 Anm. 1, 268, 273, 276.
v. Sengbusch, Karl *179, 180, 184, 187 f., 193 f., 198/201, 249, 260.
v. Siegsfeld *280, 295, 306, 310, 317, 320, 322, 343, 347, 352, 353.
Sievers, Gräfin 43.
— Graf Georg 154.
Sihler, Wilhelm *260, 262, 268, 274, 319, 327, 335, 358.
Simon (Rom) *83.
Simon (Ballenstedt) 290, 316.
v. Sivers, Hedwig Dorothea 23 Anm. 1.
Sommer (Rhens) 59/63.
v. Sonnenberg, Oberst 278 Anm. 2.
v. Spiegel, Frhr. 361 Anm.
v. Stackelberg, (Lebensdaten S. *XV) Antonie 21, 32, 38 ff., *132 f., 172, 175, 339.
— Alwina *369, 392.
— Auguste 21, 30, 32, 34, 38 ff., 63, 93 f., *125 f., 132, 191, 195, 339, 360, 369.
— Gustav Adolph 20, 25 f., 36 f., 72 f., 94, 133, 134 f., 151, 166, 175, 335, 339, 369.
— Otto Magnus *73.
— Sophie, Tante 21, 25, 29, 32, 43 f., 47 f., 67 ff., 71 f., 133 f., 151, 165, 167, 177.
— Sophie, Cousine 21, 32 ff., 40, 44, 93 f., *133, 339.
— Wilhelm 21, 175, 368/9.
Starke, Oberhofprediger *215, 386.
— Familie 279, 287, 297, 306, 358, 359, 389, 402.
— Agnes *293, 310, 375, 381.
— Friederike *388.
— Fritz *280, 298, 308, 309, 310.
— Henriette *310.
— Louise *310, 378/9.
Stecklenburg, die 336.
Steinhöfer (Wilhelmshöhe) 157.
Stephan, Pastor *71, 133, 161, 246, 350, 351, 385, 393, 398, 399.
Sternhaus 312.
v. Stieglitz, Frhr., russ. Hofbankier 181.
Stilling (Jung-Stilling) 41, 44, 259.
Stoffregen, Staatsrat 176, 178, 183, 188.
Stolberg-Stolberg, Graf 266.
Stolberg-Wernigerode, Gräfin Caroline *16, 148 Anm. 2, 399.
— Gräfin Eleonore 148.
Stoll, Franz, Gittarist *174.
Strandfuß (Lohmen) 275.
Strauß, David Friedr. *356, 368, 377.
Strelna bei Petersburg 169.

Stuttgart 108, 109f.
Sündenfall, Bibelbild 222.
Sündflut, Bibelbild 225.
Süßemilch (Dresden) *214.

Talkus, estnischer *23.
Tanzen 136, 341.
„Täubchen"-Bilder *145ff.
Tecklenburg 348, 376, 381, 386.
Temoraſtein 22, *40, 43, 44.
Terſteegen, Gerh. (1697—1769), reform. Mystiker 273.
Teucher u. Frau (Dresden) *160, *331.
Thaer, Albr., Prof. der Landwirtſchaft (1752—1828) 70.
Theodorowitſch, Athlet 329.
Thieroff, Marianne 11.
Tholuck, Prof. 149, *368, 371.
Thorwaldſen 76, 82, 83 Anm. 1.
Tiedge, der Dichter 313.
v. Tieſenhauſen, Lilli 44.
Tille = Mathilde Valentiner.
Timo = Timoleon Neff.
Tivoli bei Rom 97, 98f.
Travemünde 210, 211.
Trepte (Hermsdorf) 314.
Treviranus, Paſtor 114, *179, 405.
Trient 79.
v. Trotha, Kammerherr 345.
Trützſchler v. Falkenſtein 291, 307.
Tübingen 111.
Tutterſaar, Inſel 39.

v. Uexküll 184, 194 Anm.
— Baron 313, 314.
— Julie 313, 314.
Uhlich, Leberecht, Paſt. *302, 317, 338, 398.
v. Ungern-Sternberg, Baron Otto *XV, 21, 339 Anm. 3.

v. Vahrendorf, Hofdame 285, 324, 330, 332.
Valentiner, Frau *359, 382, 384, 390, 402.
— Mathilde *359, 380f., 390.
— Pauline *359, 380f., 384, 387, 390.
Veit, Leutnant, u. Frau 398/9, 403.
Venedig 103ff.
Venning 177, 179, *183, 186, 189, 191.
— Frau 179, 189.
Verbeck, Mad., Porträt 250, 256, 284.
Verona 78.
Victorshöhe (Harz) 318
Volkmann, Dr. Alfred und Frau Adele *281f., 283, 316, 357,
— Arthur (1817—1841, Sohn des Senators) 390.
Volkmann, Clara *119, 127f., 158, 282, 283, 316, 357.
— Julius *158, 283.
— Wilhelm, Senator *16, 158, 283, 316, 318, 367, 377, 400ff., 405.
Voß, Hauptmann 122f., 317, 346.

Watſon, Miß 313, 335.
Weiſe, Verlagsbuchhändler in Stuttgart 285, 358.
v. Weiſe, Forſtmeiſter *279, 305, 307.
Weſenberg (Eſtland) 20, 25.
Weſtarp, Graf u. Gräfin *279, 293, 296, 298, 302.
Wilberforce, William *403.
Wilhelmshöhe 156f.
Williard, Kupferſtecher *265, 273, 307.
Winkel, aus dem, Frl. *125.
Woiſeck *21, 27, 29.
Wolchonski, Fürſt 166.
v. Wolfframsdorff *324.
Wudrian, Valentin *229f.

Zahn, Franz Ludwig *246f.
Zeichenſtunde (Hermsdorf) 247, 251, 262.
v. Zezſchwitz, Benno *120, 160, 242, 284, 398.
— Gerhard *281.
— Hofrat Karl *5f., 240, 243f., 263, 276, 281, 284.
— Sally *240ff., 243f., 245, 264, 269, 281, 284, 319, 377, 378, 382, 392.
v. Ziegeſar, Eleonore *158, 405; ſ. a. v. Berg.
— Friedrich, Oberforſtmeiſter 158.
— Hermann 158.
— Marie 23 Anm. 1, 24, *158.
— Otto 158.
Ziegler, Medizinalrat 287, 306, 346.
Zimmermann, Ad. Gottl. 76, *82, 248.
Zinzendorf 11, 29 Anm. 2, 68, 165.
Zoege v. Manteuffel (Lebensdaten *XVf.).
— Carl, Onkel 21, 23, 39, 166, 404f.
— Carl, Vetter 394, 398.
— Daſcha (Dorothea) 39, 404f.
— Heinrich 68, 295.
— Helene, W. v. K.s Großmutter 25, 27, 38, 75, 133, 134, 151, 165, 167, 176, 269.
— Lidly, Tante 7, 394.
— Otto, Vetter 404f.
— Peter, Onkel 67, 394.
— Wilhelm, Großvater 360.
Zoellner, Lithograph *352.
Zürich 108.

* * *

Im Verlag Koehler & Amelang ist erschienen:

Paula von Bülow

Aus verklungenen Zeiten

Lebenserinnerungen 1833—1920

*

Als Gegenstück zu den Lebenserinnerungen des Alten Mannes kann man die Memoiren von Paula von Bülow ansehen. Wie der Alte Mann, so läßt eine „Alte Frau", die ehemalige Schweriner Oberhofmeisterin, ein kulturhistorisch wertvolles Bild vor dem Auge des Lesers vorüberziehen und die alten, die „verklungenen Zeiten" neu aufleben. Das bunte Leben dieser Frau, die den Wiener, Berliner, Schweriner und St. Petersburger Hof kennen lernte, steht durch den Abstand, den sie beim Schreiben ihres Werkes bereits von allen Geschehnissen hatte, durch ihre Abgeklärtheit und innere Größe als abgerundetes Ganzes da. Unfaßbar ist die geistige Frische, die ungebrochene Kraft, der fließende Stil, die plastische Gestaltungskraft der 82jährigen. Von besonderem Interesse für viele Leser wird es sein, daß eine zarte tiefe Freundschaft Paula von Bülow mit Kaiser Wilhelm I. in dessen letzten 15 Lebensjahren verband, wovon eine ganze Reihe dem Werk eingegliederter Briefe Zeugnis geben.

Mit ein- und mehrfarbigen Abbildungen

In Ganzleinenband Mark 7.50

Im Verlag Koehler & Amelang ist erschienen:

Waldemar Bonsels

Die Mundharmonika

Erzählungen

*

Diese Lebenserinnerungen, Gestalten und Bilder, die Waldemar Bonsels unter dem Titel „Die Mundharmonika" zusammengefaßt hat, sind die in Kriegs- und Friedenszeiten der letzten 10 Jahre entstandenen Erzählungen. Immer steht im Mittelpunkt der erlebende Mensch in Leid oder Glück seines Schicksals. Der Sinn der Geschehnisse offenbart sich dem Leser weit öfter zwischen den Zeilen als im ausgesprochenen Wort und läßt auf diese Weise das Wesentliche besonders zu Herzen dringen. Höchste Einfachheit ist hier zugleich höchste Kunst der Darstellung, darum wird dieses Buch im deutschen Volke den Weg gehen, den die „Biene Maja" und „Indienfahrt" gebahnt haben.

In Ganzleinenband Mark 4.50